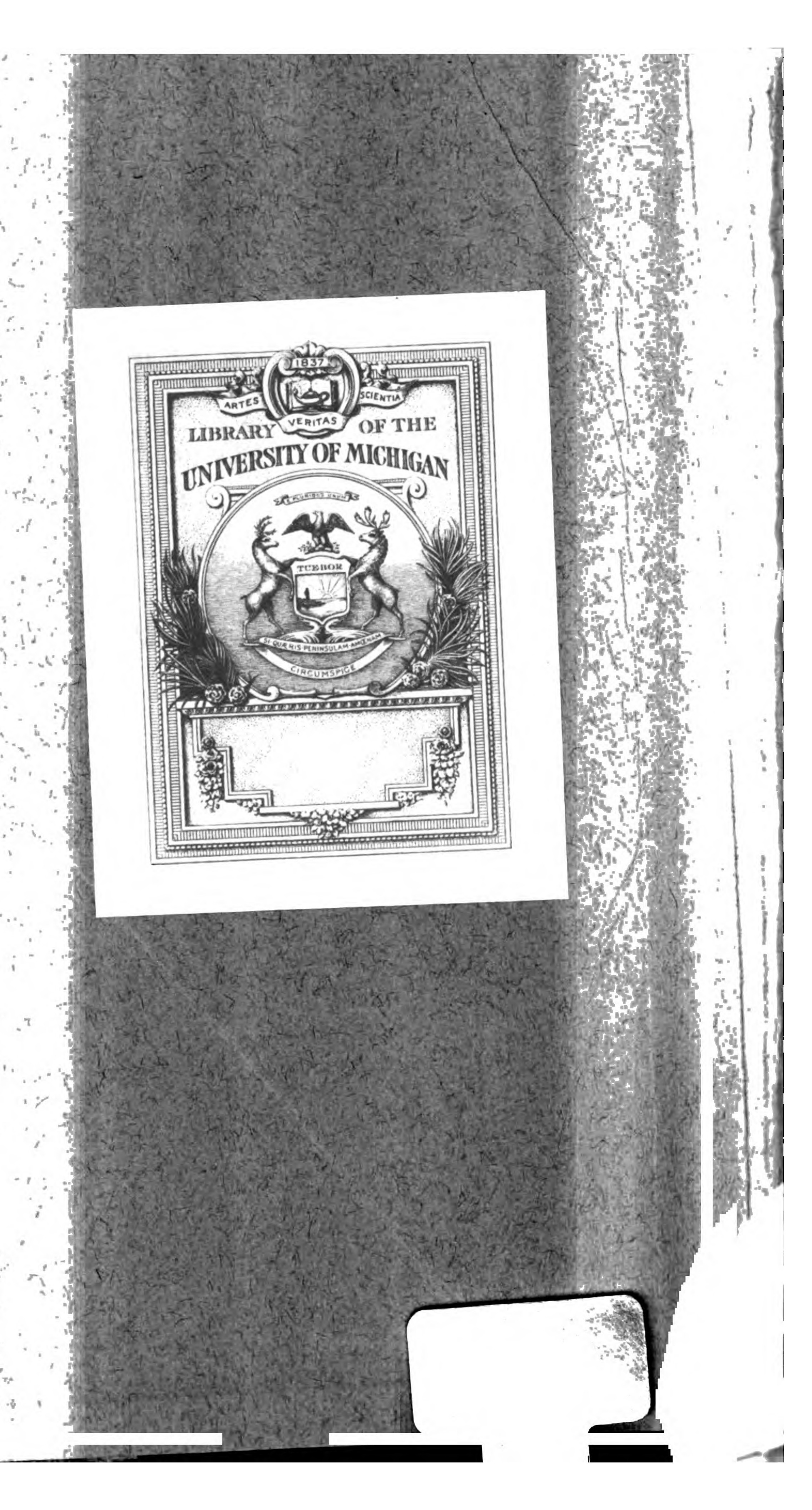
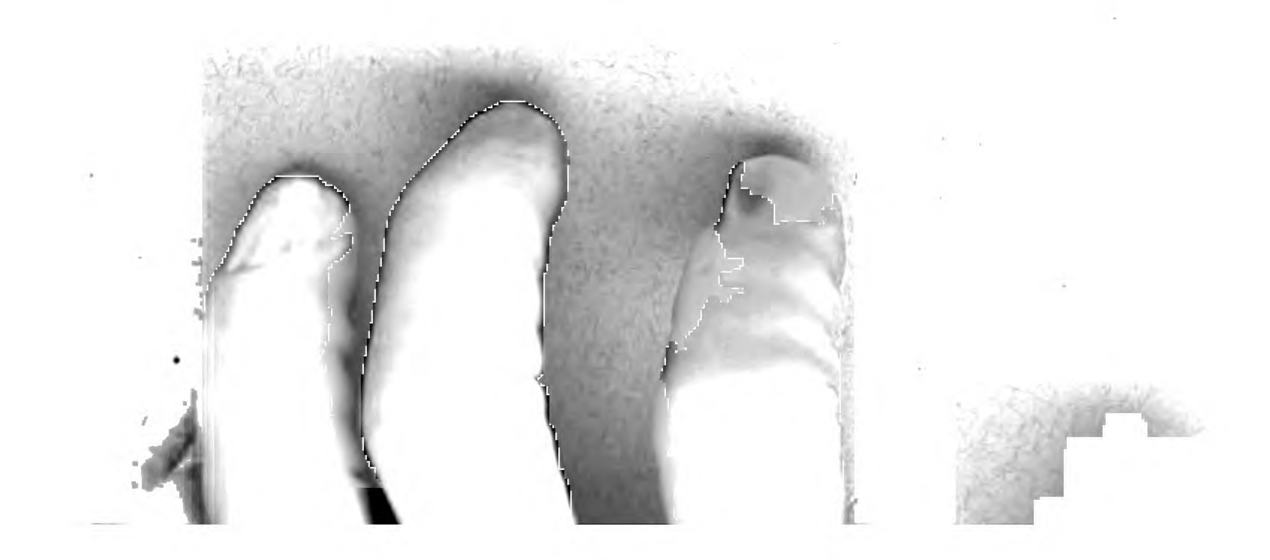

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Zeitschrift für Deutschkunde

1923

Jahrgang 37 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

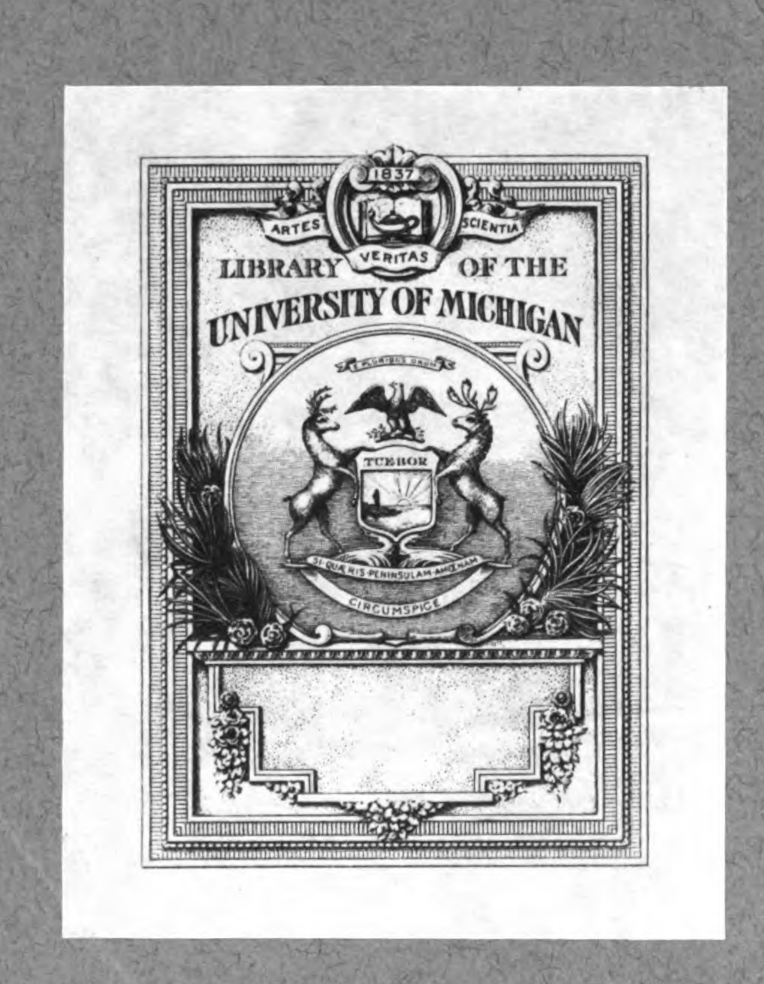
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1923


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Zeitschrift für Deutschkunde

1923

Jahrgang 37 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1923

I. Inhaltsübersicht.

A. Aufsätze.

B. Literaturberichte.

C. Sprechzimmerbeiträge.

D. Zeitschriften- und Bücherschau.

E. Mitteilungen.

II. Sachregister.

A. Literatur- und Kunstgeschichte.

B. Sprache.

C. Volkskunde.

D. Unterricht.

Zeitschrift für Deutschkunde

1923 Jahrgang 37

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

B. Sprache.

C. Volkskunde.

D. Unterricht.

Zeitschrift für Deutschkunde

1923 Jahrgang 37
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

as Theater und der Wiederaufbau der deutschen Seele.

Ein Vortrag.

Von Prof. Ferdinand Gregori in Berlin.

Die Schauspielkunst ist, auch wo sie das Gewand vergangener Jahrhunderte, gangener Jahrtausende um die Schultern hat, so ganz und gar sinnenbeglückte enwart; ist trotz kosmischen Zeitspannen, die sie umfassen kann, so sehr auf- ender Augenblick, daß die Menschen, die sie auswirken, und die Freunde, die ihr Pfleger und Genießer nahetreten, weder von ihrer Geschichte noch von ihrer orie gern hören. Die vorbereitende Zeitungsnotiz, die referierende Kritik, am sten gleich nach der Aufführung — das ist alles, was man sich außerhalb des aters über das Theater gefallen läßt. Wie ganz anders geht man der bildenden nst nach, der Dichtung, der Musik; wieviel Namen allein weiß man aus diesen irken, wieviel Epochen und Strömungen sind selbst der kleinstädtischen Allgemein- vertraut! Man frage aber den ständigen Premierenbesucher einer Großstadt h Friedrich Ludwig Schröder: er wird eher antworten, daß ein Schröder Theater- e vergänglich-unterhaltsamer Art verfaßt habe, als wissen, daß er unser genialster nier, Prinzipal und Darsteller gewesen ist.

Die durch 1½ Jahrhunderte gedruckten theaterwissenschaftlichen Arbeiten haben selten die Verlegerkosten eingebracht. Kunstfördernde Gesellschaften, theater- enschaftliche Vereinigungen mußten entstehen, um die Herausgabe überhaupt gen zu können; und dann blieben die Veröffentlichungen hübsch in den Regalen Gelehrten, der großen Bibliotheken und einiger Theaternarren stehen und wurden hervorgezogen, um einem neuen ähnlichen Werke zur Unterlage zu dienen, wieder den Weg zum Publikum, für das es bestimmt war, nicht fand. Selbst- ändlich, daß meist nur kleine, verstedte Verleger gewonnen werden konnten, nach solchen Fehlschlägen schnell verschwanden und von den 1000 gedruckten 950 unverkauften Exemplare einstampften. Nichts ist heute seltener auf dem quarischen Markte als ältere dramaturgische Literatur.

Es steckt ja ein gesunder Kern in dieser Ablehnung: man will sich die sinnlichste r Künste nicht auch noch zum Homunculus machen lassen. Und hier ist der Gegen- zwischen erster und zweiter Hand viel schroffer als etwa bei Werken der bildenden nst, wo eine literarische Einstellung für viele geradezu notwendig wird. Die Bühne t in ihrer brutal illusionierenden Kraft und durch die vielfältigen unmittelbaren zungen wie die körperliche Berührung mit einer hochgehenden Woge von schöpfe- ausgestatteten Menschen. Sogar der dramatische Dichter, wir wissen es, tritt vor er Wirkung oft zurück; wie nun erst der dramaturgische Pädagog mit dem Zeigestock! Kommen Sie dieser notgedrungenen Feststellung ein wenig entgegen. Meine nerkungen wollen kein Wettbewerb mit einer Theateraufführung sein, und ich e es doch für ersprießlich, im Anschluß an Wendungen und Wandlungen der letzten re einmal außerhalb des Theaters und außerhalb der zünftigen Kritik einige — enken zu äußern, die gewiß auch einem großen Teile des Publikums gekommen sind.

* * *

Zuerst, damit wir uns auch in den Grundlagen näherkommen, ein paar allgemeine Worte. Was kann das Theater geben und — in noch weiterem Kreise — was bedeutet es überhaupt für den Menschen, an die Kunst herangeführt zu werden? Ist es nicht nur eine romantische Reise nach Wolkenkuckucksheim; verliert man in ihren reinlichen Sphären nicht den Boden unter den Füßen und wird ein Hans-Guck-in-die-Luft, der auf der festgegründeten Erde nichts mehr taugt? Und sind es nicht verschrobene Philanthropen, die künstlerische Ströme sogar schon in die Schule leiten wollen, und die damit nur den Sinn vom exakten Wissen frevelhaft ablenken? Beweisen ferner nicht die Kunstsammler, daß man sehr wohlhabend sein müsse, wenn man sich an Kunstbesitz erfreuen wolle; ist also die Kunst nicht eine Einsiedelei für Millionäre und Müßiggänger, ein Luxus? — O nein, fast darf man's umkehren. Die Armen und Arbeitenden bedürfen, wie die Kranken des Arztes, der Kunst nicht nur dringlicher als andere, lechzen, wenn auch oft unbewußt, nach ihren Segnungen nicht nur viel leidenschaftlicher, sie stehen ihr auch ganz anders offen; offen, wie ausgebrannter sandiger Boden nach Regen dürstet. Jeder Mensch kann nur ein begrenztes Maß von Eindrücken verarbeiten, und wer von Berufs wegen Kunstwerke sammelt, wer aus krankhafter Neugier oder aus Snobismus jede Großstadtpremiere besucht, nimmt mehr in sich auf, als er verarbeiten kann. Sein Verhältnis zur Kunst wird immer peripherischer, bis es endlich ganz und gar in blutloser Intelligenz aufdampft. Er dringt dann kaum jemals in die Mitte eines Werkes oder gar bis zur Keimzelle vor, betastet einzig die Oberfläche, erwittert den modischen Einschlag, und sein schnellfertiges Urteil wird bestenfalls eine ornamentale Paraphrase, die dann manchem als kritisches Kunstwerk gilt. Man sollte argwöhnisch gegen jeden sein, der über eine dramatische Dichtung und Aufführung im Handumdrehen paradox oder sonstwie spruchhaft zu plaudern weiß, sei es als Lobredner, sei es als Absprecher; so geschwind geben sich die durch manchen Schmelzofen gegangenen Kräfte einer langsam gediehenen Schöpfung nicht zu erkennen: sie will in aller Stille mit den Sinnen aufgenommen, mit dem Geiste behutsam umworben, will in ihren Absichten geliebt sein, will, daß man mit ihr ringe wie Jakob mit dem Engel. Was ist nicht an Unflat, den Neid und Torheit von der Straße aufgelesen hatten, jahrzehntelang auf Goethes „Faust" geworfen worden, und anderseits, in welche Himmel wird nicht, heute wie gestern, irgendein armseliger Dilettant gehoben, wenn er ein paar modische Allüren hat!

Wer in der Kunst nur Schmuck und Zier des Lebens sieht und schätzt — der primitive Kunsthungrige wie der mit Kunst Übersättigte sind darin einander gleich —, hat kaum den äußersten Saum ihres Mantels gestreift. Seitdem ich ihr nahe sein darf, fühle ich erst, wo das Herz des Lebens sitzt, komme ich der Natur erst auf die Spur, weiß ich von manchem versteckten Wege, den unser geheimnisvolles Blut durchläuft. Das ungeheure, für unser Alltagsauge ungegliederte Leben, die millionenfältige, brausende Natur verwirrt uns in ihrem erdgeisthaften Taten- und Bildersturm; sie bedrängt uns von außen und innen: wie soll zwischen diesen zermürbenden Wellenschlägen die Ruhe über uns kommen, die nötig wäre, die Natur zu durchschauen und ihre Harmonien aufzudecken? Gesetze, die wir der organischen Natur auf Schleichpfaden ablisten, gelten nicht durchaus, haben Ausnahmen; einzig vor ihrem Schöpfer wird sie eine Einheit, einzig für ihn ist sie beherrschbar. Eines

Kunstwerks aber können wir Menschen bis zu einem beträchtlichen Grade Herr werden.

Denn wie er, der Höhere, zur Natur, der gewaltigen, steht, so stehen wir Zwerge zu unserem edelsten Geschöpfe, zur Kunst. Sie nährt sich von unseren Sinnen, und wir können sie doch von uns abrücken, objektivieren, wenn wir sie genießen wollen. Sie ist von unseren Gnaden; darum versagt unser Erkenntnisvermögen nicht an ihr, wie es doch an der Natur und ihren Strukturen versagt. Und wenn wir auch guttun, der Kunst mit Ehrfurcht zu begegnen, so wissen wir doch, daß sie uns auch wieder jede Furcht nimmt, sobald wir ganz und gar mit ihr eins geworden sind; an die Stelle der Furcht tritt sogar ihr Gegenpol, die offenherzige Hingabe. Vor der Kunst allein fühlen wir uns unabhängig, machtvoll, wahre Könige. Sie ist uns durchsichtig, mag sie sich in noch so vielen Farben brechen. Gesetze, die in ihr ruhen, von uns selber da eingebettet, kennen keine Ausnahmen und bedürfen weder der Erläuterung noch der Einschränkung, sind nicht bloße Annäherungen an die Wahrheit, sondern gewissermaßen die Wahrheit „an sich", soweit der Mensch dieses Beiwort in der Welt der Erscheinungen anwenden darf.

Mit dieser Wahrheit, aus dem Borne der Kunst gesogen, sind wir auch dem Leben, der Natur gegenüber stark. Mit ihr an die Verwirrung, die uns umgibt, herantreten, heißt Ordnung schaffen, heißt insbesondere Proportionen aus dem Leben herauslösen, wie die wohlgebildeten Kristalle aus der trüben Säure. So gewiß die Buntheit des Lebens unser Auge unsicher macht, so gewiß stellt die Kunst eine vereinfachte Form dieses Lebens dar. Wenn wir diese Form, eben die Kunst, recht nützen, gibt sie uns weit mehr als das etwas platonische Lustgefühl des Ästhetikers, unterwirft sich die „Interesselosigkeit" des künstlerischen Anschauens doch einem Zwecke: das Leben wenigstens in einigen Teilen zu bezwingen.

Wie kann nun insbesondere das Theater, ein Teil der Kunst, diesem Zwecke dienen und wie steht es überhaupt zwischen den anderen Künsten?

Fülle und Unmittelbarkeit der Wirkung, wie sie vom idealen Theater ausgehen können, sind im Umkreis eines andersartigen Kunstwerks und auch an einer Sammelstätte andersartiger Kunstwerke unmöglich. Daher kommt es, daß Menschen, die in unserem Theater schon das ideale erkennen oder es von Abend zu Abend zu finden hoffen, für den Theatergenuß viel größere Opfer bringen als für alle anderen Künste zusammengenommen. Wem dagegen nur die Mängel des heutigen Theaters bewußt werden, der übertreibt wieder auf seine Weise, zieht sich ganz und gar von ihm zurück und hat sein Genügen an Museen und Saalkonzerten und daheim an Büchern, Bildern und Hausmusik. Ihr höchstes Ziel kann die Theaterkunst viel schwerer, viel seltener erreichen als jede andere, denn in keiner anderen wirken so vielerlei Faktoren gleichzeitig, hemmen so vielerlei Kräfte einander. Es ist geradezu das Unvergleichbare am Wesen dieser Kunst, daß drei verschiedene Wesenheiten darin in eins verschmelzen müssen, um die höchste der möglichen Steigerungen zu bewirken. Der dramatische Dichter allein bleibt, wie mächtig er auch aus dem Buche heraus phantasiebegabte Leser zu erregen vermag, nur ein Bruchstück der Theaterkunst; die dramatische Darstellung, die in den Kategorien der Regisseure, der Schauspieler und der Umweltkünstler ihre hauptsächlichsten Unterabteilungen hat, ist ohne dichterische Unterlage ein Gaukelspiel ohne weitreichenden Sinn; und endlich können Dichter und Darsteller

im reinsten Verein wohl ein akademisch vollkommenes Kunstwerk schaffen, nicht abe die tausendfältige Lebendigkeit erspielen, zu der erst das tausendköpfige Publikum die Bühnenschöpfung treibt. Wie sich, wenn das Eis der Gleichgültigkeit gebrochen ist, ein Zuschauer am anderen, tausend an hundert anderen entzünden, so daß eine haushohe Flamme zum Podium hinaufschlägt und die bewußte Versunkenheit der Darsteller zum dionysischen Rausche peitscht, das bestätigt jeder Schauspieler, der überhaupt einmal Zeuge und Teil eines ganz starken Erfolges gewesen ist. Das Publikum ist dann der große Galeotto, der die schon erhöhte Temperatur der Spielerherzen auf den Siedepunkt treibt und die ganze Atmosphäre des Theaters mit elektrischen Energien sättigt.

In der bildenden Kunst fehlt das Mittelglied zwischen Schöpfer und Genießer, das der theatralischen Darstellung entspräche, gänzlich; zur lyrischen und epischen Kunst steht dies mögliche Mittelglied, der Vorleser, nicht in notwendigem Verhältnis; und hier wie schließlich bei der außertheatralischen musikalischen Kunst wirkt immer nur das einzelne Leben des vermittelnden Vorlesers, des Sängers, des Instrumentalisten, des Kapellmeisters auf die Hörer, während sich von der Bühne eine ganze Phalanx von Schicksalen, ein ganzer Knäuel von menschlichen Leidenschaften lawinengleich herabwälzen kann.

Die Ungleichmäßigkeit dieser drei Faktoren: Dichter, Darsteller, Publikum, läßt nur in einem von Millionen Fällen eine im Ganzen und in allen Teilen vollendete Theaterwirkung zu. Immerhin behauptet das Theater auch bei dieser Einschränkung eine überlegene Sonderstellung neben den bildenden und schreibenden Künsten (die besonders dem primitiven Zuschauer zugute kommt), weil es nicht auf dem kälteren Umwege des behauenen Steines, der Linie und Farbe, des an sich unlebendigen Druckbuchstaben und gestochenen Notenkopfes an sein Ziel strebt, sondern durch nahezu unmittelbare Transfusion von Nerv zu Nerv, von Blut zu Blut, von Leib zu Leib. Der jauchzende und leidende Mensch selbst ist hier das Kunstwerk, Stoff und Form in einem. Man darf zwar sagen, daß hierbei die Keuschheit der künstlerischen Wirkung durch das unruhig zuckende, niemals ganz gebändigte Material beeinträchtigt werde, daß zwischen der bildenden und der theatralischen Kunst manchmal ein Wirkungsverhältnis entstehe wie zwischen zwei marmornen Ringern im Museum und zwei fleischenen im Zirkus, aber daß viele Zuschauer gerade wegen der Fleischlichkeit der Theaterkunst erst für die Kunst im allgemeinen gewonnen worden sind, daß also das Theater schon in jeder mittelmäßigen Form kunsterzieherische Eigenschaften hat, darf man ebensowenig verschweigen.

Hier nun setzen die Bedenken ein, die ich auf dem Herzen habe, hier auch mein Glaube, daß beim Wiederaufbau der deutschen Seele dem Theater ein gerüttelt und gehäuftes Maß der Mitarbeit zugeteilt sein wird. Wenn das Theater ein Schrittmacher der allgemeinen künstlerischen Erziehung ist, und wenn, wie ich von meinen Erfahrungen ablesen kann, die Kunst eine Bezwingerin des Lebens ist, so muß das deutsche Volk schon von der Schule aus durch viel stärkere Motore als bisher der Kunst zugeführt werden, muß freilich zuallererst das Theater selbst von seinen Schädlingen befreit und für seine hohe Aufgabe zubereitet und geweiht werden.

Was wir heute brauchen, als Gegengewicht brauchen, klingt nahe an mönchische Gelübde an: Armut, Keuschheit, Demut. Klingt an, soll ihnen nicht etwa in dog-

matischer Strenge gleichen! Kein vitaler Trieb braucht abgetötet zu werden, aber Mensch neben Mensch kann würdig nur durch die Sitte bestehen, durch Sänftigung der Triebe! Die schmutzigen Wogen dreier Strömungen umspülen uns zumeist: durch Berge papiernen Geldes aufgeblasenes Protzentum, moralische Verwilderung und Verwirrung und egozentrische Anmaßung; sie umspülen auch das Theater, vor allem das der Großstadt.

Alle drei — vorhin genannten — Faktoren des Theaters weisen Schwären dieser Pest auf. Ein Publikum, das imstande ist, sechstausend Mark und mehr für den Parkettplatz zu erlegen, hat meist das Erröten verlernt. Es duldet nicht nur, es fordert geradezu im Gesellschaftstheater jede Form der Sittenlosigkeit, besonders die handgreifliche sexuelle Eindeutigkeit, auch auf perversen Pfaden; und es genießt sie als etwas Selbstverständliches wie den französischen Likör nach einem Gelage. Wer wollte die Türen des Theaters, das seiner Zeit den Spiegel vorhalten soll, vor sexuellen Problemen zuschließen und, wo sie das Gewand des Dichterischen umkleidet, ihnen die Ehren der künstlerischen Wertung verweigern; nur Dunkelmännertum kann gegen „Frühlings Erwachen" aufstehen! Aber ebenso klar sei es ausgesprochen, daß desselben Wedekinds „Erdgeist" und seine Fortsetzung „Die Büchse der Pandora" ihren Zugstückerfolg nicht als Kunstwerke, die sie sind, gehabt haben, sondern weil sich zufällig und durch den Stoff bedingt auch niedrigste geschlechtliche Absonderlichkeiten in glänzender Wortformulierung darin fanden, über deren künstlerische Notwendigkeit sich kaum einer außer dem Dichter den Kopf zerbrochen hat. Das dichterische Mittel wurde für den Zuschauer zum Zweck, auch zum Zweck des Theaterbesuchs; das realistische, fast romantische Detail zur Hauptsache, zum Inhalt der Stücke. Ich wage die Schätzung, daß selbst die größte Stadt nur drei bis vier Aufführungen der „Büchse" mit Besuchern füllen kann, die reif sind, sich rein anschauend, also ästhetisch darauf einzustellen — und man müßte ihnen wohl überdies freien Eintritt bieten —; was nun hat das Publikum der übrigen 397 Berliner Aufführungen angelockt; was hat es unterhalten, was hat es darüber weiter erzählt? Warum bleibt es Kleists „Amphitryon" fern, der doch auch ein kühnes erotisches Problem behandelt, worin es sogar von zweideutigen Versen wimmelt! Die Zweideutigkeit genügt dem breiten Publikum nicht mehr; wozu sich Zwang auferlegen! Und Alkmene ist in ihrer Frauenreinheit wesentlich uninteressanter als die in allen Sätteln gerechte Lulu.

Wie diesem Publikum die Keuschheit, auch in der Phantasie, abhanden gekommen ist, so vielen jungen Dichtern die Demut: das Gefühl, Werkzeug zu sein. Daß man so etwas überhaupt von ihnen verlangt, macht sie lachen. Sie fühlen sich als voraussetzungslose Schöpfer: wem also sollen sie sich unterwerfen! Nur merkwürdig, daß sie so gern gleich in Gruppen-, um nicht zu sagen: in Kompagniestärke auftreten; und nicht etwa in der vornehmen Stille, wie Stefan George vor Jahrzehnten seine Sendung vorbereitete, sondern gewaltig „tobend wie die Heiden" und umlärmt von Herolden und Verlegern. Sie nahmen den Krieg zum Kronzeugen der neuen Wahrheit: wie er eine einzige Lüge gewesen sei, so die ganze Kunst der Vergangenheit; sie, die neue Generation, halte endlich den Zauberschlüssel zum Allerheiligsten in Händen! Naturverbundenheit ist alles Irrtums Anfang; man muß über sie hinauskommen und aus dem Geiste heraus schaffen! Da liegt Wahres und Falsches nahe beisammen; aber nur das Falsche ist neu. Sünde wider den Geist,

im wörtlichen Sinne, war es für sie, abhängig zu sein (es sei denn, einer vom andern oder vom Verleger!). „Aus uns die Schöpfung", rief einer und meinte damit nicht bloß ein Gedicht; die ganze Erde erschien ihnen nicht groß genug für ihre prometheischen Fäuste, die, genau besehen, kaum einen Baustein wälzen konnten. Wo unsre größten Künstler sich zu Vorgängern bekannt und ihr Eigentlichstes einem Gotte zugeschrieben hatten, da wischten die jungen Dichter wie der im Paroxismus ausschweifende Hamlet „aus Büchern alle Sprüche, alle Bilder, die Spuren des Vergangenen", weg, „welche da die Jugend einschrieb und Beobachtung", und wie er, blieben sie den Schwur recht lange, bis heute wenigstens, schuldig. Grob gesprochen, sie hatten alles Lernen gründlich satt, und da das ganze Vaterland einer fürchterlichen Täuschung erlegen und alle militärische Schulung vergeblich gewesen war, was lag näher, als daraus eine allgemeine und jede besondere Nutzanwendung zu ziehen! Wie verächtlich ihnen aber die Natur auch erschien, wie kerzengerade sie in die Regionen reinster Geistigkeit aufzufahren wähnten, die fleischliche Vereinigung der Geschlechter blieb nur ihren Programmen fremd, nicht ihrem Leben und Schaffen. Einer von ihnen hat einmal für eine Anthologie die Ereignisse seines Daseins und Wirkens in wenigen Zeilen aufgezeichnet — eine knappe halbe Seite Umfang —, aber selbst bei dieser Gedrängtheit hält er es für wichtig, seinen jungen Mentor mit Namen zu nennen, der ihn „in die Bezirke der Liebe eingeführt"; und seine eigene Gelehrigkeit rühmend setzt er hinzu, er habe „den Meister bald überflügelt" und „die Ärzte frequentiert". Ein ekelhafter Scherz! Auch brachte ja — freilich nicht ganz ohne älteres Vorbild — jedes zweite Stück dieser Jugend ein Hurenhaus auf die Bühne oder bewegte sich doch im Dialog auf dieser horizontalen Ebene.

Auch hier halte ich's für nötig einzuschalten, daß ein freidenkender Mensch dem Sinnen und Fühlen heißblütiger Jugend weiten Spielraum läßt; aber warum putzt sie sich dann asketisch auf, posaunt die Losung Geist durch ihre vielen Almanache und Broschürenfolgen, wenn die Wünsche eines ihrer typischen Helden — sie haben keine Vatersnamen mehr und noch weniger einen individualisierenden Vornamen — in den Versen gipfeln:

Konzert und Stadt — ich werde euch erreichen!
Mein Auto naht im Dämmerschein.
Ich bin in Logen, ich werde soupieren
Mit Schauspielerin und Champagnerwein,

Bei einer Fürstin in London sein,
Und die Brillantnadel wird mich zieren ...
Mein Schauspiel wird Parterre erschrecken:
Ich werde leben! O Geld! O Applaus!

„Und darum Räuber und Mörder!" heißt's in einem andern Sturm- und Drangstück. Sind das Ziele, zu denen sich unser Volk bekennen soll? Und wenn nicht, wozu diese, alle kaum geklärten Kunstbegriffe wieder ins Trübe verquirlende Revolution!

Wie bei dem einen jede moralische Verpflichtung von jung zu alt aufgehoben wird, so zerrütten andere, zerrüttet besonders einer den Wunderbau unserer Sprache. Durch Ausrenkung der Glieder glaubt er ihr eine neue lebensfähige Gestalt zu schaffen: von heute auf morgen, nach dem Rechenbuche. Zur Hälfte französelnd, zur Hälfte wie ein Jongleur spielend jagt er die einzelnen Satzteile aus ihren angestammten Sitzen, bis gerade noch ein klügelnder Verstand hinter den Sinn kommt. Als spiritus rector wird der Rhythmus vorgeschoben, im Grunde ist's kraftlose Eigenwilligkeit, Großmannsucht und Mangel an Sprachgefühl. Hier waltet nicht Geist, hier ist eines seiner geilen Anhängsel am frevelhaften Werke: Intellekt, der in dieser Auswirkung

Mißbrauch des Geistes genannt werden muß. Wir sind, die wir sie als durch ein Jahrtausend in und mit unseren Vorfahren organisch gewachsenes Eigentum empfinden, weder der mittelhochdeutschen noch der Luthersprache und der goethischen überdrüssig; und wer von den Zeitgenossen sie bereichern will, wie Stefan George, der greift auf vergessene starke Formen zurück; wie sollten wir die Prokrustesmethode Karl Sternheims, die nicht an einem Punkte mit unserer Scholle oder Geschichte zusammenhängt, anders als ein Kuriosum snobistischer Anmaßung ansehen! Wer wie er unsere klassische Kunst als bürgerlich in dem Sinne „entlarvt", daß sie zwar die „Absicht habe, Genuß zu bereiten, bei den Empfindlichen aber endlich Erbrechen hervorrufe", müßte, wenn er uns überzeugen wollte, ganz andere Leistungen vorweisen als solche Sprachreformversuche. Ein Psalm aus unseren Tagen: „Von der Langsamkeit", in dem unsre alte Sprache noch leidlich kräftig klingt, könnte der jeden Einfall zur Idee aufblasenden demutlosen Jugend ins Gewissen reden, wenn sie sich mit solchen Popanzen aus abgelebten Zeiten überhaupt einließe:

> Du, Gott, den ich meine, bist kein Gott der Eile,
> Du, Gott, bist ein langsamer Gott und segnest die Weile.
> Unheilige
> Sind vor dir Hurtige, Flüchtige, Eilige.
> Der ich dich bekenne
> Und im weißen Licht deines Anschauens erbrenne,
> Mögen sie laufen und wirr sich hasten in der Zeit,
> Ich sehe ihnen staunend zu in Gelassenheit.
> Du hast die Welt nicht wie ein Tagelöhner zusammengeschlagen,
> Jahrtausendtage hast du gesessen in Sinnen und Vordichschaun,
> Dann hast du dich schwer gerührt und begonnen aufzubaun,
> Und gefügt und gefügt in Jahrtausendtagen.
> Lang, lang, lang ist das Werden, lang und voll Langsamkeit,
> Langsam wächst die Wurzel, daß sie zur Krone gedeiht,
> Langsam wachsen die Gebirge, Lage auf Lage,
> Langsam wachsen die Völker, Geschlecht auf Geschlecht.
> Langsam wächst die Sitte, langsam wächst das Recht,
> Langsam wächst der Völker Gesang und Sage.

Was Gutes, Echtes, Fruchtbares in den Programmen der dichterischen Aufrührer von 1915 steckte, und was selbst die Begabtesten unter ihnen bisher nur sehr bruchstückhaft gestalteten, das war — für die in unserm Kunstschatze nur einigermaßen Bewanderten — das Ziel aller großen Künstler. Die Kleinlichkeiten, die Pünkteleien des Impressionismus — sein Drehen im Kreise — erschienen nicht erst und nicht nur den Beiträgern dieser Almanache als unerträglich: es durfte, es mußte auch ausgesprochen werden. Aber war nun gleich eine ganz neue Menschheit dazu nötig und war nur die unter 25 Jahren fähig zu begreifen, daß man in Zukunft nicht mehr an wohlgefälliger „Fassade" Genüge haben wolle? Standen nicht sogar schon Häuser in jeder Stadt, die diese Forderung erfüllten? Wie nun erst, wenn man einen Blick warf auf Kleist und seine Nachfolge? Man müsse aufs Wesentliche gehen, den Menschen anstatt seines Ranges setzen! Gegen welchen Künstler, der auch in den Augen der Älteren einer war, konnte das gemünzt sein? Der Naturalismus habe Kosmisches nicht erreicht, sei ein Lallen geblieben, habe Sekunde statt Leben gegeben, Erlöschen statt Tod und Tragik! Wiederum eine Binsenwahrheit, wenn wir an die längst erledigten Mitläufer des Naturalismus denken. Aber wo ist nun das Kosmische, das

die neuen Stürmer versprochen haben? Ich finde es immer noch eher bei Mombert und Dehmel. Und wenn wir den Begriff des Tragischen im Sinne der älteren Ästhetik fassen, so müssen wir, um praktische Beispiele zu finden, bis auf Hebbel zurückgehen. Sind wir aber weitherziger, so sehe ich nicht ein, warum Ibsens „John Gabriel Borkmann" oder Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" nicht ebenso tragisch genannt werden dürften wie Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternachts", Arnold Zweigs „Semaels Sendung" oder Hasenclevers „Sohn". Wenn Kasimir Edschmid in seinem programmatischen Vortrag dann weiter sagt: „Wir sehen nicht, wir schauen; wir photographieren nicht, wir haben Gesichte" ... so fordert er nicht mehr, als was von den Klassikern, von den ernsthaften Romantikern und von den besten Impressionisten geleistet worden ist. Aber als ob sie das fühlen, machen sie schließlich noch einen gewaltigen Sprung ins Geistige hinein und überschlagen sich dabei: Die Idee solle in der Kunst so ganz und gar herrschen, daß nicht mehr ein Denkender, sondern das Denken, nicht zwei Umschlungene, sondern die Umarmung selbst in Erscheinung trete. Gehört das nun nicht ins Gebiet der Philosophie und ist es nicht gerade das Wesen und der Vorzug der Kunst, daß sie Ideen in handelnde Menschen umsetzt; daß sie — wie Storm sich einmal ausdrückt — unmittelbar mit den Sinnen aufgenommen werden kann? Ich wenigstens habe immer das Kunstwerk für das vollkommenere gehalten, an dem der geistige Einschlag sich nicht wie ein Firmenschild an der Tür vordrängt, sondern sich für das grobe Auge versteckt, sich nur dem feineren nach und nach enthüllt. Das macht uns ja Ibsen, das macht uns ab und zu auch Hebbel steif und kalt, daß ihre Adern auf Zeiten blutleer werden, daß manches Wort, im Gegensatz zu Goethe und Mörike, pulslos ist. Der unausgesetzte Pulsschlag allein verhilft der Kunst dazu, das allgemeine Gut der Menschheit zu werden, während die Philosophie auf den engen Kreis logisch Geschulter beschränkt bleibt. Die Zeit wird lehren, daß Drama und lyrisches Gedicht aus den neuen überheblichen Kreisen der Stunde, ja der Sekunde eifriger gedient haben als die besten der von ihnen vergänglich gescholtenen Dichtungen aus den letztvergangenen Jahrzehnten, schon darum, weil hier politische und wirtschaftliche Tagesfragen allzu sorglos einbezogen werden. Das Glück der mittelmäßig begabten Programmatiker war, daß sie in Strindberg und Wedekind, die allerdings schon das Zeitliche gesegnet hatten, höhere Begabungen vorfanden und sie, die keine Impressionisten von der langweiligen Art waren, zu Expressionisten umtaufen konnten. Die Entdeckung aber dieser beiden, wie auch des Stürmers Lenz, wie Georg Büchners und Grabbes war schon geschehen, ehe sie auf den Plan treten.

Drei Säulen unsrer Seele, sagte ich, sollen nach dem Niederbruch wieder aufgerichtet werden; der Sinn für Armut, Keuschheit und Demut ist mit dem Kriege verlorengegangen. Am Theaterpublikum exemplifizierte ich den Mangel an Keuschheit, an den Dichtern den an Demut, die Darsteller möchte ich vor allem im Spiegel der Armut betrachten. Aber es steckt heute in jeder der drei Gruppen, im Publikum, den Dichtern und den eigentlichen Theaterleuten von allen drei Tugenden nicht mehr viel.

Nur eine beträchtliche Einschränkung muß ich hier machen. Meine Anklage richtet sich hauptsächlich gegen die auf besonders sichtbaren Posten stehenden Darsteller, die auf dem Wege der Presse über das ganze Land hin als maß- und richtung-

gebend gerühmt werden. Zum Wesen des Theaters gehört — es ist auf Zusammenarbeiten angewiesen —, daß jedes seiner Glieder, wenn es seinen Dienst nicht lauter tut, den ganzen Körper zugrunde richten kann. Angebot und Nachfrage haben natürlich auch im Theaterbetriebe ihren preisbildenden Einfluß; wer viel kann und wohl gar das Haus füllt, soll höher bezahlt werden als geringere Kräfte, die dem Publikum gleichgültig sind. Dann auch: wenn der Künstler sich nicht satt gegessen hat, taugt er schlecht dazu, Lebensfülle im Theater zu verbreiten. Aber er eher als jeder andere kann die groben materiellen Freuden des Schlemmens und Bequemlebens entbehren, weil in seiner Berufsarbeit — glücklicher Beruf! — die Freude bereits eingeschlossen ist, die der Nichtkünstler meist außer sich suchen muß. Und wie hoch steht diese seelische Freude über dem Essen und Trinken! Ich denke dabei noch gar nicht einmal an den abendlichen Erfolg des Spielleiters und Darstellers, an ihr Beliebt- und Berühmtwerden durch gedrucktes Lob und durch Herumsprechen, sondern an die viel tiefer packende Seligkeit der einsiedlerischen Vorbereitung auf ein Stück, auf eine Rolle, auf ihr Werk. Welcher Fabrik- oder Grubenarbeiter, welcher Handwerker, welcher Bank-, Post- und Werkbeamte kann von seiner Tätigkeit Ähnliches aussagen; und wie wenige Staatsmänner, Gelehrte, Erzieher, Juristen, Theologen und Ärzte sind gleicherweise gesegnet! Sein Leben lang bleibt ihm, wenn es danach ist, die Gnade der Empfängnis treu: Entrückung ins Niebetretene; heilige Umschattung, die in geheimnisvoller Dunkelheit den Weg zur Erlösung weist. Gesetze des Tages gleiten ab wie überlebte Schlangenhäute; keine Schwere mehr, die zu Boden zieht, kein Straucheln über jahrmillionenalte Hindernisse; Ohr und Auge von ihrem gröberen Triebe, das äußere Rundumher aufzunehmen, befreit und für innere Offenbarungen verfeinert; der Geist von den Kausalitäten der Erscheinungen abgezogen und hineingerissen in eine wunderbare Verworrenheit idealer Gebilde, die sich nach und nach zu durchsichtigster Klarheit enträtselt, als ein Gleichnis künftiger, höherer Harmonien ...

Daß nicht jedes Stück und jede Rolle uns so beschenkt, daß nicht jeder von uns die Schauer dieser Empfängnis kennt und genießt, ist für die Feststellung belanglos: hier handelt sich's um ganz, ganz andere Schaffenseigentümlichkeiten als irgend anderswo. Um sich zu entspannen oder von des „Dienstes gleichgestellter Uhr" zu erholen, um sich ein paar Stunden lang froh und leicht zu fühlen, brauchen die einseitig körperlich Arbeitenden meist die Materie, Greifbares, bestehe es nun in Geld oder in mehr oder minder groben Dingen, die sie sich dafür eintauschen können; um sich an feinen Reizungen zu freuen, müßten sie schon auf einer höheren Kulturstufe stehen, als man das von dem größten Teile des arbeitenden Volkes heute anzunehmen berechtigt ist. Der Theaterkünstler aber übt keine Entsagung, wenn er nicht auf die derberen Arten des Rausches ausgeht. Und nun hören Sie, wie er sich sein unerhörtes, ihm vom Schicksal in den Schoß geworfenes Glück verscherzt! Die Not zwinge ihn, sagt er; die toten Zahlen auf den Banknoten und die Devisenkurse blenden ihn, glaube ich. Im besten Falle beunruhigt ihn seine Zukunft.

Sie wissen, worauf ich ziele: nicht auf die hohen Gagen, die das Theater seinen ersten Darstellern zahlt — die haben innerlichste Berechtigung —, sondern darauf, daß der Schauspieler der Großstadt oder daß ein kaum in die Großstadt gekommener Schauspieler dem Film verfällt. Selbstverständlich soll der Film Schauspieler haben,

selbstverständlich braucht der Schauspieler um dieser Nebentätigkeit willen dem Worttheater noch nicht den Abschied zu geben; selbstverständlich ist auch die ungewöhnliche Honorierung solcher Dienste, solange der Film Geschäfte macht. Zu Anfang des Krieges stand das Theater vor der Existenzfrage; die Gagen wurden herabgesetzt, dem Schauspieler ging es schlecht: da kam der Film zupaß wie eine Rettung. Man schloß eine Vernunftehe. Im Verlauf weniger Jahre aber ist daraus eine Liebesehe geworden, wobei die Liebe freilich ein Janusgesicht bekommen hat: links liebäugelt sie mit guten Rollen, rechts mit schlechtem Gelde. Das Geld ist ja nun überhaupt zur unverblümten Herzensangelegenheit aufgerückt. Wenn vor 6—7 Jahren ein Schauspieler des Films wegen die Theaterproben schwänzte — Theaterproben werden bekanntlich nicht besonders bezahlt, Filmproben dagegen bringen sehr viel ein —, schlug ihm doch noch das Gewissen und er brachte ein ansehnliches Aufgebot von Lügen und Ausreden auf, um sich zu entschuldigen. Hatte man klare Beweise für seine Vertragsverletzung — denn das ist es — und stellte man ihn zur Rede, so sagte er etwa: „Es ist ja ekelhaft und entwürdigend, was ich da tue, aber von der Schauspielgage kann ich nicht leben." Entwürdigend war ihm übrigens nicht etwa die Vertragsverletzung, sondern, man staune, die Filmtätigkeit — damals! Bald wurde es schlimmer, und er drehte den Spieß um. Unter der Probenscheu litten natürlich die Aufführungen, denn die Probe und nicht die Aufführung ist Kern des Theaters. Je mehr die Schauspieler beim Film verdienten, je weniger sie also die verhältnismäßig kleine Gage des Worttheaters brauchten, um so verächtlicher wandten sie ihm den Rücken. „Beim Theater wird nicht mehr sauber und künstlerisch gearbeitet, es sollte sich am Film ein Beispiel nehmen", hieß es jetzt auf einmal. Daß sie der schuldige Teil waren, verschwiegen sie. Wir haben tatsächlich in Berlin Erstaufführungen gehabt, wo ein Hauptdarsteller auf der Generalprobe zum ersten Male erschien; ich habe selbst an einem repräsentativen Theater Berlins eine Generalprobe abhalten müssen, bei der ein Hauptdarsteller wegen einer Filmverpflichtung fehlte.

Der deutsche Schauspieler war durch 150 Jahre ein armer Teufel. Wer's nicht weiß, braucht nicht einmal auf die Lebenserinnerungen von J. C. Brandes zurückzugreifen, die wie andere Schauspielererinnerungen verschollen sind, sondern nur unsereinen zu fragen. Mit 70 M. Monatsgage (und das ganze Jahr hatte etwa nur 9—10 solcher Monate) konnte man auch vor 30 Jahren als erster Held und Liebhaber wenig Sprünge machen. Heute aber stopft der Film dem nur halbwegs Erfolgreichen die Brusttasche mit Hundert-, mit Tausend-Markscheinen voll für die Arbeit weniger Stunden, oftmals nur weniger Minuten. Der Schauspieler verliert das seelische Gleichgewicht und verliert den Blick über seine Umgebung, der es noch immer recht schlecht geht.

Die Ehe, die er mit zweien eingegangen ist, kann, nach sittlichen Maßen gemessen, auf die Dauer nicht glücklich sein. Eine ganze Hölle von Unlauterkeit schwält in üblen Gerüchen auf. Ist nicht schon die Ermüdung, unter der nach der Filmaufnahme des Tages oftmals die abendliche Theateraufführung durchgeführt wird, ein künstlerischer Abstrich? Wo spürt man noch ein Zusammenspiel? Das baut sich nur auf unverbrauchten Nerven auf: ein zartes, warmes, verhaltenes Eingehen auf den Partner! Beide lernen sich — bei Neubesetzungen, wiederum wegen des Films — manchmal erst kennen, wenn sie die Bühne vor versammeltem Volke betreten!

Und haben denn die großen Einnahmen den Schauspielern Segen gebracht? Der innere Mensch, auf den es in der Kunst ankommt, verkümmert unter den Aufregungen und der Hetzjagd: von der Wohnung zum Filmatelier, von dort auf ein Stündchen zur Theaterprobe, wieder zum Atelier zurück, und vom Atelier gegen 7 Uhr abends endlich ins Theater. Oft sehr früh aufstehen — bei Außenaufnahmen —, unregelmäßig außer dem Hause essen, keine ganz ruhige Minute, fortwährend Trubel und Geschrei rings herum. Und nachher, wenn sie nicht noch gar in Kabaretts auftreten, stürzen sie sich vielleicht, wie irgendein andrer entseelter Geldmacher, in das sonst nur für kleine Provinzler so geheimnisvoll interessante „Nachtleben der Großstadt".

Wie ist Rettung möglich? Aus den Schauspielern selbst muß die Flamme der Erkenntnis brechen. Ich will nicht untersuchen, ob der Film die Gebärde des Schauspielers vergröbere, weil er das Wort einbeziehen will und es nur bruchstückweise kann; ob die derberen Gegenstände nicht auch die Seele verderben und den großen Dichtern entfremden. Aber eine Krankheit ist da und ihr Bazillus ist das Geld. Wer es mit dem Theater gut meint, kann den Schauspielern nur zurufen: werdet wieder anspruchslos in eurer Lebensführung, entsinnt euch der großen Zeiten des Wiener Burgtheaters und des Berliner Deutschen Theaters, wo es daheim auch bei den Prominenten immer knapp und bescheiden herging und wo im Theater doch unversiegbare Fülle des Schaffens und Genießens war. Woran, wenn nicht an großen Dichtern, hat sich der Schauspielerstand verfeinert? Ihr seid auf dem sichersten Wege, die Errungenschaften zweier Jahrhunderte zu verlieren. Man wird euch dann freilich nicht mehr zu den fahrenden Gauklern und bettelnden Zigeunern werfen und die Türen vor euch schließen — o schöne Zeit des romantischen Verachtetseins —, aber die moderne Gesellschaft, in die ihr hineinstrebt, die ihr Ideal nur im Geldverdienen und ihre Befriedigung im Geldhinauswerfen sieht, steht sittlich für mich auf einer niedereren Stufe als die soziale Schicht, in die wir von engherzigen Menschen bis ins 19. Jahrhundert hinein geschoben worden sind. Muß denn, wie es jetzt geschieht, einer dem andern den Film abjagen? Gibts kein Maß der Lebensbedürfnisse mehr? Seht in den Spiegel: abgehetzt, zerfurcht, grauhäutig; blickt in euch selbst: Zahlen, Null an Null!

In einem recht verborgenen, fragmentarischen Aufsatz Georg Simmels wird, im Gegensatz zu mancher früheren Auffassung, die schauspielerische Kunst als rein schöpferisch definiert. Gerade bei der sittlichen Verwirrung, die viele unsres Standes angefallen hat, möchte ich ein paar Sätze aus dieser Apologie zitieren, die uns in die denkbar höchste Sphäre des Künstlerischen aufhebt: „Die Freiheit des Schauspielers (der dichterischen Vorlage gegenüber) hat die Form, die man als die sittliche zu bezeichnen pflegt. Denn in diesem Sinn nennt man jemanden nicht frei, der jedem beliebigen Impuls und der Willkür folgt, sondern den, dessen Wille in der Linie, die das Sollen von sich aus vorschreibt, verläuft. Im äußersten Maße muß der Schauspieler den Eindruck machen, daß er will, was er nach dem Imperativ der Rolle soll. Und zwar nicht so, wie wir auch im Sittlichen einem gleichsam fertigen, an uns von außen herantretenden Befehl gehorchen, sondern aus der Spontaneität der Seele heraus den Imperativ uns selbst auferlegend, in ihm, der einer rein ideellen Ordnung zugehört, in seiner Befolgung unser eigenstes unabgelenktes

Wesen entwickelnd." „Unabgelenktes Wesen!" Ein „Imperativ, der einer ideellen Ordnung angehört" — wer Ohren hat zu hören, der höre!

Und nirgends rächt sich die Flackrigkeit so wie beim Schauspieler. Maler, Bildhauer, Dichter können, wenn sie sich erschöpft fühlen, ihr Werk vertagen; der Darsteller nicht: er muß Abend für Abend bereit sein. Nun schludert er, weil seine Kraft durch den Film verbraucht ist. Er pulvert sich durch Champagner auf (die Filmhonorare erlauben ihm das), ist empört, wenn ihn das Publikum oder gar die Presse matt findet und droht damit, das Theater aufzugeben, wo er ja doch nur noch „aus Idealismus" mitmache! Vor Tische las man's anders. Jetzt, im Fette sitzend, wird er gönnerhaft und mißbraucht das Wort Idealismus.

Und wenn das am grünen Holze geschieht ...! Wir haben auch dürres. Leider gehört ein großer Teil des Nachwuchses dazu. Bei dem liegen die Dinge anders, unrettbarer: hier machen sich die mageren Jahre der Unterernährung geltend. Seit etwa 4 Jahren fallen mir an meinen Schülern allerlei Hemmungen auf, gegen die ich früher nie anzukämpfen hatte. Sprech- und Organübungen vernachlässigen sie, ja lehnen sie ab; Rollen werden nicht mehr wörtlich gelernt. Und doch ist der gute Wille da. Es gibt, weil das Organ weder nach der Biegsamkeit noch nach dem Umfange hin wächst, nur noch piepsende Julien und keinen Franz Moor mehr von großen Maßen. Das Gefühl ist durch den Intellekt abgelöst. Sie wissen alle, besonders bei Strindberg und Wedekind, worum sich's handelt, aber ausdrücken können sie es nur mit den Mitteln des Verstandes, die für die Bühne nicht ausreichen. Frühreife. Der Flaum fehlt, die Fähigkeit zu erröten. Alle geschlechtlichen Anspielungen und Ausschweifungen nehmen sie wie Alltägliches hin; um so kläglicher versagen sie an schlichten, keuschen, leidenschaftlichen Gestalten. Gretchen vor der Mater dolorosa: „Ach neige, du Schmerzenreiche" — wie oft bin ich (seit 1918), nachdem es eine Schülerin zu sprechen und zu spielen versucht, zu ihr gegangen, habe die Kniende auf die Schulter getippt und ihr gesagt: „Nicht wahr, wenn Ihnen das passiert, worüber Gretchen außer sich ist, dann reisen Sie eben aufs Land und erledigen den Fall da in aller Gemütsruhe? Ihre Mutter — das dumme Gretchen hat doch solche Angst vor ihr — haben Sie schon so gut erzogen, daß die sich und Sie nicht weiter aufregt, mit Vorwürfen überschüttet oder aus dem Hause jagt. Die Nachbarn, du lieber Gott, die freuen sich wohl ein bißchen darüber, weil Sie Pech gehabt haben, aber Prangerstehen gibt's ja nicht mehr! Über die heutigen Unannehmlichkeiten kommt ein modernes Großstadtfräulein eben genau so elastisch weg wie Sie jetzt über die Stelle: „Das Herz zerbricht in mir"; und „hilf, rette mich von Schmach und Tod". — Wenn da nämlich nicht ein schmerzhafter Riß durch Ihre Adern geht, dann hat Ihre Phantasie weder mit Goethen noch mit Greten was zu tun!" — Julia nach ihrer Hochzeitsnacht. Unter Verheimlichungen und Hindernissen aller Art ist sie zustandegekommen; beide Liebende unsägliche Wehmut im Herzen, weil Romeo verbannt ist und Verona vor Tag wieder verlassen muß. Kaum hat er sich aus Juliens Armen gerissen — Tag, schein herein, und, Leben, flieh hinaus! — tritt Juliens Mutter ein und teilt ihr mit, sie müsse nächsten Donnerstag den Grafen Paris heiraten. Auch dieser, für Julien so ungeheuerliche Moment erregt viele unserer jungen Damen recht wenig. Den Kuß des einen auf den Lippen, seine Umarmung im Gemüte, soll sie sich auf die Liebkosung eines andern bereiten. Wo ist die Keuschheit, die hier nicht in Schreie

ausbricht! Man braucht nur Shakespeare nachzulesen, die Verzweiflung füllt zwei ganze Szenen. Und was stellt sich im Unterricht (seit 1918) dar? Ein bißchen Verwunderung darüber, daß sie gar so bald sein soll, diese zweite Heirat; bereits vor Ablauf einer Woche! Für diese erkrankten Seelen ist der Verkehr mit zwei Männern keine Unmöglichkeit schlechthin, wie für die tragisch veranlagte Julia.

Das Gefühl liegt darnieder. Reizungen machen sich an seiner Stelle breit. Die wenigen großen Leidenschaften, mit denen die Künstler jahrtausendelang ausgekommen sind und die immer wieder, in jeder neuen Gestaltung zu den Quellen menschlichen Gut- und Böse-Tuns zurückführten: Liebe und Haß, Eifersucht und Neid, Rechtserfülltheit und Ehrgeiz, Gottessicherheit und Empörertum, haben sich in charakterlosem Flitterkram verzettelt, der uns weismachen will, er könne auch zur Tragik führen und die Welt müsse sich mit dieser „Verfeinerung" von den alten gewaltigen Bewegern der Menschen- und Völkergeschicke losmachen wie etwa von den geographischen Anschauungen des Ptolemäus. Der Künstler aber ist vom Wirtschaftler gerade darin unterschieden, daß seine Wahrheiten niemals nur 30 Jahre dauern. Er knüpft seinen Faden immer im Zentrum des menschlichen Universums an, in das die Gnade ihn hineinschauen läßt, und spult das Leben seines Werkes davon ab. Und ist der Faden nicht mit Blut getränkt, so trocknet er im Handumdrehen aus.

Trotzdem läßt sich keiner und keine von dem Plane zu schauspielern abbringen; und wenn man sie unfertig ausschult, finden sie allein einen Weg und machen dann, um sich zu halten, die schwindelhaftesten Anstrengungen. Zeitungsnotiz, Rezitationsabend, Mannequindienst — alles, um ins Feuilleton oder in einen „Modespiegel" zu kommen, alles und noch mehr, um „öffentlich" zu werden. Und wie eng auch solche Beobachtungen gerade mit Berlin verknüpft zu sein scheinen, sie gehen die Theater des ganzen Reiches an: wir sehen Jahr für Jahr, daß die neu Zuwandernden binnen wenigen Wochen den Tanz ums goldene Kalb mitmachen und die andern hier skizzierten Abwege gehen.

Endlich die Spielleiter! Nirgends wird die Abneigung des Publikums gegen theatergeschichtliche Bildung so deutlich wie hier. Es glaubt, was man Regisseur nennt, habe es vor 20 Jahren noch gar nicht gegeben. Denn die Zeitungen sind seitdem voller von den Taten des Regisseurs als von denen der Dichter und Darsteller. Was war in Hamburg vor 140 Jahren Friedr. Ludwig Schröder, wenn er, der erste, Shakespeare würdig auf ein deutsches Schauspielhaus übertrug? Und Immermann, wenn er in Düsseldorf mit dem Schlendrian der handwerksmäßigen Konvention ganz Deutschlands aufräumte? Laube in Wien, Eduard Devrient in Karlsruhe, der Herzog von Meiningen, der sozusagen für ganz Europa zeichnete? Auch sie hatten „Visionen", wie man heute so gern den Regieeinfall nennt, auch sie formten aus den starren Buchstaben, der gefrorenen Sinnlichkeit, plastische Wunderwerke sprühenden Lebens. Kein Zweifel, daß unsre technischen Einrichtungen, unsre Beleuchtungsmöglichkeiten viel eindringlichere Wirkungen zulassen als ehedem der fast unbewegliche Bühnenwürfel und die armselig-dreifarbige Gasrampe, und daß vor allem Max Reinhardt der genialische Hexenmeister dieses Blocksberges gewesen ist; aber er selber fühlt sich auf fremden Schultern stehen. Seitdem er nun — abwartend, wie es scheint — in den Hintergrund getreten ist, probiert wieder jeder, was er mag, wie es Goethe aus seiner Epoche berichtet. Und keine von oben regulierende, sänf-

Wesen entwickelnd." „Unabgelenktes Wesen!" Ein „Imperativ, der einer ideellen Ordnung angehört" — wer Ohren hat zu hören, der höre!

Und nirgends rächt sich die Fladrigkeit so wie beim Schauspieler. Maler, Bildhauer, Dichter können, wenn sie sich erschöpft fühlen, ihr Werk vertagen; der Darsteller nicht: er muß Abend für Abend bereit sein. Nun schludert er, weil seine Kraft durch den Film verbraucht ist. Er pulvert sich durch Champagner auf (die Filmhonorare erlauben ihm das), ist empört, wenn ihn das Publikum oder gar die Presse matt findet und droht damit, das Theater aufzugeben, wo er ja doch nur noch „aus Idealismus" mitmache! Vor Tische las man's anders. Jetzt, im Fette sitzend, wird er gönnerhaft und mißbraucht das Wort Idealismus.

Und wenn das am grünen Holze geschieht . . .! Wir haben auch dürres. Leider gehört ein großer Teil des Nachwuchses dazu. Bei dem liegen die Dinge anders, unrettbarer: hier machen sich die mageren Jahre der Unterernährung geltend. Seit etwa 4 Jahren fallen mir an meinen Schülern allerlei Hemmungen auf, gegen die ich früher nie anzukämpfen hatte. Sprech- und Organübungen vernachlässigen sie, ja lehnen sie ab; Rollen werden nicht mehr wörtlich gelernt. Und doch ist der gute Wille da. Es gibt, weil das Organ weder nach der Biegsamkeit noch nach dem Umfange hin wächst, nur noch piepsende Julien und keinen Franz Moor mehr von großen Maßen. Das Gefühl ist durch den Intellekt abgelöst. Sie wissen alle, besonders bei Strindberg und Wedekind, worum sich's handelt, aber ausdrücken können sie es nur mit den Mitteln des Verstandes, die für die Bühne nicht ausreichen. Frühreife. Der Flaum fehlt, die Fähigkeit zu erröten. Alle geschlechtlichen Anspielungen und Ausschweifungen nehmen sie wie Alltägliches hin; um so kläglicher versagen sie an schlichten, keuschen, leidenschaftlichen Gestalten. Gretchen vor der Mater dolorosa: „Ach neige, du Schmerzenreiche" — wie oft bin ich (seit 1918), nachdem es eine Schülerin zu sprechen und zu spielen versucht, zu ihr gegangen, habe die Kniende auf die Schulter getippt und ihr gesagt: „Nicht wahr, wenn Ihnen das passiert, worüber Gretchen außer sich ist, dann reisen Sie eben aufs Land und erledigen den Fall da in aller Gemütsruhe? Ihre Mutter — das dumme Gretchen hat doch solche Angst vor ihr — haben Sie schon so gut erzogen, daß die sich und Sie nicht weiter aufregt, mit Vorwürfen überschüttet oder aus dem Hause jagt. Die Nachbarn, du lieber Gott, die freuen sich wohl ein bißchen darüber, weil Sie Pech gehabt haben, aber Prangerstehen gibt's ja nicht mehr! Über die heutigen Unannehmlichkeiten kommt ein modernes Großstadtfräulein eben genau so elastisch weg wie Sie jetzt über die Stelle: „Das Herz zerbricht in mir"; und „hilf, rette mich von Schmach und Tod". — Wenn da nämlich nicht ein schmerzhafter Riß durch Ihre Adern geht, dann hat Ihre Phantasie weder mit Goethen noch mit Greten was zu tun!" — Julia nach ihrer Hochzeitsnacht. Unter Verheimlichungen und Hindernissen aller Art ist sie zustandegekommen; beide Liebende unsägliche Wehmut im Herzen, weil Romeo verbannt ist und Verona vor Tag wieder verlassen muß. Kaum hat er sich aus Juliens Armen gerissen — Tag, schein herein, und, Leben, flieh hinaus! — tritt Juliens Mutter ein und teilt ihr mit, sie müsse nächsten Donnerstag den Grafen Paris heiraten. Auch dieser, für Julien so ungeheuerliche Moment erregt viele unserer jungen Damen recht wenig. Den Kuß des einen auf den Lippen, seine Umarmung im Gemüte, soll sie sich auf die Liebkosung eines andern bereiten. Wo ist die Keuschheit, die hier nicht in Schreie

ausbricht! Man braucht nur Shakespeare nachzulesen, die Verzweiflung füllt zwei ganze Szenen. Und was stellt sich im Unterricht (seit 1918) dar? Ein bißchen Verwunderung darüber, daß sie gar so bald sein soll, diese zweite Heirat; bereits vor Ablauf einer Woche! Für diese erkrankten Seelen ist der Verkehr mit zwei Männern keine Unmöglichkeit schlechthin, wie für die tragisch veranlagte Julia.

Das Gefühl liegt darnieder. Reizungen machen sich an seiner Stelle breit. Die wenigen großen Leidenschaften, mit denen die Künstler jahrtausendelang ausgekommen sind und die immer wieder, in jeder neuen Gestaltung zu den Quellen menschlichen Gut- und Böse-Tuns zurückführten: Liebe und Haß, Eifersucht und Neid, Rechtserfülltheit und Ehrgeiz, Gottessicherheit und Empörertum, haben sich in charakterlosem Flitterkram verzettelt, der uns weismachen will, er könne auch zur Tragik führen und die Welt müsse sich mit dieser „Verfeinerung" von den alten gewaltigen Bewegern der Menschen- und Völkergeschicke losmachen wie etwa von den geographischen Anschauungen des Ptolemäus. Der Künstler aber ist vom Wirtschaftler gerade darin unterschieden, daß seine Wahrheiten niemals nur 30 Jahre dauern. Er knüpft seinen Faden immer im Zentrum des menschlichen Universums an, in das die Gnade ihn hineinschauen läßt, und spult das Leben seines Werkes davon ab. Und ist der Faden nicht mit Blut getränkt, so trocknet er im Handumdrehen aus.

Trotzdem läßt sich keiner und keine von dem Plane zu schauspielern abbringen; und wenn man sie unfertig ausschult, finden sie allein einen Weg und machen dann, um sich zu halten, die schwindelhaftesten Anstrengungen. Zeitungsnotiz, Rezitationsabend, Mannequindienst — alles, um ins Feuilleton oder in einen „Modespiegel" zu kommen, alles und noch mehr, um „öffentlich" zu werden. Und wie eng auch solche Beobachtungen gerade mit Berlin verknüpft zu sein scheinen, sie gehen die Theater des ganzen Reiches an: wir sehen Jahr für Jahr, daß die neu Zuwandernden binnen wenigen Wochen den Tanz ums goldene Kalb mitmachen und die andern hier skizzierten Abwege gehen.

Endlich die Spielleiter! Nirgends wird die Abneigung des Publikums gegen theatergeschichtliche Bildung so deutlich wie hier. Es glaubt, was man Regisseur nennt, habe es vor 20 Jahren noch gar nicht gegeben. Denn die Zeitungen sind seitdem voller von den Taten des Regisseurs als von denen der Dichter und Darsteller. Was war in Hamburg vor 140 Jahren Friedr. Ludwig Schröder, wenn er, der erste, Shakespeare würdig auf ein deutsches Schauspielhaus übertrug? Und Immermann, wenn er in Düsseldorf mit dem Schlendrian der handwerksmäßigen Konvention ganz Deutschlands aufräumte? Laube in Wien, Eduard Devrient in Karlsruhe, der Herzog von Meiningen, der sozusagen für ganz Europa zeichnete? Auch sie hatten „Visionen", wie man heute so gern den Regieeinfall nennt, auch sie formten aus den starren Buchstaben, der gefrorenen Sinnlichkeit, plastische Wunderwerke sprühenden Lebens. Kein Zweifel, daß unsre technischen Einrichtungen, unsre Beleuchtungsmöglichkeiten viel eindringlichere Wirkungen zulassen als ehedem der fast unbewegliche Bühnenwürfel und die armselig-dreifarbige Gasrampe, und daß vor allem Max Reinhardt der genialische Hexenmeister dieses Blocksberges gewesen ist; aber er selber fühlt sich auf fremden Schultern stehen. Seitdem er nun — abwartend, wie es scheint — in den Hintergrund getreten ist, probiert wieder jeder, was er mag, wie es Goethe aus seiner Epoche berichtet. Und keine von oben regulierende, sänf-

tigende Hand ist zu spüren! Selbst die Kritik geht allzu willig mit über Stock und Stein. Mit dem Neide des zurückgehaltenen Fortschrittlers blickt mancher in mancher kleinen Stadt auf das immer Neue, was sich in Berlin begibt. Und doch steht heute schon fest, daß etwa Frankfurt und Dresden neue Inszenierungsprinzipien viel reiner in die Tat umgesetzt haben als die Reichshauptstadt. Wie schnell sind die großen Worte leer geworden, die im „Großen Schauspielhaus" Schauspieler und Publikum zu einer festlichen Einheit zu verschmelzen versprachen! Wenn überhaupt, so kann dies im kleinen Kammerspielhause viel leichter geschehen. Heute sind übrigens im „Theater der Viertausend" Zuschauerraum und Spielraum schon wieder getrennt, und die Annäherungsfläche, die Arena, ist mit bezahlten Stühlen für die Zuschauer gefüllt. — Oder ein Spielleiter, der um jeden Preis auffallen will, inszeniert die „Einsamen Menschen" — ein Stück, das aus dem Impressionismus herausgewachsen ist —, als ob's ein Schrei von Ernst Toller wie die „Wandlung" wäre. Keine Ehrfurcht vor dem dichterischen Willen und der dichterischen Form! Man stellt die harmlose Kneipe einer realistischen Dichtung als chaotische Höllenstadt hin; dazu gibts rhombisch verschiefte statt der rechteckigen Türen und Fenster. — Häuser stehen nicht mehr im Winkel von 90°, sondern von 60° zur Erde, alle Vertikalen leiden an Fallsucht. Die Darsteller aber, die diese Räume beleben sollen, gehen darin (wenn auch vorsichtig, um sich an den spitzen Dreiecken nicht weh zu tun) erstaunlicherweise aufrecht wie in normalen Stuben einher. Und noch merkwürdiger: ziehen Wolken über eine, in ähnlicher Art der Natur ins Gesicht schlagende Landschaft, so wirft sie die Laterna magica ganz naturalistisch an den Rundhorizont (bis in diesen Winkel der Theaterreform ist der malerische Expressionismus eben noch nicht gedrungen). Das Publikum läßt sich geduldig hin und her zerren und dankt dem verwegenen Abenteurer wohl auch noch für die Abwechslungen. — Weiter: was heißt das, ein Molièresches Stück oder Schillers „Räuber" in modernen Röcken und Hosen und mit der Zigarette in der Hand zu spielen! Eine Huldigung, um zu erweisen, daß die Werke noch heute lebendig sind? Gut, dann aber zeitlos und nicht modern! Ein Kostüm, das tausend Bühnenjahre hindurch getragen werden kann — das ist eine Lösung dafür, vielleicht sogar die beste, die der Zukunft; denn welches historisch genaue Milieu paßt denn zu den Dichtungen! Die Dichter sind ja viel zu wenig bewandert in Trachtenkunde und Architekturgeschichte und haben auch wahrlich Besseres zu tun, wenn es sich etwa um den Hamlet handelt.

Der künstlerische Takt sagt uns ganz genau, wie unser in der Gegenwart schlagendes Herz einem Kunstwerke dramatischer Art, das tausend Jahre alt oder älter ist, eingesetzt werden kann. Es wäre Lüge, wenn wir vorgäben, ach, wenn wir uns nur bemühten, die „Orestie" auf der griechischen Kulturstufe des fünften vorchristlichen Jahrhunderts oder „Tasso" nach den weimarischen Schauspielerregeln seines Dichters zu spielen. Niemals aber darf Unlebendiges über die Bühne gehen. Und heute werden unter einigen Spielleitern Verse, die von realer Anschaulichkeit strotzen, so steifleinen und pulslos aufgesagt, als ob der Magister Gottsched wieder Theaterpapst geworden wäre. Ist kein Lessing da? Unsre jungen Schauspieler geben sich natürlich gern — wozu wären sie sonst jung! — dem Seltsamen hin und lassen Stimme und Gebärde auf Befehl ganz und gar zur Marionette werden. Oder halten es für zeitgemäß, Dramen aus dem Ethischen ins Niedrig-Erotische transponieren zu

helfen. Hebbels Judith wird, es kommt ihnen nicht darauf an, zur Hure herabgewürdigt.

Es sei ferne von mir, solche Eigenmächtigkeiten der Spielleiter immer auf unsittliche Beweggründe oder auf Eitelkeit zurückzuführen. Jeder von ihnen steht im Kampfe und will sich durchsetzen. Da werden die Mittel nicht ängstlich betrachtet und gewogen. Auch die allgemeine Verwirrung und die Macht der Mode wirkt auf sie ein. Nun wird es Zeit, sich nach den Fehlschlägen — es hat ihrer genug gegeben — zu besinnen und sich frei zu leben. Auch die Kunst des Theaters ist nur Kunst, solange sie wahrhaftiger Ausdruck eines Selbsts ist. Verstellung gilt hier ebensowenig wie bei der Malerei und in der Dichtung. Nur der Banause hält das Theater für einen immerwährenden Maskenball, wo der einzelne sich unkenntlich machen will. Ein Schauspieler, der heute den Faust und morgen den Mephistopheles spielt, verstellt sich nicht anders als der Dichter, der die beiden Gestalten in Worte faßte.

Wenn aber der Mensch erst wahrhaftig ist, wenn also sein äußeres Tun ganz und gar seiner inneren Überzeugung entspricht, dann ist der Weg offen zu allen Tugenden. Denn jedem, dem das Gewissen schlägt, muß es wertvoller sein, Jesu nachzufolgen als dem Judas Ischarioth. In dem Umkreis des reinsten Menschen betrachtet, erscheinen die Forderungen Armut, Keuschheit und Demut nicht so unerfüllbar, als wenn wir sie mitten im Tagesgetriebe hören. Und, ich wiederhole es, wir sollen nur den Sinn für diese Tugenden nicht verlieren oder sollen ihn wiedergewinnen, um unsre Seele darauf aufbauen zu können.

Publikum, Dichter, Darsteller sind durch die Ereignisse der letzten Jahre unruhig, schwankend geworden, in Bahnen gedrängt, die nicht vorwärts und nicht aufwärts führen, nur im Kreise herum. Wo liegt der Pol, nach dem sie steuern sollen? Ganz nahe, mit Händen zu greifen! Alles ruft nach Führern, sehnt sich nach ihnen: unser Drama birgt sie, unser Drama macht sie auf der Bühne sichtbar. Der Spieltrieb unsrer paar tausend Schauspieler ließe sich vielleicht noch unterdrücken oder unter 60 Millionen Nichtspielern übersehen; auch die Schaulust des Publikums ist für ein verarmtes Volk kein genügender Grund, um Theater zu schaffen und aus öffentlichen Kassen zu unterstützen; wohl aber macht der unverbrauchte Schatz an vorbildlichen Gestalten und fruchtbaren Gedanken, wie er aufgespeichert ist in unsrer dramatischen Dichtung, das Theater zur Notwendigkeit. Denn nur wenigen Menschen ist es gegeben, das Drama aus dem Buche heraus zu erleben. Die meisten können nicht mehr langsam und andächtig genug lesen und ermangeln auch der motorischen Phantasiekräfte, um von Satz zu Satz behend aus einer Seele in die andre zu springen; vollends fünf, zehn, zwanzig Personen, wie sie manche Szene auftreten läßt, gleichzeitig bewegt und handelnd zu empfinden, in Gruppen und als Individuen wirken zu sehen, vermag nur der geborene Regisseur.

Allerdings, so wie Herr Irgendwer die Vernünftigkeit seiner materialistischen Ansichten über Lebensführung an seinen leiblichen Bedürfnissen und seiner gefüllten Brieftasche „beweisen" kann, während der Idealist einem unbeweisbaren inneren Lichte folgt, so mag mancher heute den Prinzen von Homburg als Vorbild mit der Begründung ablehnen: gescheiter, als sich der Kugel zu stellen, wäre es gewesen, wenn er die Gelegenheit zu entwischen ergriffen und den Gesetzen ein Schnippchen geschlagen hätte! Und ein andrer schilt wohl gar Iphigenie eine dumme Gans,

weil sie der Wahrheit die Ehre gibt und dabei ihr eigenes und zwei andere Leben aufs Spiel setzt. Dann ist natürlich Posa ein Narr, Hamlet ein Faselhans und der Cherusker ein Hazardspieler; Julia, Agnes Bernauer, Penthesilea, Hero und Clärchen schwärmerische Backfische, denen die nötige sexuelle und soziale Aufklärung fehlt; denn sind es nicht Rückständigkeiten, daß es nur einen Mann für jede geben solle und ohne diesen einzigen den Tod? Ein ehrgeiziger Generaldirektor korrigiert vielleicht Shakespeare: man dürfe sich als Mann von Erfolg wie Macbeth doch nicht vor Gespenstern fürchten und auf einen offenen Kampf mit dem Gegner einlassen, weil man dabei Erfolg und Leben einbüßen könne; ein eifersüchtiger Gatte betraut, wenn ihm so eine Taschentuchgeschichte passiert, den Detektiv mit der näheren Untersuchung, anstatt wie Othello gleich mit Würgen und Dolchstichen zur Hand zu sein. Ein ganz Gescheiter würde heute an Lears Statt — für den schlimmsten Fall, man kann nie wissen — ein ansehnliches Kapital auf die Seite bringen, um, wenn es schief ginge, von den Zinsen zu zehren! Es gibt raffiniertere Heuchler im Parkett als den Tartüff auf der Bühne, schlauere Mädchenbedränger als den Dorfrichter Adam, leichtherzigere Verräter als Weislingen und Clavigo — warum nehmen die Dichter diese kleinen Unregelmäßigkeiten so wichtig! — Der Idealist — Fritz Katzfuß im Kramladen der Witwe Marzahn — lächelt für sich; er weiß, wer endlich recht behält. Kunst und Leben ist nicht dasselbe, und wo das Leben klüger zu sein scheint, ist es nur schmutziger, ist es inkonsequent und charakterlos.

Nicht bloß das von praktischen Zwecken losgelöste Betrachten der Werke ist das Wesen künstlerischen Genießens, der unsern Charakter bildende Einfluß steht noch darüber, obgleich er nur zu den Nachwirkungen gehört, nur als Nebengeschenk erscheint. Menschen, die ihr letztes Ziel und ihren innersten Trieb zu einer Einheit machen, sind Gegenstand der Kunst und sind im Leben so selten, daß wir sie meist aus der Kunst heraus erst kennen lernen. Ob in der Tragödie, ob in der Komödie (manchmal auch durch die Verneinung der Einheit), überall schwebt die Magnetnadel und zeigt den idealen Pol an, der unserm Leben Sinn und Richtung gibt. Nicht in sklavischer Nachfolge sollen wir lieben wie Romeo, handeln wie Iphigenie und opfern wie Posa — die Kunst treibt keinen Traktätchenhandel — nein, die dramatische Dichtung leuchtet in tausend Facetten auf und wirft jedem, der hineinblickt, ein individuelles Bild als Vorbild zurück.

Und was dort in Buchstaben aufgezeichnet steht, nur besonderen Lesern verständlich, das wandelt die Bühne in Laute und Gebärden um, in Raum und Licht, und wirkt so aus vier Kraftzentren gleichzeitig auf die weit geöffneten Poren von Tausenden ein. Nehmen wir hinzu, daß diese Wirkung von außergewöhnlich suggestiven Künstlern ausgeht und meist von mehreren zugleich, zuzeiten von einer wohl differenzierten hundertköpfigen Menge, so haben wir schon in der Theorie das Vorgefühl eines unvergleichbaren Ansturms auf unsre Seele: das vielfache und erhöhte Leben besiegt das einfache und gedrückte des Zuschauers, und Sieger ist der reinere, der charaktervolle, der dichterische Mensch.

Es ist nicht nur so, daß „Werthers Leiden" seinerzeit den und jenen unglücklich Liebenden in den Tod getrieben, daß Kriminalromane manchen zum Verbrecher gemacht, pornographische Literatur und Aufklärungsfilme sexuelle Ausschweifungen gezeitigt haben: auch die aufbauende Kraft deutscher Dichtung ist kein Wahn. Der

„Prinz von Homburg" steht da an erster Stelle; Heldentum hat sich an ihm gebildet, Zweifelsucht ist an ihm zuschanden geworden. Die „Jüdin von Toledo" Grillparzers, unsere größte Erziehungstragödie, stünde in solcher Wirkung gewiß neben ihm, hätte sich das Theater ihrer leidenschaftlicher angenommen. Die Begeisterung des großen Schillertages von 1859 galt gerade den unwirklichsten Gestalten des Dichters; ihrer innerlichen Reinheit und Einheitlichkeit schwor man sich zu. Und für die Nachfolge Goethes ist die Zeit erst jetzt recht reif. Der 4. und 5. Akt des zweiten Faustteiles sollte schon um seiner vorbildlichen Züge willen mehr als bisher gespielt werden. Und die Freiheit religiöser Anschauung — wo steht sie schlichter und liebenswürdiger eingegraben als in der Ringerzählung Nathans; die Forderung der Menschenwürde — wer predigt sie so erschütternd wie Hebbel in „Herodes und Mariamne"!

Publikum, Dichter, Darsteller, wieder auferstanden aus der Nacht der Verwirrungen und Schwächen, durch das Wesen der dramatischen Kunst zum Zusammenschluß bestimmt, brauchen nicht äußerlich miteinander in Berührung zu kommen; aber von innen heraus, als Glieder eines geheimnisvoll verbundenen Volkes, als Teilnehmer und Mithelfer an den großen Erhebungen der Seele, wie sie das Drama in festlicher Aufführung schaffen kann, schmelzen sie im ersten Herzenston zusammen, der auf dem Podium hörbar wird. Diese Dreifaltigkeit, auf gemeinsam eingeborene Strömungen und Anschauungen gegründet, kann zum Baumeister einer deutschen Zukunft werden, die, indem sie die überlieferten Schätze besser nutzt als es die Vergangenheit getan, sogar diese von vielen sehnsüchtig zurückgewünschte Vergangenheit in den Schatten stellt. Wir warten ihrer in Zuversicht.

Einige Bemerkungen zur Tragik des Hildebrandsliedes.

Von Studienrat **Karl Schultze** in Görlitz.

Es ist üblich, von dem tragischen Zuge der germanischen Heldensage zu sprechen. Wo ich davon gelesen habe, ist mir allerdings niemals eine klare Begriffsbestimmung begegnet, und öfters schien sich mir hinter diesem Worte „tragisch" auch weniger ein klarer Begriff, der zur Charakteristik wirklich geeignet ist, zu bergen, als ein Stimmungswerturteil, nicht ganz sachlicher Art, das einer gewissen Glorifikation germanischer Heldensage und „germanischer Art" dienen soll, weil das Tragische als etwas besonders Auszeichnendes erscheint. Ich möchte fast glauben, daß ein solches Urteil auch nur in Deutschland möglich ist, weil hier das Interesse an der Tragödie seit dem 18. Jahrhundert unverhältnismäßig stark in den Vordergrund trat und sie zur literarischen Hauptgattung überhaupt machte. Diese deutsche Tragödie des 18. und 19. Jahrhunderts hebt sich nun aber ganz geschlossen gegenüber der griechischen „Tragödie", Shakespeare und den Franzosen (zu denen sie übrigens viel nähere Beziehungen hat, als man nach Lessing im allgemeinen glauben möchte) ab, sie erwächst in ganz engem Zusammenhange mit den großen philosophischen Systemen und Strömungen der neueren Philosophie und hat ihre letzte, allgemeine Basis unverkennbar in einer pessimistischen Grundstimmung, die nach dem Warum des Leides fragt; Goethe konnte deshalb späterhin auch keine solche Leidtragödie schreiben, und Schiller bestimmte die Entwicklung. Es muß deshalb schon von vornherein als unmöglich angesehen werden, das Wort „tragisch", das in seiner vorherrschenden Bedeutung eben dieser deutschen Tragödie (bei uns wenigstens) angehört, auf die germanische Heldensage anzuwenden, solange nicht untersucht und festgestellt ist, daß sie ein gleiches Erleben voraussetzt.

Ohne dies ganze Gebiet anzuschneiden, beschränke ich mich auf ein paar Bemerkungen über das Hildebrandslied, bei dem so häufig von tragischem Konflikt, sogar von tragischer Ironie die Rede ist. Es wird damit der Vorgang des Hildebrandsliedes in das übliche tragische Schema gepreßt, das von einem der tragischen Typen Schillers hergenommen ist (vgl. dazu meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift 32. Jahrg., Heft 1/2). Dieser tragische Konflikttypus führt letzten Endes auf den christlichen Pflichtenkonflikt und die Wegewahl orphischer Herkunft, wie sie aus der Herkulesfabel des Prodikos bekannt ist, zurück (dazu Dieterich, Nekyia). Derartige Konflikte mögen im germanischen Leben gewiß vorgekommen sein, in der germanischen Heldensage scheint so etwas überhaupt nicht zu existieren.

Wie steht es in dieser Beziehung mit dem Hildebrandslied? Dem an der Konfliktstragödie Geschulten und von daher Voreingenommenen kann aus der Art, wie Hildebrand sich ganz naturgemäß nur schwer und allmählich zum Kampf entschließt, ja vielleicht der Eindruck kommen, daß es sich auch hier wohl um einen (schillerschen) Konflikt zwischen Pflicht und Neigung oder auch etwa zwischen Reckenpflicht und Vater- oder Sippenpflicht handele. Und der fragmentarische Dialog kann ja auch einer solchen Hypothese günstig sein. Allein in dem, was überliefert ist, findet sich nicht nur keine Stelle, die mit dem weltanschaulich ganz anders basierten Nibelungenlied 2154 (Bartsch, A 2091) oder auch mit Walthari 1089/91 übereinstimmte, sondern es will auch die Pflichtvorstellung überhaupt in keiner Weise in das Denken dieses landfahrenden Recken hineinpassen, der vor 30 Jahren Dietrich ohne Besinnen und mit der Inbrunst des Hasses auf Otacher gefolgt ist, wie es dem Gefolgsmann selbstverständlich ist. Dem Welaga nu usw. eignet schwerlich ein schmelzend-elegischer Ton, und die in nu scal mih suasat chind usw. ausgesprochene Alternative stellt das Ergebnis absolut klar und konfliktslos hin. Überhaupt dürfte es schwer, wenn nicht unmöglich sein, für die Einzelheiten des Liedes den beweisbar richtigen Ton zu treffen, und wenn man die Voraussetzung macht, daß das Hildebrandslied mit den Liedern der Edda überein geht, so eignen sich zum Vergleich zunächst am besten nicht die auch leicht mit der üblichen tragischen Stimmung belasteten Lieder der Nibelungensage, sondern das Lied von der Hunnenschlacht, das Herwörlied, das Bjarkilied, das Ingjaldlied, der Kampf auf Samsey, von Heusler-Ranisch so genannte Eddica minora (Dortmund 1903. Ingjaldlied ganz, Bjarkilied überwiegend aus Saxo rekonstruiert); sie sind in der Genzmerschen Edda enthalten und sollten den Schülern nicht erst in den oberen Klassen zugänglich gemacht werden.

Natürlich kann eine Hildebrandsballade oder -tragödie auf diesen Konflikt hin aufgebaut werden, aber im Hildebrandslied liegt derartiges schwerlich, und es daraufhin zu interpretieren, dürfte kaum angehen.

Will man aber das Wort „tragisch" und „Tragik" für das Hildebrandslied doch verwenden, dann muß man ihm den angedeuteten Sinn nehmen und ihm einen selbstverständlich klaren, aber allgemeineren Sinn geben und damit alle Erlebnisse tiefsten Wehs irgendwelcher Art und Herkunft bezeichnen; Tragik ist dann der Gegenpol von Seligkeit, und es ist jedesmal festzustellen, wo innerhalb einer Weltanschauung der Punkt tiefsten Wehs liegt. Das trifft auch den üblich gewordenen Sprachgebrauch. Aber es braucht dies Weh weder aus einem Konflikt zu erwachsen noch seinen höchsten Ausdruck darin zu finden.

Man muß also, wie selbstverständlich ist, an der Dichtung und ihren Zusammenhängen sehen, wo für den Dichter das tiefste Weh liegt. Nun kann ja beim Hildebrandslied die Sache so liegen, daß es Umformung überkommenen Stoffes und eine Aussage über das ursprüngliche Erlebnis unmöglich ist, weil seine Vorgeschichte völlig im Dunkel liegt. Allein dann entsteht doch die Frage, warum das Hildebrandslied

überkommenen Stoff neu formulierte und sein Stoff auch weiterhin als erzählwürdig erachtet wurde und nicht einfach verschwand. Daß wir die Vorgeschichte nicht kennen, ist also doch belanglos. Ich möchte die Vermutung wagen, daß der Stoff seine Bedeutung dem Umstande verdankt, daß er ein krasses Beispiel bot für die soziologische Umschichtung, die sich in der Völkerwanderung bei den Germanen am stärksten zeigen mußte in der Auflösung der Sippe. Allein hieraus und den nordischen Parallelen scheint mir auch der Tod des Sohnes erschließbar, nicht aus dem Hildebrandslied selbst, dem das jüngere Hildebrandslied ja widerspricht. Diesen Schluß aus dem Liede selbst erschließen zu wollen, dürfte, sofern sich diese Erschließung auf den „tragischen Ton" des Hildebrandsliedes stützt, eine petitio principii sein. Außer dem Hildebrandslied existiert ja auch noch das nordische Sterbelied eines Hildebrand (Genzmer I 32, Heusler-Ranisch, Eddica minora Nr. 8), dessen Beziehung zu dem Hildebrand des Hildebrandsliedes unklar ist, der aber in dem einen Punkt mit ihm offenbar identisch ist, daß er seinen Sohn erschlagen hat. Dieser (in Schweden geborene) Hildebrand fällt selbst im Bruderkampf von seines Bruders Asmund Hand. In den sechs Strophen findet sich auch keinerlei Nachklang eines Konfliktes, sondern nur eine Klage über das Schicksal, das es so fügte. Hildebrand ist nicht das einzige literarische Beispiel für die zum äußersten zugespitzte Sippenauflösung. Der Schluß des Hunnenliedes, in dem Herwör im Kampf gegen die von ihrem Halbbruder Hlöd geführten Hunnen fällt und Hlöd selbst von seinem Halbbruder Angantyr erschlagen wird, klingt an den Schluß des Sterbeliedes Hildebrands an, wie denn das Hunnenlied das Sippendurcheinander infolge der Wanderungen gerade zum Ausgangspunkt seiner Geschichte macht. Geschichtlich das beste Beispiel ist die merowingische Königsgeschichte. Für den Germanen bedeutet in alter Zeit, im Norden noch lange, die Sippe alles, sie wird schon früh durchbrochen von der Gefolgssippe und in ihren Funktionen abgelöst von Staat und Kleinfamilie. Das wohl älteste, aber ganz anders begründete Beispiel einer Bruderfeindschaft sind Armin und Flavus. Hildebrandslied, Hildebrands Sterbelied und Hunnenschlacht scheinen mir nun darzutun, daß die Sippenauflösung, die in der Völkerwanderung besonders stark zum Ausdruck kommen mußte, auf den Germanen einen gewaltigen Eindruck machte, wie es ja auch nach den Voraussetzungen germanischen Lebens natürlich ist. In diesen Liedern geht das Motiv bis zur äußersten Zuspitzung: der Bruder erschlägt den Bruder, der Vater den Sohn, den einzigen Sippenhalter. Das Motiv der Sippenauflösung, und zwar zugunsten der Kleinfamilie, findet sich ja auch in der späteren Fassung der Nibelungensage im Nibelungenlied, indem Kriemhild ihren Bruder tötet, wofür sie in der Klage gelobt wird, aber hier ist sie kein primäres Motiv, sondern schon eine Voraussetzung, mit der ohne weiteres gerechnet wird. Von einem Konflikt aber, geschweige einem Pflichtenkonflikt, ist im Hildebrandslied keine Rede.

Will man also im Hildebrandslied von einer Tragik in dem oben angedeuteten allgemeinen Sinne sprechen, so ist dabei nicht nur der Konflikt, sondern auch das pessimistische Fragen nach dem Warum des Leides auszuschließen. Roethe („Nibelungias und Waltharius" in BSB. 1909, S. 676) sagt deshalb mit vollem Recht: „Wesentlich ist vor allem das Pflichtendilemma [bei Rüdeger im Nibelungenlied] an sich, ein Moment, in dieser Stärke erst christlicher Psychologie entwachsen, das alte Heldenlied kannte es schwerlich. Hildebrand beklagt wohl sein Schicksal, aber er schwankt nicht, was er dem unbelehrbaren Sohne gegenüber zu tun hat", und, kann man hinzufügen: weder er noch der Dichter fragt, warum ihn dies Leid treffen muß, worauf es eben keine Antwort gibt. Ähnlich äußert sich Neckel („Die Überlieferungen vom Gotte Balder", S. 65): „Die eddischen Dichter verfahren nicht wie moderne Pessimisten, die ihr Publikum mit einem Ausblick ins leere Dunkel entlassen, sondern sie geben auch

den tragischsten Fabeln einen befriedigenden und versöhnenden Ausklang", ein Urteil, dem ich allerdings nur bezüglich des Pessimismus zustimmen möchte, und das nach Ausweis des Hildebrandsliedes nicht allein auf die eddischen Dichter zutreffen dürfte. Auch braucht der Pessimismus kein Ausblick in „leeres" Dunkel zu sein, noch wird die Charakteristik „befriedigender und versöhnender Ausklang", unbestimmt, wie sie ist, ganz haltbar sein, und ferner wird nicht klar, was hier unter „tragisch" zu verstehen ist, wenn man dagegen gleich die folgende Bemerkung (S. 66) hält, daß die beiden Lieder von „Balders Tod" und „Hermods Helfahrt" „die beiden einzigen tragischen Götterlieder" seien.

Es dürfte sich empfehlen, die Bezeichnung „tragisch" möglichst wenig auf die germanische Götter- und Heldensage im Ganzen anzuwenden, solange dieses Wort einen schwankenden Sinn hat und nicht völlig aus der mißverständlichen Bindung an die deutsche Tragödie, speziell Schillers, losgelöst ist. Nimmt man es aber ganz allgemein zur Bezeichnung des tiefsten Wehs, so muß sein prägnanter Sinn im Einzelfall näher bestimmt werden, indem der weltanschauliche Boden, dem eine Dichtung entstammt, klar umschrieben und innerhalb einer Weltanschauung genau angegeben wird, was in ihr tiefstes Weh, aber auch, was in ihr höchste Seligkeit ist. Es wird sich dann wohl zeigen, daß das vielfach übliche Hantieren mit der „Tragik" der germanischen Heldensage aus einem Stimmungsmischmasch hervorgeht, der einer wirklich klaren Erfassung ihres Charakters nur abträglich ist.

Hölderlins Donaugesänge.

Von Dr. **Emil Lehmann** in Landskron in Böhmen.

Den Flüssen und Strömen wie nicht minder den „holden" Inseln galt von jeher das Herz des naturfreudigen schwäbischen Dichters Friedrich Hölderlin. „An deinen Ufern wachte das Herz mir auf", singt er vom heimischen Neckar, und wir haben jugendliche Wanderberichte, wie er voll Entzücken am Gestade des Rheinstroms stand. Später, als sich der Jüngling, mit den politischen und allgemeinen Zuständen des Vaterlandes aufs höchste zerfallen, in ein lichtes Traumland antikhellenischen Lebens flüchtet, überträgt er seine Herzenszärtlichkeit für die heimatlichen Wasserläufe auf die griechischen Flüsse seines „Hyperion", auf den Ilissus und Cephisus, den Alpheus, den goldenen Paktol und andere. Aber das Traumbild einer antiken Idealwelt konnte auch für ihn nur den Sinn haben, als Ziel für die Erneuerung des eigenen Vaterlandes zu dienen. Gegen die Jahrhundertwende zu bemerken wir, wie sich der reifende Dichter mehr und mehr dem deutschen Vaterland und der schwäbischen Heimat zuwendet. Die heimischen Flüsse treten in seinen Liedern wieder hervor. Der Main wird ihm teuer, an dessen Gestade ihm in Frankfurt die hohe Liebe zu seiner „Diotima" erblühte, zu Susette Gontard, in deren Haus er als Erzieher eine bescheidene Stellung gefunden hatte. Der Neckar gilt ihm als „der Meister, der die Mitte des Landes pflügt" und mit seinen Quellen und Bächen Segen in die Furchen herabzieht. Und wie er sich die Gesittung eines Landes von den Ufern der Hauptflüsse ausgegangen denkt, so werden ihm die Landesflüsse zu wichtigsten Vertretern des Landes und der Landesart selbst, zu Sinnbildern für die Grundformen menschlicher Einzel- und Gesamtentwicklung. Nun wird ihm der Rheinlauf vom Ursprung bis zur Mündung zum Symbol. In geheimnisvoller Bergwelt entspringt er, von Anfang an jugendlich freudig, stürmisch und tatenlustig:

„Ein Rätsel ist Reinentsprungenes. Auch
der Gesang kaum darf es enthüllen ..."

Als trotziger Titane zerbricht der obere Rhein alle Fesseln, und wenn es so fortginge, müßte er sich bald aufgebraucht, seinen Lauf bald beendet haben. Da nimmt sich ein Gott seiner voll Milde an und setzt ihm Schranken, wie sie für die Entfaltung des Lebens nötig sind, denn ohne Hemmnisse müßte sich die Lebenskraft ins Leere verpuffen. So bleibt der Rhein innerhalb der Grenzen des Daseins und setzt seinen Lauf gemäßigt und geläutert fort. Nach einer anderen Dichtung Hölderlins will sich der Ungestüme seiner Mutter Germania mit Gewalt ans Herze werfen, er will ihre Liebe erzwingen. Sie aber stößt ihn, als tieferblickende Erzieherin weichere Regungen bezwingend, von sich, und beschämt fließt er, zu friedlicher Arbeit gebändigt und entsagend, „nebenhin", bis er den Ausgang ins freie Meer findet. Es sind Gestaltungen persönlichster Lebenserfahrung, die Hölderlin, zu allgemeinster Bedeutung ausgeweitet, in seinen Spätwerken bietet und die besonders auch den fünfzehnstrophigen Hymnus auf den Rhein zu einem gedankentiefen Gebilde machen. In der Symbolisierung der heiligen Insel „Patmos" schafft er ein gleichgebautes Gegenstück: hier wird im Gegensatz zum stürmischen Vorwärtsstreben des Menschen, zum schrankenlosen Freiheitstrieb, der Trieb zum Verweilen, zum Empfangen, zur Hingabe vielseitig und beziehungsvoll besungen. Fluß und Insel als Sinnbilder der zwei Hauptrichtungen des Menschenlebens.[1])

Diese beiden Gedichte aus Hölderlins letzter Schaffenszeit sind bereits seit längerem bekannt. Der Nachlaß des Dichters jedoch, hauptsächlich hymnische Dichtungen, an deren Vollendung ihn die fortschreitende Umnachtung hinderte, lag ungehoben in den Bibliotheken. Erst die neue große Ausgabe sämtlicher Werke Hölderlins, die Norbert von Hellingrath im Verlag Georg Müller herausgegeben hat, hebt in ihrem 4. Band die kostbaren Schätze. Sie zeigen den Dichter in folgerichtiger Weiterentwicklung seiner Leitgedanken, in großartiger Steigerung seiner Ausdrucksmittel. Hier finden sich nun auch als eigentliche Gegenbilder zur Behandlung des Rheinstroms zwei Donaugedichte.

Zuerst taucht die Donau schon in einem früheren, bereits bekannten Gedicht, in der „Wanderung" auf, in einem kleinen kulturgeschichtlichen Mythus, den der Dichter hier eingefügt hat:

Auch hat mir ohnedies
In jüngeren Tagen eines vertraut,
Es seien vor alter Zeit
Die Eltern einst, das deutsche Geschlecht,
Still fortgezogen von Wellen der Donau,
Dort mit der Sonne Kindern
Am Sommertage, da diese
Sich Schatten suchten, zusammen
Am Schwarzen Meere gekommen;
Und nicht umsonst sei dies
Das gastfreundliche genennet.

Aus der Vermischung deutscher und südlicher Menschenart sei dort zuerst einmal ein Idealvolk entsprossen: das griechische. Dorthin zieht es den Dichter, dorthin möchte er wandern, aber nicht um zu verweilen, ungetreu seinem eigenen Vaterlande, sondern um die holdesten Schöpfungen Griechenlands, um die Grazien einzuladen, nach Deutschland zu kommen.

Zum Hauptmotiv wird die Donau in der Hymne „**Am Quell der Donau**". Der Grundgedanke ist sehr eigenartig. Der Dichter schaut vom Quell der Donau aus

1) Vgl. E. Lehmann, Hölderlins Lyrik (Stuttgart, Metzler 1922) und Hölderlin, Die Gedichte der Reifezeit (Reichenberg in Böhmen, 1922).

gegen Osten, ihrem Lauf entlang. Er vergegenwärtigt sich den großen Gang der Menschheitsbildung, der in der entgegengesetzten Richtung verlaufen ist: von der asiatischen Menschheitswiege über Hellas und Rom zu den neueren Völkern Europas. Für die Geschichtsbetrachtung im Geiste Herders hat er sonst das Bild eines Adlers verwendet, des Menschheitsgenius, der in stolzem Flug von Volk zu Volk zuletzt über die Alpen nach Deutschland gelangt. Im Donaugedicht nimmt er nun den Tageslauf der Sonne selbst als Bild dieses Entwicklungszuges. Und wie die Sonne in ihrem Weiterziehen das Leben der Erde mit ihren Pflanzen und Blumen weckt, so erblüht unter der befruchtenden Wirkung der fortschreitenden Kultur das Leben der einzelnen Völker, so daß ihre Leistungen und Schöpfungen wie ein Widerhall der großen Menschheitsweckung erscheinen, wie ein Echo der Liebe, das nach Asien zurücktönen soll. Das führt zu einer weiteren Verbildlichung des Grundgedankens. Die von Asien ausgehenden Kulturwellen kommen wie die Klänge eines mächtigen Instrumentes zu uns, wie die einer gewaltigen Orgel. Zu Füßen sitzt die versammelte Gemeinde im Haus der Gottheit und nimmt die herabrieselnden Meistertöne andächtig auf: sie antwortet ihnen mit ihrem aufwärtsdringenden Gemeindegesang.

In unvergleichlicher Zusammenfassung und Verwebung dieser verschiedenartigen Bilder schafft nun der Dichter eine gewaltige Strophe, einen Satz, wie wir meisterlicher nur wenige in unserem Schrifttum finden:

Denn, wie wenn hoch von der herrlich-
gestimmten, der Orgel
Im heiligen Saal
Reinquillend aus den unerschöpflichen
Röhren,
Das Vorspiel, weckend, des Morgens
beginnt
Und weitumher, von Halle zu Halle,
Der erfrischende nun, der melodische
Strom rinnt,
Bis in den kalten Schatten das Haus
Von Begeisterungen erfüllt,
Nun aber erwacht ist, nun, aufsteigend ihr,
Der Sonne des Fests, antwortet
Der Chor der Gemeinde; so kam
Das Wort aus Osten zu uns,
Und an Parnassos Felsen und am Ki-
thäron hör ich,
O Asia, das Echo von dir und es bricht sich
Am Kapitol und jählings herab von den
Alpen
Kommt eine Fremdlingin sie
Zu uns, die Erweckerin,
Die menschenbildende Stimme.

Es ist eine dreifache Symbolik, die der Dichter hier wie im Orgelsatz durcheinander wirkt, und wer Hölderlins Spätkunst kennt, dem ergibt sich ihre tiefere Bedeutsamkeit, die Beziehung der drei Bilder zu den drei Göttern von Hölderlins Religionsverkündigung. Es sind die hohen Götter Erde, Äther und Sonne, auf die sich die Bilder von der Donauquelle, von der Orgel, die tönende Luftwellen entsendet, und vom Sonnenaufgang beziehen. Sie bedeuten zugleich drei Erscheinungsweisen des einen göttlichen Lebens: die Natur, die reine Geistigkeit und die sinnlich-geistige Welt des Menschentums.

Die Erweckung zur Kulturblüte, für die nun zuletzt Deutschland ausersehen wurde, ist etwas so Gewaltiges, daß es kaum ertragen werden kann. Um so schwerer ist es, sogleich den richtigen Widerhall zu finden.

Denn vieles vermag
Und die Flut und den Fels und Feuersgewalt auch
Bezwinget mit Kunst der Mensch
Und achtet, der Hochgesinnte, das Schwert
Nicht, aber es steht
Vor Göttlichem der Starke niedergeschlagen.

Manche reißt die Begeisterung zu trunkener Entzückung fort, andere befällt vor Ermüdung der wache Schlaf. Mit einer Wendung, die wie eine Vorahnung seines eigenen unglücklichen Schicksals klingt, sagt der Dichter:

Denn manchen erlosch
Das Augenlicht schon vor den göttlichgesendeten Gaben,
Den freundlichen, die aus Ionien uns,
Auch aus Arabia kamen ...

Doch gab es immer schon Männer, die das Ganze der Menschheitsentwicklung zu überschauen vermochten. Sie wohnten unter uns in den schönen Städten und schauten den Kampfspielen zu. Von ihnen ging, als von den Dichtern, die anerkennende, fördernde, verklärende Liebe aus, die das ganze Volk emporhebt und durchdringt:

„Ein unaufhörlich Lieben war's und ist's."

In der von diesen Führern angebahnten Eigenentwicklung entfaltet sich allerdings gerade die besondere Art des Volkes: das unterscheidet und entfernt von den früher führenden Völkern. Anderseits aber wächst zugleich das Bedürfnis, das Beste der alten Kulturen festzuhalten, aus dem alten Orient, aus Hellas und von den Patriarchen und Propheten Asiens. Sie waren es, die

Zuerst es verstanden
Allein zu reden
Zu Gott.

Auch unsere Volksentwicklung muß nach Hölderlin schließlich zu einer neuen, eigenen Glaubensform führen. Die Alten aber sagten uns nicht, woher sie zu ihren Gottesvorstellungen gekommen waren. Für uns ist der Ausgangspunkt die Natur — so nennen wir es —, der wie dem Bade alles Göttlichgeborne entsteigt. Das ist ein Ausdruck für seine Anschauung, daß sich die neue Religion aus einer vergeistigten Naturverehrung entwickeln müsse.

Doch fehlt uns für eine solche natürliche Entfaltung vieles, was den alten Völkern förderlich war. Es schwebt Hölderlin der von ihm sonst geäußerte Gedanke vor, daß wir eigentlich den umgekehrten Weg gehen: statt von der Natur gehen wir von der überreich überlieferten Kultur der Vorgänger aus. Aber wir dürfen nur nicht einseitig sein: wir müssen „dreifach" leben, um zum Ziel zu gelangen. Anders war es schließlich auch bei den alten Völkern nicht: aus Natur, reiner Geistigkeit und dem sinnlichgeistigen Menschenwesen vereint ersteht die wahre Volkskultur mit der echten Gottesverehrung als ihrer Blüte. Sonach ward uns nicht umsonst „in die Seele die Treue gegeben", mit der wir die Ergebnisse der Vorkulturen festhalten. Sie umgeben uns wie schützende Geister. An sie richtet der Dichter zum Schluß die persönliche Bitte:

Darum, ihr Gütigen, umgebet mich leicht,
Damit ich bleiben möge, denn noch ist manches zu singen,
Jetzt aber endiget, seligweinend,
Wie eine Sage der Liebe,
Mir der Gesang, und so auch ist er
Mir, mit Erröten, Erblassen
Von Anfang her gegangen. Doch alles geht so.

Von der Donau selbst ist nun freilich in diesen freien Rhythmen nicht viel Anschauliches mitgeteilt. Sie ist für den Dichter hauptsächlich die Erregerin der hymnischen Stimmung und zugleich eins von den großen Symbolen in dem Ideengewebe seines weitausgreifenden Kulturgedichtes.

In dem nach Sprache und Gehalt offenbar späteren Entwurf „Der Ister" finden wir aber bei mancher Unklarheit im einzelnen ein paar wunderbar anschauliche Donaulandbilder. Es ist das obere Donautal, wo sie ihr Bett tief in den Jura eingeschnitten hat, das Donautal seiner schwäbischen Heimat, das uns mit der knappen, aber ergreifenden Veranschaulichungskraft seiner letzten Zeit nahegebracht wird. Hierher kommt auf ihrem Zuge die begeisterte Schar, die, vom Indus ausgezogen, über Griechenland her den Gang der Bildungsgeschichte bedeutet.

Man nennet aber diesen den Ister.
Schön wohnt er. Es brennet der Säulen Laub
Und reget sich. Wild stehn
Sie aufgerichtet, untereinander; darob,
Ein zweites Maß, springt vor
Von Felsen das Dach.

Über den Wald empor ragt der zerklüftete, zackige Jurafels wie eine zweite Galerie mit Zinnen und Vorsprüngen. Es ist eine grandiose Landschaft. Sie läßt im Haupt des Dichters den Mythus entspringen, daß hierher einst Herkules zu Gaste geladen wurde — ähnlich wie er selbst in sein anmutiges Neckartal die Grazien gebeten hatte. Herkules soll in dieser heroischen Donaulandschaft vom südlichen Feuer ruhen. Er bedarf der Kühlung, damit er sich nicht zu schnell verbraucht — so wie der junge Rhein nach dem Rheingedicht der Schranken bedarf. Und nun reiht der Dichter ein liebliches Schwarzwaldbild an:

Darum zog jener lieber
An die Wasserquellen hieher und gelben Ufer,
Hoch duftend oben, und schwarz
Vom Fichtenwald, wo in den Tiefen
Ein Jäger gern lustwandelt
Mittags und Wachstum hörbar ist
An harzigen Bäumen des Isters,

Hierauf wird der Gedanke — fast trocken und dürr — ausgesprochen, der sich als ein Gesamtergebnis des früheren Donaugedichtes aufgedrängt hat:

Der scheinet aber fast
Rückwärts zu gehen und
Ich mein', er müsse kommen
Von Osten.

Die Donau wird zum Sinnbild der eigenartig schwierigen Lage, in der wir Neueren uns mit unserer Kulturentfaltung befinden: daß wir nämlich nicht eigentlich von den natürlichen Quellen, nicht von vorn, in der Religion nicht von einer aus der Landschaft erwachsenden Naturverehrung beginnen können, sondern von der höchsten Geistigkeit der vorangegangenen Völker, deren Erbschaft wir übernommen haben. So ist es uns Deutschen ja schon von der ersten Aufnahme des Christentums und der römischen Kultur an gegangen. Und noch ein paar seltsame, barock ausgedrückte Gedanken weckt der Donaustrom im Geiste des Dichters. Er fragt, warum die Donau so an den Bergen hänge, daß sie längs des Alpenvorlandes dahinfließt, während der Rhein seitwärts hinweggegangen ist? Warum sie so im Trockenen gehe? Das geschieht nicht umsonst. Die Ströme sollen nämlich „zur Sprache sein". Ein überaus kühner Übergang aus der Landschaftsschilderung in das Gebiet kulturphilosophischer Erwägungen. Wie die Flüsse Sonne und Mond spiegeln, so soll die Volksart, die Volksgesittung, deren Vertreter die Hauptströme sind, die Bilder der großen, göttlichen Naturerscheinungen in sich aufnehmen und in Volksdichtung und Volkskunst vergeistigt wiedergeben. Nur in dieser Spiegelung haben wir die Gottheit.

Es ist die empfangende, aufnehmende Seite der menschlichen Doppelnatur, die sich dem Dichter im Laufe der Donau darstellt, wenn er ihn mit dem Rheinlauf ver-

gleicht. Ja, fast erscheint ihm der nach Ostdeutschland, nach Österreich abfließende Strom „allzugeduldig", so daß er beinahe schon den Spott herausfordert. Der Rhein vertritt die andere Seite des allgemein menschlichen, des deutschen Wesens:

Nämlich wenn
Angehen soll der Tag
In der Jugend, wo er zu wachsen
Anfängt, es treibet ein anderer da
Hoch schon die Pracht, und Füllen gleich
In den Zaum knirscht er und weithin hören
Das Treiben die Lüfte,
Ist der betrübt;
Es brauchet aber Stiche der Fels
Und Furchen die Erd',
Unwirtbar wär' es, ohne Weile;
Was aber jener tuet, der Strom,
Weiß niemand.

So bricht das Gedicht wie stammelnd ab. Wir müssen solche Entwürfe schätzen wie die Skizzen der großen Maler. Im einzelnen fehlt die Feile, ganze Partien sind unausgeführt. Aber auch als Entwürfe sind es herrliche Werke. In der weitüberschauenden Betrachtung der beiden Hauptströme Deutschlands formen sich dem Dichter großartige Gedanken über seines Volkes Art, Entwicklung und Bestimmung. Rhein und Donau werden ihm zu Symbolen von einer vielseitigen Bedeutsamkeit, die sich weit über die üblichen denkmalsmäßigen Allegorien hinaushebt.

Droste-Hülshoff als Heidedichterin.

Von **Karl Huber** in Frankenthal (Pfalz).

Unter allen Heidedichtern nimmt Annette v. Droste-Hülshoff eine besondere Stellung ein: sie gibt sich nicht nur Stimmungen der Heide hin, sie studiert die Heide bis in ihre Einzelheiten und unternimmt es zum erstenmal, das braune Land umfassend mit lyrischen Ausdrucksmitteln zu schildern. Dafür gilt es Verständnis zu wecken, und besonders die reiferen Mädchen werden an Hand der geschlossenen Heidebilder für diese bedeutendste deutsche Lyrikerin gewonnen werden können, die noch lange nicht genug gewürdigt wird.

Schon in dem bewegten Epos „Die Schlacht im Loener Bruch" fand die Droste den Weg von ungesehener, unerlebter Fremde und Phantastik zu ihrem natürlichen Stoffkreis und seiner dichterischen Formung: der Heimat-, Natur- und Wirklichkeitsschilderung. Man muß die Genauigkeit ihrer Naturbeobachtung, den üppigen Reichtum der kräftigen Einzelbildchen einmal mit der dunstigen Verschwommenheit der durchschnittlichen Frauen-Naturlyrik vergleichen, wie sie uns in manchen Zeitschriften entgegentritt, um zu erkennen, daß eine unerläßliche Grundlage wahren Dichtertums die gewissenhafte und ernste Wahrnehmung der darzustellenden Welt und ihre innere Verarbeitung zu scharf umrissenen Anschauungen ist. Das kleine Fräulein war „beisichtig"; aber der Anschauungs- und Wirklichkeitshunger ihrer Dichterseele gebrauchte das kurzsichtige Auge als Werkzeug, das alle wesenswichtigen Einzelzüge von Natur und Landschaft zielsicher ergriff. Ihr dichterisch feines Empfinden aber wob das Kleine zu duftzarten Gesamtbildern. Diese Kunst gibt z. B. jener Prosaschilderung der westfälischen Heide das Gepräge, in der wir die Landschaft im Märchenschimmer sommermittäglicher Dämmerigkeit träumen sehen: „Eine trostlose Gegend! Unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. Bei jedem Hauche geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Gerieſel über die Fläche und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambuler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert als sein gleichfalls somnam-

buler Hund und seine Heidschnucken. Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad und flattern erst auf, wenn wir sie fast greifen könnten, um einige Schritte seitwärts wieder niederzufallen und uns im Vorübergehen mit einem weissagenden Auge, „oculo torvo sinistroque" zu betrachten. Aus den einzelnen Wacholderbüschen dringt das klagende möwenartige Geschrill der jungen Kiebitze, die wie Tauchervögel im Schilf in ihrem stachlichten Asyle umschlüpfen und bald hier, bald drüben ihre Federbüschel hervorstrecken. Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Tür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet ..." Diese Heide ist eine Gegend, „die keine andere Poesie aufzuweisen hat, als die einer fast jungfräulichen Einsamkeit und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkürlich entfalten" (Bilder aus Westfalen I). Das ist die ganze Droste, deren Blick die heimatliche Landschaft mit mütterlich-sachlichem Blick umfaßt.

Ihre beispiellos scharfe Empfindung für das Nahe und Kleine erhascht das leise Zittern des Grases, das Krimeln der Grille im Heidgezweige, das Schnurren des Käfers, den silbernen Glanz der Mückenschwingen, das Knirren des Totenkäfers, der eine Tierleiche einscharrt, das linde Säuseln über dem träumenden Weiher. Ihr nie ruhendes Auge, in dem eine seltene Scharfsichtigkeit für die bunte Kleinwelt lebt, erspäht das goldene Panzerhemd des Kuriers im Heidegesträuch, die bunten jagenden Schmetterlinge, die blaugoldnen Stäbchen der Libellen, den gleitenden Schatten des Vogels im Spiegel des Teiches, die leise fallende Lindenblüte ... Diese dinggesättigte Beobachtungsgabe schenkt uns Bildchen und Lebensausschnitte von geradezu körperlicher Greifbarkeit, wie das Bild einer Herde in der Heide, die man zu sehen und zu hören glaubt:

Ha, brüllend Herdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in der Runde,
Eh' Posto wird gefaßt im Heidegrunde.
Nun endlich steh'n sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupfen knirrt im Thymiane.
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Euter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenvolke.
So, langsam schüttelnd den gefüllten Bauch
Fort grasen sie bis zum Heidekolke.

Das ist eine Szene, die in ihrer strotzenden Anschauungssättigung an Kleist's Pferdeknecht (in „Michael Kohlhaas") erinnert, wie er die Hosen heraufzieht, den Tränkeimer zwischen die Knie klemmt und am Rade sein Wasser abschlägt. Nur ein bewußtes, naturfrohes und zugleich dichterisches Sehen, das auch das Kleinste zu deuten und in den Rahmen einer einheitlichen Stimmung, eines geschlossenen Gesamtbildes als belebenden Zug einzupassen weiß, verbürgt so überlegene Tierszenen von der Heide wie das Krähentreiben im warmen Hügelsande:

Da zieht's in Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreist um die Föhren her
Und fällt am Heidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.
Recht, wo der Sand sich dämmt
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,
Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen.
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre ist geschlossen.

Wohlausgerundete Lebensausschnitte von ähnlicher Naturtreue und plastisch-bewegter innerer Schaubarkeit gelangen nur einem unter den neueren Tier- und Heidedichtern: Hermann Löns. Aber wiewohl sie die Dinge mit festem Griffe packt, die Bestandteile ihrer Heidebilder mit naturalistisch geübtem Blicke aus der Wirklichkeit heraus sieht, so bleiben ihre Skizzen niemals Nur-Beschreibung, nackte Hersage; die Dichterin, die in einem Gedichte wie „Ein Sommertagstraum" die feinsten Wandlungen der Tagesstimmung nachzumalen weiß, die in dem traumhaften Sommerbild „Im Grase"

Süße Ruh', süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief, tieftrunkne Flut,
Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
Wenn aufs müde, schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt' auf ein Grab

das hauchzarte, ahnende Naturschauen der Seele, ihr träumerisches Schweben zwischen Ewigkeit, Vergangenheit und Gegenwartswirklichkeit bis in die schleierhafte Fühlbarkeit zu sagen vermag; eine Gestalterin, deren kühne, aber erdständige Phantasie eingebungsartig mit quellender Üppigkeit schon im Schauen der Wirklichkeit Bilder und Vergleiche zeugt von farbiger Pracht, wie das Bild von der Sonne, die sich in der Heidefrühe schlummertrunken aus den Purpurdecken erhebt und ihre Stirne in das Ätherbecken taucht, oder von den wirbelndjagenden Wolken, die den Eindruck erwecken, als ob die grimmen Götter ihre Locken schüttelten, eine solche Dichterin klebt nicht an der nackten Dinglichkeit; sie weiß die Dinge zu sagen, aber auch ihren Atem und ihre Seele darzustellen; sie weiß die Heide bildhaft vor uns auszubreiten, aber auch ihre eigentümliche seelenhafte Stimmung darüber zu hauchen; sie weiß die Landschaften naturgetreu wiederzugeben, aber sie hat auch die Kunst, die traumhafte Beleuchtung darüber zu zaubern. So zieht in den „Heidebildern" der Droste das Land der jungfräulichen Einsamkeit an uns vorüber, mit seinen Pflanzen und Tieren, seinen Farben und Stimmungen, seinen geschichtlichen Erinnerungen und Gespenstern, die Heide am taufrischen, strahlenden Morgen, am märchenstillen Mittag, in der zweifelnden Dämmerung, die Heide in der Mittagsglut und nach dem Regen.

Feucht-frisch liegt der dämmernde **Morgen** über der Heide. Der Hahnenschrei verzittert im Dämmerlicht. Schlummertrunken hebt die Sonne ihr Haupt aus Purpurdecken und taucht die Stirne in das Ätherbecken. Glührote Pfeile zucken auf und nieder zwischen Himmel und Erde; der Tau blitzt, wenn die Frühstrahlen durch den braunen Zug der Heide streifen. Die Lerche erwacht, streckt blinzelnd das Köpfchen aus dem Ginster und dann steigt wirbelnd ihr Weck- und Jubellied ins feuchte Blau: „Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!" Der Purpur verrinnt in Rosenlicht; ein zuckendes Leuchten bricht am Rande des Himmels durch den Morgendunst. Weiter jubelt und ruft die Heidelerche: „Florbeflügelt Volk, heb' an den Chor. Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tor!"

Da krimmelt, wimmelt es im Heidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Taues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.

Der Käfer schnurrt, die Mücke schleift behend die Silberschwingen, hell surrt die Fliege das dunkle Lied der Biene geht über die Heide, „schwerfällig hockend in der Blüte tummeln das Kontraviolon die trägen Hummeln". „Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne, die Silberwolke Teppich ihrem Fuß, am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone." „Lauter schallt des Herolds Gruß: Bergleute auf! heraus aus eurem Schacht!" Das Ameisenvolk drängt wimmelnd aus der Erde Schoß, die Spinne webt ihr duftig

Elfenkleid, in dem die Taufunken glimmen. Da kommt der Wind und häkelt es vom Kraut, es steigt, es flattert und zerfließt. „Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch, die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch." („Die Lerche".) Still und heiß ist der Sommermittag in der Heide. Der Sonnenbrand drückt vom Zenit herunter. Weit, weit leuchtet das Gestäube des gelben Sandes. Wie ein grüner Strich stehn am Horizont die Föhren. „Mich dünkt, man müßt' es hören, wenn nur ein Kranker schlich." Milchig liegt der blasse Äther über dem Lande, „ein Ruhen rings, ein Schweigen, dem matt das Ohr erliegt". Nur an der Sanddüne stehen zwei dürre, ergraute Fichten. Einsam kraut sich dort ein Rabe die ruppigen Federn. Wie eine Wetterwolke taucht dann plötzlich ein Krähenvolk auf, das sich niederläßt, um im durchsonnten Dünensande zu baden. („Die Krähen".) Oder: die Luft hat sich schlafen gelegt. Kein Rispeln im Heidegekräut, kein Seufzer, der die Halme weckt. „Nur eine Wolke träumt mitunter am blassen Horizont hinunter, dort, wo das Tannicht überm Wall die dunkeln Kandelaber streckt." Da, ein ferner Ruf: „Hallo! hoho!" — ein zögernd Echo —, alles still. So still, daß man das Angstgeschrill der Fliege im Mettenneß, den Fall der Beere, den Gang des Käfers im Kraut vernimmt. („Die Jagd".) Friedlich liegt die abendliche Heide. Die strohgedeckte Hütte, die sich unter dunkle Föhren duckt, ist vom Abendschein umzuckt. Die weißgestirnte Kuh bläst und schnaubt in die Abendluft; am Horizonte strecken sich Hirten im Heidekraut und singen das Ave Maria. Träumende Lüfte streichen. Ein stilles Kind geht mit einer Lilie in der Hand an den Beeten auf und ab. Da steigt der goldne Abendstern aus den Föhrenzweigen und scheint sich über dem Dach der Hütte mild zu neigen. Wunderlich leuchtet der Stern aus den Wolkenfloren und aus der Stille des abendlich-weltfernen Gottesfriedens erblüht wie von selbst das Bild des heiligen Abends mit den Eltern Jesu und den frohlockenden Hirten. Solcher Heideausschnitt in seiner geruhsamen Abgeschiedenheit, seiner friedsamen Reine, seiner verlorenen Stille, seiner frommen Friedlichkeit „ist ein Bild, wie still und heiß es alte Meister hegten", wie es „kunstvolle Mönche" „mit Fleiß auf den Goldgrund legten". („Das Haus in der Heide".) Ein Bild fast traumhaft-erdentrückter Stille ist der Heideweiher. Blaugoldne Libellen zittern über ihn, die Wasserspinne tanzt im Sonnenglanz, das Schilf singt f in Schlummerlied; ein lindes Säuseln kommt und geht, als flüstre es: Friede, Friede Friede! Der Weiher schläft. Hoch oben im Glanze der Sonne schwingt der Vogel seine Flügel und sein Schatten zieht wie ein schlüpfend Fischlein durch des Teiches Spiegel. Der Lindenbaum haucht ihm seinen Duft und streut ihm seine lieblichste Blüte. In kurzem, königlichem Aufglühen schließt das Dreiblatt seine Glocken auf. Die Stille des hellen Mittags ist gespenstisch. „Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht — mich dünkt, ich sah im Grunde ein Gesicht." („Der Weiher".)

Ein leises Schauern weht in der Dämmerung über die braune Heide. An der Scheide zwischen Nacht und Tag liegt die Heide wie ein „siecher Greis". Ein Stöhnen geht darüber hin. Krankhafte Funken blitzen und die Wolkenschicht senkt sich in dunklen Schwaden herab. Das Heidekraut wallt, Glühwürmchen leuchten und die Mondesscheibe schwingt sich am Himmel empor. Gespenstische Gestalten wirft das Mondlicht auf den flechtenüberwucherten Hünenstein. Leichenbrandig glotzen die Kohlenscheite vom Hirtenfeuer durch den Thymian. Schreiend fährt der Kibitz aus dem Moos. („Der Hünenstein".) In Glanz, Licht und Schimmer ist die Heide nach dem Regen getaucht. Das Naß verrieselt, der Dunst verraucht. Die Sonne taucht wieder aus den Wolken. Silbernes Licht quillt aus den zahllosen blanken Wassertropfen, die am Wachholder zittern, „wie Glasgehänge an dem Lüster". Ein Flüstern weht über den Grund. Jedes Kräutchen reckt sich auf, und im Sand des Pfades blitzt das goldne Panzerhemd des Kuriers. Die Grille streicht sich das Naß vom grünen Glas ihrer

Flügel; metallisch glänzen die regenfeuchten Halme. Bunte Schmetterlinge jagen sich über der Heide. „Alles Schimmer, alles Licht; Bergwald mag und Welle nicht solche Farbentöne hegen wie die Heide nach dem Regen." („Die Vogelhütte".) Nicht nur Farbe und Leben, Tier- und Pflanzenwelt der Heide wird lebendig, auch die graue Geschichte spricht. Während die Dichterin in der Mergelgrube das bunte Gestein durcheinanderwühlt, ersteht ihrer beflügelten Einbildungskraft das Bild einer verödeten Welt, einer mürben, ausgebrannten Erde, in der „Neues quoll und Altes sich zersetzte"; da erwacht die Zeit, in der die Findlinge sich von der Mutter Brust losreißen und in fremde Wiege wandern. „O welch ein Waisenhaus ist diese Heide." („Die Mergelgrube".) Im Dämmer der Heide beugt die Droste ihr Angesicht in das Hünengrab, „wollüstig saugend an das Grauens Süße". Mit eisigen Krallen fühlt sie sich gepackt, mächtig arbeitet die bewegte Phantasie: das bleiche Mondlicht wird zur blaß gehärmten Witwe an des Gatten Grabe. Es ist, als brächte der Wind Kunde aus dem Geisterland. Die versunkenen Gestalten der grauen Vorzeit werden lebendig. Mächtige Sehnen wälzen den Hünenstein, im Abendstrahl wandelt die Drude um das Grab, während ihr goldenes Haar im Winde flattert. Eine urweltliche Gestalt steigt hinterm Damm empor und gleitet mit langgedehntem Schritt durch die Eichenwipfel und durch ihre Glieder zittert Mondenschimmer. („Der Hünenstein".) Die Krähen, die im mittäglich heißen Sande baden, wissen zu erzählen von wilden Schlachten und Schwertgeklirr über die weite Heide, von blutigen Hinrichtungen, von Teut und Thor, vom Hünengrab, vom grauen Opferstein. („Die Krähen".) In bunten, satten Farben, mit fast dramatischer Bewegtheit malt Droste-Hülshoff das gespenstische Leben der Heide. Da ist das koboldische Treiben am abendlichen Hirtenfeuer. Meisterlich ist das hingeworfen, wie es durchs Dunkel zuckt und glimmt, wie es pickt, knistert, funkelt, wie die Flammen durchs Dunkel zucken und wieder zusammensinken; wie die Hirtenbuben im fernen Feuerschein kobolden, im Kreise hocken, sich strecken, Torfbrocken in die Lohe schleudern, Wachholderbündel schleifen, johlen, leise flüstern, sich räuspern und ihr Hirtenlied singen; man sieht spritzende Nadeln, ein leises Schwelen des Feuers, glührote Lichter über den Gesichtern der Buben; man sieht, wie in der Ferne ein neues Hirtenfeuer aufglüht, und hört, wie alte Heideweise leise durch den Ginster zieht. Das alles ist im „Hirtenfeuer" mit einer Kunst dargestellt, in der die ganze geisterhafte Lebendigkeit des abendlichen Hirtentreibens hin- und widerglüht. In wundervoller Steigerung sehen wir den Herbst- und Frühlingsnebel, den „Heidemann" über dem Heidegrund emporkriechen; er schwillt über das Gras empor, kriecht über den Busch, daß die Drossel zum Nest hinausächzt, erfüllt den Grund mit grauem, brauendem Dunst, in dem der Hirt mit seiner Herde schwimmt; steigt am Heidegehöfte empor, läßt die Föhren und Fichten versinken. Ein leises Brodeln quillt im Moor, in der Niederung zischt es, im Rohre zuckt ein irres Leuchten, die Kröten quarren; plötzlich ist der nördliche Heiderand ein glutroter Lavastrich. „Der Heidemann brennt." „Ihr Kinder faltet eure Händ', das bringt uns Pest und teure Zeit." („Der Heidemann".) Mit packender Lebendigkeit, die wie mit Zauberkraft das Gefühl des Grauens weckt, läßt die Dichterin die Moorgespenster vorüberhuschen. Von Schauern gehetzt, rennt der zitternde Knabe übers Moor, während es wimmelt vom Heiderauche, während die Dünste gaukeln, während es aus jedem Spalt zischt und singt. Wie es am Hag raschelt, da glaubt der furchtgepeitschte Knabe den gespenstischen Gräberknecht zu sehen; wie es im Schilfe rieselt und knittert, vernimmt die erregte Einbildungskraft die unselige gebannte Spinnenlenore, „die den Haspel dreht im Geröhre". Im Brodeln und Pfeifen hört der Angstgejagte den ungetreuen Geigenmann, den diebischen Fiedler Knauf. Und wie das Moor birst, wie ein Seufzer aus der klaffenden Höhle dringt, da ist's, als jammere der Wehruf einer armen Seele,

der verdammten Margret. Mit tausend unsichtbaren kalten Armen greifen die Heidegespenster nach dem Flüchtenden, der erst Ruhe findet auf dem festen Boden im Angesicht der heimatlich flimmernden Lampe. „Ja, im Geröhre war's fürchterlich, o, schaurig war's in der Heide!“ („Der Knabe im Moor“.) So haben wir in Droste-Hülshoff die Dichterin, die die Heide sachlich studiert, ihr Wesen mit homerischer Kraft vor uns ausbreitet, ihr buntes Leben mit realistischer Treue vorüberziehen läßt, ihre Stimmung, ihre Stille, ihre Einsamkeit, ihre Seele mit zartem Pinsel hinzaubert, das Heidegrauen mit dramatischer Farbigkeit nacherleben läßt.

Der Chorvortrag deutscher Gedichte.

Von Dr. Hans Friese in Zeulenroda.

Die Versuche der Psychologen haben die alte Erfahrung bestätigt, daß die Fähigkeit des Auswendiglernens bei verschiedenen Menschen in sehr verschiedenem Maße entwickelt ist. Damit hat jeder Lehrer zu rechnen, der seinen Schülern die wörtliche Einprägung von Formeln, Lehrsätzen, Regeln, Sprüchen oder Gedichten zur Aufgabe macht. Bei der Einprägung von Gedichten gesellt sich zu jener Ungleichheit der Veranlagung noch eine Reihe von anderen Schwierigkeiten hinzu. Denn hier handelt es sich nicht bloß um das Merken einer bestimmten Wortfolge, bestenfalls um deren phonetisch und logisch einwandfreie Wiedergabe, sondern um eine geradezu künstlerische Leistung: ein sprachliches Kunstwerk soll im Vortrag neu gestaltet werden. Dazu aber gehört zweierlei: die Einfühlung in das Werk und ein sinn- und gefühlsmäßiger Ausdruck. Kein Wunder, wenn nur wenige Schüler oder Schülerinnen diesem Ziele nahe kommen. Ist doch ein Teil der Zöglinge für dichterische, vielleicht für ästhetische Werte überhaupt wenig empfänglich. Von den übrigen aber lassen sich die meisten nur schwer dazu bringen, aus sich herauszugehen, d. h. jene mimische Selbstentäußerung zu üben, welche diese Aufgabe erfordert. So kommt es denn, daß das Auswendiglernen deutscher Gedichte häufig ein trauriges Kapitel des deutschen Unterrichts bleibt. Mag es dem Lehrer gelingen, vielleicht den vierten Teil einer mittelbegabten Klasse zu einem erträglichen Deklamieren zu erziehen: bei den übrigen drei Vierteln verkettet sich höchstwahrscheinlich mit der Erinnerung an die mühsam gelernten Verse die Erinnerung an einen Mißerfolg. Derartige Erinnerungen aber sind, wie wir alle aus eigener Erfahrung wissen, besonders zähe. Wie so manchem durch einen Religionsunterricht, in dem der Gedächtnisstoff allzusehr überwiegt, der Geschmack an religiösen Ausdrucksformen verleidet wird, so dürfte auch die Neigung für Werke der Verskunst bei vielen geschwächt werden durch alte unliebe Schulerinnerungen an Gedichte, die man einmal können sollte und nicht konnte, wenn man sie aber konnte, durch schlechten Vortrag verdarb. Eine Gefahr, die ernst genommen werden muß.

Nicht dem eigenen Spürsinn, sondern einer Anregung aus Palleskes immer noch lesenswertem Buche[1]) verdanke ich ein Verfahren, durch welches alle Schüler einer Klasse zu einem annähernd künstlerischen Vortrag befähigt werden. Es gehört zum Gepräge unserer Zeit, daß der einzelne oft wenig, die verbündeten einzelnen oft alles vermögen. Was vielen Schülern als einzelnen unerreichbar ist, gelingt der

1) E. Palleske, Die Kunst des Vortrags. 3. Aufl. Stuttgart 1892.

Klasse: das Gedicht wird im Chor vorgetragen. Palleske erzählt von seinem Besuche des Volksschullehrerseminars in Löbau: „Als der Sprechchor fast in einem und demselben ehrfurchtsvollen gedämpften Ton den Psalm: 'Der Herr ist mein Hirte' sprach, mußte ich mich abwenden, um meine innere Bewegung zu verbergen."

Soll eine derartige Wirkung erreicht werden, so bedarf es einer genau ausgeprobten Einübung, deren Grundzüge ich mitteile. Sobald ein Gedicht den Schülern nahegebracht worden ist[1]), werden die Bücher geöffnet. Es gilt jetzt zweierlei: möglichst dialektfreie Aussprache und angemessenen Vortrag. Zur Erzielung einer der Bühnensprache[2]) möglichst nahekommenden Aussprache müssen die Wörter, bei denen die Mundart der Schüler von der allgemein neuhochdeutschen Art abweicht, aufgesucht werden. Wenn die Ohren darin geübt worden sind, mundartlich Bedingtes herauszuhören, so ist die Klasse bald fähig, allein aufzufinden, wo Klippen vermieden werden müssen. Meine kleinen vogtländischen Schüler sind eifrig dabei, auf das Dativ-m, das in der Mundart als n erscheint, auf die sch und ch, die die Mundart durcheinandermischt, auf die ö, ü, eu-äu, die sie entrundet, und manches andere hinzuweisen. Die hervorgehobenen Wörter werden dann sofort durch Einzel- und Chorsprechen eingeübt. Auf diese Weise wird eine wichtige Aufgabe des deutschen Unterrichts, die Befähigung zur mundartfreien Aussprache, als ein Teil der Einstudierung fast spielend erledigt.

Zweitens handelt es sich um die Festlegung der Betonung, der Stärke, des Zeitmaßes, der Tonfärbung usw. Vielleicht liest der Lehrer die Strophen einzeln noch einmal vor, damit die Schüler, deren Anteil beim Gesamtvortrag dem Inhalt galt, jetzt auf die Vortragsweise achten. Auch hier läßt sich bald eine selbständige Mitarbeit der Klasse erreichen, zumal wenn man bei geeigneten Gedichten nach der von Schméing[3]) geschilderten Methode verfährt. Den Fragen des Vortrages aufs gründlichste nachzugehen ist durchaus keine Zeitverschwendung. Diese führen oft tief in das Innere eines Kunstwerkes hinein. Einige Beispiele mögen daran erinnern.

1. Betonung. Starke, zuweilen auch melodische Betonung einzelner Wörter erhellt oft den sachlichen Zusammenhang. So muß im „Grafen von Habsburg" 12, 5 'Priesters' hervorgehoben werden, um deutlich zu machen, daß der Sänger und der Priester die gleiche Person sind. Vor allem aber dient die Betonung dazu, dem Hörer Stimmungswerte zu übermitteln. Die Wehmut, mit der ein Greis glücklicher Jugendtage gedenkt, wird im „Archibald Douglas" durch die Heraushebung von 'alt' (2, 4) und 'einstens' (12, 1) ausgedrückt. Die visionäre Stimmung[4]), die über Heines „Lorelei" liegt, kommt erst heraus, wenn man 4, 2ff. 'Lied', 'wundersame' und 'gewaltige' betont; oder in Goethes „Fischer" 4, 3 'sehnsuchtsvoll'. Die politische Entrüstung, die Beckers jetzt wieder mehr denn je lernenswertes „Rheinlied" durchwogt, gipfelt in dem viermaligen kräftig zu betonenden 'sollen'.

2. Stärke. f und ff sind z. B. zu sprechen die Strophenanfänge in Wilh. Müllers „Die Fenster auf!", die beiden ersten Strophen von Uhlands „Harald", so „Harald"

---

1) Vgl. meinen Aufsatz in den Neuen Jahrbb. 1920, 2. Abt. S. 218ff.

2) Vgl. diese Zeitschr. Nr. 34 S. 167ff.

3) Vgl. diese Zeitschr. Nr. 34 S. 211ff.

4) Sehr beachtenswert ist, was Mayer, Neue Jahrbb. 1920, 2. Abt. S. 192ff., zu diesem Gedicht sagt.

3ff. Zu flüstern sind „Belsazar" 16/17 oder „Herr von Ribbeck" 38ff. Im „Trompeter an der Katzbach" sind 1—6 in einem wogenden crescendo, 7—8 in einem jähen decrescendo zu sprechen; ebenso steigen 1—3 in Fontanes Zieten-Ballade an, während 4—6 abklingen.

3. Rhythmus. Werden in der eben erwähnten Ballade 1—3 in scharfem, nur 2, 5ff. gemildertem Rhythmus gesprochen, entsteht der Eindruck einer Kavallerieattacke; in 6, 8 flackert der straffe Takt noch einmal auf: ein Scheideblick auf das Leben des alten Reitergenerals. In straffem Rhythmus sind 1 und 3 des „Getreuen Eckart" zu sprechen: erst dann bekommen die Verse ihre hinreißende Gewalt.

4. Zeitmaß. Ein prestissimo erfordert Schwabs „Gewitter" 5, 6—6, 2 oder Müllers „Die Fenster auf!" 1, 3ff. Andante bis adagio „Gewitter" 6, 3ff. Ein accelerando „Belsazar" 6—8 und 11—12 oder „Archibald Douglas" 5, 2ff. und 8ff., ein ritardando dasselbe Gedicht 4—5, 2.

5. Stimmung. Jungenhafte Fröhlichkeit: „Die Fenster auf" 1ff.; bald derb, bald zart vertraulicher Ton: Ribbeck-Ballade 8—10; inniges Glücksgefühl: „Gorm Grymme" 3; Siegesjubel: „Trompeter an der Katzbach" 6; Innigkeit und Zorn im Wechsel: Beckers Rheinlied; Angst: „Der getreue Eckart" 1; Trauer: Ribbeck-Ballade 22; Grausen: „Belsazar" 16—20; eiserne Schwere: „Gorm Grymme" 1; 4, 7—8; 10, 3—4; düstere Schicksalsstimmung: Uhlands „Rache"; Feierlichkeit: „Graf von Habsburg" 12, Schwabs „Gewitter" 6, 4—6.

6. Pausen. Zum Zwecke der Gliederung: Beckers Rheinlied nach 2, 4, 6; der Steigerung: „Belsazar" nach 3, 5, 8, 10, 13 und 17; der Spannung: „Gewitter" nach 6, 2; des lyrischen Verweilens: „Archibald Douglas" nach 4, 4 und 5, 2.

7. Aufteilung in Teilchöre empfiehlt sich etwa in Beckers Rheinlied (1. Chor: 1 und 2; 2. Chor: 3 und 4; 3. Chor: 5 und 6; Gesamtchor: 7); Soli und Chor in Giesebrechts „Lotsen".

Der Einstudierung von Sprechchören verdanke ich nicht nur einen Teil der eben genannten Vortragsanweisungen, sondern die allgemeine Erkenntnis, daß eben diese Arbeit ein ganz vorzügliches Mittel ist, um über die Fragen des Vortrags ins reine zu kommen. Wirkt doch das Chorsprechen wie ein Vergrößerungsglas. Wie manche geheime Falte, wie manche verborgene Tiefe tritt erst zutage, wenn ein Gedicht gleichsam auf eine größere Fläche geworfen wird. So erwächst aus dem Chorvortrag ein beträchtlicher Gewinn für den Einzelvortrag. Dieser soll durch mein Verfahren nicht ausgeschaltet werden, schon deshalb nicht, weil sich keineswegs jedes Gedicht für die akustische Vergrößerung eignet, ebensowenig wie jedes Schauspiel der Aufführung in Reinhardts Arena-Bühne oder jedes Tonstück der Instrumentierung für großes Orchester standhält. Denn bei einer Vergrößerung geht es selten ohne Vergröberung ab. Ähnlich wie in der Tonkunst die letzten Feinheiten vom Einzelspieler erreicht werden, so muß auch in der Vortragskunst die Erzielung feinster Wirkungen dem Einzelsprecher überlassen bleiben. Aber diese selige Region künstlerischen Genießens und Nachschaffens ist unseren Zöglingen zumeist noch verschlossen. Sie bevorzugen gerade die Gedichte, denen der Chorvortrag gemäß ist: solche, in denen ein an kräftigen Kontrasten und Überraschungen reiches Geschehen mächtig auf und ab wogt. Sie haben noch die ursprüngliche, gesunde Vorliebe der Jugend für große, betäubende Wirkungen. Sie empfinden die „ganz unglaubliche Gewalt", mit der nach einem Worte

Pestalozzis rhythmischer Chorvortrag auf die Sinne wirkt. Und welcher Begeisterung sind sie fähig, wenn sie nicht bloß hören, sondern mittun dürfen, wenn ihnen im gemeinschaftlichen Tun etwas gelingt, wozu der einzelne kaum den Mut des Anfangens hatte.

Die Selbsttätigkeit des Zöglings wird immer das Ziel des Lehrers sein. Läßt diese sich aber, wie beim Vortrag von Gedichten, in der Form der Einzeltätigkeit schwer erreichen, so darf auch die gemeinsame Tätigkeit als ein Weg zur Arbeitsschule gelten. Welche Vorteile in dieser Hinsicht das Chorsprechen als solches, als Gesamttätigkeit der Klasse, mit sich bringt, soll hier nicht wiederholt werden.[1]) Über diese Vorteile hinaus dürfte das Chorsprechen von Gedichten ein Mittel der Kunsterziehung werden, indem es auf dem Felde der Vortragskunst einen gesunden Dilettantismus hervorruft. Wir wissen, daß ohne einen solchen eine künstlerische Volkskultur nicht gedeiht. Wie der Gedanke uns lieb geworden ist, daß die Chorlieder der griechischen Tragiker von attischen Bürgern, nicht von Berufssängern, vorgetragen wurden, wie wir uns der Gesang- und Theatervereine unserer Kleinstädte von Herzen erfreuen, so sollten wir auch auf unseren Schulen der Chorsprechkunst unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Wie schön lassen sich unsere Schulfeiern durch Chorvorträge von Gedichten beleben, wie kann hier der Deutschunterricht mit den technischen Fächern um das Ziel eines allen darstellbaren Könnens wetteifern. Der Hauptgewinn jedoch, den dieses Verfahren bringt, ist doch wohl ein rein erzieherischer. Der Lehrer, der mit seiner Klasse zusammen in heißem Bemühen um den angemessenen Vortrag und damit um das Verständnis der Seele eines Kunstwerks ringt, der oft genug die jungen Seelen mit seinem eigenen Leben durchdringt, nicht selten aber auch von dem jugendlich frischen Empfinden der Klasse getragen wird, verwächst mit seinen Zöglingen zu einer geistigen Einheit, zu einer Arbeits- und Erziehungsgemeinschaft, zu einer kleinen Kunstgemeinde, in der sich Sinne und Herzen dem Wohllaut unserer Sprache und dem seelischen Gehalt unserer Dichtung eröffnen.

Dramatische Anschauung. (Die Lektüre von Dramen auf der Grundlage subjektiven Miterlebens.)

Von Studienrat Dr. Georg Müller in Dortmund.

I.

Trotzdem die Dramenlektüre eine beherrschende Stellung im deutschen Unterricht der oberen Klassen einnimmt, hat sie doch kaum eine ihrer Eigenart entsprechende Behandlung gezeitigt, sondern stimmt darin, wie die Mehrzahl der Erläuterungsschriften und die Schulausgaben zeigen, durchaus mit der der epischen Stoffe überein, die in den unteren Klassen behandelt werden. Das wesentliche Gewicht wird darauf gelegt, den Text zu erklären und einen Einblick in den Verlauf der Vorgänge und das Seelenleben der Hauptgestalten zu verschaffen. Bei geschichtlichen Dramen nimmt dann häufig noch der Vergleich der Hauptereignisse und ihrer Träger in der dichterischen Verkörperung und nach dem von der historischen Wissenschaft gezeichneten Bilde einen breiten Raum ein. Diese einer rein verstandesmäßigen Auffassung des Dramas dienenden Betrachtungen sind neuerdings zugunsten der ästhetischen Würdigung auf ein erträglicheres Maß eingeschränkt worden, und man bemüht sich auch,

1) Vgl. Jos. Loos, Das Chorsprechen in der Schule. Prag 1889, und den Abschnitt „Chorsprechen" in Reins Enzyklopädie I S. 864ff.

über die Einzelerörterungen hinaus zu einer ästhetisch begründeten Auffassung des Kunstwerkes als Ganzem zu gelangen. Aber an den Grundzügen der Betrachtungsweise hat sich nichts Wesentliches geändert. Wie es die althergebrachte Verknüpfung der Begriffe des Tragischen mit den moralischen der Schuld und Sühne nahelegt, ist sie immer noch vorzugsweise ethisch gerichtet und behandelt in diesem Sinne Charakteristik und seelische Probleme. Nur selten wird eine psychologische Auffassung der dramatischen Gestalten angestrebt, die sich jedoch bei modernen Dramen als notwendig erweist und bei der steigenden Bewertung der Psychologie, zumal in ihrer Anwendung auf die Literaturwissenschaft, auch sicherlich die schulmäßige Dramenbehandlung beeinflussen wird. Die rein psychologische Erfassung der Hamletgestalt etwa, die A. v. Berger in seinen „Dramaturgischen Vorträgen“ (Wien 1890) versucht, kann didaktisch wertvolle Anregungen für die Besprechung klassischer und moderner Dramen liefern.

Nun sind die herkömmlichen Wege, durch Klarlegung des Aufbaues und durch ethisch oder psychologisch begründete Charakteranalyse unter Betonung der ästhetischen Werte die Lektüre zu vertiefen, gewiß bedeutungsvoll und für die rechte Würdigung des Gehaltes unentbehrlich; sie kommen aber jedem dichterischen Werke und nicht dem Drama allein zu und gehen auch nicht aus dessen besonderer Eigenart hervor. Für die Anfangslektüre können sie sogar eine Gefahr bedeuten. Sie vermögen nämlich nicht, das Wesentliche der dramatischen Form zu offenbaren, sondern setzen deren richtige Erfassung ohne weiteres voraus und verlangen darüber hinausgehend sogar eine epische Zusammenfassung der Vorgänge des dramatischen Lebens (der Handlung), indem sie diese in ihrem temporalen und kausalen Zusammenhang von einem objektiven Standpunkt aus betrachten und beurteilen lassen. In dieser eigenen Betätigung, der objektiven Erfassung und Bewertung des subjektiv vorgetragenen Stoffes, beruht nun zwar der wesentliche Reiz des Erlebens einer dramatischen Schöpfung, aber der Schüler muß dazu erst angeleitet werden, bevor ihm schließlich die ethische und psychologische Betrachtung zugemutet werden kann. Um diese Vorarbeit in ästhetisch befriedigender und dem dichterischen Willen entsprechender Weise zu verrichten, muß er das Stück zunächst als Drama erfassen, also vor seinem geistigen Auge wirkliches Leben sich abspielen sehen, in welchem die Worte des Textes als Rede aus dem Munde individuell geprägter Gestalten fließen und aus den Reden die plastische Realität des Geschehens sich ergibt. Nur wenn das Lesen in solcher Weise zum Erleben wird, ist die zum tieferen Nachdenken erforderliche Teilnahme geschaffen. In seiner Hamletanalyse im „Wilhelm Meister“ gibt Goethe ein glänzendes Beispiel für die rechte Weise, die rein seelische Aufnahme auf phantasievoller Anschauung aufzubauen. Die zu solchem Lesen erforderliche Kraft der Phantasie und des Gestaltungsvermögens ist aber nur wenigen Menschen beschieden. Selbst Bühnenpraktiker gestehen ein, daß sie nicht in der Lage sind, sich lediglich durch die Lektüre das gegenständliche Bild eines Dramas, wie es sich auf der Bühne abspielen könnte, zu entwerfen, sondern daß dazu eingehendes Nachdenken gehört, das eine große Summe besonderer Erfahrungen voraussetzt. Wie kann da der Schüler, dessen Anschauungskraft sich erst entwickeln soll, befähigt sein, ein Drama richtig zu lesen? Wenn er auch nicht mit dem Bühnenfachmann wetteifern soll, so muß er doch wenigstens in etwa dessen Willen zu anschaulicher Auffassung und Gestaltung des Gelesenen in sich lebendig werden lassen, wenn die Lektüre nicht trockene Verstandesarbeit bleiben soll.

Vielen Schülern fehlt die Möglichkeit, durch den Besuch eines guten Theaters eine Ahnung von der vollen Wirkung eines Dramas auf Ohr und Auge zu gewinnen. Wie sollen sie das Wesen des Dramas begreifen, das doch in der realen Verkörperung des Textes bedingt ist? Sie wissen wohl, daß das, was sie lesen, als Rede bestimmter Gestalten aufgefaßt werden soll, und können sich jede einzelne vielleicht anschaulich vorstellen, aber die wechselnden Bilder, die das Zusammenspiel ergibt, in ästhetisch zwingender Gruppenbewegtheit — nach Hagemann das Ziel moderner Bühnenkunst — zu ahnen, übersteigt ihre Kraft, und diese Bilder in den vom Dichter vorgeschriebenen Rahmen einzupassen wird ihnen noch weniger gelingen. Um eine wenigstens elementare dramatische Auffassung, ohne welche die Betrachtung der inneren Werte stets gedankenblaß bleibt, zu gewährleisten, ist es notwendig, die Phantasie in ganz bestimmter Weise anzuregen. Die Erkenntnis der Notwendigkeit, daß lebensvolle Anschauung die Dramenlektüre begleite, ist nichts Neues. Schon einer der bedeutendsten Anreger des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen, Wilhelm Wackernagel, sagt gelegentlich („Poetik, Rhetorik und Stilistik", Halle 1873): „... es ist Sache eines jeden, der ein Drama bloß liest oder lesen hört, in seiner Einbildung die Gebärden, die er auch noch sehen sollte, beizufügen." Wie er das freilich in richtiger Weise machen soll, darüber gibt Wackernagel keinen Aufschluß.

Um diesem Problem näher zu kommen, muß man bei den Leuten in die Lehre gehen, die sich die Verkörperung dramatischer Dichtungen zur Lebensaufgabe gemacht haben, zu Schauspielern und Regisseuren. Ihre Tätigkeit zerfällt nach Hagemann in zwei Teile. Einmal soll „das Wesen und das durch dieses Wesen bedingte Handeln eines vom Dichter geschauten im Dialog und auf Grund von Bühnenanweisungen festgelegten Menschen ... durch die Mittel körperlicher Darstellungskunst sinnfällig gemacht" und dann die verschiedenen sinnfälligen Menschengestaltungen in einen Organismus, das Bühnenspiel, zusammengefaßt werden. In eifrigem Bemühen bemächtigt sich der Schauspieler der Einzelrolle. Hagemann verlangt für ihn als künstlerische Persönlichkeit besondere Fähigkeiten: Sinn für das Dramatische, Vorhandensein einer leicht erregbaren, selbstschöpferischen Phantasie, feines Gefühl und wahren Kunstsinn, einen ausgesprochenen Instinkt für das künstlerisch Echte und ästhetisch Angemessene:

„auf dem Arbeitswege vom Vertrautmachen mit einer neuen Rolle bis zum Augenblick, wo er die vollendete Kunstleistung herausgibt, hat der Schauspieler drei Etappen zurückzulegen.... Die früheste Stufe ... wird gekennzeichnet durch das Moment der ersten Rezeption ... das Kernhafte des dichterischen Charakters dringt auf ihn ein und wird in, mit und durch ihn lebendig. Er erscheint in der Figur, die Figur erscheint in ihm ... Was bisher geschehen ist, trifft bei jedem empfindungsfähigen Menschen zu. Die zweite Stufe wird ... durch das Moment der reflektierenden Durchdringung gekennzeichnet. Der Künstler gewinnt Klarheit über das Empfundene. Er tritt seiner Aufgabe als denkender Künstler gegenüber. Das Ausschaffen beginnt... Das Ziel der schwerwiegenden Arbeit auf der zweiten Stufe ist der peinlich genaue Aufschluß über ... die Absicht des Dichters in bezug auf die Gesamtheit seines Werkes. Die Gestalt muß in ihrem Wesen, in ihrer äußeren Erscheinung, in Maske und Kostüm, in jeder Geste und ihrer Sprechweise vor dem Künstler stehen. Auf diese Weise kommt der Künstler zu einer völlig greifbaren Impression. Die dritte Stufe ist die Darstellung der dichterischen Figur."

Wenn nun eine gewisse Kenntnis der schauspielerischen Technik, deren Anwendung die letzte Stufe ausmacht, auch eine willkommene Bereicherung des dramatischen Anschauungsvermögens darstellt, so sind es doch vorzugsweise die aneignende und

die innerlich verarbeitende Phase der Mimenleistung, die für den Dramenleser in Betracht kommen, und in ihnen erblickt der bühnenkundige Grillparzer sogar schlechthin die eigentliche Leistung des Künstlers, wenn er sagt: „Die Kunst des Schauspielers hat drei Stufen: eine Rolle verstehen, eine Rolle fühlen und das Wesen einer Rolle anschauen." Die bequemste Übersicht der historischen Entwicklung auf diesem Gebiete bietet Monty Jakobs schönes Buch „Deutsche Schauspielkunst". Die im wesentlichen analytisch verlaufende Arbeit des Schauspielers bedarf zu ihrer Ergänzung der mit ihr Hand in Hand gehenden synthetisch gerichteten des Spielleiters. Über seine dem Wandel des Geschmacks und der künstlerischen Anschauungen unterworfene Tätigkeit ist leichter Aufschluß zu gewinnen als über die der Verkörperung der Einzelrolle gewidmete; denn da sie sich viel leichter auf Grund ihrer konkreten Ergebnisse darstellen läßt als die in so hohem Maße subjektiv gestaltete und aufgefaßte Schauspielerleistung, besteht eine umfangreiche Literatur, die uns die künstlerischen Bestrebungen und die von ihnen abhängigen Regieschöpfungen bedeutender deutscher Dramaturgen bis in die neueste Zeit hinein veranschaulicht. Sie zeigt uns, wie die Einzelrollen zu lebensvollen Gesamtbildern vereinigt werden, für die der Bühnenraum mit seiner Ausstattung und seinen technischen Hilfsmitteln den Rahmen abgibt. In wie hohem Maße auch die rein literarisch gewonnene Kenntnis der Aufführungsbedingungen den Dramenleser zu fördern vermag, wird jeder erkennen, der etwa Hagemanns „Regie", Kilians „Dramaturgische Blätter" oder v. Bergers „Meine Hamburgische Dramaturgie", um nur ein paar wertvolle moderne Schriften zu nennen, sich zu eigen gemacht hat. Während jedoch für die Tätigkeit des Schauspielers, besonders insoweit sie rezeptiver Art ist, eine gewisse Gesetzmäßigkeit besteht, die zweifellos bei einer systematischen psychologischen Untersuchung des mimischen Schaffens noch klarer hervortreten würde, als es durch die bislang zumeist angewandte Methode der Deduktion geschehen ist, wird es kaum möglich sein, die Leistung des Regisseurs wegen ihrer vielfachen Abhängigkeit von rein äußeren Umständen auf eine allgemeine Formel zu bringen. Darauf kann aber auch verzichtet werden, weil außer der reichhaltigen Literatur über vorbildliche Regieleistungen auch jeder Theaterbesuch ganz von selbst neuen Aufschluß über die Aufgaben der Szenierung vermittelt, während die der Verkörperung der einzelnen Rolle vorhergehende Geistesarbeit verborgen bleibt.

Ohne auf die Hauptprobleme der Bühnenkunst im einzelnen einzugehen, sei hier nur betont, daß die Bekanntschaft mit ihnen dem Lehrer eine Möglichkeit bietet, der eingangs aufgestellten Forderung näher zu kommen, in der Lektüre zur Anschauung zu gelangen. Er formuliert sie mit materieller Beschränkung und bestimmterer Fragestellung: „Wie kann die Schule die in der Theaterpraxis gewonnenen dramaturgischen Erkenntnisse zu den besonderen Forderungen des Unterrichts in Beziehung setzen?"

II.

Die schulmäßige Lektüre eines Dramas verläuft im allgemeinen dergestalt, daß sich der Schüler den Inhalt einer Szenengruppe zu eigen macht, und daß er dann zunächst gefragt wird, welche Erkenntnis über die Vorgeschichte der Handlung ihm das Gelesene vermittelt, oder welche Fortschritte sich ihm darin offenbaren. Diese Aufgabestellung widerspricht dem Wesen des dramatischen Kunstwerkes, indem sie die ästhetische Eigenart verdunkelt statt sie durch bewußte Hervorkehrung zu erhellen. Die Betrachtung bleibt rein verstandesmäßig. Die zum rechten Genuß erforderliche lebendige Anschauung wird nicht entwickelt, und das ästhetische Lustgefühl, das jede dichterische

Lektüre auslösen sollte, stellt sich nicht ein. Nur hin und wieder vermögen einzelne Teile der Dichtung durch ihre hinreißende Wucht oder ihren Stimmungsgehalt die Seele in höhere Schwingungen zu versetzen, und zwar sind das bezeichnenderweise fast stets Stellen, die wie Schillers und Shakespeares große Monologe eine gefühlsmäßige Bewertung der szenischen Entwicklung in einem bestimmten Zeitpunkt bedeuten, also mehr lyrischen als dramatischen Charakter tragen, oder als episch gehaltene Berichte eine bewußte Umgehung der dramatischen Darstellung bedeuten. Im übrigen bleibt allen nicht mit besonders reger Phantasie begabten Naturen die Dramenlektüre reine Verstandesarbeit, an die sie nur mit einer gewissen Selbstüberwindung herangehen. Die dramatische Dichtung enthüllt sich eben in anziehender Schönheit nur dem, der sie ihren Bedingungen entsprechend erfaßt, d. h. auf der Grundlage subjektiver Teilnahme die Handlung in plastischer Bildlichkeit miterlebt oder, wie man das gleiche auch ausdrücken kann, der beim Lesen sich des Wortes und der Bedeutung der Einzelrolle bemächtigt, wie es der Schauspieler tut, und sich ein Gesamtbild entwirft, wie es dem Regisseur bei seiner Tätigkeit vor Augen steht.

Die Entwicklung des dazu erforderlichen dramatischen Sinnes muß von Beginn der Lektüre an ins Auge gefaßt werden. Er kann aber schon vorher angeregt werden, wie es ja auch durch den Vortrag einzelner epischer Gedichte mit verteilten Rollen zu geschehen pflegt. Leider geht die in den Unterklassen dadurch geweckte Fähigkeit zur lebendigen Gestaltung des Gelesenen späterhin gewöhnlich wieder verloren, ohne der eigentlichen Dramenlektüre zugute zu kommen. Sie muß jedoch erneut erworben werden, wenn die Beschäftigung mit den Bühnenwerken nicht von Anfang an ihren Hauptreiz entbehren soll. Nun würde es aber die jugendliche Kraft bei weitem übersteigen, wollte man ihr zumuten, einmal aus dem Text die Handlung und ihre Vorgeschichte zu erschließen und sich dann auch noch dieses Ganze in bildlich körperlicher Bewegung vorzustellen. Um den vorab wichtigeren Teil der Aufgabe zu erledigen, also um eine klare Erkenntnis des eigentlich Dramatischen zu gewinnen, muß daher die verstandesmäßige inhaltliche Erfassung erleichtert werden. Auch dabei können wir wieder aus der Bühnenpraxis lernen. A. v. Berger weist in seiner Sammlung „Meine Hamburgische Dramaturgie“ darauf hin, daß er, um sich in den Stimmungsgehalt und die inhaltlichen und bühnenmäßigen Probleme eines Schauspieles hineinzufinden, dessen Fabel in rein epischer Gestaltung aufgezeichnet habe. Er gibt von solchen Dramenerzählungen mehrere Proben, so z. B. Hauptmanns „Und Pippa tanzt“ als fein nachempfundenes, im Volkston erzähltes Zaubermärchen. Als Textprobe möge der Anfang hier folgen:

„Von alters her fanden sich da und dort in den weltfernen Waldgründen des Riesengebirges einzelne Glashütten, deren zarte und gebrechliche Erzeugnisse den kunstvollsten durchsichtigen Gebilden, die aus den berühmten Werkstätten von Murano hervorgingen, von Kennern an Schönheit gleich geachtet wurden. Diese Kunstwerke, die in ihrer leuchtenden und funkelnden, schier geisterhaften Transparenz von den Eigenschaften irdischen Stoffes nur die Härte und Schwere bewahrt zu haben schienen, standen in ganz merkwürdigem Kontrast zu den haarigen, ungeschlachten Gestalten, von welchen sie erzeugt wurden. Diese sahen aus, als stammten sie aus dem Uralter der Welt, da noch der Wisentstier sein dumpfes Gebrüll durch die in undurchdringlichem Wald begrabenen Täler des deutschen Landes erschallen ließ. Man vermochte kaum zu glauben, daß so ästhetische Gebilde von den knochigen Fäusten dieser Riesen, deren natürliches Geschäft das Entwurzeln von Bäumen und das Zertrümmern von Felsen schien, verfertigt werden konnten. Wer diese wilden Männer in ihren rauhen Gebirgen ihre feine Kunst gelehrt haben mochte, darüber geben nur Sagen unbestimmte Nach-

richt. Männer aus der Stadt Venedig, so erzählte das Volk, welche über die Alpen in die deutschen Berge und Wälder kamen, um durch Zauberkunst Schätze aus dem Erdinnern zu heben, hätten das Geheimnis der Glasmacherkunst hierher verpflanzt. Sie waren unter dem Namen „Walen" bekannt und gefürchtet, denn sie besaßen mehr als natürliche Wissenschaft und Macht. Jeder Wale führte ein Buch bei sich, das ihm über alles, dessen er bedurfte, untrügliche Auskunft gab. Diese geheimnisvollen Fremden wußten von allem, was die Heimat der deutschen Barbaren betraf, unendlich mehr als deren rohe Urbewohner. Durch die Erzählungen der Walen verbreitete sich im Volke eine Kunde von der Märchenstadt Venedig im Süden, die mit ihren goldenen Kuppeln wie eine Wunderblume auf dem blauen Meere schwamm. In ihren Träumereien beschäftigten sich die Waldbewohner mit ihr, ihre Einbildungskraft verlegte sie bald weit in die mittägliche Ferne, woher die Walen kamen, bald in die Tiefe der Gebirge, aus der die Fremden ihre Reichtümer holten, sie schwebte, ein Ziel dunkler Sehnsucht, wie ein irdisches Paradies, jenseits der schweren Wirklichkeit, welcher sie ihr karges Dasein abzutrotzen hatten ..."

Dergestalt verschmelzen Exposition und Handlung zu einem fortlaufenden epischen Bericht, in den auch die Charakteristik der Personen verwoben ist. Solche erzählenden Auflösungen von Dramenfabeln benutzte v. Berger auch wohl, um seine Hamburger und Wiener Schauspieler in der Welt und den Begebenheiten des zur Aufführung vorgesehenen Stückes heimisch zu machen und somit einerseits für die Einstudierung eine einheitliche Gesamtauffassung herzustellen, anderseits die Künstler in die Lage zu versetzen, ohne Umwege ihre ganze aufnehmende und gestaltende Kraft der Verkörperung ihrer Rolle zu widmen. Ähnlich kann auch der Lehrer beim Beginn der dramatischen Lektüre verfahren. Er erzählt den Inhalt des Stückes in epischer Form und stellt dabei die wesentlichen Expositionsbestandteile in ihrer zeitlichen Folge als Einleitung voran. Ausführlichkeit und behagliche Breite sind dabei zu empfehlen, während die eigentlichen Handlungsbegebenheiten eine knappere, mehr andeutende als ausführende Wiedergabe erheischen, damit die Spannung nicht verloren geht. Weil der einführende Vortrag einen künstlerischen Genuß vorbereiten soll, ist eine ästhetisch befriedigende Gestaltung besonders erstrebenswert. An die Erzählungskunst des Lehrers stellt eine solche Einleitung nicht geringe Anforderungen, und ihre Schwierigkeiten sind größer, als es auf den ersten Blick den Anschein haben mag. Als Muster mögen vielleicht Lambs früher viel gelesene Shakespeareerzählungen gelten.

Die gegebene Überleitung zur eigentlichen Lektüre bildet ein Blick in das Personenverzeichnis. In ihm sind die Gestalten, von denen der Schüler hat erzählen hören, aufgeführt; er kann sich unter den Namen etwas vorstellen, und das trockene Register ist imstande, das bereits Gehörte in ihm noch einmal aufleben zu lassen, ehe es sich in dem nunmehr beginnenden Spiel in ganz neuer Weise offenbart. Auf seine einzelnen Schauplätze führen die vom Dichter gegebenen Regievorschriften. Es bedeutet keinen Zeitverlust, wenn auch ihnen volle Aufmerksamkeit gewidmet wird. Je knapper sie sind, desto weniger vermag der Schüler aus den für den Regisseur berechneten Anweisungen ein anschauliches Bild zu gestalten. Deshalb schildert der Lehrer zunächst den Gesamteindruck des Bühnenbildes der Eingangsszene, so wie es im Theater den Zuschauern erscheint. Gelegentlich bereits gewonnene Anschauung der Schüler und geeignete Abbildungen dienen zur Belebung und Klärung. Als Bilder kommen natürlich nur Bühnenprospekte in Betracht, wie sie ja einzelnen Schulausgaben (z. B. Sammlung von Velhagen u. Klasing, „Jungfrau von Orleans", nach Skizzen des Deutschen Theaters) schon beigegeben, im allgemeinen aber leider recht schwer zugänglich sind. Reine Landschaftsbilder erfüllen ihren Zweck nur insofern, als sie eine allgemeine Anschauung vom Ort der Handlung gewähren, erwecken aber leicht

schiefe Vorstellungen, indem sie vergessen lassen, daß das Drama sich nur in der Scheinwirklichkeit der Bühne abspielt und nur für sie gedacht ist. Da die zu Anfang gelesenen Dramen durchweg für die Illusionsbühne berechnet sind, würde es einen Frevel an dem im Text niedergelegten dichterischen Willen bedeuten, wenn man die szenische Gestaltung der modernen Stilbühne oder gar ihrer expressionistischen Auswucherungen dem Schüler als Schauplatz der Geschehnisse zumuten wollte. Das mag später gelegentlich in den Oberklassen geschehen, wenn schon dramatische Anschauung im Sinne unserer großen Dramatiker gewonnen ist, und dann ist es auch erst an der Zeit, zu zeigen, mit welchen technischen Mitteln das Theater die Illusion einer Wirklichkeit erzielt, wie es einen Innenraum oder eine offene Landschaft darstellt, wie Licht und Wolken in ihren veränderlichen Zuständen vorgegaukelt werden. Der mit der Dramenlektüre erst beginnende Schüler soll im Geiste ein Szenenbild vor sich sehen, wie es dem Dichter vielleicht vorgeschwebt hat, oder wie unsere guten Bühnen es vor den Zuschauer stellen.

Und nun soll der Schüler sich darüber klar werden, wie sich in dieser Scheinwelt, die doch eine wirkliche sein will, das ihm bereits bekannte Tatsachenmaterial in dramatischer Formulierung darstellt, sich in Wort und Geste für Ohr und Auge verkörpert. Er soll einsehen, daß der gedruckte Text nicht durch und in sich selbst Erfüllung findende Dichtung, sondern eben nur das Hauptmittel des auf der Bühne einzusetzenden Lebens ist. Die Gestalten, von denen er bisher nur gehört hat, erscheinen leibhaftig, wie sie die schaffende Phantasie des Dichters geschaut hat, und wie sie in historischen oder für unsere Zeit historisch gewordenen Dramen wohl einst wirklich ausgesehen, gesprochen und gehandelt haben mögen. Der Schüler soll sie anschauen, als lebe er mitten unter und in ihnen. Vor allem soll er sich in die Seele des Helden hineinversenken und alle Stimmungen mit ihm durchkosten, mit seinen Augen alle Vorgänge betrachten und in ihm das gesamte Drama konzentrieren. Um dazu in der Lage zu sein, muß der Schüler sich naturgemäß auch die Haltung und die Bewegungen der Gestalten auf der Bühne vergegenwärtigen können und somit also auch eine elementare Vorstellung vom Wesen der eigentlichen Schauspielkunst übermittelt erhalten, alles dies aber nur, soweit es dazu dienen kann, ihm den fundamentalsten Begriff aller Dramatik — Erleben einer Handlung statt des bisher gewohnten Aufnehmens eines Berichts — geläufig zu machen. Jedes nähere Eingehen auf das Wie? der dramatischen Technik ist verfehlt, da der geistigen Entwicklungsstufe des Schülers ästhetisch-formale Erörterungen noch nicht angemessen sind.

III.

Die bislang von Schülern und Lehrer getätigte Arbeit deckt sich mit wesentlichen Abschnitten des bühnenmäßigen Schaffens. Der Leistung des Regisseurs als Schöpfers des Bühnenbildes entspricht die Veranschaulichung des szenischen Hintergrundes; seiner wesentlicheren Aufgabe, Einheitlichkeit in der Auffassung des ganzen Spieles sicherzustellen, sucht die einleitende Erzählung gerecht zu werden. Auch die eigentliche Schauspielertätigkeit wird wenigstens in der ersten und dritten ihrer von Hagemann angenommenen Produktionsstufen berührt. Der bisherige Verlauf der Arbeit und ihre fortschreitende Ausgestaltung ergibt sich am besten aus der Anwendung auf ein praktisches Beispiel, als welches Heyses vaterländisches Schauspiel „Kolberg" dienen mag, weil häufig mit ihm die Dramenlektüre beginnt, obwohl man es beim besten Willen nicht als wirkliches, lebensvolles Drama ansprechen kann, sondern höchstens als eine Folge historischer Bilder, deren silhouettenhafte Figuren mit Mitteln

der dramatischen Technik vorgeführt werden. Doch wenn Heyse auch kein Dramatiker ist, so kennt er doch die Forderungen der Bühne zur Genüge, um ihnen in seinen dramatischen Werken zu entsprechen, und so vermag auch „Kolberg", das durch seine ethische Tendenz für manche Schwächen entschädigt, zur Grundlegung dramatischer Anschauung mit Nutzen verwendet zu werden. Der erste Akt spielt im Hause der Witwe Blank. Der Lehrer zeigt das behagliche Bürgerzimmer in altväterlicher Schlichtheit und die Aussicht auf die Bastionen, die Wassergräben und das feindliche Lager am Stadtwald, die sich aus dem Fenster eröffnet. Rose Blank und der Leutnant Brünnow sind in regem Geplauder begriffen. Ihr Gespräch dient in dramatischer Hinsicht lediglich der Exposition und kann also wie auch die zweite und dritte Szene, die ebenfalls expositorischen Inhaltes sind, mit wenigen Worten abgetan werden. Die eigentliche Handlung beginnt in der vierten Szene. Der alte Nettelbeck berichtet von seinem Streit mit dem zur Übergabe der Festung geneigten Kommandanten; sein Entschluß kommt zur Reife, dem König von dieser unwürdigen Schwäche zu berichten. Als das nicht angeht, faßt Rose Blank im weiteren Verlauf den Mut, die Gefahren der Seereise auf sich zu nehmen, um die Hilfe des Königs zu erbitten. Dieser stoffliche Inhalt des ersten Aktes bietet dem Schüler keine Schwierigkeiten mehr; da er ihn aus der einleitenden Erzählung schon kennt und durch Lesen der Szenen noch einmal erfaßt hat, kann die Erarbeitung der dramatischen Anschauung sofort beginnen. Zunächst muß die zur Verkörperung des Bühnenspieles sich vollziehende Bewegung der Gestalten vergegenwärtigt werden. Das ist zumal in der ersten Szene recht einfach. In dem vertrauten Rahmen befindet sich als statuenhaft wirkende Gruppe das Paar Rose und Brünnow. Zur Veranschaulichung des für Bühne und Leser gleich wesentlichen Kostümes genügt die Erwähnung der allen Schülern im Bilde bekannten Namen Königin Luise und Schill, um sofort einen Eindruck vom Äußern der Gruppe zu vermitteln. Mehr Bewegung äußert sich in der zweiten Szene, die um die Gestalt von Roses Bruder Heinrich vermehrt ist. Auch sie stellt sich im wesentlichen als Dialog dar und bietet in dieser Hinsicht für das bildmäßige Erfassen keine Schwierigkeiten, doch gibt sie daneben Gelegenheit, eine für die dramatische Anschauung überaus wichtige und leider meist gar nicht behandelte Frage anzuschneiden. Rose kommt nur im Anfang und dann wieder am Schluß der Szene zu Wort. Wie verhält sie sich in der Zwischenzeit? Dem Leser muß zu Bewußtsein kommen, daß sie genau so gut mitspielt, wie die redenden Gestalten, und es muß auch versucht werden, die einzelnen Möglichkeiten ihres stummen Spieles zu entwickeln, sonst wird die Erkenntnis eines für jedes Drama wichtigen Elementes verabsäumt. Die szenische Bewegtheit steigert sich dann beständig bis zum Abschluß des Aktes. Immer neue Bilder muß der Leser in seinem Innern entstehen lassen. Wenn z. B. angekündigt von der ihm zujubelnden Volksmenge der alte Nettelbeck erscheint, ist zu zeigen, durch welche Kunstgriffe der Dichter ihn im Szenenbild zum Mittelpunkt zu machen weiß. Wenn die Bürger sich dann schützend um ihn scharen, kann Verständnis für die szenische Gruppierung und Erscheinung von Massenauftritten gewonnen werden. — Nachdem an einer geschlossenen Szenengruppe beim Schüler eine Ahnung von den stets wechselnden Bildern wachgerufen ist, in denen sich das Drama seiner sinnfälligen Seite nach abrollt, erscheint es beinahe selbstverständlich, das passiv Aufgenommene durch aktive Betätigung des Schülers in den Einzelheiten zu klären und in der Gesamtheit zu vertiefen. Dazu ist das vielfach beliebte Lesen mit verteilten Rollen wenig geeignet, da es ein-

mal bei dem bedauerlich wenig entwickelten Vermögen, sinnvoll oder gar eindrucksvoll vorzulesen, in den meisten Fällen einer Entweihung der poetischen Schönheit gleichkommt, dann aber auch selbst beim Vorhandensein dieser Fähigkeit die Anschaulichkeit nicht zu erhöhen vermag. Ihm ist daher die wirkliche Aufführung knapper Episoden vorzuziehen, die ohne Kostüm und Dekoration mit den einfachsten Mitteln der körperlichen Darstellungskunst vor sich geht. Dazu eignen sich in „Kolberg" die siebente, achte und neunte Szene des ersten Aufzuges. Nettelbeck soll verhaftet werden. Noch während sich der dazu kommandierte Gefreite seines peinlichen Auftrages zu entledigen sucht, wird eine gefährliche Feuersbrunst gemeldet. In höchster Not eilen die Bürger zu ihrem bewährten Helfer. Die knappen Szenen beschäftigen eine beträchtliche Anzahl von Darstellern, die alle ziemlich gleichmäßig an der regen Bewegtheit teilnehmen. Die zum Ausdruck kommenden Gefühlsäußerungen entspringen keinen dem Schüler wesensfremden Seelenzuständen und bieten daher beim Vortrage nur geringe Schwierigkeiten. Die Aufführung wird in der Weise vorbereitet, daß in der Klasse die Rollen nach Akzent, Tempo und Bewegung erörtert werden, wobei auch auf den mimischen Ausdruck in seinen Grundzügen hingewiesen werden kann. Sie werden an geeignete Schüler zum Auswendiglernen verteilt, mit denen sie dann der Lehrer noch privatim durchsprechen mag. Angemessener Vortrag und die ihn unterstützenden Gesten und Bewegungen bilden das Hauptziel der erfreulichen und gern verrichteten Arbeit, deren doppelter pädagogischer Wert darin besteht, daß sie einmal Gelegenheit zur Pflege der Sprechtechnik bietet, dann aber auch das freie, selbstsichere Auftreten fördert. Beides tut unseren Schülern not und stellt ja auch nur ein Wiederaufnehmen der den jahrhundertelang gepflegten, durch unzählige Proben vorbereiteten feierlichen Schulaufführungen zugrunde liegenden Tendenzen dar, die die vorwiegend intellektuell gerichtete Schule des 19. Jahrhunderts achtlos beiseite geschoben hat. Das völlige Aufgeben dieses Bildungsmittels ist um so bedauerlicher, als ihm die auch heute noch vorhandene, durch zahlreiche dramatische Vereinigungen und die bei jeder Liebhaberaufführung zutage tretende Spielfreudigkeit bezeugte Neigung bereitwilligst entgegenkommt.

Manchem Leser wird die skizzierte Erarbeitung lebendiger Anschauung umständlich und zeitraubend erscheinen, und zweifellos ist sie auch mit Schwierigkeiten und gewissen Hemmungen des Verlaufes der Lektüre verbunden. Diese treten jedoch naturgemäß nach und nach zurück. Wenn es dem Schüler erst einmal gelungen ist, sich eine gelesene Stelle in lebendiger Verkörperung zu vergegenwärtigen, dann bietet die spätere Wiederholung der Anschauungsbetätigung bei zweckvoller Nachhilfe des Lehrers keine Schwierigkeiten mehr, und binnen kurzem wird er sich daran gewöhnen, selbständig den Text durch sinngemäße, lückenlose Anschauung zu begleiten. Aber auch dann sind gelegentlich Nachhilfen geboten. Eine etwa zur Veranschaulichung des Bildes der Rütliszene veranstaltete Stellprobe läßt besser als alle Erörterungen über dramatische Technik erkennen, wie der Dichter die Massen auf der Bühne zu meistern weiß. Der Bau der Szene wird aus seiner natürlichen Grundlage heraus verständlich, die Abhängigkeit der dramatischen Darlegung von ihren technischen und materiellen Voraussetzungen erkennbar. Dadurch wird die theoretische Einsicht in die Bedingungen der Bühnenkunst geweckt, und die Einzelanschauung für die Allgemeinerkenntnis verwertet. In den Oberklassen kann die Förderung der inneren und äußeren Anschauung überhaupt mehr und mehr mit der Erörterung wichtiger dramaturgi-

scher Probleme verknüpft werden. Sie vermag die Grundlage von Betrachtungen über die Hilfsmittel der modernen Theatertechnik und die stilistischen Prinzipien der Gegenwartsbühne zu bilden. Auch die Theatergeschichte ist heranzuziehen, indem etwa bei der Lektüre der „Iphigenie" auf Goethes eine nahezu architektonisch wirkende Zusammenfassung der Gestalten bezweckenden Regiegrundsätze hingewiesen wird. Wenn man die von seiner statuenhaften Szenierung zu Feuerbachs Gemälde führenden Fäden und den Einfluß dieses klassischen Werkes hinwiederum auf die heutige äußere Gestaltung der Rolle aufdeckt, ergibt sich die Bedeutung der bildenden Kunst für die Dramatik, und der Wagnerschen Idee von ihrer Allumfassung der Künste wird der Boden bereitet. Die Gewinnung lebendiger Anschauung kann auch der psychologischen Würdigung eines Dramas zu Hilfe kommen. Die Widersprüche, die Wallensteins komplizierter Charakter in sich schließt, lassen sich kaum besser veranschaulichen, als wenn man aus Monty Jacobs „Deutscher Bühnenkunst" vorliest, wie die bedeutendsten Darsteller sich mit der Gestalt abfanden und welche Seite des Wesens etwa Iffland oder Devrient als die vorherrschende zutage treten ließen.

So vielgestaltig wie der szenische Bau unserer großen Dramen ist, so zahlreich sind auch die Probleme der Anschauungsgewinnung. Es ist unmöglich, sie in systematischer Vollständigkeit aufzuführen. Auch die durch die wachsende geistige Reife des Schülers erforderlich werdenden Modifikationen der hier angegebenen Wege können nicht erörtert werden. Wohl aber sei noch einmal ausdrücklich bemerkt, daß das Erarbeiten einer bildmäßigen Anschauung nicht das Endergebnis der Lektüre sein soll, sondern nur deren Anfang. Die Aneignung ihres wertvollsten Gehaltes, des Ethos, soll nicht unterbleiben, sondern ihr nur der rechte Platz angewiesen werden.

IV.

Die Aufgabe, ein so umfangreiches Kunstwerk, wie es das fünfaktige Drama ist, zu bewältigen und sich dabei der künstlerischen Einheit stets bewußt zu bleiben, ist so groß, daß man jede Konzentration der Erfassung willkommen heißt. Wenn man sich bemüht, die Lektüre durch begleitendes Erschauen zu einem Erlebnis werden zu lassen, wird man wie von selbst, und zwar wiederum durch die Beobachtung der Bühnenpraxis auf eine Möglichkeit energischer Zusammenfassung hingewiesen. Das Theater betrachtet als die Grundlage der gesamten Bühnenarbeit die Einzelrolle. Der Darsteller, der sie sich zu eigen macht, muß natürlich Ziel und Welt des Dramas kennen, doch ist diese Kenntnis für ihn nur die Vorbedingung für sein in höchstem Maße subjektives Schaffen, für sein Bemühen, die ihm übertragene Persönlichkeit lediglich aus sich selbst heraus zu gestalten. Wenn die schauspielerischen Einzelleistungen dann auch der Vereinigung zu einem Ganzen durch den Regisseur bedürfen, so bleibt doch das individuelle Spiel das Grundlegende. In ihm verkörpert sich das Leben, die Seele des Dramas, und die Macht einer dramatischen Schöpfung offenbart sich entsprechend lediglich in dem Gehalt der einzelnen Rollen. Die wirksamste Massenszene und der geschickteste und gespitzteste Dialog treten demgegenüber zurück. Die Szene z. B., in der Wallenstein erzählt, wie sein Traum von Octavio sich in der Lützener Aktion erfüllt habe, ist in viel höherem Grade episch als dramatisch, und doch hat sie seit Flecks Tagen stets einen Prüfstein echter Darstellungskunst abgegeben. Und Freytag sagt in seiner „Technik des Dramas": „Nur wenn die Hauptpersonen ihr Wesen ... kräftig, reichlich und bis zu den geheimsten Falten des Innern darlegen, vermag das Drama große Wirkungen hervorzubringen. Wird an den Hauptpersonen

dies letzte Dramatische nicht sichtbar und nicht dem Aufmerkenden eindringlich, so fehlt dem Drama das Leben, es wird eine gekünstelte, leere Form ohne den entsprechenden Inhalt, das anspruchsvolle Zusammenwirken mehrerer verbundener Künste macht diese Leere doppelt peinlich." Wie die Darstellung auf der Bühne, so ist also auch das Drama selbst durchaus subjektiv bedingt. Die Richtigkeit dieser Erkenntnis hat die Schule stets anerkannt durch die hohe Bewertung der Charaktererfassung dramatischer Gestalten. Sie hat aber nicht daran gedacht, auch der aneignenden Lektüre subjektiven Verlauf zu geben; der Gang der Handlung wird objektiv festgestellt. Der Schüler liest nicht wie der Schauspieler, sondern wie der Regisseur. Das äußere und innere Leben des Dramas in sich aufnehmen, zu seiner Seele vordringen, kann aber nur derjenige in höchster Intensität, der sich selbst ins Leben des Dramas hineinstellt, der, wenn auch nur passiv, mitspielt. Das ist aber nur in einer einzigen Gestalt möglich. Wenn wir in der Tragödie seelisch erschüttert werden, so geschieht das nicht durch die objektive Wahrnehmung des Geschehenen, sondern infolge des Mitfühlens mit der Heldengestalt, deren Inneres sich uns erschlossen hat. Will also die Lektüre nicht auf die besten Wirkungen Verzicht leisten, so muß sie auch eine Subjektivierung vornehmen. Den Mittelpunkt der Betrachtung muß die Erfassung der Einzelrolle ausmachen, und zwar der Hauptrolle. Wenn auch Freytags Forderung: „Das Drama soll nur einen Haupthelden haben" nicht stets erfüllt ist, so ermöglichen doch die meisten in der Schule gelesenen Dramen, eine Gestalt als den Träger der Handlung zu betrachten. Mit ihr soll sich der Leser identifizieren, wie es der Schauspieler tut. Alle Geschehnisse, auch die des Gegenspieles, werden auf ihn bezogen, die Beurteilung der übrigen Gestalten erfolgt von diesem subjektiven Standpunkt aus. Nur dem Helden gilt unsere volle, ganze Teilnahme. Alle Schwingungen seiner Seele, alle Wallungen seines Gemütes bewegen uns. Je lebhafter sie es tun, um so größer ist unser Gewinn. Nur soweit der Held in Betracht kommt, suchen wir auch im allgemeinen die geistige Arbeit des Regisseurs zu leisten, indem wir uns ein Bild davon zu machen versuchen, wie der Raum aussieht, in welchem er sich aufhält, wie er sich in diesem Raume bewegt und welche räumliche Stellung er den Mitspielern gegenüber einnimmt. Seine Tracht, seinen Gesichtsausdruck und seine Gesten versuchen wir im Geiste nachzugestalten. Je mehr wir uns in seine Welt hineinfinden, um so besser und tiefer erschließt sich uns sein Innenleben. Nur dann ist das wirkliche Einleben, wie es das echte Drama gebieterisch fordert, möglich, nur dann läßt sich dieses seinen Bedingungen gemäß erfassen. Wer der Hauptgestalt nur als objektiver Beobachter und Beurteiler entgegentritt, bringt sich um den im Miterleben beruhenden ästhetischen Genuß. Diese subjektive Betrachtungsweise bedeutet nun auch weitgehende Konzentration. Sie bringt den Gewinn, daß alle Szenen, in denen die Hauptgestalt nicht mitspielt, beiläufig behandelt werden können, indem nur ihr für den Helden in Betracht kommendes Ergebnis festgestellt wird. Die erzielte Zeitersparnis kommt der künstlerischen Wirkung zugute. Versucht man von Anfang an eine allseitige Erfassung des Dramas zu erlangen, so erschlafft in diesem Übermaß von Arbeit leicht die Teilnahme. Auch wer die Handlung nur einseitig betrachtet, versteht sie zur Genüge. Das Verständnis kann zu dem leicht ergänzt werden, wenn nach dem Abschluß der Aufnahme des Geschehens vom Standpunkt des Helden aus die Handlung und ihre Träger mit den Augen einer wichtigen Nebenrolle überschaut werden, also etwa die Ereignisse im „Wallenstein" vom Gesichtspunkte Oktavios aus bewertet werden. Steht das

Werk dann als Ganzes in seiner künstlerischen Einheit vor dem Beschauer, ist es an der Zeit, seine ästhetische und ethische Würdigung vorzunehmen. Erst von da ab dient sie wirklich der Verinnerlichung und Vertiefung, vorher wirkt sie nur verwirrend und hemmend. Erst wenn Wallensteins ganzes Leben von uns überschaut werden kann, wenn sein Erleben das unsere geworden ist, läßt sich von seiner Schuld sprechen. Erst wenn sie sich durch das Sühnewerk bewährt hat, begreifen wir die reine Menschlichkeit Iphigeniens. Mit der Festlegung einer bestimmten Richtung bei der Dramenlektüre, durch welche die Idee oder Tendenz eines Werkes herausgearbeitet oder, was noch schlimmer ist, irgendein Aufsatzthema vorbereitet werden soll, läßt sich die subjektive Konzentration freilich nicht vereinbaren, und daraus wird ihr niemand einen Vorwurf machen. Ihr einziges Ziel ist es eben, gestützt auf lebendige Anschauung, eine rasche, geschlossene und künstlerisch befriedigende Gesamtauffassung zu schaffen und das sprudelnde Leben des wirklichen Dramas zu offenbaren, und da sie der Hauptsache nach aus den Prinzipien der Schauspielkunst entwickelt ist, so bringt sie bei ihrer wohlverstandenen Anwendung den erfreulichen Nebengewinn, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Drama und Bühne stets wachzuhalten. Auch darin bedeutet sie eine Erfüllung des dichterischen Willens.

„Falsche Tatsachen."

Von Dr. **Rudolf Blümel** in München.

Eine Wendung, die aus dem Deutschen Strafgesetzbuch stammt, wird vielfach, namentlich auch im Scherz, erwähnt: es handelt sich um die „Vorspiegelung *falscher Tatsachen*".[1]) Schon mancher hat gestutzt, wenn er die Verbindung „falscher Tatsachen" las: *Tatsache* ist doch etwas in Wirklichkeit Vorhandenes, aber *falsch* widerspricht dem. Es scheint somit, als sei diese Verbindung etwas Unsinniges, ähnlich wie die andere, oft gebrauchte: *hölzernes Eisen*.

Wollen wir die Zusammenstellung *falsche Tatsachen* richtig auffassen, so müssen wir etwas weiter ausholen. Die Verbindung von Substantiv und attributivem Adjektiv bedeutet durchaus nicht immer einen Gegenstand zusammen mit einer ihm beigelegten Eigenschaft, wie dies der Fall ist in Verbindungen wie *der blaue Himmel, die stumpfe Klinge, der kleine Hans*. Das attributive Adjektiv gibt in gewissen Verbindungen mit dem Substantiv an, in welchem Grade wir berechtigt sind, gerade *dieses* Substantiv anzuwenden. Hieher gehören Zusammenstellungen wie *eine wahre Wonne, ein ganzer Mann, ein rechter Lump* u. a. Hier wird die Anwendung des Substantivs Wonne oder Mann oder Lump als vollständig berechtigt hingestellt. In der Verbindung *ein halber Engländer*[2]) ist die Anwendung des Wortes Engländer als zur Hälfte berechtigt hingestellt. Vielleicht gehören dann hieher Verbindungen wie *ein zweifelhaftes Vergnügen*,

1) „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines Anderen dadurch beschädigt, daß er durch *Vorspiegelung falscher* oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer *Tatsachen* einen Irrtum erregt oder unterhält, wird wegen Betruges mit Gefängnis bestraft, neben welchem auf Geldstrafe bis zu dreitausend Mark sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann." Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, § 263.

2) „N. N. kehrte als halber Engländer zurück."

wo die Berechtigung, das Wort Vergnügen zu gebrauchen, nach der Darstellung des Sprechenden oder des Verfassers kaum mehr anzuerkennen ist. Endlich gibt es noch Zusammenstellungen, in denen ausgedrückt ist, daß keine Berechtigung vorliegt, das betreffende Substantiv anzuwenden, z. B. eine falsche Nonne (d. h. als Nonne verkleidete Frau usw., die in Wirklichkeit keine Nonne ist), falscher Hase (ein Fleischgericht), der falsche Waldemar. Diese Verbindungen haben wohl alle den Nebensinn, daß uns zugemutet wird, die Bezeichnung durch das Substantiv anzuerkennen, daß also eine Täuschung versucht wird, sonst hätte die Zusammenstellung mit falsch keinen Sinn: eine Frau, die ohne weiteres als Bäuerin erkenntlich ist, würde nie als falsche Nonne bezeichnet werden, ein als solches erkennbares Gemüsegericht nie als falscher Hase, ein Mann, der sich ausdrücklich Friedrich nennt, nie als falscher Waldemar. Alle Merkmale der zuletzt angeführten Zusammenstellungen von Substantiv und attributivem Adjektiv finden sich auch bei der Verbindung falsche Tatsachen: falsch drückt auch hier aus, daß die Anwendung des Substantivs Tatsache nicht berechtigt ist, es liegt auch — ohne daß dazu das Wort Vorspiegelung noch nötig wäre — der Nebensinn vor, daß wir getäuscht werden sollen, daß uns zugemutet wird, etwas als Tatsache anzuerkennen, was bloß erdichtet ist.[1])

Somit ist diese Verbindung andern gleichzustellen, die durchweg anerkannt sind, und darf mithin nicht beanstandet werden. Sie ist auch, wie sich ohne weiteres ergibt, wesentlich anderer Art als die anfänglich damit verglichene „hölzernes Eisen". Denn hölzern bedeutet — auch in dieser Zusammenstellung! — aus Holz bestehend, d. h. aus einem Stoffe, aus dem Eisen niemals bestehen kann, weil es selber ein anderer Stoff ist.[2])

Wer das Beispiel von dem halben Engländer gelesen hat, mag an den halben Türken in der Schwäbischen Kunde von Uhland erinnert worden sein: Zur Rechten sieht man wie zur Linken Einen halben Türken heruntersinken. Das Lied von den zwei Königskindern spricht von einer falschen Nonne, d. h. von einer heimtückischen Nonne, welche die Kerzen auslöscht und damit den Tod des Jünglings herbeiführt. Woran erkennt man nun den Sinn der Zusammenstellung? Zuerst aus Sachlage und Zusammenhang; dann aber auch aus dem Verhältnis, in welchem die zwei Hauptsilben des Substantivs und des Adjektivs hinsichtlich der Stärke zueinander stehen. Das Adjektiv ist nämlich in Verbindungen wie eine wahre Wonne, ein halber Engländer, eine falsche Nonne = eine angebliche Nonne, sehr schwach betont, das Substantiv stärker als gewöhnlich; der Unterschied in der Betonung der beiden Hauptsilben ist somit sehr groß, viel größer als gewöhnlich, z. B. in der Verbindung eine falsche Nonne = eine heimtückische Nonne. Natürlich darf man nicht Fälle vergleichen, wo das Adjektiv gefühlsbetont ist, wie in der Verbindung ein ganzer Mann, oder wo es die besondere Betonung des Gegensatzes hat, z. B. in Zusammenstellungen wie: der falsche Waldemar — der richtige Waldemar. Somit sind Verbindungen wie eine wahre Wonne auch äußerlich, der Form nach, von anderen Zusammenstellungen von Substantiv und attributivem Adjektiv verschieden.

---

1) Vgl. auch im Gesetzeswortlaut: „oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Tatsachen".

2) Deshalb wird hölzernes Eisen mit Recht als Beispiel für Verbindungen erwähnt, die innerlich unmöglich sind.

Wortkunde und Lautsymbolik im Deutschunterricht.

Von Chr. Rogge, Geh. Regierungsrat in Neustettin.

Es ist gewiß wohlberechtigt, wenn Behaghel (Jahrg. 1919 S. 329) sagt, es sei immer bedenklich, zwischen einem Lautgebilde und einer bestimmten Vorstellung einen inneren Zusammenhang, eine symbolische Beziehung anzunehmen; aber gewiß wäre auch zu bedauern, wenn auf diese Warnung hin solche fruchtbaren Übungen in der deutschen Wortkunde, wie sie Gratopp mit seinen Quartanern vorgenommen (Jahrg. 1918 S. 362), indem er ihr Sprachgefühl auf den Wortklang hin befragte, künftig ganz unterbleiben sollten. Vielleicht hatten diese Schüler doch gar nicht so ganz unrecht, und es käme etwa nur darauf an, sich bei solcher Beurteilung der Worte durch gewisse Maßnahmen zu sichern.

Behaghel meint: „Das Auge des Fisches ist nicht aus Stein, sondern aus einem Stein, aus einem Edelstein gebildet, es ist also nicht steinern." Von Edelstein herkommend, müsse daher das Adjektiv edelsteinen lauten; der Sprechende täte sogar gut, sich den Gedanken an steinern fernzuhalten. Dabei unterläßt Behaghel mit dem echten Sach- und Wahrheitssinn des Forschers, wie er ihm eigen ist, wiederum nicht zu erwähnen, daß allerdings edelsteinern auch in Verbindung mit Augenstern vorkomme. In der Tat wird dadurch schon sein Grund für den Unterschied von edelsteinen und edelsteinern als fraglich hingestellt, und dies Bedenken wird durch eine andere Erwägung leicht erhöht: ein silbernes Gefäß ist gewiß als aus Silber bestehend gedacht, aber bei dem silbernen Mond, der sich bei Klopstock findet, kommt niemand auf einen gleichen Gedanken. Silbern ist in diesem Falle, muß man sagen, trotz des Gleichklanges ein ganz anderes Wort; wenngleich uns das Ohr auch hier an das Substantiv Silber erinnert, so ist es doch nicht das Stoffliche an ihm, sondern die Silberfarbe, die uns vor Augen steht. Man spricht in solchem Falle von Übertragung oder Metapher und sagt wohl, es habe ein Bedeutungswandel stattgefunden; das ist richtig, in Wirklichkeit gehört das übertragene Wort einer ganz anderen Wortklasse, wie man sieht, den Farbenbezeichnungen, an, während das im eigentlichen Sinne gebrauchte silbern auf das Material geht.

Und ebenso steht es mit edelsteinern: es kann einmal Ausdruck für die stoffliche Seite des Edelsteins und nächstdem auch für andere Eigenschaften desselben sein. Aber mit edelsteinen ist es nicht anders, auch dies kann heißen: „aus Edelstein" oder — übertragen — „wie aus Edelstein". Im allgemeinen muß man festhalten, daß die Bildung auf -en, steinen, die ältere ist, mhd. steinîn. Sie wurde vom 15. Jahrhundert an durch die Form steinern verdrängt, der Dichter aber macht gern, um besondere Wirkung zu erreichen, von veraltenden Wortformen Gebrauch, und diesen Fall haben wir zum Teil auch hier.

„Zum Teil", sagten wir; denn ganz ist damit der Unterschied zwischen „edelsteinen" und „edelsteinern" noch nicht erschöpft. Was als entscheidend hinzukommt, ist dies: Die Wörter gleicher Ableitung bilden für unser sprachliches Denken eine Reihe, in der, Glied an Glied sich anschließend, jedes seine Bedeutung erhält. So schließen sich für unser heutiges Sprachgefühl zusammen: „golden, erzen, diamanten, edelsteinen, smaragden"; ausgehend alle von der Bildung „golden"; andererseits die Formen auf -ern gehen aus von silbern, womit zunächst kupfern in Verbindung steht, beide von einem Substantiv auf -er, Silber, Kupfer, gebildet, und weiter kommen dann ehern, eisern, bleiern, zinnern, blechern, steinern, höl-

zern usw., welche alle nicht auf ein Substantiv auf -er zurückgehen, sondern nach dem Muster von „silbern" gebildet sind. Ein sorgfältiges Hinhören und Aufpassen vermag zuletzt bei den Schriftstellern genau festzustellen, in welchem Zusammenhang der Reihe ein Wort jedesmal eingefügt ist. Die Hauptsache für uns hier bleibt diese: golden als Ausgangspunkt der einen Reihe kennzeichnet all die zugehörigen Wörter, während für die anderen silbern und daran anschließend kupfern charakteristisch sind. Gold aber ist gegenüber dem Silber und Kupfer das edlere Metall, und so kommt es, daß „edelsteinen" für unser Ohr den feineren, zarteren Klang hat als „edelsteinern", „marmorsteinern", wo unser Ohr den härteren, auf das rein Stoffliche gehenden Ton herausfühlt.

So kommt denn zuletzt das Sprachempfinden unserer Quartaner doch zu seinem Recht. Und das nicht ohne Grund; das Sprechen verläuft, wie die neuere Sprachwissenschaft lehrt, zum größten Teile unbewußt, und so kommt es, daß oft der, welcher über sprachliche Dinge weniger nachgedacht hat, besser zu sagen weiß, was mit einem Ausdruck ist, als der, welcher mit bewußter Absicht seinen Sinn als Forscher zu ergründen sucht. Ich bin oft überrascht gewesen, wie gut die Auskunft meiner Schüler war, wenn ich, irgendeiner sprachwissenschaftlichen Frage nachgehend, ihr Nachdenken aufrief und ihr Urteil hörte. Dieselbe Erfahrung kann man mit Frauen machen. Aber man muß seine Fragen richtig stellen: fragt man z. B. mit einem ob — oder, so kommt man nicht zum Ziel. Dann tritt bei dem Gefragten das bewußte Denken in Tätigkeit, und das ist eben hier, wie so oft, das irrende. „All unser redlichstes Bemühn Glückt nur im unbewußten Momente", sagt Goethe, und das gilt nicht wenig besonders bei sprachlichen Fragen.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß es nun auf ein blindes Raten hinauslaufe. Wir haben ein auch heute noch lesenswertes Buch von Fr. Polle, Was denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889. Dort wird in einem Abschnitt über Lautmalerei viel Lehrreiches zusammengestellt, aber, was zum Teil fehlt, das ist die wissenschaftliche Kritik, die bei Befragung des unbewußt urteilenden Sprachgefühls zuletzt gehört werden muß. Sehr beachtenswert aber ist es, wenn er darauf hinweist, daß die älteren Sprachforscher, voran W. v. Humboldt, dann F. A. Pott, H. Steinthal und G. Curtius dem sprachlichen Laut eine symbolische Bedeutung zuschrieben. Und hinzufügen dürfen wir wohl, daß Goethe, der auch in bezug auf Sprache sehr wohl beachtet zu werden verdient, in der Farbenlehre den Ausspruch tut: „Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei." Aber wer von symbolischer Bedeutung der Laute spricht, muß, wie gesagt, seine Meinung auch dem bewußten Denken gegenüber beweisen und verteidigen können. Und das läßt sich bei „marmorsteinern" und „edelsteinen", wie schon angedeutet, recht wohl ermöglichen. Wir gehen auf unserem Wege noch etwas weiter. G. Seidl sagt in seinem Gedicht Hans Euler: „Sein gülden Tor hat eben der Morgen aufgetan" und wir sprechen wohl von dem goldenen Gemüte jemandes. Die Reihe setzt sich fort, wenn es heißt: „diamantene Tropfen hingen an den Zweigen", oder wenn der Dichter Uz singt: „Es lacht die smaragdene Flur." Immer die gleiche Adjektivbildung; mit golden beginnend, das vom edelsten Metall herkommt, und weiterhin das besonders Schöne, Herrliche bezeichnend. An dem Klange all dieser Wörter nimmt auch edelsteinen teil, indem es sich zwischen diamanten und smaragden einordnet. Anders steht es mit der Reihe, die von dem weniger wertvollen Metall, dem Silber, ausgeht, und über kupfern, eisern ausläuft zu steinern, tönern, hölzern.

Es ist klar, warum der Klang der Wörter nicht derselbe gleich zarte, feine sein kann wie in der anderen Reihe. Die Sachvorstellung des niederen Materials ist es, welche, von silbern, kupfern ausgehend und über eisern, ehern, hölzern, tönern usw. fortlaufend, der Reihe auf -ern ihren besonderen Charakter aufprägt.

J. Grimm (D. Gramm. 2, 179) führt aus den Dialekten auch die Form goldern an. Hier haben wir das Überspringen der psychologischen Verknüpfung vom Golde zu Silber und Kupfer, vom Höhern zum Niedern hin, und es zeigt sich deutlich, woher der weniger edle Wortklang entspringt. — Unter fleischern macht M. Heyne (Wrtb.) die Bemerkung, fleischen sei die bessere, aber ungewöhnliche Form; er hätte auch sagen können, fleischern klinge für sein Ohr weniger edel. Aber wenn Luther in seiner Bibelübersetzung von einem fleischernen Herzen spricht, in dem die Worte Jahwehs eingegraben werden sollen, im Gegensatz zu den steinernen Tafeln, so erkennen wir doch das Notwendige dieser Wortbildung. Und der Münchener, der nach mancherlei Entbehrung etwas Fleischernes verlangt, würde sein Empfinden unzureichend ausgedrückt finden, wenn man ihm vom Fleischenen sprechen wollte. Und fleischliche Herzen sind bei Luther, wie man leicht sieht, wieder etwas ganz anderes als ein fleischernes, wie auch fleischig wieder anderes besagt als fleischlich; wir wissen von der Bibel her, was fleischlich gesinnt sein heißt, verstehen aber auch Goethe sofort, wenn er sagt: „Ihr findet Rubens Weiber zu fleischig?"

Wie es mit Goethes Sprachgefühl in der Frage von -en oder -ern bei der Adjektivbildung stand, dafür haben wir ein schlagkräftiges Beispiel im Briefwechsel mit dem Jenaer Philologen Göttling, der ihm bei der neuen Ausgabe seiner Werke ein Ratgeber in sprachlichen Dingen war. So schreibt der Dichter den 8. Oktober 1825: „Übrigens billige wegen ... gypsene die vorgeschlagene Form." Es kann kein Zweifel sein, es handelt sich um eine Stelle der Wahlverwandtschaften (II, 5 S. 157, Hempel), wo es in bezug auf Luciane heißt: „Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert wird, und zu einer Bekränzung" — es handelt sich um das Stellen von lebenden Bildern —, „es mochte nun ein gipsenes oder ein lebendes Haupt sein, konnte sich ihre Einbildungskraft nicht versteigen". Wenn die Ausgaben gipsern bringen, so entspricht das nicht der Absicht Goethes; ihm erschien hier diese Wortform zu kräftig und grobsinnlich. Der Zusammenhang macht das in der feinen Charakteristik der Luciane jedem denkenden Leser einleuchtend.

Diesem Fall stelle man — nur ein Beispiel möge noch verstattet sein — nun aber jenen anderen gegenüber, wo in Immermanns Münchhausen (II, 54) der alte Baron, nachdem er am Abend vorher aus dem Munde seines flunkernden Gastes von dem Plane der „Luftverdichtungsaktienkompagnie" vernommen, den Geruch der Luft am nächsten Morgen so ganz anders empfindet. „Ihr Geruch, den er durch vielfaches Riechen und Schnüffeln ausprüfte", so heißt es da, „kam ihm so kalkicht und gipsern vor." Ja, warum gipsern? Der Bauer, der vorübergeht, weiß zu sagen: „... sie brennen drüben Kalk in der Grube, der Stank zieht im Winde weit umher." Gipsen aber wäre hier sicher nicht am Platze.

Sonach dürften sich die lautsymbolischen Übungen in der Wortkunde, wie sie der Herr Kollege Gratopp mit seinen Schülern angestellt hat, recht wohl empfehlen; sie sind besonders geeignet, das Sprachgefühl zu stärken, worauf bei der Wahl des Ausdrucks doch mehr oder weniger alles ankommt. Allerdings muß der Lehrer sich über sein Verfahren Rechenschaft zu geben imstande sein.

Römisch-Germanisches im Schulunterricht.

Die römisch-germanische Kommission und das deutsche archäologische Institut haben einen Bilderatlas herausgegeben, der auf 100 großen Tafeln und 24 Textseiten die wichtigsten Denkmäler zur römisch-germanischen Altertumskunde vereinigt. Das hocherfreuliche Buch ist zu dem billigen Preise von ca. 50 M. nur unmittelbar vom Archäologischen Institut, Frankfurt a. M., Eschersheimer Landstraße 107 zu beziehen und wird wohl bald vergriffen sein. Das Erscheinen des Werkes hat Ziehen veranlaßt, in der „Germania" erneut einzutreten für eine stärkere Betonung der römisch-germanischen Forschung auch im Schulbetrieb, wo man bisher diesen Dingen nur wenig Platz gegönnt hat. Ziehen fordert ein von der Regierung finanziell zu unterstützendes Buch mit reichlichem Abbildungsstoff und literarischen Quellen im Urtext und in Übersetzung, das jeder Schüler als einen Besitz fürs Leben mitnehmen solle, nachdem auf der Schule das grundsätzliche Verständnis für diese Dinge durch sorgfältige Durchnahme des Buches im altsprachlichen Unterricht vermittelt worden sei. Man kann diese Anregung Ziehens nur begrüßen und auf Verwirklichung der schönen Idee hoffen — aber ob unter den heutigen Verhältnissen damit gerechnet werden kann, das steht dahin.

Ganz gewiß sind die römisch-germanischen Urkunden nicht in Ciceronischem Latein geschrieben, und mit aus diesem Grunde sind sie wohl auch ausgeschlossen gewesen vom ciceronischen Gymnasium. Nun hätte es freilich schon immer die selbstverständliche Forderung jedes Lateinunterrichts sein müssen, die lateinischen Sprachdenkmäler auf deutschem Boden in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Daß humanistische oder Realgymnasiasten vor Saalburg- und Limesinschriften hilflos standen, daß sie die geflügelten Worte im Büchmann nicht kannten, daß sie die mittelalterlichen lateinischen Inschriften ihrer eigenen Vaterstadt niemals erklärt bekamen, das war ein recht unerfreulicher Zustand, hat mit vollem Recht solchen Schulen den Vorwurf der „Weltfremdheit" eingetragen und zweifellos ganzen Geschlechtern die Bedeutung der Limesforschung nicht klargemacht, eine Tatsache, die sich noch einmal rächen kann, wenn man etwa auf geldliche Unterstützung weiterer Kreise angewiesen sein sollte.

Daß bei der Germanialektüre nur in Ausnahmefällen auf diese Dinge eingegangen wurde, muß zugegeben werden. Wer jetzt im Besitz der Germania Romana ist und dazu Schumachers Aufsatz über die Germania und die erhaltenen Denkmäler (sehr bequem zugänglich im Germanenkatalog, 3. Auflage — immer noch für ca. 3 M. im Mainzer Museum erhältlich!) heranzieht, kann leicht auch ohne Sachkenntnisse den Schülern allerhand Wertvolles bieten. Aber da erhebt sich nun ein anderes Bedenken. Der im Jahre 1909 veröffentlichte Aufsatz Schumachers kommt zu einem Schlußergebnis, das sich mit Nordens Germaniabuch schwer vereinbaren läßt. Können wir wirklich noch Tacitus einen tüchtigen Sachkenner und scharfen Beobachter germanischen Lebens nennen? Als Schulmann habe ich auf dem letzten Philologentag Drexels Vortrag entnommen, daß man an die Germania einstweilen jedenfalls nur mit allem Vorbedacht herangehen könne; und ich habe lebhaft bedauert, daß in Jena dann leider keine Zeit blieb, über die Frage der Verwertung der römisch-germanischen Forschung im Schulunterricht so zu sprechen, wie es im Interesse der Sache läge. Fast erscheint mir das eine so wichtige Frage, daß ich für den nächsten Philologentag diese Aussprache herbeiwünschen möchte — gerade im Hinblick auf das Erscheinen der Germania Romana und der werdenden deutschen Oberschule. Denn daß gerade diese neue Schulgattung — soweit sie die Aufnahme Lateins plant — sich der Ergebnisse der römisch-germanischen Forschung mit Wärme annehmen wird, ist doch wohl sicher, und auch aus diesem Grunde ist das Erscheinen des neuen Atlas sehr zu begrüßen.

Was kann aber nun sofort geschehen? Ich habe in einem lateinischen Lesekränzchen und in Vertretungsstunden einmal den Versuch gemacht, an Hand hektographierter Quellen einzuführen in das Römisch-Germanische und dazu 10 Stunden benötigt, die der Geschichte, dem Deutsch und dem Latein zugute kamen. Wie wäre es, wenn wir in der Sekunda eine Woche dieser Sache „opferten"? Im Westen des Reiches müßte natürlich eine Limeswanderung den Abschluß bilden. Durch Germania Romana ist die Sache jetzt sehr erleichtert, übrigens gibt es ja auch Lichtbilder, es gibt Wolffs Büchlein von Frankfurt in vorgeschichtlicher

Zeit und es gibt Blümlein. An Bildern fehlt es also nicht — diese Ausrede gilt nicht mehr. Die Texte: Aus Rieses beiden Büchern lassen sie sich ja so leicht zusammenstellen, daß man fast vor einer Drucklegung warnen möchte. Hat doch auf diese Weise jeder Lehrer freien Spielraum in der Auswahl, und die Vervielfältigung durch Schüler ist noch immer recht billig. Sollte aber ein solches Bändchen gedruckt werden, so böte sich B. G. Teubners sehr verständige Sammlung Eclogae Graecolatinae von selbst als brauchbarer Rahmen. Ich stimme Ziehen vollkommen zu: möglichst mit Übersetzung, ich rate auch sehr für gute Erklärung, ganz besonders wegen der Inschriften. Die Schüler müssen imstande sein, lediglich an Hand der Texte solche Inschriften mit ihren wichtigsten Abkürzungen lesen zu lernen; dazu sind sicher auch viele Lehrer nicht in der Lage, und ich gestehe, daß sich diese Kenntnisse ja auch sehr rasch verlernen, wenn man nicht dauernd drinbleibt. Ich bin überzeugt, ein solches Bändchen, für das 16 Teubnerseiten ausreichen, fände Absatz, leugne aber auch nicht, daß ich mit den hektographierten Zetteln gute Erfahrungen gemacht habe, zumal man sich dann auch mit der Auswahl nach dem vorhandenen und zugänglichen Bildermaterial richten kann. Ganz besonders gilt das für die römischen Inschriften, die man je nach dem Orte seiner Tätigkeit so wählen wird, daß man sie am nächsten Wandertag den Schülern im Original zeigen kann. Welch eine Freude, wenn dann diese stummen Zeugen auf einmal zu reden anfangen, wenn man auch vom Latein etwas „hat"!

Meine Forderung, eine Woche der römisch-germanischen Forschung zu widmen, ist bescheiden — sie läßt sich aber auch in Vertretungsstunden und Lesekränzchen verwirklichen, und es macht mir immer besondere Freude, solche „unerlaubten" Dinge „trotz" des Lehrplans zu treiben. Ich möchte aber vor einem warnen: Diese Stunden dürfen nicht zur Vertiefung der lateinischen Grammatikkenntnisse dienen, sondern sind deutschkundliche Stunden, bei denen gelegentlich etwas Sprachwissenschaftliches abfällt. Und endlich: Es bedarf zur Vermittlung dieser ersten Einführung durchaus keines geschulten Limesforschers, deren Zahl nun doch einmal beschränkt ist und bleiben wird. Wohl müssen wir uns auf deren Arbeit stützen; und wer sich gar ihrer persönlichen Hilfe bedienen kann, wird das nicht unterlassen. Aber so wenig man für eine heute unmögliche Forderung eintreten wird, die „Limeskunde" den Lehrern zum Pflichtstudium zu machen, so wenig darf und soll die Limesforschung (zu ihrem eigenen Nutzen sei's gesagt) Sondergebiet bleiben, dessen Ergebnisse als Arcana von ängstlichen Priestern gehütet werden.

Und nun ans Werk: Zehn Unterrichtsstunden, acht hektographierte Zettel mit antiken Quellen, Germania Romana, ein Wandertag — wer macht mit?

Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein!

Frankfurt a. M. Dr. Ernst Majer-Leonhard.

Literaturberichte 1920/21.

Die Vorklassiker. Anakreontik und Hain. Klopstock und Lessing. Wieland und Herder. Sturm und Drang.

Von Oberstudiendirektor Dr. **Matthias** in Plauen i. V.

Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, zu den Dichtungen dieser Zeit den staats- und rechts-, gesellschafts- und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergrund lebendig zu machen, stellt eine kleine, aber ungemein inhaltsreiche Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Walter Fränzel[1]) dar. Der Niederschlag einer Arbeitsgemeinschaft an der Volkshochschule Jena, muß das Heft, das mit steten Vergleichen zwischen damals und heute durchaus auf die Entwicklung seit dem 9. November 1918 eingestellt ist, um so willkommener heißen, als der Verfasser nicht ansteht, die guten Seiten der früheren Zeiten offen anzuerkennen, und zu geschichtlichem Nachdenken und Begreifen anzuregen ernstlich beflissen ist. Möglichst läßt er die Zeugnisse

1) Walter Fränzel, Deutschland im Jahrhundert Friedrichs des Großen und des jungen Goethe. Hilfsbücher für Volkshochschulen, 1. Reihe, Nr. 2. Gotha 1921, Fr. Andreas Perthes. 161 S. M. 8,—.

der Zeit, voran die ersten acht Bücher von Goethes Wahrheit und Dichtung, aber auch viele schwerer zugängliche sprechen, und während die Darstellung in sieben sachlich geordnete wohlabgerundete Bilder gefaßt ist, erleichtert eine anschließende Zeittafel die zeitliche Folge herzustellen, wie es ein Namen- und Sachverzeichnis ermöglicht, das mehr zum Erarbeiten als zum Lesen in einem Zuge bestimmte Werkchen zu Ausarbeitungen oder Vorträgen über wichtige Fragen der Zeit oder führende Orte und Landschaften auszunützen. — Auch in einem anderen dieser Hilfsbücher für Volkshochschulen von Adolf Hedler[2]) behandeln die Abschnitte VII—X in mehr juristischer Weise dieselbe Zeit, und wenn Fränzel bis auf den Dreißigjährigen Krieg zurückgriff, verfolgt ein drittes dieser Hefte, von Justus Leo[3]) das Werden des deutschen Nationalbewußtseins von der Urzeit bis zur Glaubensspaltung. — In der nur Texte bietenden Sammlung „Auf silbernen Saiten" reiht M. Bruns[4]), den Auswahlen von Claudius, Bürger, Goethe, Schiller, Hölderlin, Eichendorff, Platen, Droste, Heine, Lenau, Mörike, Hebbel, Storm, Keller und Wilde eine solche von 42 Gedichten Klopstocks an, deren Eigenart die Bevorzugung sprachlicher und ästhetischer Vorwürfe und der völlige Ausschluß des Altgermanisch-Heroischen ist.

Von Matthias Claudius bringt auch der Verlag eines Nachfahren dessen von K. Gerok[5]) zusammengestellte und eingeleitete Auswahl wieder in Erinnerung. Hinter einem Lebensabriß von XLIII Seiten folgen 56 Seiten Poetisches und 169 Seiten Prosaisches, dieses hauptsächlich Ethisch-Pastorales von der liebenswürdig schlichten, duldsamen Art des Wandsbecker Boten und zum Schluß seine wohlgelaunten Anzeigen der wichtigsten literarischen Erscheinungen aus den Jahren des Sturmes und Dranges 1772—1775 und von 1786 (nicht 1789, wie S. V steht) den gemeinsamen Nachruf für Lessing und Mendelssohn. — Ebstein[6]) bietet Bürgers launigen Briefwechsel mit der auf ihre Schriftstellerei nicht wenig stolzen Göttinger Professorentochter Philippine Gatterer, von dem 28 Stück in die Jahre 1777—1784 und nur ein Nachzügler in Bürgers Sterbejahr fallen, auch in Bürgers Anteil zum erstenmal „durchaus zuverlässig" dar. Eine Einleitung über die Briefschreiberin, Briefe von ihr auch aus späterer Zeit und ausgewählte Gedichte sowie Beiträge zur Geschichte ihrer Familie und deren Darstellung in Bild und Schattenriß stellen des Dichters muntere Freundin wie leibhaftig vor uns, und Erläuterungen und literarische Nachweise zu den Briefen erschließen deren volles Verständnis. Bildnisse von Philippine (2) und Bürger (1) und vier Abbildungen ihrer Wohnstätten sowie einer Illustration zu einer Dichtung Philippines schmücken die liebenswürdige Gabe. — Wielands ästhetische Grundsätze sind von Bock[7]) sorgfältig auch aus den verstecktesten Stellen zusammengetragen und lassen den Dichter, der sie über Kant rückwärts unter den Neueren von Baumgarten bis Shaftesbury entlehnt hatte, bei aller leichten Beeinflußbarkeit doch als selbständigeren Bearbeiter erscheinen, als die Romantiker gelten lassen wollten. — Von J. H. Campes „Theophron oder der erfahrene Ratgeber für die unerfahrene Jugend" hat P. Würffel[8]) eine knappe, sachlich umgeordnete Auswahl zusammengestellt, und Th. Fritzsch hat sie mit einem Nachwort über Campes Leben und Wirken als Grundlage „für den wieder in die Schulen einziehenden Moralunter-

2) Adolf Hedler, Die deutsche Verfassung im Wandel der Zeiten. VI u. 104 S. Ebda. 1922. Nr. 7: M. 10,—.

3) Justus Leo, Das Werden des deutschen Nationalbewußtseins von der Urzeit bis zur Glaubensspaltung. 72 S. Ebda. 1921. Nr. 3: M. 5,—.

4) F. G. Klopstock, Gedichte in Auswahl von Max Bruns. Minden (Westfalen). Im Verlage von J. C. C. Bruns. Brosch. M. 7,50, geb. M. 10,—.

5) Matthias Claudius, Der Wandsbecker Bote. Auswahl aus seinen Werken, zusammengest. u. eingeleitet von K. Gerok. Mit Porträt von M. Cl.[3] Gotha 1903, Perthes. XLIV u. 225 S. Brosch. M. 32,—, geb. M. 46,—.

6) Gottfried Aug. Bürger und Philippine Gatterer. Ein Briefwechsel aus Göttingens empfindsamer Zeit. Herausg. von Erich Ebstein. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. 1921. 221 S. In Pappe geb. M. 60,—; in nur 200 Exemplaren auf schwerem Maschinenbüttenpapier abgezogen, mit 15 Lichtdrucktafeln in handgebundenem Halblederband. M. 400,—.

7) Werner Bock, Die ästhetischen Anschauungen Wielands. Berlin 1921, Fleischel u. Co.

8) J. H. Campe, Theophron, Ein Ratgeber für die Jugend. Bearbeitet von P. Würffel. Mit einem Nachwort herausg. von Theod. Fritzsch. Reclams Universalbibl. Nr. 6293. M. 5,—.

richt" für Konfirmanden und andere zum erstenmal das Vaterhaus verlassende junge Leute herausgegeben.

Über Herder und das Drama, worüber erst vor 9 Jahren A. Koschmieder eine eingehende, freilich wesentlich nur chronologisch-philologische Darstellung vorgelegt hat (Jahrg. XXVIII, 554), bietet Gottfr. Weber[9]) eine ungleich tiefer schürfende Untersuchung dar, die die ältere, objektiv-philologische Art mit der neueren, subjektiv-individualistischen, rein ästhetischen Darstellung zu vereinigen strebt und mit Koschmieders Abhandlung auch nur in philologischen Teilergebnissen gelegentlich zusammentrifft. Nicht chronologisch wird der Stoff einfach aneinandergereiht, sondern entsprechend dem ganz Empfindung und Einfühlung atmenden Genius Herders, dessen Grundanschauung in den dramaturgischen Höhejahren 1770—1773 wesentlich fertig war, wird aus diesem Kern heraus und von diesem Höhepunkt her rück- und vorwärts Werden und Wandlungen seiner Anschauungen verfolgt. Teil I: „Das Drama als Phänomen des menschlichen Geistes" (S. 1—151) stellt so die positiven Ergebnisse der Geistesrichtung Herders fest, während dagegen Teil II: „Zur Verbindung von außerkünstlerischer und künstlerischer Auffassung des Dramas" (S. 152—180) und Teil III: „Das Drama als Kunstprodukt" (S. 181—357), so viele geistvolle Bemerkungen Herders auch hier gebucht werden können, wesentlich die Mängel seiner Auffassung abwägen. Ohne daß der Bedeutung des großen Anregers, der ganzen Größe seiner Wirkung Abbruch geschieht, wird seine starke Abhängigkeit von den gesamten Vorgängern des In- und Auslandes in noch nicht aufgewendeter Gründlichkeit verfolgt und neben den Vorzügen seiner Kunstbetrachtung auch deren Schranken festgestellt. Immer ist er wesentlich Kulturhistoriker und alles andere, nur keiner theoretischen, streng sachlich systematischen Würdigung der Dichtkunst, zumal der Kunstdichtung und ihrer Gattungen, voran des Dramas, fähig. Auch wer in der Schule die Höchstleistung Herderscher Dramenwürdigung, den Shakespeare-Aufsatz oder seine Stellung zur klassischen Kunst Goethes und Schillers zu behandeln hat, kann an Webers Feststellungen nicht mehr vorüber; so scharf wird an jenem die Schwäche in Herders Würdigung des griechischen Dramas nachgewiesen und so ganz anders, als es selbst nach Haym noch aussah, seine Ablehnung der Dramen Goethes und Schillers aus dem innersten Wesen des Kritikers, seinem moralistischen Humanitätspriestertum erklärt. Merkwürdig, daß ein sonst so sicherer Stilist, wie Weber ist, den Fehler des falschen appositiven Dativs (vgl. mein „Sprachleben"[5], S. 247) mitmacht, wie S. 25: „Die Rezeption der Poesie als etwas in unmittelbarer Erfassung Gegebenem", und S. 14 gar auf Kosten der Beziehungsdeutlichkeit: „(so) konnte H. zu der Erkenntnis des Wesens der Poesie als etwas Ungewordenem, Naturhaftem vordringen". — Für den einst als Nebenläufer und Nachfolger Schillers wie wegen seiner „Lieder österreichischer Wehrmänner" geschätzten Collin reicht Max Lederer[10]) eine sorgfältige Sammlung von 95 wenigstens „als solche" noch nicht veröffentlichten Briefen, 29 Aktenstücken u. ä. sowie fünf Nummern aus dem Nachlaß dar, die den Dichter und den ganzen Kreis seiner Verehrer, Freunde und Gegner wie leibhaftig vor den Leser stellen und ebenso in Dresdner und Wiener Zensurbeschränktheit wie österreichische Finanznöte (Friedrich v. Gentz!) am Anfang des 19. Jahrhunderts tiefe Einblicke gewähren. Aus den 55 Seiten „Anmerkungen", die alles Textliche und Sachliche aufklären, seien zwei uns Heutigen erst wieder recht verständlich gewordene Klagen der Jahre 1809 und 1810 herausgehoben: „Wegen des schlechten Kurses der Bankozettel können ausländische Schriften kaum mehr bezahlt werden", und „Wer bei den 6- bis 10fachen Preisen von Renten und fixem Gehalt lebt, ist ein Opfer der Zeitumstände."

Berichtigung: Damit Verfasser und Gegenstand zu ihrem Rechte kommen, sei bemerkt, daß meine letzte Anzeige im Jahrg. 1921, S. 412 einer Auslese aus Herders Schriften (von Aner) galt!

9) Gottfried Weber, Herder und das Drama. Eine literarhistorische Untersuchung. = Forschungen zur neueren Literaturgesch., herausg. von Franz Muncker, LVI. Weimar 1922, Alexander Duncker. XVI u. 357 S. Brosch. Einzelpreis M. 12,—. Subskriptionspreis M. 10,—, dazu 1000 % Teurungszuschlag.

10) Heinr. Jos. v. Collin u. sein Kreis. Briefe und Aktenstücke. Mit einer Einl. u. Anm. herausg. von Max Lederer. Vorgelegt in der Sitzung vom 15. Mai 1918 in der Akademie der Wiss. in Wien. Philos.-histor. Klasse. Historische Kommission. Sonderabdruck aus dem „Archiv für österr. Geschichte", 109. Bd., 1. Hälfte. Wien 1921. In Kommission bei Alfred Hölder, Univ.-Buchhändler. 220 S. M. 27,—.

Der deutsche Klassizismus (1921/22).

(Goethe—Schiller—Humboldt—Kant—Fichte—Schleiermacher—Pestalozzi.)

Von Geh. Rat Dr. **Paul Lorentz** in Spandau.

I.

Der kühne Wurf des Ludwigschen **Goethe** (s. 1921 S. 54/55) mit seiner genialen Durchführung des Kampfes und tragischen Sieges zwischen dem Genius und dem Dämon hat ein rasch und flott hingeworfenes Gegenstück in Julius Babs „Leben Goethes" hervorgerufen.[1]) Er sieht das Wunder der Erscheinung „Goethe" vor allem darin, daß sie jene Gegensätze überwindet und uns eine Einheit darbietet, in der sie nicht mehr gültig sind. Er zeichnet ihn, wie er immer wieder die tödliche, philiströse Scheidewand von Leib und Seele einreißt, wie er, mit dem bewußten Willen zur größtmöglichen Fruchtbarkeit, die chaotischen allvereinenden Kräfte der Liebe mit den trennenden, ordnenden, bauenden des nüchternen Selbstgefühls verbindet. Das Gesetz seiner Fruchtbarkeit sieht Bab aber gerade darin, daß es Goethe weder in den Stürmen der Leidenschaft noch in ordnender Besinnung zu verweilen gestattet ist, vielmehr daß das eine das andere brechen und erlösen muß, eins im anderen — im Hegelschen Sinne — „aufgehoben" wird. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt der Verfasser dann neue Beleuchtungsmöglichkeiten für Goethes Verhältnis zu Frauen und Freunden, besonders Schiller, für die Beurteilung der Flucht aus Italien, die Abweisung Kleists u. a., seine Einschätzung der „Natur". Eine Botschaft nennt Bab seine Darstellung; denn in dem wahren Wirksamwerden Goetheschen Lebens, nach der zweitausendjährigen Kultur auf der Grundlage christlicher Weltanschauung, sieht er so etwas wie einen schöpferischen Anfang des Abendlandes. Gut gewählte Bildnisse und Zitate unterstützen seine fast durchweg hymnisch geformte Darstellung sehr glücklich. Wieder anders faßt Fredrik Paasche seine Aufgabe an.[2]) Den leitenden Gesichtspunkt des norwegischen Universitätsprofessors bildet Goethes Wahrheitsliebe, und zwar in der Goetheschen Auffassung, daß sie darin bestehe, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen wisse. Er gewinnt dadurch manche fruchtbare Betrachtung, so wenn er für die Arbeit Goethes in Weimar den Ausdruck „verwertete Leidenschaft" zu prägen wagt. Daß die Wahrheitsliebe dann besonders bei der Würdigung von Goethes Religiosität zur Geltung kommt sowie bei seiner Stellung zu den Ideen des neuen Jahrhunderts, erwartet man mit Recht, auch das echt Goethesche Glücksgefühl wird richtig darin gesehen, daß ihm kein Erlebnis unfruchtbar ist. — Die Fortsetzung von Bodes[3]) Darstellung von Goethes Leben — die Anzeige von Teil I s. Zeitschr. f. Deutschkunde 1920 S. 432, von Teil II ebenda 1921 S. 54 — ist leider nicht zur Besprechung zu erlangen gewesen. — Zur Verbreitung näherer Kenntnis über Goethe und seinen Kreis tragen die „Stimmen aus dem Goethe-Lande" bei, von denen mir die dritte bis fünfte Lieferung zugegangen ist.[4]) Francke spricht darin über Goethes Auge, Eduard Engel über Goethe und die Fremdwörter, W. v. Öttingen über Goethes Kunstsammlungen, Ad. Teutenberg selbst über Wieland und Goethe. Die Selbstzeugnisse Goethes über seinen Werdegang entbehren leider der Quellenangaben ebenso wie die „Entlegenen Worte Goethes", während Goethe im Urteil der Zeitgenossen solche aufweist. Zwei Bilder schmücken das Heft. — Zum ersten Male erscheint ein Jahrbuch der Sammlung Kippenberg.[5]) Wie alles, was aus dieser ungewöhnlich reichen Sammlung veröffent-

1) **Julius Bab, Das Leben Goethes, eine Botschaft. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt. 120 S.**

2) **Goethe, Ein Profil von Fredrik Paasche. Aus dem Norwegischen, mit einem Vorwort von Friedrich Lienhard. Stuttgart 1922, Greiner u. Pfeiffer. 77 S.**

3) **W. Bode, Goethes Leben. III. Teil: 1775—1779. Berlin 1922, E. S. Mittler u. Sohn.**

4) **Stimmen aus dem Goethe-Lande. Herausgeber Adolf Teutenberg. Weimar Verlag „Die Fundgrube", Lief. 3—5. 80 S.**

5) **Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 1. Bd. Mit 6 Bildertafeln. Leipzig 1921, Inselverlag. 330 S.**

licht wird, vermehrt auch dieser Sammelband erheblich unsere Kenntnis der Goethe-Welt, so durch die drei ungedruckten Briefe, einen an seinen Sohn, zwei an Kräuter, durch Äußerungen Goethes aus Riemers Tagebüchern, den ausführlichen Bericht des Arztes Vogel über Goethes letzte Krankheit, die bisher vollständigste Sammlung der deutschen Werther-Gedichte, das Tagebuch der Freundin Christianes, der Dmlle. Engels vom Jahre 1816 und einiges andere. Unter den Abbildungen ist die der grünlasierten Terrakottabüste Goethes von Klauer von besonderem Interesse. — Goethes Charakter im Urteil der Zeitgenossen bildet den Gegenstand des Hauptteils des Goethe-Kalenders für 1922.[6]) Es ist eine Auswahl aus der seit vielen Jahren von Karl Heinemann angelegten Sammlung. Die Geschichte „der schönen Mailänderin" Maddalena Riggi, deren Bild auch den Kalender ziert, ebenso wie die Landschaft, die ihren Schauplatz bildete, hat der Herausgeber geschickt zusammengestellt. Die obengenannte Sammlung Kippenberg steuerte Bilder von Karl August und Zelter bei und auch das noch nicht völlig einstimmig für echt gehaltene Jugendbildnis Goethes, das Singewald entdeckte, ist wiedergegeben. So reiht sich auch der neue Jahrgang des Kalenders seinen Vorgängern würdig an, und hoffentlich leidet sein Nachfolger nicht allzusehr unter der furchtbaren wirtschaftlichen Not der Zeit. In anspruchsloser anmutender Art plaudert Karl Escher über die Geselligkeit um Goethe[7]) derart, daß sich in dieser zugleich der Geist und die Kultur des 18. Jahrhunderts widerspiegelt und unwillkürlich der Gegensatz zu unserer Zeit schmerzlich empfunden wird. Unter den Bildern interessiert vor allem eine Zeichnung, die Goethe auf der Straße in Weimar darstellt. — Die 3. Auflage von Johann Höffners „Frau Rat"[8]) wird durch ihre frische, lebendige Darstellung mit den wohlgelungenen Bildern den Kreis ihrer Freunde wieder erweitern. Den Stil der Briefe dieser einzigartigen Frau untersucht Oskar Weise in einer vortrefflichen Abhandlung, in der er ihre Vorliebe für den bildlichen Ausdruck und sprichwörtliche Wendungen, die große Bibelkenntnis, den liebenswürdigen Humor, die mundartliche Redeweise, freilich auch die damals zeitgemäße Verwendung von Fremdwörtern, dafür aber auch die Abwesenheit der ungesunden Empfindsamkeit und Überschwenglichkeit ihrer Zeit gebührend würdigt, sowie auf den schlichten und einfachen Satzbau als vorbildlich hinweist.[9]) An derselben Stelle macht K. Simon es wahrscheinlich, daß der Aufsatz in Goethes Werken, Ausgabe letzter Hand Bd. 44 (1832 S. 260—261): „Vorteile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe" 1797 auf der dritten Schweizerreise entstanden ist und durch den Besuch bei Dannecker in Stuttgart angeregt ist.[10]) Schon vor vier Jahren erschienen, aber jetzt erst der Anzeige hier zugänglich geworden ist der dritte Band des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter, von Max Hecker in mustergültiger Weise nach den Handschriften im Goethe- und Schiller-Archiv herausgegeben.[11]) Er umfaßt die Zeit von 1828—1832 und ist, ohne Erklärungen zu geben, mit drei wertvollen Bildbeilagen geschmückt: Schmellers Kreidezeichnung von Zelter, einem Kupferstich von Dornburg und Goethes eigenhändigem Bleistiftentwurf des Briefes vom 6. Dezember 1830. Der letzte Brief Zelters trägt das Datum von Goethes Todestag. — Zu den allerwertvollsten Erscheinungen der Goethe-Literatur der letzten Jahre gehört Bettinas Briefwechsel mit Goethe, von Reinhold Steig[12]), zum erstenmal herausgegeben auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe. Ein gutes Stück der Lebensarbeit Steigs ist damit zum Abschluß gekommen, aber die Freude, sie als Buch vor sich zu sehen, war dem Verfasser nicht mehr beschieden;

---

6) Goethe-Kalender auf das Jahr 1922, herausg. von Dr. Karl Heinemann. Mit 8 Tafeln. Leipzig 1921, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 126 S.
7) Karl Escher, Geselligkeit um Goethe. Mit vielen Abbildungen. München o. J., Holbein-Verlag. 49 S.
8) Johannes Höffner, Frau Rat Elisabeth Goethe, geb. Textor. Mit fünf Kunstdrucken. 3. Aufl. Bielefeld u. Leipzig 1920, Velhagen u. Klasing. 186 S.
9) Zeitschr. f. Deutschk. 1921, H. 7, S. 470—478.
10) Zeitschr. f. Deutschk. 1921, H. 7, S. 470—471.
11) Max Hecker, Der Briefwechsel zwischen Goethe u. Zelter. 3. Bd. 1828—1832. Leipzig 1918, Inselverlag. 671 S.
12) Reinhold Steig, Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Leipzig 1922, Inselverlag. 455 S.

die literarische Durchsicht, Anmerkungen, Register und das wissenschaftliche Nachwort, das das gesamte Verhältnis Bettinas zu Goethe würdigt, stammen von Fritz Bergemann. Was auch bisher nicht ganz unbekannt war, bestätigt sich jetzt vollauf: Bettinas „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" steht den wirklichen Briefen viel näher, als die Kritik geglaubt hatte. Von außerordentlicher Bedeutung sind für das Verständnis der Briefe die Zeugnisse aus Berichten anderer, namentlich Arnims selbst, über die darin berührten Personen und Gegenstände. Der Anhang gibt noch einige Briefe, die sich nur in Abschriften des Kanzlers von Müller erhalten haben. Das Nachwort rückt noch, ebenso wie die Anmerkungen, manches zurecht, was aus den Briefen selbst nicht mit voller Klarheit zu ersehen war. Die sieben Beilagen, außer der farbigen Miniatur Bettinas, Faksimile und Zeichnungen von ihr, schmücken das wertvolle Buch erfreulich. — Einer der bedeutendsten Mitarbeiter Goethes, Friedrich Wilhelm Riemer [13]), dessen „Mitteilungen über Goethe" zugleich eine unentbehrliche Quelle für viele Anschauungen Goethes bilden, hat nun auch zum ersten Male eine Sonderdarstellung erfahren. Arthur Pollmer gibt von ihm ein Lebensbild, würdigt seine wissenschaftlichen und poetischen Leistungen und untersucht vor allem die Quellen, den Wert und die Bedeutung seiner „Mitteilungen". Den Grundzug in Riemers Wesen sieht er in seinem „scharf ausgeprägten geistigen Anlehnungs- und Schutzbedürfnis, das einen gewissen Grad von individuellem Fühlen und Denken nicht ausschloß". Seine Tätigkeit als Mitarbeiter beschränkte sich keineswegs bloß auf enzyklopädische Dienste, sondern griff in wissenschaftlicher und ästhetischer Hinsicht recht tief in Goethes Schaffen ein. Die Quelle „Mitteilungen" bilden teils eigene Gespräche mit Goethe, teils Briefe, Tischreden, Mitteilungen anderer, wobei Riemer gelegentlich auch Abschwächungen und Abrundungen vornimmt; Hauptzweck ist ihm von vornherein eine Apologie Goethes gegen literarische Angriffe. Das Buch fördert die einschlägige Literatur bedeutend. — Neben den Personen des Goethekreises die Stätten, die durch ihn ihre Weihe erhalten haben! Eine ganze Reihe von solchen lebendig vor uns erstehen zu lassen, dafür besitzt Ludwig Sternaux ein besonderes Geschick. Er durchwanderte sie alle selbst, ausgerüstet mit der Fülle der literarischen Überlieferung und der Fähigkeit, aus den heute noch vorhandenen Spuren an Ort und Stelle das Leben hervorzuzaubern, das einst dort webte. Die in den Jahren 1919—1921 entstandenen Einzelbilder sammelte er nun in dem „Schattenspiel um Goethe." [14]) Es gelingt ihm dabei auch, hier und da, z. B. in dem „Mährchen von Pyrmont", der Goetheforschung wertvolle Fingerzeige zu geben. Tiefurt und das Wittumspalais führt er uns vor, die Reisen in den Harz und Ilmenau, Belvedere und die Dornburger Schlösser, den Advent von 1807 bei Frommann in Jena und die Heidelberger Herbsttage von 1814 und 1815 und endlich die Toten des Goethekreises auf den Weimarer Friedhöfen. 40 reizvolle Federzeichnungen von Dorothea Hauer schmücken das stimmungsvolle Büchlein. — Eine Sonderschrift über Goethe und der Harz gibt in den Harzer Heimatbüchern Friedrich Dennert. [15]) Trotz des knappen Rahmens ist hier der Gegenstand in nahezu erschöpfender Weise dargestellt: die vier Harzreisen selbst sowie der Besuch des Kyffhäusers durch Goethe werden erzählt und die Ergebnisse für die Geologie und die Dichtung festgestellt. Ein übersichtlicher Kalender der Harzreisen und ein Schriftennachweis beschließen das Büchlein, das vier Abbildungen nach Zeichnungen von Kraus schmücken. In viel umfangreicherer Form hat W. Bode, entsprechend dem ungleich reichhaltigeren Stoff, Goethes Schweizerreisen behandelt. [16]) Die Art des Verfassers, die Einzelheiten, die ihm das wirkliche Leben bedeuten, mit Wahrhaftigkeit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Anschaulichkeit nachzuzeichnen, kommt bei diesen Reisebeschreibungen aufs glücklichste zur Geltung. Er beherrscht auch hier den Stoff in ungewöhnlichem Umfange und zieht alles herbei, was irgend geeignet ist, die Goethesche Dar-

13) Arthur Pollmer, Friedrich Wilhelm Riemer und seine „Mitteilungen über Goethe" (= Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, herausg. von Albert Köster. Bd. 30). Leipzig 1922, R. Voigtländer. 140 S.

14) Ludwig Sternaux, Schattenspiel um Goethe. Bielefeld u. Leipzig o. J., Velhagen u. Klasing. 188 S.

15) Friedrich Dennert, Goethe und der Harz. Heft 2 der Harzer Heimatbücher. Quedlinburg 1920. 184 S.

16) Wilhelm Bode, Goethes Schweizerreisen. Leipzig 1922, H. Haessel. 288 S.

stellung zu erläutern. Man liest das Buch unablässig gefesselt von der ersten bis zur letzten Seite. Eine Fülle von Abbildungen zeitgenössischer Herkunft dient zur weiteren Veranschaulichung. Die notwendige Ergänzung dieses Werkes bildet: Die Schweiz, wie Goethe sie sah,[17] eine Bildersammlung für Freunde des Dichters und der alten Schweiz, etwa 130 Lichtdrucke nach zeitgenössischen, vorwiegend seltenen Stichen und Holzschnitten, die Goethe selbst kannte oder die Zustände darstellen, wie Goethe sie gesehen hat. Leider war es nicht möglich, das wertvolle Werk zur Besprechung für die Zeitschr. f. Deutschkunde zu erlangen. — Eine tief eindrucksvolle Goethe-Gedächtnisstätte ist in Jena den Goethe-Freunden zugänglich gemacht worden: der Oberstock des Inspektorhauses am botanischen Garten. Goethe wohnte und arbeitete hier längere und kürzere Zeit während der Jahre 1817—1830, u. a. am Westöstlichen Diwan, der Campagne in Frankreich, den Wanderjahren, der Italienischen Reise und an Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Kunst und der Naturwissenschaften.[18] In der Literatur über einzelne Dichtungen Goethes ist neben manchem Gleichgültigen und auch manchem Verstiegenen doch auch nicht wenig Förderſames zutage getreten. Der Streit über die von Piper entdeckte Josephdichtung — s. den vorigen Bericht Zeitschr. f. Deutschkunde Januar 1921 S. 56 — ist keineswegs schon endgültig entschieden. Aber die Entscheidung neigt sich, entgegen den Stimmen so vieler namhafter Vertreter der Literaturwissenschaft, immer deutlicher auf die Seite der Bejahung. Das ist vor allem ein Erfolg der neuen Schrift von Walter A. Berendsohn.[19] In seinen Untersuchungen — von oft recht entsagungsvoller Mühe — stilkritischer Art, in denen über Quellen und Vorbilder und ganz besonders auch über die Sprache stellt der Verfasser erst einmal richtige Fragen. Es ergibt sich recht starke Verwandtschaft mit der Frankfurter Mundart, es ergibt sich die größte Wahrscheinlichkeit für Entstehung der sprachlichen Fehler gerade beim Diktat an einen seelisch Gestörten, wie der junge Clauer es war, es ergibt sich eine Menge von Spuren solcher dichterischen Eigenschaften, wie sie irgend einem gleichzeitigen gleichjungen Verfasser überhaupt nicht zuzutrauen wären. Durchaus zustimmend lautet denn auch die neue Beurteilung in den „Neuen Jahrbüchern" von P. Fischer[20]: auch er findet auf Grund von Darlegungen Berendsohns und Schnitzers, daß der jugendliche Wolfgang Goethe sich dieser Dichtung keineswegs zu schämen habe. Manuel Schnitzer hat seine zum guten Teil auf bildliche Darstellungen der Josephsgeschichte gegründeten Untersuchungen — s. den vorigen Bericht S. 56 — jetzt zu einem artigen kleinen Buch verarbeitet.[21] Danach stehen die von den bisherigen Kennern übersehenen Josephbilder des Grafen Thoranc in engster Beziehung zu seiner von Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit erwähnten Josephdichtung und ebenso die Kupferstiche des Matthäus Merian von 1630. Es wäre doch mehr als ein Zufall, wenn außer Goethe noch ein anderer Verfasser aus denselben Quellen — Abraham Kyburgs Bilderbibel von 1737 und der „großen englischen Bibel" von 1749 — in derselben Weise geschöpft hätte. Die beigegebenen Abbildungen unterstützen die Beweiskraft Schnitzers, und der frische Humor, mit dem er gegen die feindlichen Kritiker streitet, hat etwas Gewinnendes. — Das Jubiläumsjahr 1922 für Goethes Aufenthalt in Wetzlar — 1772 — hat den für Wetzlar besonders zuständigen Heinrich Gloël veranlaßt, ein Goethe-Büchlein zu schreiben, in dem er alles sammelte, was Goethe in und über Wetzlar schrieb[22]: Gedichte, Briefe, Beiträge zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen, Aus Dichtung

17) Die Schweiz, wie Goethe sie sah, eine Bildersammlung für Freunde des Dichters und der alten Schweiz, mit einl. Text von Wilhelm Bode. Leipzig 1922, H. Haessel. M. 150,—, geb. M. 180,—.

18) S. den Bericht über die Weihe einer neuen Goethe-Gedächtnisstätte in Jena von A. Hoffmann in der Tägl. Rundschau 1922.

19) Walter A. Berendsohn, Goethes Knabendichtung. Hamburg 1922, W. Gente. 172 S.

20) P. Fischer, Anderthalb Jahre Kampf um den Altonaer „Joseph". Neue Jahrb. 1922, S. 218—232.

21) Manuel Schnitzer, Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung. Hamburg 1921, W. Gente, Wissenschaftl. Verlag. 127 S.

22) Heinrich Gloël, Wetzlarer Goethe-Büchlein. Wetzlar 1922, K. Waldschmidt. 62 S.

und Wahrheit Buch 12, er fügt die Charakteristik Goethes durch Kestner sehr richtig hinzu und gibt in den Erläuterungen zu all diesem so manchen bisher vermißten, willkommenen Aufschluß. Aus demselben Anlaß hat Max Hecker die Leiden des jungen Werther in prächtiger Ausgabe neu herausgegeben.[23]) In der ausführlichen Einleitung schildert in reicher Weise Werther und seine Zeit Adolf Hünich, der Anhang gibt als eine besonders willkommene Neuheit 71 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen von Goethe und dem ganzen in Frage kommenden Wertherkreis sowie von zahlreichen Szenen aus dem Werther, und zwar sowohl von deutschen wie von englischen und französischen Künstlern. Daß Chodowiecki dabei der Hauptanteil zufällt, war zu erwarten. Zum tieferen Verständnis des Werther tragen entschieden die Untersuchungen von Hans Gose bei.[24]) Die Hauptsache bildet die Vorführung der „Lebensbilder" auf Grund der Weltanschauung, auf der sie sich abheben. Deutlich wird, daß Werthers Kräftesystem schon untergraben ist vor seiner Leidenschaft zu Lotte. Als ethischen Naturalismus bezeichnet Gose zutreffend den Standpunkt des Helden und damit das, was ihn zugrunde richten muß, mit den Fragen der Ethik hat sich der Dichter im Werther vor seinem damaligen naturalistischen Standpunkt auseinandergesetzt. Als den weiteren Hintergrund weist der Verfasser die Leibnizsche Gedankenwelt nach, soweit das Gefühlsleben in Frage kommt; an das Leidenschaftsproblem tritt Goethe dort von zwei Seiten heran: einmal sieht er in ihm eine erstrebenswerte Steigerung der Gefühlsbetätigung, anderseits betrachtet er die Leidenschaft — das ist für den Gedankengehalt der Dichtung das wichtigere — hinsichtlich ihrer Einwirkung auf den Lebensablauf des Einzelmenschen. — Zum Verständnis der Entstehung des Gedichtes „Das Göttliche" trägt L. Mader[25]) bei, indem er ähnliche Gedanken und Gliederung des Stoffes bei Minucius Felix im Octavianus Kap. 5 nachweist, den Goethe in Leipzig unter Ernesti gelesen haben könnte. — Das Mailied würdigt Georg Mayer[26]) gegenüber Düntzers Meinung, es bräche etwas nüchtern ab, als „höchstwertige Lyrik", als „ein naturnotwendiges, bis in die Einzelheiten hinein vollendetes Kunstwerk". Eine Sammlung Goethescher Gedichte in Auswahl von 74 Nummern, die alle wichtigsten Seiten seiner reichen Dichtung berücksichtigen, gibt Margarete Bruns.[27]) — Die Frage, inwiefern die Idee der Sühne durch reine Menschlichkeit die Goethesche „Iphigenie" beherrscht, hat ein Aufsatz von H. A. Korff zum Gegenstand[28]): nicht die reine Menschlichkeit eines anderen, eines Priesters komme in Frage, sondern die Gesinnung des Täters selbst, deshalb liege, entgegen Goethes eigener Angabe, die Achse des Dramas in Iphigeniens Seelenkampf im vierten Akt. Die Darlegung verdient volle Beachtung. In teils zustimmendem, teils ablehnendem Sinne nimmt zu ihr Stellung Adolf Müller.[29]) Zu dem „Rettet euer Bild in meiner Seele" Iphigeniens führt Karl Löwer treffend verwandte Gedankengänge aus dem Neuen Testament an, die von neuem Goethes gründliche Bibelkenntnis beweisen.[30]) Die Entsühnung des Orest in der „Iphigenie" behandelt Pedro Warncke unter Berücksichtigung einer Entwicklung in des Dichters Auffassung von der ersten zur vierten Gestalt der Dichtung[31]) und Johannes Tiedge würdigt die Iphigenie als weibliche Gegengestalt zu Wagners Parsifal.[32]) — In ausführlicher Darstellung untersucht Gustav Roethe den Schluß im Tasso[33]): eine ernstliche Zuversicht zu Tassos Zukunft aus ihm zu schöpfen, dünkt

---

23) Die Leiden des jungen Werther von Joh. Wolfgang von Goethe, herausg. von Max Hecker. Leipzig 1922, J. J. Weber. 92 S.

24) Hans Gose, Goethes „Werther" (= Bausteine zur Geschichte der deutschen Lit., herausg. von Fr. Saran, Bd. XVIII). Halle a. S. 1921, Max Niemeyer.

25) Mader, Zu Goethes Ode „Das Göttliche". Neue Jahrb. 1921, Heft 8, S. 358—360.

26) Georg Mayer, Goethes Mailied. Neue Jahrb. 1922, Heft 6/7, S. 161—163.

27) Joh. Wolfgang Goethe, Gedichte in Auswahl von Margarete Bruns. Minden, Westf. o. J. J. C. C. Bruns (= „Auf silbernen Saiten").

28) Zur Iphigenie von H. A. Korff. Zeitschr. f. Deutschk. 1921, Heft 5, S. 311—316.

29) Zur Iphigenie von Ad. Müller. Ztschr. f. Deutschkunde 1922, Heft 2, S. 144.

30) Karl Löwer, „Rettet euer Bild in meiner Seele" in den Neuen Jahrb. 1922, Heft 4, S. 191—192.

31) Goethe-Jahrbuch 1922, S. 113—115. 32) Goethe-Jahrbuch 1922, S. 116—118.

33) Goethe-Jahrbuch 1922, S. 119—132.

ihm völlig unmöglich, für den Dichter ist das künftige Schicksal des Helden keine ungelöste Frage. Für Schulzwecke, soweit Privatlektüre in Betracht kommt, sind E. Zellweders Erläuterungen zum Tasso brauchbar, für das Lesen in der Klasse nehmen sie dem Lehrer zuviel vorweg. Den Ausgang faßt Z. auch tragisch, nicht hoffnungsvoll auf.[34]) — Die drei Goetheschen Frauengestalten, die von so anziehendem mystischen Zauber umwoben sind, Mignon, Ottilie und Makarie, lohnt es sich für Julius Schiff[35]) mit schönem Erfolge, einmal im Licht Goethescher Naturphilosophie zu betrachten: in allen dreien kommt „der Glaube zum Ausdruck, daß die Natur göttlich ist, und daß ihr verschleiertes Bild sich bis zu einem gewissen Grade demjenigen enthüllt, der sich liebevoll schauend in sie versenkt, wie Goethe selbst das ein langes Leben hindurch redlich getan hat". — Eine zierliche Geschenkausgabe, geschmückt mit Silhouetten aus dem Rokoko-Zeitalter stellt das erste Bändchen der Sammlung „Angebinde" dar mit dem Abdruck von „Bekenntnisse einer schönen Seele", dem 6. Buch von Wilhelm Meister.[36]) Für Schulzwecke geeignet ist die Auswahl von Dichtung und Wahrheit, die W. Greiner in der Jaegerschen Sammlung[37]) herausgibt. Ohne Erläuterungen können die Schüler dies Werk natürlich nicht mit Erfolg lesen, aber die Lektüre des ganzen vollständigen Textes muß ihnen außerdem zu Gebote stehen. Die fehlenden Stücke gibt der Herausgeber in Überblicken. — Über den im 14. Buch erwähnten Besuch Goethes auf dem Steinschen Schloß zu Nassau mit Basedow und Lavater gibt näheren Aufschluß auf Grund neu gefundener Quellen Heinrich Funck.[38]) Schließlich sei noch die gute Auswahl von Briefen Goethes und Schillers für die Schule von Oskar Meisner empfohlen; sie hält sich von weitschweifigen Einleitungen frei und gibt sachlich knappe Anmerkungen.[39]) — Unermüdlich geht die Arbeit an der freilich unerschöpflichen Welt der Goetheschen Faustdichtung weiter. Karl Weidel[40]) bringt seine Einführung in das Verständnis der Dichtung, die im Bericht von 1920 Heft 6 S. 433—434 rühmend erwähnt wurde, in zweiter Auflage geschmückt mit einem Goethekopf von Bauer. Dunkle Stellen gibt es im Faust noch genug. Eine Reihe von zweiundzwanzig behandelt, ohne daß man überall zustimmen könnte, mit Glück R. Schwemann[41]) bereits in zweiter vermehrter Auflage, die auch eine Vervollständigung des Beweismaterials bringt. Über den „Erdenrest, der zu tragen peinlich" spricht mit Bezug auf Fausts Unsterbliches, nicht auf die Engel selber, Karl Löwer[42]), über Goethes Faust auf Island Paul Herrmann[43]) in der festen Überzeugung, daß ohne die viel geschmähte, meist nicht verstandene deutsche Kultur die Welt einfach nicht bestehen kann. — Karl Alt gibt wichtige Anhaltspunkte zur Datierung einiger Faust-Szenen aus der Zeit von 1797—1801.[44]) Über die Baccalaureus-Szene im zweiten Teil handelt W. Hertz ausführlich[45]), indem er die darin waltende Stimmung des alternden Goethe vor allem auf das Erlebnis mit dem jungen Schopenhauer in bezug auf seine Farbenlehre zurückführt und auf das Unorganische des ganzen Auftritts

34) Edwin Zellweder, Erläuterungen zu Goethes „Torquato Tasso". Paderborn o. J., Ferd. Schöningh.

35) Goethe-Jahrbuch 1922, S. 133—147.

36) Goethe, Bekenntnisse einer schönen Seele = Angebinde 1. Bd. Liter. Leitung Th. Etzel. Stuttgart u. Heilbronn o. J., Walter Seifert.

37) Goethe, Dichtung und Wahrheit. Mit kritischen Anmerkungen und Register herausg. von W. Greiner. Leipzig u. Berlin o. J., Jaegersche Verlagsbuchhandlung.

38) Heinrich Funck, Zum 14. Buch von Dichtung und Wahrheit im Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Literaturen, herausg. von A. Brandl u. O. Schulz. Gera 1921. 247—250 S.

39) O. Meisner, Briefe Goethes und Schillers in Auswahl. Bielefeld u. Leipzig 1921, Velhagen u. Klasing. 178 S.

40) Karl Weidel, Goethes Faust, Eine Einführung in sein Verständnis. 2. Aufl. Berlin-Zehlendorf o. J., Gerhard Merian. 253 S.

41) R. Schwemann, Dunkle Stellen aus Goethes Faust. 2. Aufl. Münster i. W. 1920, F. Coppenrath. 72 S.

42) Karl Löwer, Fausts Erdenrest in den Neuen Jahrb. 1922, Heft 4, S. 191—192.

43) Paul Herrmann, Goethes Faust auf Island. Zeitschr. f. Deutschk. 1922, Heft 4, S. 234—235.

44) Goethe-Jahrbuch 1922, S. 46—55. 45) Goethe-Jahrbuch 1922, S. 56—78.

innerhalb der Handlung der Dichtung hinweist. — Ernst Maaß, der emsige Aufspürer von Beziehungen Goethescher Dichtung zur Antike, behandelt gewisse Münzen mit dem Bildnis des Pan-Ephialtes Epophelos, auf die schon im vierten Bande des Goethe-Jahrbuchs von Behrendt Pick aufmerksam gemacht worden war, mit aufhellenderem Erfolge unter dem Titel: „Ein griechischer Vorläufer des Mephistopheles."[46]) — Die viel erörterte und zum Teil heftig bekämpfte Auffassung des „Faust", die Hermann Türck in seinen Büchern vom genialen Menschen „Faust", „Hamlet" und „Christus" vertritt, legt er jetzt, auf neues vertieftes Quellenstudium gestützt, in einem besonderen Buch dar.[47]) Die dauernde Bezugnahme auf Goethes Leben und Schaffen in Anlehnung an Düntzer war in dem gegebenen Umfang doch nicht nötig. Türcks alte Auffassung, daß Faust zuletzt sein bisheriges Streben aufhebt und der Dichter nicht als der Weisheit letzten Schluß verkündige: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß", sondern dies Streben als ein götzenhaftes gegenüber dem nach dem ewigen Gut hinstellen wolle, ist eben doch nur halb richtig. Denn freilich kommt es nicht auf den materiellen Erfolg an, wohl aber auf die in jener Tätigkeit behandelte unvergänglich-vorbildliche Gesinnung. Das Buch enthält aber recht viel Förderfames betreffs Würdigung der echten Magie in Goethes Auffassung, mit Recht wird da häufig Thomas a Kempis herangezogen. In der Hauptsache abzulehnen ist dagegen die Auffassung von K. Heinz, die die Lösung des Fausträtsels darin finden will, daß der Dichter seine Weltanschauung im Sinn der „Geheimlehre" gegeben habe.[48]) Gewiß fühlt der Verfasser nicht wenig von dem tiefen Sinn der Faustdichtung als Ganzes, aber die Deutung in einzelnem, z. B. beim Hexeneinmaleins, bei den Kabiren u. öft. geht so ins Künstliche und Übergeheimnisvolle, daß von Wissenschaft, was die Theosophie ja doch sein will, im Ernst nicht die Rede sein kann. Wie anders wirkt da der Kommentar zum ersten Teil des Faust, den der greise, jugendfrische Trendelenburg dem des zweiten Teils rasch hat folgen lassen.[49]) Klarheit und Wahrheit ist der Stempel, den er trägt. Nach denselben echt wissenschaftlichen Grundsätzen abgefaßt wie jener, hier und da unter zu einseitiger Beeinflussung durch die klassische Antike stehend, so bei Erklärung der freien lyrischen Versmaße, in der Einleitung gelegentlich zu Abschweifungen neigend, wie beim Domgesang des „Dies irae", gibt Trendelenburg nicht nur die gesicherten Ergebnisse der bisherigen Forschung, sondern trägt recht viel aus Eigenem bei. In den meisten Fällen wird auch dies sich als bleibend echt erweisen. Die weitere Faustforschung wie der Unterricht an den höheren Schulen muß dauernd diese Fausterklärung im Auge behalten. — Den Kulturwert des Goetheschen Schaffens in seinen mannigfaltigsten Verzweigungen immer fruchtbarer zu gestalten, ist die Forschung unablässig bemüht. Auch jetzt ist es da wieder das Gebiet der Erziehung, das mehrfach die Aufmerksamkeit erregt hat: Robert Zilcher schildert Goethe als Erzieher[50]) im Zusammenhang mit seiner gesamten Weltanschauung. Angeregt wesentlich durch Chamberlains Goethe und Kant und Schrörs Faustkommentar, gestützt auf sehr umfangreiche Belesenheit behandelt er Goethe in seinem Verhältnis zu Religion, Leben, Leid und Liebe, Dichtung, Kunst und Erziehung, Politik, Naturwissenschaft, wobei die in der Einleitung gezogenen Grundlinien der Weltanschauung immer wieder zum Vorschein kommen. Elisabeth Caspers wiederum erörtert mit wohlangebrachter Vorsicht betreffs des Nachweises von Beeinflussung das Verhältnis der pädagogischen Grundanschauungen Goethes zu denen Rousseaus[51]) unter Benutzung der zahlreichen bereits darüber vorhandenen Literatur. Sie sieht richtig, daß die Übereinstimmungen meistens

46) Goethe-Jahrbuch 1922, S. 78—88.

47) Hermann Türck, Goethe und sein Faust. Leipzig 1921, Wilh. Borngräber. 237 S.

48) K. Heinz, Goethes Faust als Weltanschauung und Geheimlehre. Leipzig o. J., Theosophisches Verlagshaus. 248 S.

49) Goethes Faust von A. Trendelenburg. I. Teil. Berlin u. Leipzig 1922, Vereinigung wissenschaftl. Verleger Walter de Gruyter u. Co. 490 S.

50) Robert Zilcher, Goethe als Erzieher. 1. u. 2. Aufl. Leipzig 1921, S. C. Hinrichs 187 S.

51) Elisabeth Caspers, Goethe und Rousseau (Frd. Manns Päd. Magaz., H. 861). Langensalza 1922, Hermann Beyer u. Söhne. 52 S.

auf Gleichartigkeit der Richtung beruhen, und findet ebenfalls zutreffend den Gegensatz zu Rousseau, daß Goethe eben kein theoretischer Dogmatiker war oder gar Systematiker. Und Friedrich List zeichnet in zarten Strichen ein Bild des jungen Goethe als Sozialerzieher.[52]) Er geht dabei aus von dem „Büchlein von Goethe" des Universitätsprofessors O. L. B. Wolff in Jena vom Jahre 1832 mit seiner einleitenden Kanzone, in der Goethe vorgeworfen wird: „Er hat für unser Volk kein Herz gehabt." Das starke soziale Empfinden gerade auch des jungen Goethe bis zu seiner Hymne „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" hat List schlagend nachgewiesen; sein Schriftchen verdient Verbreitung gerade auch außerhalb des Kreises der strengen Goethe-Forschung. — Zur Feier des 100jährigen Erinnerungsfestes der Gründung der Brüdergemeinde veröffentlicht Friedrich Lienhard ein Schriftchen von John Becker vom Jahre 1909 über Goethe und die Brüdergemeinde.[53]) Alle aus Goethes Dichtung und Leben bekannt gewordenen Beziehungen werden kurz und knapp angeführt. Völlig klar sehen wir bekanntlich noch nicht in dieser Hinsicht, aber es kommt immer mehr Licht hinein durch glückliche Brieffunde (vgl. Goethe an Friedrich v. Fleischbein im Goethe-Jahrb. 1922 S. 261—263 und mehrere von den acht Briefen an Langer, deren Veröffentlichung angekündigt wird von Paul Zimmermann, s. Vossische Zeitung vom 8. Oktober 1922). Ebenfalls zum zweitenmal läßt Rudolf Steiner einen Vortrag erscheinen, und zwar den über Goethe als Vater einer neuen Ästhetik aus dem Jahre 1888.[54]) Man kann dem Verfasser, der bekanntlich als einer der ersten für das Verständnis des jungen Goethe auf den engen Zusammenhang zwischen der Dichtung und der Naturforschung bei ihm hinwies, in der Hauptsache durchaus beistimmen: die sinnliche Erscheinung in der Form der Idee sei das Schöne, es sei wahrer als die Natur, indem es das darstellt, was die Natur sein will und nur nicht sein kann. In dem Kampf gegen die deutsche idealistische Ästhetik, die freilich gar zu ausschließlich die durch die sinnliche Form verwirklichte Idee betont, geht der Verfasser zu weit. Ebenso ist es ein Irrtum, wenn er meint, daß seine eigene, Steiners, Entwicklung seit 1888 auf demselben, in jenem Vortrag eingeschlagenen Wege fortgeschritten sei; wäre sie das, so hätte sie nicht auf solche Abwege führen können, wie seine Anthroposophie sie zeigt. — Der Kunst gehören ja auch hauptsächlich die Beziehungen Goethes zur Antike an, der Kunst, sofern die Dichtung es auch ist, aber auch der Philosophie. Daher tat Karl Bapp recht daran, daß er in dem Buch Aus Goethes griechischer Gedankenwelt[55]) den Hauptanteil auf die Darlegung der Verwandtschaft von Gedanken Goethes und Heraklits verwendete; diese Beziehungen sind in der Tat erstaunlich reichhaltig und — wie bei Rousseau und übrigens auch bei Platon — nicht etwa nur Entlehnungen, sondern eben aus Gleichartigkeit der Grundrichtung zu verstehen. Der übrige Inhalt betrifft Goethes archäologische Arbeiten, Goethe[und Euripides und Goethe und die homerische Frage. Der Verfasser sieht richtig, daß das Bleibende hier überall nicht in den von Goethe erzielten Ergebnissen besteht, die durch die heutige Wissenschaft fast durchweg überholt sind, sondern in der immer noch vorbildlichen Methode der Untersuchung, die er, oft als erster, einschlug. — Goethe, der dichtende Künstler, kommt besonders stark mit seiner vorbildlichen Eigenart und doch wieder Einzigartigkeit zur Geltung in Emil Ermatingers Buch vom „dichterischen Kunstwerk".[56]) Nicht nur wo dort vom Gedankenerlebnis und vom Stofferlebnis gehandelt wird, sondern vor allem bei Erörterung der inneren Form und zumal beim Symbolischen: seine Lyrik und der Faust geben oft Anlaß zu feinsinnigen Ausführungen. — Die 600jährige Wiederkehr des Todestages Dantes gab Adolf Trendelenburg[57]) Gelegenheit, in einem Vortrag über Goethes Stellung zur Commedia Divina mit raschen Strichen die allgemeinen Beziehungen zu zeichnen, die zwischen beiden bestehen und die

52) Friedrich List, Der junge Goethe als Sozialerzieher. Gießen 1922, Ferbersche Univ.-Buchhandl. 41 S.

53) John Becker, Goethe und die Brüdergemeinde. Neudietendorf i. Thür. 1922. 31 S.

54) Rudolf Steiner, Goethe als Vater einer neuen Ästhetik. Berlin 1921, Philos.-anthropos. Verlag. 28 S.

55) Karl Bapp, Aus Goethes griechischer Gedankenwelt. Leipzig 1921, Dieterich. 99 S.

56) Emil Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte. Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner. 401 S.

57) Adolf Trendelenburg, Dante und Goethe. Berlin 1922, C. Fritz Greve. 36 S.

den Dichter trotz aller Gegensätze immer wieder zu dem Italiener hinführen. — Der jüngst so rasch dahingeschiedene Otto Braun[58]) wiederum, von dem die große Schellingbiographie zu erwarten gewesen war, hat wenigstens noch die Beziehungen zwischen Goethe und Schelling in einem Aufsatz dargelegt. Er findet eine nicht geringe Ähnlichkeit in der gesamten Geisteshaltung, so daß die enge menschliche und sachliche Berührung verständlich ist. Von den Grundkräften des Schauens und Denkens, die in beiden stark sind, überwiegt bei Goethe das Schauen, bei Schelling das Denken, so daß eine völlige Vereinigung nicht zustande kommen konnte. — Immer deutlicher wird auch der Einfluß, den Goethe auf Wilhelm Raabe gehabt hat.[59]) Auch bisher hatte man schon am alten Raabe die kühle Stellung gegenüber Kritik und Publikum und in „Altershausen" auch die pantheistische Mystik an Goethe mahnend gefunden. Jetzt zeigt sich auf Grund eigener Aufzeichnungen Raabes, daß Goethe ihm geradezu ein Helfer im Lebenskampf gewesen ist. — Den Sinn von Goethes Leben überhaupt zu formulieren macht sich H. A. Korff zur Aufgabe in einem Vortrag, den er gemeinsam mit dem über den Geist des westöstlichen Diwans herausgab.[60]) Die tiefere Idee des Diwans sieht K. in der ewigen Wiederkehr des Gleichen unter stets wechselnden Formen (Urphänomenen des Lebens!), aber in völlig verschiedener Richtung ihrer Bewertung. Durch die symbolische Überbewertung tritt zuletzt freilich eine Entwertung der Wirklichkeit ein. Die Tat verbindet nicht mit der Welt, die man umgestalten will, sondern mit Gott: das ist ein Höchstes, aber für das heutige deutsche Geschlecht nicht brauchbar. Der Sinn des Lebens Goethes war: Form zu werden und doch Leben zu bleiben, die Inhalte des Lebens äußerlich fahren zu lassen, aber innerlich zu bewahren. Das bedeutet neben Luthers Rechtfertigung durch den Glauben und neben Lessings Rechtfertigung durch die Vernunft eine Rechtfertigung des Lebens durch sich selbst. — Die Weltanschauung Goethes in der Auffassung Rudolf Steiners als Gegensatz zu der „modernen" Naturwissenschaft behandelt in einer Doktor-Dissertation W. Joh. Stein.[61]) Brauchbar ist darin, daß der Hauptkampf — mit Goethe und Steiner — gegen die Isolierung der Sinnenwelt vom Ich bei der Erkenntnis der Wirklichkeit geht: nur das sollte Sinnenwelt heißen, was Ich-Erlebnis werden kann. Nicht zu billigen ist freilich, wenn in Steiners Anthroposophie eine Fortbildung von Goethes naturwissenschaftlichem Ahnen zur Wissenschaft vom Übersinnlichen gesehen wird. — Über Goethes Weltanschauung handelt auch A. Brausewetter[62]), indem er sein Verhältnis zur Philosophie und zur Religion und besonders zum Christentum darstellt in klarer, wohlverständlicher Form, die so manchem diesen Fragen noch Fernstehenden die Lust zu tieferem Eindringen durch Beschäftigung mit Goethes eigenen Dichtungen, Briefen, Gesprächen, Forschungen erwecken wird. Sehr viel tiefer und gründlicher verfährt Paul Fischer in seinem Buch, das aus Vorlesungen an der Volkshochschule Stuttgart über „Fragen der Lebensführung und Weltanschauung im Anschluß an Goethes Altersweisheit" hervorgegangen ist.[63]) Das Buch gibt ähnlich wie Otto Harnacks „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" 1882, nach dem damaligen Stande der Goetheforschung, den ganzen unvergleichlichen Umfang und die Weite und Tiefe der Weisheit des älteren Goethe, die gar nicht so selten auch die des jüngeren schon war. Alle die reichen, durch Erfahrung und Nachdenken gewonnenen Anschauungen über das Unbewußte, das Geniale und Dämonische, über Kunst, Tätigkeit und Liebe, Freud und Leid, Selbstbehauptung und Selbstbeherrschung, über das Böse, über Idee und Erscheinung, Natur, Frömmigkeit, Bibel und Christentum, Tod und

58) Otto Braun, Schelling und Goethe. Goethe-Jahrbuch 1922, S. 199—215.

59) Hermann Zimmer, Goethe als Helfer im Lebenskampfe Wilhelm Raabes im Raabe-Gedenkbuch von Constantin Bauer u. Hans Martin Schultz. Berlin-Grunewald 1921, Hermann Klemm. S. 105—114.

60) Herm. Aug. Korff, Der Geist des westöstlichen Diwans und Goethe und der Sinn seines Lebens (= Die Schwarzen Bücher 4/5). Hannover 1922, Wolf Albrecht Adam. 82 S.

61) Walter Joh. Stein, Die moderne naturwissenschaftliche Vorstellungsart und die Weltanschauung Goethes, wie sie Rud. Steiner vertritt. Verlag Der kommende Tag 1921. 115 S.

62) Die Weltanschauung als Erlebnis. Heft 1: Goethes Weltanschauung von Artur Brausewetter. Leipzig-Stötteritz o. J., Max Koch. 56 S.

63) Paul Fischer, Goethes Altersweisheit. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 248 S.

Ewigkeit, über Volk, Staat und Menschheit und endlich Weltanschauung werden nicht bloß dargelegt, sondern auch mit ruhigem, scharfem Blick geprüft und gewertet. Das Buch wirkt noch mehr durch das, was es beim Lesen an Gedankenarbeit des Lesers hervorruft als durch den Inhalt des Dargebotenen selbst. — Die Weltanschauung Goethes, zumal seine Grundeinstellung zur Natur und zur Religion, als führend für die Zukunft betont auch Ricarda Huch in ihrem geistvollen und beherzigenswerten Buch von der „Entpersönlichung".[63]) Sie sieht in Goethes Urphänomenen eine grundsätzliche Übereinstimmung mit den Mysterien des Christentums, erwartet freilich nicht von der heutigen Kirche, sondern von dem Siege der echten sozialen Idee die Wendung zu neuer fruchtbarer Lebensgemeinschaft. Endlich ist die neue verbesserte Auflage von „Goethes Philosophie aus seinen Werken" von M. Heynacher[64]) zu erwähnen. Sie ist eine reichhaltige Stoffsammlung und gibt in der Einleitung weniger eine Entwicklung als vielmehr den zeitlich geordneten Verlauf der philosophischen Anschauungen des Dichters. — Wie immer bringt auch diesmal das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft[65]) als das Hauptwerkzeug der Goethe-Forschung und der Verbreitung der Goethe-Kenntnis so manchen wertvollen Beitrag aus den schier unversieglichen Quellen: ein paar Gelegenheitsgedichte Goethes, Nachträge zu seinen Briefen, seinen Gesprächen. Dann lesen wir den Festvortrag von Fritz Hartung über Goethe als Staatsmann: Seine Bestrebungen zur Hebung des Landes mußten größtenteils an der absoluten Regierungsform scheitern, der spätere Aufschwung fand unabhängig von Goethes Einfluß statt. Aber unvergänglich ist seine Fürsorge für die öffentliche Pflege von Kunst und Wissenschaft, und jedenfalls betätigte er überhaupt als Staatsmann tiefes Verständnis für die treibenden Kräfte des staatlichen Lebens; für seine persönliche Entwicklung kann der Wert der amtlichen Wirksamkeit nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Fülle von kleinen Abhandlungen des Goethe-Jahrbuchs ist meist bei den obigen Besprechungen schon zur Geltung gekommen. Daß Goethes Vorfahren jetzt bis 1500 sicher nachgewiesen sind, zeigt Joh. Bärwinkel, über Goethe als Rechtsbildner handelt O. Marcuse, über seinen Besuch des Lago Maggiore W. v. Wasielewski, über seine Bestrebungen für deutsche Kultur G. v. Graevenitz, über Goethe im Lahntal und im Lande Nassau C. Arens. — Der Veranschaulichung und Verlebendigung von Goethes Person und Leben dienen eine Reihe bildlicher Veröffentlichungen. Allen voran die Goethe-Gedenkblätter von Weimar. Hans Wahl[66]) hat da in der Auswahl von Bildnissen und Erinnerungsstätten Goethes und der Seinen in ganz vorzüglicher photographischer Wiedergabe ein Werk von erstem Range geschaffen. Das Goethehaus, das Gartenhaus, das v. Steinsche Haus, das Schillerhaus, das Wittumspalais, das Schlößchen Tiefurt, Belvedere, Ettersburg und die Fürstengruft mit vielen Porträts, Plaketten und Silhouetten bilden mit kurzen, sachlichen Erläuterungen den unerschöpflichen Inhalt. In wirksamer farbiger Wiedergabe hat E. Scheidemantel die Aquarelle von Peter Woltze herausgegeben.[67]) Das klassische Weimar im Wiederaufbau des Zustandes im 18. Jahrhundert, jeweils im Anhalt an gleichzeitige Aufnahmen, tritt vor unser Auge und versetzt uns lebendig in die Zeit der Großen der deutschen Literatur. Nur selten wie bei Tafel VII aus dem Wittumspalais gehen die Farben nicht in ruhigem Einklang zusammen, sonst wirkt sowohl das Landschaftliche wie das Architektonische zugleich wahrheitsgetreu und stimmungsvoll. Der Text unterrichtet gut und zuverlässig über die Geschichte und Bedeutung der bildlichen Darstellungen. Daß unter diesen außer dem Goethehaus und dem Gartenhaus, dem Wittumspalais und dem alten Theater, Schillers und Herders Wohnhaus auch die seltener wiedergegebenen erscheinen, wie der Marktplatz und die Bastille und Schloß, war

63) Ricarda Huch, Entpersönlichung. Leipzig 1922, Inselverlag. 225 S., bes. Kap. 26, 30, 31, 32 u. sonst. Abh.

64) Max Heynacher, Goethes Philosophie aus seinen Werken. 2. verb. Aufl. = Philos. Bibliothek, Bd. 109. Leipzig 1922, Felix Meiner. 319 S.

65) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, herausg. von H. G. Gräf. 9. Bd. Weimar 1922, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 366 S.

66) Goethe-Gedenkblätter: Weimar, herausg. vom Goethe-Nationalmuseum in Weimar (Dr. Hans Wahl). Gesellschaft zur Verbreitung klass. Kunst. Berlin 1921. 78 S.

67) Das klassische Weimar. Nach Aquarellen von Peter Woltze. Mit erläuterndem Text von Eduard Scheidemantel. 2. Aufl. Weimar, H. Böhlaus Nachf.

recht wohlgetan. — Zu den heutigen Künstlern, die sich am tiefsten in Goethe eingelebt haben, gehört seit langem Karl Bauer. In den neuen Bildern aus seinem Leben[68]) wagt er, zum größten Teil mit glücklichem Erfolge, Szenen darzustellen, die Goethe auf Höhepunkten seines Erlebens und Schaffens wiedergeben, so Goethe bei Gretchen in Frankfurt, bei Oeser im Atelier, bei Kestner und Lotte in Wetzlar, mit Frau v. Stein, mit Schiller, mit Christiane, mit Beethoven, mit Napoleon, mit Eckermann. Die allegorischen Anfangs- und Schlußbilder sind weniger glücklich, andere wie Goethe mit Friederike in Sesenheim, mit Herder in Straßburg, nach der Rückkehr aus Italien, als Naturforscher, auf dem Gickelhahn und sein Tod sind von besonders einprägsamer, starker Wirkung, sie fördern nicht wenig die innere Vorstellung, während sonst „Illustrationen" aus dem Leben der Dichter so leicht hemmen.

Die Literatur über **Schiller** ist in dem diesmaligen Berichtsjahr spärlich geflossen. Ein Lebensbild des jungen Schiller stellt aus Briefen und Erinnerungen mit verbindendem Text zusammen Karl Sell.[69]) Die Auswahl der Quellen ist geschickt getroffen, das Büchlein kann der Beschäftigung mit dem werdenden Dichter und tapferen Lebenskämpfer gute Dienste leisten. Dagegen ist das auf 14 Seiten 12°-Format dargestellte Dichterleben „Friedrich Schiller" von Hedwig Dransfeld[70]) wenig mehr als eine trockene Aufzählung von Tatsachen, und doch hätte es sich sehr gelohnt, auf so knappem Raum einmal die unvergleichlich stark wirkenden Züge dieses deutschesten Dichters der Jugend mit weithin leuchtenden Farben festzuhalten. — Schillers Werke für Schule und Haus von Otto Hellinghaus[71]) erscheinen zum viertenmal mit der Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen. Gemäß den Grundsätzen der gesamten „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus" sind nur die Dichtungen, diese allerdings vollständig, aufgenommen, das bedeutet aber eben doch nur den halben Schiller; in den Jugendwerken, die von manchen Seiten immer noch als gefährlich für die Jugend angesehen werden, sind die wenigen wirklich anstößigen Stellen ausgelassen. Die Ausstattung der drei Bände ist ganz vorzüglich, die beiden Bildnisse Schillers von Anton Graff, Ludowika Simanowicz, die Büste von Dannecker bilden einen vornehmen Schmuck. — Zu Schillers Kabale und Liebe hat A. Zipper[72]) Erläuterungen geschrieben; über sie ist ebenso zu urteilen wie oben über Zellweckers Erläuterungen zu Goethes „Torquato Tasso" (s. Nr. 34). — Als ein Beitrag zur Ästhetik des idealistischen Dramas bezeichnet mit Recht Horst Engert seinen Aufsatz über Wendepunkt, Abstieg und Katastrophe in der Jungfrau von Orleans.[73]) Denn nur wenn sie als idealistisches, nicht als realistisches Drama aufgefaßt wird, ist die durchaus unzureichende psychologische Begründung der plötzlichen Liebe Johannas zu Lionel zu rechtfertigen; denn Schiller ist eben die Idee das Primäre auch hier, und zwar die Idee, wie er sie in den Versen ausgedrückt hat: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden." Das weist Engert eingehend und überzeugend nach. — Auch von Schiller hat Karl Bauer, und zwar mit noch volkstümlicherer Wirkung, weil zum Teil in kräftigem Farbendruck, Lebensbilder herausgegeben.[74]) Wir sehen da höchst lebendig und anschaulich Schiller nach der Vorlesung der „Räuber" im Bopserwäldchen, den heimlichen Abschied von der Mutter, Schiller im Gespräch mit Körner und seinem Kreise, mit der Lengefeldschen Familie, — gewagt und doch gelungen — die erste Begegnung mit Goethe, Schiller im Gespräch mit Goethe, Fichte und Humboldt und Schillers Tod. Besonders eindrucksvoll ist der kraftvoll stilisierte Kopf am Schluß. Der Text ist knapp und sagt doch alles Nötige, ohne die Bilder zu stören.

---

68) Goethe, Bilder aus seinem Leben gezeichnet von Karl Bauer. 1. Reihe (15 Bl. 1749—1788), 2. Reihe (15 Bl. 1789—1832). Mainz 1921, Jos. Scholz.

69) Karl Sell, Der junge Schiller. Berlin 1921, Ullstein = Die 50 Bücher, Bd. 26. 184 S.

70) Hedwig Dransfeld, Friedrich von Schiller, Ein Dichterleben = Erzählungen für Schulkinder, 7. Serie. 2. Heftchen. Limburger Vereinsdruckerei Limburg a. d. Lahn.

71) Schillers Werke für Schule und Haus, herausg. von Otto Hellinghaus. 4. durchgesehene Aufl. 3 Bde. Freiburg i. B., Herder u. Co.

72) Schillers Kabale und Liebe. Erläut. von Alb. Zipper = Reclam-Bibliothek, Nr. 6287. Leipzig o. J.

73) Horst Engert in den Neuen Jahrbüchern usw. 1922, S. 164—180.

74) Vaterländisches Bilderwerk: Schiller, Bilder von Karl Bauer. Mainz, Verlag Jos. Scholz.

Deutsche Romantik.

Von **Rudolf Unger** in Königsberg.

Eine Reihe bedeutsamer Veröffentlichungen liegt diesmal vor zur Würdigung der Romantik im allgemeinen und einzelner für ihre Gesamtbewegung und -bewertung wesentlichen Probleme.

Fritz Strich bietet in seinem lange erwarteten, nun aber auch völlig ausgereiften Buche „Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich"[1]), eine Leistung von seltener Geschlossenheit der Auffassung und Darstellung. Der Geist Heinrich Wölfflins schwebt über dem Werke, das nach Anleitung der „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe" Stiltypen herausarbeitet und einander gegenüberstellt, ähnlich wie der große Kunsthistoriker etwa Renaissance und Barock kontrastiert und wie Strich selbst schon in der Festschrift für Franz Muncker („Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte", München 1916) den Stil der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts als Barock charakterisiert hat. Nur daß jetzt in der umfassenden, vor allem auch inhaltlichen Vergleichung von deutscher Klassik und Romantik die kunstgeschichtlichen Stiltypen in ganz anderem Maße und vertieftem Sinne zu geistesgeschichtlichen Grundtypen sich ausweiten und umbilden. Ja, der Verfasser sieht gerade in dem prinzipiellen Erweis, „daß diese Betrachtungsart nicht nur speziell für Kunstgeschichte gültig ist, sondern für Geistesgeschichte überhaupt", und daß sie „in der Geschichte der Dichtung auf das ganze Menschentum und all seinen, nicht nur formalen, Ausdruck erweitert werden" kann und muß, den eigentlichen Schwerpunkt seiner Untersuchung, die damit eine weit über ihr unmittelbares Thema hinausweisende methodische Bedeutung gewinnt: „Es wird sich noch zeigen, daß auch Musik und Religion und jegliches Kultursystem sich so erfassen läßt und daß die grundbegriffliche Durchdringung der ganzen Geschichtswissenschaft die Geschichte des Geistes erst als das offenbar machen wird, was sie wirklich ist: die stilistische Verwandlung des einen Menschentums und seines Willens und seiner Kraft zur Ewigkeit". In der Tat: wie immer man sich grundsätzlich zu dieser höchsten Zielsetzung Stiltypen bildender Literatur- und Geistesgeschichte stellen mag, daß diese stilvergleichende Parallelisierung und Kontrastierung nicht nur der historischen Klassik und Romantik, sondern mehr noch des Klassischen und Romantischen als dauernder, immer wiederkehrender Geistestypen, nach Ideengehalt, Welt- und Menschenauffassung, innerer und äußerer Form, den tiefgreifendsten und bedeutsamsten unter allen bisherigen Versuchen zur Verwertung der Wölfflinschen Stilanalyse für die moderne Literaturwissenschaft darstellt, wird auch der gern anerkennen, der den großgeschauten Antithesen Strichs, im Hinblick auf den geschichtlichen Tatbestand, hin und wieder noch eine differenziertere Nuancierung oder behutsamere Einschränkung wünschen möchte.

Von der Antithese: Klassik — Romantik geht auch Anna Tumarkin[2]) aus, indem sie, vielfach im Anschluß an Dilthey, Walzel u. a., aber im wesentlichen selbständig, die romantische Weltanschauung in ihren Hauptzügen zu charakterisieren versucht. Jedoch tritt sie weniger von der Kunst- oder Geistesgeschichte als von der systematischen Philosophie aus an ihre Aufgabe heran und läßt, wie sie es im Vorwort selbst gesteht, gemäß ihrer persönlichen Stellung zu dem romantischen Geistestypus, mehr die Kritik als die Einfühlung walten. Ihre klaren und übersichtlichen, meines Erachtens aber allzu theoretisch-abstrakt gehaltenen Ausführungen stehen denn auch, bei allem anerkennenswerten Streben nach verständnisvoller Objektivität, der Betrachtungsweise Hayms näher als derjenigen Diltheys und der modernen Romantikforschung, vermögen aber eben darum vielleicht mancher Einseitigkeit der letzteren heilsam entgegenzuwirken. Nach einem einleitenden Kapitel über das Problem der dichterischen Weltanschauung behandelt die Verfasserin die romantische Weltansicht im Zusammenhang der allgemeinen Entwicklung des philosophischen Denkens und veranschaulicht sodann die romantische Individualitätstheorie vornehmlich an Friedrich Schlegel, die romantische Gefühlsmystik an Novalis, den Phantasiekultus und die Kunstlehre der Roman-

1) München 1922, Meyer und Jessen Verlag. 255 S.

2) Die romantische Weltanschauung. Von Dr. Anna Tumarkin, Prof. a. d. Universität Bern. Bern 1920, Paul Haupt, Akad. Buchhandlung vorm. Max Drechsel. 140 S.

tiker vor allem an Tieck-Wackenroder und wieder an Friedrich Schlegel, um mit einem Abschnitt über romantische Lebensauffassung zu schließen.

Eine Leistung ganz sui generis, bestreitbar als Ganzes, im einzelnen vielfach zum Zweifel oder Widerspruch herausfordernd, und doch voll neuer Gesichtspunkte und vielseitiger Anregungskraft, eigenwillig und knorrig auch in der Sprache, gibt Josef Nadler wie mit seiner ganzen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften", so auch mit deren jüngster Fortsetzung, der „Berliner Romantik".[3]) Es handelt sich dabei um die Erweiterung und selbständige Veröffentlichung des Kapitels „Berlin" aus dem noch ausstehenden vierten und letzten Bande jenes großen — übrigens bereits, wie der Verfasser mitteilt, für eine Neuauflage in Umarbeitung befindlichen — Werkes, dessen 1918 erschienener dritter Band die Literaturgeschichte der Altstämme etwa bis zu Schillers Tod, die der Neustämme bis um 1800, also ungefähr bis zum Ausgang der Jenaer romantischen Schule heraufgeführt hatte. In — zum Teil scharf polemischer — Auseinandersetzung mit den Kritikern der früheren Bände rechtfertigt Nadler in weitausholenden prinzipiellen Darlegungen nochmals eingehend die das Rückgrat seiner geistesethnographischen Betrachtungsweise bildende Auffassung der „ostdeutschen Bewegung" im Zusammenhang der deutschen Gesamtentwicklung und in Parallelisierung oder Kontrastierung zu entsprechenden Vorgängen der allgemeinen Völker- und Kulturgeschichte. Dann leitet er die Romantik als die Höhe der ostdeutschen Bewegung aus ihren verschiedenen Quellzuflüssen, dem ostpreußischen, schlesisch-lausitzischen, sächsischen, pommerschen usw. her und verfolgt weiterhin den Verlauf der Berliner Romantik von dem Kampf gegen Nicolai bis zu Kleist, Fouqué und Arnim ins einzelne. Die Romantikforschung wie die literarwissenschaftliche Prinzipienlehre wird sich mit dieser wuchtigen Leistung, die nur auf die allzu persönlich zugespitzte und weit über das Ziel hinausschießende Polemik der Einleitung gegen Walzel hätte verzichten sollen, des näheren auseinanderzusetzen haben.

Einen einzelnen Problemkreis, aber freilich einen ungemein wichtigen und beziehungsreichen greift Paul Kluckhohn heraus in seiner ebenso umfang- wie gehaltreichen Untersuchung „Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik".[4]) Trotz naher Berührung der Problemstellung der 1911 begonnenen und durch den Weltkrieg mannigfach gehemmten oder unterbrochenen Arbeit mit den inzwischen erschienenen Studien von Schier (Die Liebe in der Frühromantik 1913) und Giese (Die Entwicklung des Androgynenproblems in der Frühromantik 1919) wird man Kluckhohns Behandlung des schwierigen Themas nicht nur als die umfassendste — sie geht von der Liebesauffassung in Philosophie und Literatur des 17. Jahrhunderts aus und berücksichtigt neben der deutschen Mystik, Aufklärung und Geniezeit auch die gleichzeitige französische und englische Entwicklung als Voraussetzungen der romantischen Liebestheorie und -praxis —, sondern auch, alles in allem, als die eindringendste und geistesgeschichtlich vertiefteste anerkennen müssen. Zur kritischen Stellungnahme im einzelnen der achtunggebietenden Leistung gegenüber ist hier nicht der Ort; im ganzen kann man nur bedauern, daß äußere, heutzutage leider nur zu begreifliche Gründe den Verfasser an der entsprechenden Ausgestaltung der letzten Abschnitte (über Brentano, Hoffmann, Werner, Kleist und die Spätromantik) gehindert haben.

Speziellere Probleme, die aber gleichfalls mehr oder minder für die gesamte Romantik von Bedeutung sind, behandeln die kleineren Untersuchungen von Gottfried Salomon[5]) und Walter Benjamin.[6]) Salomon bezeichnet seine Schrift selbst als „Vorwort" und anderseits als „Zusammenfassung" sowie als „fragmentarisch". In der Tat bietet sie einen allenthalben eng an neuere und neueste Forschungen sich anlehnenden, geistreichen, aber vor-

3) Josef Nadler, Die Berliner Romantik 1800—1814. Berlin 1921, Erich Reiß. XIX u. 235 S.

4) Halle a. S. 1922, Max Niemeyer. XII u. 640 S.

5) Gottfried Salomon, Das Mittelalter als Ideal in der Romantik. München 1922. Drei-Masken-Verlag. 127 S.

6) Walter Benjamin, Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik (Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausg. von Richard Herbertz, Heft V). Bern 1920, A. Francke. 111 S.

läufigen und lückenhaften Überblick über die romantische Idealbildung in bezug auf das Mittelalter, anhebend mit Hamann, Herder und Goethe und endend mit Ludwig v. Haller, Adam Müller und der historischen Rechtsschule, mit Ausblicken auf Marx und den Positivismus. Zur ersten, raschen Orientierung kann die vielfach von Nadler, Meinecke, Rothacker u. a. beeinflußte Arbeit, in der aber doch z. B. Moeser nicht hätte fehlen dürfen, in ihrer anregenden Aphoristik wohl dienlich sein. Ganz im Gegensatz dazu gibt Benjamin eine eingehende systematische, auf entwicklungsgeschichtliche Betrachtung nach Möglichkeit verzichtende Ausführung seines Themas, die sich indessen, trotz des Titels der Abhandlung, im wesentlichen auf die Frühromantik und hier wieder auf die Athenäumsaufsätze Friedrich Schlegels und einige seiner zeitlich benachbarten Arbeiten sowie auf Novalis' Schriften als Quellen beschränkt. Etwa die Hälfte der sorgfältigen Untersuchung ist der Schlegel-Hardenbergschen Erkenntnistheorie — die der Verfasser als wesentlich einheitlich behandelt — als der Grundlage ihrer Auffassung von Kunstkritik gewidmet, während im zweiten Teil diese selbst nach ihrer Aufgabe, ihrem Gegenstand und ihrem Kunstideal analysiert und zuletzt noch mit Goethes Kunsttheorie verglichen wird.

Nun zur Literatur über Einzelpersönlichkeiten. Zu Hölderlin liegen mehrere Neuveröffentlichungen vor, von denen Emil Lehmanns Buch über des Dichters Lyrik[7]) bei weitem die wichtigste ist. Hatte der Verfasser schon seit 1909 in mehreren Programmabhandlungen, Anregungen Diltheys weiterführend, die inneren Zusammenhänge der Jugendhymnen, Frankfurter Naturgedichte und der Meisteroden Hölderlins in sorgfältiger Einzelanalyse herausgearbeitet, so faßt er jetzt diese älteren Arbeiten, sie umgestaltend, zusammen mit gleichgerichteten Untersuchungen über die letzten Elegien und die Dichtungen in freien Rhythmen, indem er das Prinzip zyklischer Komposition nun für das gesamte lyrische Schaffen des Dichters nachzuweisen strebt. Kein Zweifel, daß sich aus dieser methodischen Durchführung des Gesichtspunktes der Gruppenbildung, bei aller Fraglichkeit im einzelnen, ganz neue Durchblicke und Resultate im großen wie im kleinen für die Würdigung der lyrischen Kunst des in den letzten Jahrzehnten zu immer höherer Geltung im ästhetischen Urteil emporgewachsenen Hyperion-Dichters ergeben, die Viëtors schöner Arbeit über das nämliche Thema vom vorigen Jahre bedeutsam ergänzend und vertiefend zur Seite treten. — Handelt es sich bei Lehmann vor allem um inhaltliche Deutung, so tritt in den beiden Vorträgen, die Freundeshand aus dem Nachlaß des durch den Schlachtentod im Weltkriege (Ende 1916) viel zu früh seiner mit hingebungsvollem, fast priesterlichem Eifer ergriffenen Aufgabe entrissenen Hölderlin-Herausgebers Norbert v. Hellingrath veröffentlicht hat[8]), trotz der Titelthemen („Hölderlin und die Deutschen" und „Hölderlins Wahnsinn") doch die hoch- und feingestimmte künstlerische, vor allem auch sprachliche Interpretation in den Vordergrund, deren editorische Auswertung ja auch Hellingraths Ausgabe selbst, insbesondere derjenigen der zum Teil aus trümmerhafter Überlieferung mühsam wiederhergestellten Spätlyrik (im 4. Bande der von ihm gemeinsam mit Friedrich Seebaß im Verlage Georg Müller in München besorgten Edition) ihre besondere Note leiht. — Diese Ausgabe hat — für die Früh- und die Spätzeit — auch Will Vesper seiner bei Reclam veröffentlichten Gesamtausgabe von Hölderlins Lyrik[9]), die übrigens auch mehrere bisher noch ungedruckte Gedichte und Bruchstücke bringt, zugrunde gelegt.

Unter den mir vorliegenden Neuerscheinungen zur älteren Romantik ist das gewichtige Buch von Henry Lüdeke über „Ludwig Tieck und das alte englische Theater"[10]) als die umfassendste und gründlichste aller Monographien über das öfter und von verschiedenen,

7) Hölderlins Lyrik von Dr. Emil Lehmann, Prof. in Landskron. Herausg. mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Stuttgart 1922, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. VI u. 310 S.

8) Norbert v. Hellingrath, Hölderlin. Zwei Vorträge (herausg. mit einem Gedenkwort auf den Verfasser und dessen Porträt von Ludwig v. Pigenot). München 1921, Hugo Bruckmann. 84 S.

9) Friedrich Hölderlin, Gedichte. Gesamtausgabe, besorgt von Will Vesper (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 6266—6269). Leipzig o. J., Philipp Reclam jun. 376 S.

10) Deutsche Forschungen, herausg. von Fr. Panzer u. J. Petersen. Heft 6. Frankfurt a. M. 1922, Moritz Diesterweg. VIII u. 373 S.

aber niemals bisher in seiner Totalität und erschöpfend behandelte Thema hervorzuheben. In Erweiterung einer 1917 im Druck erschienenen Frankfurter Dissertation aus der Schule Julius Petersens gibt Lüdeke eine eingehende Analyse der Shakespearekritik Tiecks in ihren drei Phasen (Jugend bis 1795, romantische Periode bis 1820 und Spätzeit bis 1840), stellt diese Kritik in den biographischen und literargeschichtlichen Rahmen ein, untersucht sodann Tiecks Verhältnis zu Shakespeares Zeitgenossen, würdigt die philologischen Bemühungen des Romantikers um den britischen Genius — dies des ersteren schwächste Seite — und seine Übersetzungstätigkeit, prüft die Einflüsse des englischen Theaters auf den deutschen Dichter und läßt endlich Tiecks Shakespearekult in der poetischen Zusammenschau der Novelle „Dichterleben" gipfeln, die ebenfalls einläßlich zergliedert wird. Alles in allem einer der gediegensten und förderndsten Beiträge zu dem weiten und vielseitigen Problemkreis „Shakespeare und der deutsche Geist".

Als Autor beteiligt, freilich nur zum kleinsten Teile, ist Tieck auch an den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", die in handlicher, hübsch ausgestatteter Neuausgabe der Insel-Verlag vorlegt.[11]) Oskar Walzel hat eine gehaltvolle Einleitung über Gedankensphäre, Verfasserfrage und Komposition der berühmten Programmschrift romantischer Kunstbetrachtung beigesteuert, seine Schülerin Edith Aulhorn eine Auswahl von Zeugnissen zur Würdigung der geschichtlichen Bedeutung des Schriftchens und seines Hauptverfassers Wackenroder. — Den Kreis der Schlegels betrifft die kleine Kompilation von Maria Schauer über Caroline[12]), eine der vielen sympathischen Würdigungen, zu denen der Zauber dieser unvergleichlichen Frau in älterer und neuerer Zeit männliche und weibliche Federn veranlaßt hat: diese insbesondere zur ersten Orientierung in jenem Kreise nicht übel geeignet. — Ähnliches mag wohl auch von Laurenz Kiesgens populärer Kleistbiographie[13]) gelten, obwohl dem jetzt in zweiter Auflage vorliegenden Büchlein, namentlich seinen letzten Kapiteln, eine eingreifendere Umarbeitung auf Grund der neueren Forschung gegenüber dem Text der Erstausgabe von 1901 sehr zugute kommen würde.

Aus dem weiteren Umkreise der jüngeren Romantik sind vor allem die Neuausgaben der Werke Adam Müllers und Friedrich Gentz' zu nennen, die der rührige junge Drei-Masken-Verlag in München im Rahmen seiner „Bücherei für Politik und Geschichte" veranstaltet hat und durch die er sich nicht nur um die Geschichte der politischen Wissenschaften und der Publizistik, sondern auch um die Literaturgeschichte der Romantik entschiedene Verdienste erwirbt. Von Adam Müller sind es die „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland" (gehalten zu Wien im Frühling 1812 und erstmals erschienen bei Göschen in Leipzig 1816), dieser geistvoll-enthusiastische Ansatz zu der leider immer noch fehlenden, des großen Gegenstandes würdigen Theorie und Geschichte der Redekunst, insbesondere der deutschen, und die „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" (gehalten zu Dresden im Winter 1806 und gedruckt in zwei Auflagen 1806 und 1807 in der Arnoldischen Buchhandlung ebenda), die Arthur Salz mit instruktiven Vorworten und die ersteren auch mit einem erläuternden Anhang ediert hat[14]) als erste Bände einer hoffentlich nicht der Ungunst der Zeit zum Opfer fallenden Gesamtausgabe. Aus den Schriften Friedrichs v. Gentz anderseits traf Hans v. Eckardt eine Auswahl der Staatsschriften und Briefe in zwei Bänden (aus den Jahren 1799 bis 1813 und 1815 bis 1832) und begleitet sie mit Vorwort, Annalen, der biographischen Charakteristik Gentz' von Varnhagen und einem eigenen Essay über „Gentz und die deutsche Freiheit".[15]) Erläuternde Anmerkungen

---

11) W. H. Wackenroder u. L. Tieck, Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einer Einleitung von O. Walzel. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1921. 244 S.

12) Caroline Schlegel-Schelling von Dr. phil. Maria Schauer (Deutsche Sammlung, Reihe Literatur u. Sprache, 3. Bd.). Greifswald 1922, Dr. Karl Moninger. 73 S. kl. 8°.

13) Laurenz Kiesgen, Heinrich v. Kleist. Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 4218 u. 4219 (Dichter-Biographien, 6. Bd.). 2. Aufl. Leipzig o. J. (1920), Philipp Reclam jun. 132 S.

14) München 1920, Drei-Masken-Verlag. XV u. 289 bzw. XXVI u. 232 S.

15) Friedrich v. Gentz, Staatsschriften und Briefe. Auswahl in zwei Bänden, herausg. von Hans v. Eckardt. München 1921, Drei-Masken-Verlag. LV u. 362 bzw. XXXIX u. 333 S.

und eine Reihe von Abbildungen und Faksimiles vervollständigen die verdienstvolle Edition.

Eine Bereicherung der Romantikliteratur nach ganz anderer Richtung, aber nicht minder erwünscht und wertvoll, stellt Hans Brandenburgs „Eichendorff"[16]) dar. Im Rahmen der Biographiensammlung des Verlages Beck in München veröffentlicht, darf das aus langjährigen, durch den Krieg unterbrochenen Studien erwachsene Werk als „Dichterbiographie" in so prägnantem Sinne wie wenige bezeichnet werden. Nicht nur weil es einem der echtesten und deutschesten Dichter gewidmet ist, auch nicht allein weil es einen bekannten Dichter zum Verfasser hat, sondern vor allem darum, weil dieser moderne Dichter seinem Helden ein wirklich kongeniales Verständnis und jene Herzenswärme persönlicher Dankbarkeit und Verehrung entgegenbringt, die das Schönste an unserem Verhältnis zu Dichtung und Dichtern ausmacht. Gemäß der Ergiebigkeit der Quellen wie der Natur des Gegenstandes kommt diese Wärme und Kunst der Einfühlung und Nachgestaltung im ersten Teile des Buches mehr der biographischen Erzählung und zeitgeschichtlichen Schilderung, im zweiten mehr der Analyse der Werke zugute. Dem Ganzen aber steht nicht umsonst das hochgestimmte Wort voran: „Die Biographie eines Schaffenden sei ein kritisches Epos."

Zum Schlusse seien noch in aller Kürze zwei kleinere Schriften erwähnt: eine Königsberger Dissertation von Ed. Schubert[17]), welche den geschichtsphilosophischen, staatstheoretischen, historischen und politischen Gedankengehalt zweier bisher von der Forschung vernachlässigter Schriften von Joseph Görres — von denen aber die eine („Teutschland und die Revolution" von 1819) jetzt von Arno Duch im Drei-Masken-Verlag neu herausgegeben worden ist — klar und systematisch herausarbeitet; und der Vortrag „Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts" von Oskar Kreuzer.[18]) Letzterer bietet eine anspruchslose, doch nicht uninteressante Zusammenstellung über Persönlichkeiten (Am. Hoffmann, F. G. Wetzel, C. F. Kunz, Hegel, M. Birnbaum usw.) und Zustände (Säkularisation, Theater, Geselligkeit, bildende Kunst) in Bambergs goldenen Tagen, zur Zeit der in den beiden ersten Jahrzehnten nach 1800 dort blühenden Romantik.

Neben und nach der Romantik.

Von Werner Deetjen in Weimar.

Den erfreulichsten Seitentrieb der Romantik haben wir in der Dichtung des schwäbischen Dichterkreises zu sehen, dessen unumstrittenes Haupt, Ludwig Uhland, von jeher im deutschen Unterricht ausgiebig berücksichtigt wurde, und doch fehlte noch als wertvollstes Hilfsmittel für Lehrer und Schüler eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende abschließende Biographie. Erich Schmidt hat viele Jahre hindurch sich mit den Vorbereitungen zu einer solchen befaßt, das Schicksal vergönnte ihm die Ausführung seines Lieblingsplans nicht. Was ihm zu geben versagt war, hat Hermann Schneider[1]) schaffen dürfen. Die gesamte Uhlandliteratur der letzten Jahrzehnte wurde verwertet und der handschriftliche Nachlaß zum erstenmal voll ausgeschöpft. So konnte der Verfasser besonders bei der Behandlung der Lyrik über die bisherigen Forschungsergebnisse hinausgehen, und in der Charakteristik des Gelehrten steht er ganz auf eigenen Füßen.

Schn. bestreitet die Abhängigkeit des werdenden Dichters von Tieck und Fouqué. Der romantische Trieb seiner Frühzeit sei ein ganz selbständiger gewesen. U. habe sich seine eigene

16) Joseph v. Eichendorff, Sein Leben und sein Werk. Von Hans Brandenburg. Mit einem Bildnis und einer Handschriftenprobe des Dichters. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. XII u. 531 S.

17) Eduard Schubert, Der Ideengehalt von Görres' Schriften „Teutschland und die Revolution" und „Europa und die Revolution". Königsberger Dissertation. Köln 1922. J. P. Bachem. 45 S.

18) Vortrag, gehalten in der 16. Mitgliederversammlung der Gesellschaft für fränkische Geschichte von Oskar Kreuzer. Verlag Bamberger Tagblatt 1920. 47 S.

1) Uhland, Leben, Dichtung, Forschung. Mit drei Bildnissen. Berlin 1920, Ernst Hofmann u. Co. (Bd. 69—70 der Biographien-Sammlung Geisteshelden.) Etwa M. 20,—, Leinenband M. 25,—.

deutsche Mittelalterromantik aus Veit Weber, Saxo Grammaticus und Ossian geschaffen, ehe ihm die verwandten Bestrebungen anderer bekannt wurden. Der Lyriker Uhland lernte zunächst von Goethe, ohne ihn nachzuahmen, und fand 1805 die ersten eigenen Töne. Erst dann zog ihn die eigentliche Romantik in ihren Bann. Er schulte sich an den Älteren und wurde durch seine Wanderlieder für die Späteren, Wilhelm Müller und Eichendorff, zum Vorbild. Sein Aufenthalt in Paris ließ seine Poesie wie seine Persönlichkeit erstarken. So erreichte er in der zweiten Hälfte des Jahres 1814 den „Höhepunkt seines gesamten künstlerischen Schaffens", in dem epischen Bruchstück „Fortunat und seine Söhne" zugleich aber auch den „Höhepunkt romantischen Einflusses". Schn. nennt diesen wenig beachteten Torso U.s „glänzendste formale Leistung, das einzige All seiner Produkte, dem man das Prädikat genial beilegen darf und muß". Im Herbst 1815 trat der Dichter endlich mit einer eigenen Gedichtsammlung hervor, die der Biograph nach Entstehung, Form und Gehalt feinfühlig charakterisiert. Er zeigt, wie U. von der reinen Lyrik zunächst in die „halblyrische Volksliedsphäre" und von dort über die Romanze zur echten Ballade gelangt. Der Eberhardzyklus von 1815 enthält bereits einen politischen Vorklang, und bald darauf verliert sich U. in dem in sein Leben so tief einschneidenden Ständekampf. Das Werden des Dramatikers wird in einem weiteren Kapitel ebenfalls klar aufgezeigt. Der stärkste Schritt, den U. in seiner dramatischen Laufbahn getan, ist nach Schn. der von dem ersten „geschmacklos überladenen" Entwurf zum „Herzog Ernst" zu der „gänzlich unromantischen kräftigen Linienführung des fertigen Dramas". Gegen den Vorwurf der „Theaterfremdheit" in diesem Werk nimmt der Verfasser U. in Schutz, verschweigt aber seine Bedenken gegen Aufbau und Charakteristik nicht, und in ebenso objektiver Weise wird seine übrige Dramatik beurteilt.

Die Untersuchung seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer stellt einen Mangel an wirklichem literar*historischen* Sinn und der einfachsten Quellenkritik fest. Der Sagentheoretiker besonders sei heute völlig überwunden und könne nur noch irreleiten. — Als politisches Verantwortungsgefühl U. zum Rücktritt von dem geliebten Lehramt zwang, begann für den 47jährigen ein neuer Dichterfrühling. In den Jahren 1829 und 1834 entstehen zahlreiche Gedichte, deren innere Zusammengehörigkeit und deren hohen künstlerischen Wert Schn. zum erstenmal würdigt. Im Anschluß an die Lyrik bespricht der Biograph U.s von Begeisterung getragene wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete des Volkslieds, die in ihrer Art echt romantisch ist. Dichters Werk, nicht Gelehrtenarbeit sei auch die umfassendste Schöpfung des *alten* U., die „Schwäbische Sagenkunde", die Schn. einer scharfen Kritik unterzieht. Eine zusammenfassende Beurteilung des Forschers erweist einen mit dem Alter zunehmenden Mangel an kritischem Sinn. U.s Stärke habe nicht auf dem Gebiete des Verstandes, sondern des Gefühles gelegen; es sei ihm darum in hohem Grade jene „romantische Fähigkeit" eigen gewesen, „das Schöne, poetisch Echte und Wertvolle aus allen Verhüllungen und Entstellungen herauszuspüren". Auch zeige der Gelehrte die dem Dichter fehlende Fähigkeit zu monumentalen Plänen und Entwürfen. — Dem schlichten, geraden, pflichttreuen Menschentum U.s wird sein Biograph vollkommen gerecht; seine Liebes- und Brautschaftsgeschichte wird verständnisvoll gegen den Vorwurf der Nüchternheit verteidigt, mit Recht findet Schn. hier in seinem Verhalten und in seiner Persönlichkeit sogar einen „Schimmer von Größe".

Der Einfluß Uhlands und der übrigen schwäbischen Dichter auf *Lenau* wurde von der österreichischen Lenauforschung bisher als durchaus ungünstig angesehen. Grillparzer war nicht dieser Ansicht, und der jüngste Forscher, der sich mit dem größten österreichischen Lyriker befaßt, hält diese Meinung gleichfalls für unberechtigt, er nennt den Verkehr mit Uhland, Mayer und Schwab für den Menschen und Dichter vielmehr heilsam.

Ein rühmliches Zeugnis deutschen Gelehrtenfleißes ist das umfängliche Werk, das *Bischoff*[2]) dem in der letzten Zeit leicht unterschätzten Lyriker *Lenau* gewidmet hat. Die von der Königl. Belgischen Akademie gekrönte Preisschrift des Lüttticher Universitätsprofessors gibt im ersten Band eine Geschichte der lyrischen Gedichte Lenaus von seinen Anfängen bis an sein tragisches Ende und damit zugleich eine Darstellung der seelischen Entwicklung des

---

2) Nikolaus Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik von Heinrich Bischoff. Berlin 1920, Weidmannsche Buchhandlung. Bd. I. XVI u. 815 S. Bd. II. 1921. 221 S. M. 80,—.

Dichters, die sich in seiner Lyrik widerspiegelt. Der zweite Band bringt ein Verzeichnis seiner Gedichte in zeitlicher Reihenfolge mit kurzer Begründung der chronologischen Einordnung, eine Kritik der Texte und als Anhang das bisher unveröffentlichte Tagebuch Max Löwenthals aus den Jahren 1837/38, das bedeutende Aufschlüsse gibt, vor allem in bemerkenswerten Aussprüchen Lenaus, die der Freund, Sophiens Gatte, notiert hat. Bischoffs Arbeit läßt an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig, der Verfasser beherrscht das gesamte Material und nimmt selbständig zu allen Fragen Stellung; er weist die literarischen Vorbilder Lenaus nach (ein starker Einfluß Byrons wird bestritten), zeigt aber auch, wie er andern, Leuthold, Geibel, Hamerling, Herwegh, Moritz Hartmann usw., zum Vorbild wurde. Bischoff verliert sich nicht in pedantische Worterklärungen, sondern legt das Schwergewicht auf die Ableitung des Gedichtes aus dem inneren und äußeren Erlebnis, indem er besonders das Liebesleben des Dichters heranzieht. Die Schuld Sophies an Lenaus Zusammenbruch wird kräftig unterstrichen. Der medizinischen Lenauforschung steht er teils mit vorsichtiger Skepsis gegenüber, anderenteils vermag er ihre Ergebnisse sachlich zu widerlegen. Die Indianergedichte werden gegen französische Gelehrte in Schutz genommen.

Während Lenau aus einem der heftigsten Gegner des großen Philosophen seiner Zeit, Hegel, nach eingehendem Studium seiner Werke zu einem seiner entschiedensten Anhänger wurde, blieb Immermann bei seiner Abneigung gegen Hegel, obwohl er gestehen mußte, daß er ihn „nie eigentlich studiert" habe. Seine Absicht, sich an das Studium der Hegelschen Vorlesungen, besonders der ästhetischen und geschichtsphilosophischen zu machen, vereitelte der Tod.

Eine hochschätzbare Bereicherung der biographischen Literatur bedeutet das auf breitester Basis beruhende, großzügige Werk, das Harry Maync über Immermann schrieb.[3]) Die Aufgabe war noch schwieriger als die, welche Schneider zu lösen hatte, denn gegenüber der geschlossenen Persönlichkeit des Schwaben Uhland wirkt der Norddeutsche Immermann, der erst nach langem Irren im realistischen Prosaroman das rechte Schaffensfeld fand und so spät reifte, widerspruchsvoll und problematisch. Als trefflicher Kenner der Zeitgeschichte weist M. die verschiedenen Strömungen nach, die auf I. wirkten, und die Elemente, die sich in ihm mischten. Es sind im wesentlichen Rationalismus und Romantik. Mit strenger Kritik tritt er an seine verfehlten Jugendwerke heran und weiß mit tiefem, liebevollem Verständnis anderseits seine Meisterwerke, besonders den „Münchhausen" zu würdigen. An keinem Dichter läßt sich die Entwicklung der deutschen Literatur von der Romantik zum Realismus deutlicher zeigen als an dem Begründer des modernen Zeitromans, und M. ist uns ein kundiger Führer auf diesem Wege. Aber nicht allein rein literarhistorisch ist sein an Parallelen reiches Buch von hohem Wert; die sichere Charakteristik der Übergangsperiode macht es zu einem wichtigen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte, und der Verfasser zeichnet das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit, eines echt deutschen Charakters, der lange unterschätzt worden ist. In geringfügigen Einzelheiten mag dies und jenes berichtigt und ergänzt werden können, und das verhängnisvollste Verhältnis seines Lebens, das zu Elisa v. Lützow, geb. Gräfin Ahlefeldt, hat durch meine Feststellungen inzwischen teilweise eine andere Beleuchtung erfahren, die zugleich neues Licht auf das Werden der Lisbeth-Gestalt im Oberhofteil des „Münchhausen" wirft, aber im ganzen ist mit M.s Buch das abschließende Wort über I. und sein Schaffen gesprochen worden, und es ist ihm die weiteste Verbreitung auch an den höheren Lehranstalten zu wünschen.

Der sogenannten Reaktionsperiode, die Immermann mitfühlend erlebte, gehört auch das Leben und Wirken Friedrich Maximilian Heßemers (geb. 1800) an. Den meisten Lesern dieser Zeitschrift wird sein Name fremd sein. Durch die Ungunst des Schicksals haben seine größeren Werke geringe Verbreitung gefunden und von seinen vielen Gedichten sind nur wenige veröffentlicht worden; diese wenigen erschienen obenein zerstreut und an entlegenen Stellen. Sein Biograph[4]) betritt einen unbeackerten Boden, indem er den Abseits-

---

3) Immermann, Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. München 1921, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. VII u. 627 S. M. 60,—.

4) F. M. Heßemer von Adolf v. Grolman (Frankfurter Lebensbilder herausg. von der Historischen Kommission der Stadt Frankfurt a. M., Bd. I). Frankfurt a. M. 1920, Englert u. Schlosser. 101 S.

stehenden in die Literaturgeschichte einzureihen sucht. Er nennt ihn selbst einen Mann von „gleichsam zweitem Rang", weiß jedoch zu zeigen, wie sich gerade in einem solchen „die feinsten Schattierungen des deutschen Geistes spiegeln, verhalten, treu und innig, aber positiv und schöpferisch fördernd, aufbauend". Heßemer war mit dem Literarhistoriker Gervinus befreundet, und doch hat dieser es nie für nötig gehalten, für die Werke des Freundes öffentlich einzutreten. Die „Deutsch-christlichen Sonette", die im Dienste der deutsch-katholischen Bewegung geschrieben wurden, enthalten Ewigkeitswerte, die nicht in Vergessenheit bleiben dürfen. Und dasselbe gilt von den diesen Sonetten innerlich verwandten „Liedern der unbekannten Gemeinde", die reife Bekenntnisse des Alternden enthalten. Hier und da zeigt sich Romantisches, aber im ganzen ist H. Realist. Der Held des epischen Gedichts „Jussuf und Nafisse" geht einen Weg, der „aus einer poetischen Welt in ein Leben der Tätigkeit und Wirksamkeit" führt. Der Dichter stellt die Entwicklung des Träumers zum Mann der Arbeit dar und erweist sich, wie sein Biograph uns zeigt, trotz alles Orientalischen in Stoff und Technik dabei als grunddeutsch. — Bedeutender noch ist das Epos „Ring und Pfeil", das H. 1848 schrieb, als er gleich Uhland und Gervinus Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung war. In seiner Jugend ein glühender Verehrer Jean Pauls, ein Ironiker und Weltschmerzler, verklärte sich H. nach Grolmans Darstellung im Alter „infolge unermüdlicher Arbeit an sich selbst zu stiller Resignation und feinem Witz". Für das reichausgestattete Buch, dem auch Proben von H.s Befähigung auf dem Gebiet der bildenden Kunst beigegeben sind, schulden wir dem Verfasser aufrichtigen Dank.

Pädagogik.

Von Dr. **Raymund Schmidt** in Leipzig.

Ein wenig verwirrend durch die scheinbare Mannigfaltigkeit der Motive und doch überaus lehrreich, weil kennzeichnend für den gläubigen Optimismus des Deutschen in bezug auf die Zukunft seiner Schule, in bezug auf die Wirksamkeit dieser Schule zur Gesundung, zur Ertüchtigung und Versittlichung des Volksganzen, muß den Außenstehenden die pädagogische Literatur der beiden letzten Jahre anmuten. Auch demjenigen, der unmittelbar in dem Durcheinander der Bewegungen steht, ist es nicht immer leicht, die Fülle der einander oft widersprechenden Meinungen unter einem Gesichtspunkt ordnend zu begreifen, und dennoch spürt er den Atem frischer Bewegung das Ganze durchwehen, auch wo ihm die Ziele noch verborgen bleiben.

Wer die wichtigsten Strömungen im pädagogischen Leben der Gegenwart kennen lernen will, dem sei ein Büchlein von A. Herget[1]) empfohlen, das zwar auch noch nicht die große Formel findet, in der alle diese Strömungen doch einmal eingehen, das sich aber als zuverlässiger Führer durch diese etwas verwickelte Materie außerordentlich gut bewährt. Die Bestrebungen unserer Führerpädagogen werden säuberlich klargestellt, und es werden, soweit das heute schon möglich ist, Verbindungslinien gezogen. In weiter Ferne zwar, aber doch klarumrissen, schließen sich diese Linien zusammen zu einer Erscheinung: „Unserer Kinder Land."

Weniger in die Einzelschilderung, aber tiefer in die philosophische Grundlegung hinein geht Gerhard Budde.[2]) Seine Schrift, die feinfühlend die Fäden der Gegenwart knüpft an die großen Motive klassischer Vergangenheit, bedeutet mehr als: Neuen Wein in alte Schläuche füllen. Das Neue, in unbewußter Motivierung aus dem Umkreise geboren, in dem wir leben, wird legitimiert durch solche Unternehmungen und erwirbt auf diese Weise größere Sicherheit und Spannkraft. Beide Schriften ergänzen sich höchst vorteilhaft. Wer beide kennt, gewinnt leicht einen Überblick über das werdende Ganze.

In diesem Zusammenhange sei ein überaus instruktives Nachschlagewerk erwähnt, das zwar nur von sich behauptet, ein „Handwörterbuch des Volksschulwesens"[3]) zu sein,

1) A. Herget, Die wichtigsten Strömungen im pädagogischen Leben der Gegenwart. Prag-Wien-Leipzig, A. Haase.

2) Gerhard Budde, Geistige Strömungen und Erziehungsfragen im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart. Breslau, G. Handel.

3) Handwörterbuch des Volksschulwesens. Herausg. von Clausnitzer, Grimm, Sachse, Schubert. Leipzig, B. G. Teubner.

dessen Herausgeber jedoch in ihrem Bestreben, möglichst erschöpfend auf alle erdenklichen Fragen Antwort zu erteilen, so weit über den Rahmen des engeren Volksschulwesens hinausgegangen sind, daß man das Werk mit gutem Recht eine „Enzyklopädie“ der modernen Erziehungsbestrebungen nennen könnte.

Wenden wir uns den Schriften zu, die sich mit dem „offiziellen“ Neubau unseres Erziehungs- und Schulwesens durch die Gesetzgebung beschäftigen. — Eine anschauliche Darstellung des Werdeganges unserer Schulgesetzgebung verdanken wir dem Unterstaatssekretär Schulz.[4]) Ausgehend von den Bestrebungen des preußischen Schulorganisators Süvern verfolgt Schulz die Entwicklung des Reichsschulgedankens durch die achtundvierziger Bewegung, durch die Schuldebatten im Reichstage des alten Deutschland bis zur Weimarer Verfassung und der sich aus ihr ergebenden Reichsschulkonferenz. Zum Schluß faßt Schulz programmatisch alles zusammen, was er über die Aufgaben zu sagen weiß, welche nach dem Stande der Gesetzgebung und nach dem Wunsche der Urheber dieser Gesetzgebung noch zu lösen bleiben.

In enger Verbindung mit unserer gesetzlichen Regelung der Erziehungsreform steht das „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht“. Es bildet den offiziellen „Erziehungsbeirat“ für das Deutsche Reich und stützt sich auf eine große Zahl unserer besten Erzieherpersönlichkeiten. Die erste Frucht seiner Tätigkeit war die Reichsschulkonferenz im Juni 1920. Über die Vorbereitung dieser Tagung, über die Fülle der zur Debatte stehenden Probleme unterrichtet am besten das Handbuch für die Reichsschulkonferenz.[5]) Über den Verlauf und die Ergebnisse der Tagung enthält ein im gleichen Verlage erschienenes Werk[6]) knappe und objektive Berichte. Beide Schriften wurden vom Zentralinstitut vorbereitet und herausgegeben.

Neben dieser offiziellen Reichsschulkonferenz hat es auch eine inoffizielle, „freie“ Reichsschulkonferenz gegeben. Sie wurde vom „Bund entschiedener Schulreformer“ im April 1920 einberufen. Auch die Berichte über diesen Kongreß, die Paul Oestreich[7]) bearbeitete, verdienen weiteste Beachtung. Eine von der gleichen Gesellschaft veranstaltete Urkundensammlung[8]) zur Schulgesetzgebung ist deshalb von Wichtigkeit, weil sie manchen, wenn auch nicht immer ungetrübten Blick hinter die Kulissen der Schulgesetzgebung tun läßt.

Das schulorganisatorische Kernproblem unserer Tage ist: Einheit zu bringen in das Chaos der Reformen, durch Ziel- und Richtunggebung den reformatorischen guten Willen unseres Volkes vor der Zersplitterung zu bewahren. Da hat Richard Stöpel[9]) ein verdienstliches Werk geschaffen, eine Art Nachschlagewerk, das systematisch über die Entwicklung des Problems einer Vereinheitlichung unserer Erziehung unterrichtet. Die verschiedenen praktischen Vorschläge in dieser Richtung werden übersichtlich nebeneinandergestellt. So ist eine Orientierungsmöglichkeit geboten über das ganze Organisationsproblem, wie es kürzer und dabei fachkundiger kaum gedacht werden kann.

Eine Sammlung von bedeutenden Beiträgen zur gleichen Frage gab Edmund Neuendorff[10]) heraus. Zwar herrscht unter den 34 Mitarbeitern durchaus nicht eine Meinung über das, was denn nun eigentlich unter der vielgenannten Schulgemeinde bzw. Einheitsschule verstanden werden soll, dennoch ist der gemeinsame Wille zur vernünftigen organischen Gestaltung unseres Schulwesens für alle gleich charakteristisch, und es ergeben sich aus dieser lockeren literarischen Zusammenfassung eine Reihe gesunder und wohldurchdachter Vorschläge und Problemlösungen. Man legt das Buch aus der Hand, beglückt und beruhigt über die Zukunft der deutschen Schule.

Ganz ähnliche Ziele verfolgt eine Sammlung von Schriften[11]), die unter der Leitung

---

4) Heinrich Schulz, Der Weg zum Reichsschulgesetz. Leipzig, Quelle u. Meyer.
5) Die deutsche Schulreform. Leipzig, Quelle u. Meyer.
6) Die Reichsschulkonferenz in ihren Ergebnissen. Leipzig, Quelle u. Meyer.
7) Paul Oestreich, Schöpferische Erziehung. Berlin-Lichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung.
8) S. Kawerau, Weißbuch der Schulreform. Berlin, Karl Curtius.
9) Richard Stöpel, Die Einheitsschulprobleme. Leipzig, Otto Hillmann.
10) Edmund Neuendorff, Die Schulgemeinde, Gedanken über ihr Wesen und Anregungen zu ihrem Aufbau. Leipzig, B. G. Teubner.
11) Bausteine zur neuen Schule. Herausg. von Prof. Gurlitt und Prof. Kühlmann. München, Max Keller.

der Professoren Gurlitt und Kühlmann steht. Sie ist beseelt von Verständnis für die natürlichen Bedingungen jeder möglichen Erziehung und enthält beherzigenswerte Proteste gegenüber den Unzulänglichkeiten und Naturwidrigkeiten der alten Schule.

Es ist also viel im Werden im neuen Deutschland. Stagnierende Wasser kommen in Fluß, Fesseln werden abgeworfen und wohl auch in der Übereile allzu lange aufgedämmten Reformwillens neue Fesseln geschmiedet. Da ist es gut, daß Erfahrene mahnend und beschwichtigend ihre Hände heben — mögen ihre Mahnungen beherzigt werden! So macht Gaudig[12]) in seiner letzten Schrift das Reformieren selbst zum Problem. Er zeigt die Schwierigkeiten jeder praktischen Reformtätigkeit, errichtet Warnungstafeln allerorten und fällt den Allzuradikalen, den vorschnellen Stürmern und Drängern mit der Wucht ernster Bedenken in die Speichen. — Daß Gaudig selbst zu den Reformern gehört, beweisen seine Schriften. Es sei an seine „Didaktischen Präludien"[13]) und an deren Fortsetzung, die „Didaktischen Ketzereien"[14]) erinnert, welche ihre Neuauflagen wohl verdient haben. Es sind Zeugnisse seiner aktiv reformatorischen Gesinnung. Aus ihnen spricht der „Glaube an die eingeborenen Kräfte der jugendlichen Menschen". In beiden waltet das „revolutionäre Prinzip" Gaudigs, das Prinzip der „Selbsttätigkeit". Der Verfasser gehört zu den Führern auf dem Wege zur neuen Schule. Aus der Praxis seiner musterhaft organisierten „Gaudig-Schule" schöpft er seine Theorie. — Ein anschauliches Bild dieser praktischen Reformtätigkeit ließen seine Mitarbeiter dadurch entstehen, daß sie zum 60. Geburtstage Gaudigs zu einem Sammelwerk[15]) über die Versuche und Ergebnisse seiner Anstalt zusammensteuerten. Es entstand so ein Reformwerk, das allen Schulpraktikern dringend zu empfehlen ist.

Vom historischen Verständnis für das organische Werden unseres Erziehungswesens her versucht Wilhelm Erbt[16]) den allzu stürmischen Lauf einiger Gewaltreformer zu sänftigen. „Wer geschichtlich Gewordenes angreift, muß sein Wachstum und seine Wachstumsbedingungen übersehen, sonst welkt ihm unter den Händen die Pflanze, die er hochzuzüchten wünscht."

Ohne die ausgesprochene Tendenz gegen die Gewaltreform, aber doch durch die Tiefe der historischen Entwicklungen, durch die Weite des Blickfeldes ganz dazu angetan, den Stürmern und Drängern die Augen zu öffnen für die Notwendigkeit einer historischen Besinnung, ist die historisch-pädagogische Leistung Paul Barths. Seine „Geschichte der Erziehung"[17]), dessen Neuauflage hier anzuzeigen ist, ist ein Monumentalwerk, gleich vollkommen an Gelehrsamkeit wie an praktisch-pädagogischem Wert, ein unentbehrliches Studienwerk und dabei von größter wissenschaftlicher Eigenart insofern, als hier zum ersten Male in größerem Umfang mit Bewußtsein die Erziehung auf die sozialen Triebkräfte zurückgeführt wird, die in der menschlichen Gemeinschaft wirksam sind. — In diesem Zusammenhang mag zugleich auf ein zweites ebenfalls neuaufgelegtes Werk des Verfassers hingewiesen werden.[18]) Auch hier ruhiges, abwägendes, gewissenhaftes Durchdenken aller praktischen Fragen der Erziehungstätigkeit, Fruchtbarmachung der Theorien und Erfahrungen einer großen pädagogischen Entwicklung, das denkbar krasseste Gegenstück zu der genialischen Gelegenheitspädagogik, die heute das große Wort führt. Zurückführung aller Einsichten und Absichten auf allgemein Verbindliches, auf die Fundamente, die in Philosophie, Soziologie, Psychologie den notwendigen Unterbau eines gefestigten Erziehungswesens bilden müssen.

Philosophische Vertiefung und Verinnerlichung tut uns not. Fruchtbare Erziehungstätigkeit ist ohne diese Vertiefung nicht möglich. Einen großen Schritt vorwärts bedeutet in dieser Hinsicht Jonas Cohns[19]) systematisches Werk. In dem doppelten Chaos der Wirklichkeit und der Programme und Wünsche, an dem die Gegenwartspädagogik leidet, will dieses Buch wirksam sein. Es will nach der Zertrümmerung alter Formen und Formeln neue Richtlinien und Zielpunkte suchen für das pädagogische Handeln der Zukunft. An die

12) G. Gaudig, Schulreform. Leipzig, Quelle u. Meyer.
13) Derselbe, Didaktische Präludien. Leipzig, B. G. Teubner.
14) Derselbe, Didaktische Ketzereien. Leipzig, B. G. Teubner.
15) Auf dem Wege zur neuen Schule. Leipzig, Jägersche Verlagsbuchhandlung.
16) Wilhelm Erbt, Die deutsche Erziehung. Frankfurt, Diesterweg.
17) Paul Barth, Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung. Leipzig, Reisland.
18) Paul Barth, Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Leipzig, J. A. Barth.
19) Jonas Cohn, Geist der Erziehung. Leipzig, B. G. Teubner.

Stelle der Stimmung, aus der nur Wechselndes, Schwankendes geboren werden kann, will es Besonnenheit und warme Hingabe setzen. Das gelingt dem Buche zweifellos durch den Willen zum System, durch Vertiefung aller erzieherischen Teilprobleme in der Richtung auf die systematische Einheit des Denkens und Tuns.

Daß es nicht eine einzige philosophische Formulierung sein müsse, auf welche die Erziehung gewissermaßen zu vereidigen ist, daß es vielmehr überhaupt auf eine würdige Welt- und Lebensauffassung als Rückgrat und Halt unseres erzieherischen Wirkens ankommt, davon überzeugt uns A. Messer.[20]) Ihm handelt es sich darum, dem Erzieher und Lehrer den Weg zu sich selber zu zeigen, „zu dem Halt, den er in seinem eigenen Innern finden kann".

So kommen wir denn zum Kern aller Reformarbeit, zur Erneuerung von innen her, vom Menschen aus. Alles Reformieren, das sich auf äußere Organisationsfragen beschränkt, kann nicht besser sein als die Symptomheilungen medizinischer Pfuscher. Erziehung ist zwar eine Technik, die von systematischer Ordnung ihrer Prinzipien viel Gewinn haben kann, darüber hinaus aber ist sie — und zwar in erster Linie — eine Sache des „Herzens, des Temperaments und der Begabung, die durch keine vorm Katheder oder bei der Studierlampe ersessene Weisheit ersetzt werden kann" — wie von Matthias Meyer[21]) in einer prächtigen kleinen Schrift, die gerade den Schwerpunkt aller Erziehungsreform mit Bewußtsein in das Herz des Erziehers verlegt, überzeugend dargetan wird. Deshalb haben denn auch Gedanken, wie sie Eduard Spranger[22]) ausführt, Anspruch auf größte Beachtung. „Der Lehrer muß zunächst als Mensch gebildet sein, offen für das Leben und für die geistige Welt, die ihn als denkenden Volksgenossen wie tägliche Luft umgibt." Deshalb verdienen auch die Schriften etwa Ernst Webers[23]), eines unserer Hauptkämpfer für das Problem der „erzieherischen Persönlichkeit", die Beachtung, die sie finden. In ihnen spricht der Lehrer als Künstler, durchdrungen von der Größe seiner Aufgabe, beseeligt und beseelt von der Gewißheit, daß nur der „geborene" Pädagoge, der Mensch mit den erzieherischen Instinkten und mit dem rechten Ethos die Lösungen bringen kann aller erzieherischen Schwierigkeiten und Probleme. Ihn gilt es zu entdecken, in der rechten Weise zu bilden, mit Verantwortung und Liebe zu durchdringen; ihn hat die Allgemeinheit zu unterstützen und ihm „freie Bahn" zu ihrem eigenen Wohl zu gewähren. Selbstverständlich ist dieser Prozeß der Findung und Heranbildung pädagogischer Begabungen keine Angelegenheit zufälliger Auslese. Auch er kann und muß organisch ausgestaltet, zu einer bewußten Tätigkeit ausgebaut werden.

Von den großen Leitgedanken, die in der Erziehungsliteratur der letzten Jahre neben „Einheitsschule" und „Lehrerfortbildung" eine besondere Betonung erfahren haben, seien hier noch vorzüglich hervorgehoben: „Arbeitsschule" und „staatsbürgerliche Erziehung". Beide sind der Gegenstand einer stattlichen Anzahl von literarischen Meinungsäußerungen, von pädagogischen Kongressen und praktischen Versuchen gewesen. Die Reichsverfassung hat die „staatsbürgerliche Erziehung" zur Pflichtaufgabe gemacht und der „Arbeitsschule" die Wege geebnet. Aus der großen Fülle von Autoren zu diesen Fragen sei ein Mann herausgehoben, der im Mittelpunkte der Debatte steht und der unbedingt einer der ersten Führerpersönlichkeiten der deutschen Pädagogik ist: Georg Kerschensteiner. Seine theoretischen Schriften[24]) haben ebenso bahnbrechend gewirkt wie seine praktischen Versuche in München. Kerschensteiner ist ein Erzieher, der mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit steht, ein „geborener Pädagoge", dabei ein haarscharfer Theoretiker und ein Organisationstalent, wie es unserem Volke in vielfacher Wiederholung dringend nottut. Es ist bewundernswert, wie dieser Mann die Probleme der Zeit mit zielbewußter Hand anpackt und wie er die feinsten Fragen spezieller Organisation mit großen, lebenskräftigen Ideen befruchtet.

---

20) A. Messer, Weltanschauung und Erziehung. Osterwieck, A. W. Zickfeldt.
21) Matthias Meyer, Pädagogisches Neuland. Leipzig, Quelle u. Meyer.
22) Eduard Spranger, Gedanken über Lehrerfortbildung. Leipzig, Quelle u. Meyer.
23) Ernst Weber, Die Lehrerpersönlichkeit. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. Derselbe, Lehrerbildung als Organismus. Prag-Wien-Leipzig, A. Haase.
24) Georg Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule. Leipzig, B. G. Teubner. Derselbe, Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. Leipzig, B. G. Teubner. Derselbe, Staatsbürgerliche Erziehung. Erfurt, Karl Villerot. Derselbe, Grundfragen der Schulorganisation. Leipzig, B. G. Teubner.

Sprechzimmer.

Zur Deutung volkstümlicher Redensarten.

Von **Otto Lutsch**, Geh. Studienrat in Kreuznach.

1. Einen Bären anbinden. Einem einen Bären aufbinden.

Zur Erklärung dieser beiden Redensarten sind schon viele Versuche gemacht worden. Die Geschichte von einem Bärenführer, der seinem Wirte, statt ihm die Zeche zu bezahlen, seinen alten Bären des Nachts an die Türe gebunden habe und davongegangen sei, trägt das Gepräge der Erfindung im Anschluß an die erste zu deutlich an sich, als daß sie zur Erklärung herangezogen werden könnte. Um die zweite zu deuten, hat ein Kolmarer (Bruno Stehle) die Vermutung ausgesprochen, der Bär sei infolge eines Mißverständnisses an Stelle eines oberelsässischen Wortes Bara oder Bare, was Fischnetz bedeutet, in die Redensart eingedrungen, und hat sich dabei auf eine angeblich im westlichen Sundgau übliche Redensart aim a bara abinga berufen. Diese Deutung bezeichnet Borchardt-Wustmann (Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde) als geradezu abenteuerlich, und man wird ihm zustimmen müssen. Nicht minder absonderlich erscheint die Erklärung, die im Jahre 1892 ein Bingener Herr versucht hat, der von dem Aberglauben ausging, nach dem sich gute oder böse Geister in Tiere verwandeln, um sich so dem Menschen zu nähern, und in dem Bären einen verkappten bösen Geist, einen „Mahren" sah, der den Menschen als Alpdrücken quält. „Wie der Nachtgeist", so lautet seine Deutung, „den Menschen in unerklärlicher Weise als Alpdrücken quält, so lastet die Unwahrheit, die einem als „Mahr" aufgebunden wird, da sie ja meist den Zweck hat, zu beunruhigen, als drückende Last auf der Seele des Getäuschten." — Andere haben in dem Bären eine volksetymologische Entstellung eines alten Wortes bar, was Last bedeutet, gesehen. Nach dieser Deutung müßte man aber einen Geschlechtswechsel annehmen, denn bar ist weiblich, und die Entstehung der Redensart in eine Zeit verlegen, in der das Wort noch gebräuchlich war. Haben wir schon hierfür keinen Anhalt, so versteht man vollends nicht, wie sich der allgemeine Begriff „Last" zu dem besonderen „Lüge" und „Schulden" habe verdichten können.

Bis eine bessere Erklärung gefunden wird, möchte ich dem Meister Betz in den beiden Redensarten seine Stelle wieder einräumen, die ihm gelehrte Forscher haben streitig gemacht, und dazu führe ich folgendes an: Beide Redensarten kehren in Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts wieder. Damals aber liebte man eine besonders derbe und drastische Ausdrucksweise und nahm namentlich gern das Tierreich in Anspruch, und zwar nicht bloß zur Charakterisierung von Personen, sondern auch zur Veranschaulichung von Dingen. Eine Dummheit bezeichnete man mit Sau. Im dritten Aufzuge der Absurda Comica von Gryphius werden deren zehn gemacht. Bemerkte man an einem verkehrte Gedanken, so hieß es „Er hat Mucken (Mücken) oder Grillen im Kopfe". Über die Leber eines Zornigen ließ man eine Laus laufen. Traf einer auf der Kegelbahn keinen Kegel, so nannte man die Verfehlung einen Pudel. Wer Tollheiten trieb oder ein grämliches Gesicht machte, dem schrieb man Besessensein von einem Affen bzw. einem Kater zu. Sperrte einer Mund und Nase auf, so meinte man, er biete die in ihm hausenden Maul- oder Ginaffen feil. Einen Feigling ließ man das Hasenpanier ergreifen, und von einem Ausgelassenen sagte man, er treibe sein Kälbchen aus.

Nun war damals den Menschen bei der großen Zahl von Bärenführern, die das Land durchzogen, der Bär ein vertrautes Tier. Was an ihm auffiel, war besonders sein plumpes, ungeschicktes Wesen. Lag es da nicht nahe, ihn als Symbol von plumpen Lügen und plumpen Wirtshausschulden zu machen, die man nicht verzinste und nicht so bald bezahlte? An solche Lügen und Schulden denkt man aber allemal, wenn man eine der beiden Redensarten gebraucht, nicht an raffinierte Unwahrheiten oder an Darlehn, die man aufnimmt.

Der Ausdruck „Aufbinden" und „Anbinden" aber kann nicht befremden, wenn man bedenkt, wie gern noch heutigestags die Jugend einem Genossen etwas auf den Rücken hängt oder an die Rückenknöpfe bindet, um das Gelächter der anderen zu erregen. Was jetzt noch

die Kinder tun, taten früher auch Erwachsene: sie hängten einander gern etwas an. Im eigentlichen Sinne tun wir es nicht mehr, aber im übertragenen kommt es noch recht oft vor. „Einem einen Bären aufbinden" beruht also auf derselben Vorstellung wie „Einem die Hucke (den Rücken) voll lügen", ist aber noch drastischer.

2. Trinken wie ein Bürstenbinder.

Zur Erklärung dieser Redensart findet sich bei Borchardt-Wustmann (Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde) folgende Ausführung: „Auf den mittelalterlichen Universitäten wohnten die Studenten gewöhnlich beisammen, entweder mietweise bei einem Magister oder in besonderen Stiftungshäusern. Nach dem gemeinsamen Säckel (bursa, frz. bourse, Börse), aus dem sie infolgedessen verpflegt und beherbergt wurden, nannten sie ihr Wohnhaus Burse, und dieser Ausdruck wurde dann auch auf die gemeinsam hausende Schar selbst angewendet. Sein Äußeres veränderte sich dadurch, daß das Wort den Wandel von s zu sch nach r mitmachte (wie Hirsch auf die ältere Form hirs zurückgeht und mundartlich auch heute Forsche für force, Wurscht für Wurst, Bürschte für Bürste, wirschte für wirst du gesagt wird). Endlich begann man das Wort als einen Plural zu verstehen, weil es eine Mehrzahl bezeichnete, und bildete nun den Singular: der Bursch. Eine Hauptbeschäftigung der studentischen „Bursche" war aber das Trinken; das nannte man deshalb auch kurz: bürschen. Dieses Wort aber wurde im Volksmund mit bürsten, das man ja bürschten sprach, zusammengeworfen, und nun war es nicht mehr weit dahin, einen, der sich auf das Handwerk des „Bürstens" gründlich verstand, einen Bürstenbinder zu nennen."

Von dieser Erklärung will mir nur der letzte Satz in den Sinn, daß man einen, der sich gründlich auf das Bürsten verstand, leicht einen Bürstenbinder nennen konnte. So bezeichnet man wohl einen, der viel Blech redet, als einen Blechschmied. Aber der seltsamen Herleitung des Bürstens von bursa und Bursche kann ich nicht zustimmen. Ich meine, man kommt hier auch ohne solche Künstelei aus und kann die bursa und die Burschen völlig beiseite lassen. Sind die Kleider bestaubt oder beschmutzt, so ist es selbstverständlich, daß man sie bürstet. Nun setzt sich aber manchmal der Staub der Straße oder von Büchern auch in der Kehle fest, so daß man das Bedürfnis fühlt, auch sie zu reinigen. Hierzu ist aber ein kräftiger Trunk, und sei es auch nur ein Rachenputzer, das geeignetste Mittel, die beste Bürste. Unter Umständen tut auch ein tüchtiger Trunk Wasser diesen Reinigungs- und Erfrischungsdienst, wie in Uhlands „Schenk von Limburg", wo der Kaiser zum Grafen sagt:

Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum tu mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell.

Den Schritt von diesem Bürsten zum Bürstenbinder für einen tüchtigen Trinker finden wir schon bei Joh. Fischart getan. Sein Grandgoschier in der Trunkenenlitanei ruft: „Mir zu! Ich bin ein Bürstenbinder. Was? Habe ich eine tote Sau geschunden, daß mir keiner Wein bringt?"

3. Auf einem faulen Pferde ertappt werden.

Man nimmt jetzt allgemein an, daß in dieser Redensart die Volkssprache das Wort „faul" an Stelle des ursprünglichen, ihr weniger naheliegenden „fahl" gesetzt habe. In der Tat erscheint sie nach Grimms Wörterbuche in mehreren älteren Schriftwerken in dieser Form, auch noch bei Lessing. Zur Erklärung zieht man Offenbarung 6, 8 heran, wo es nach Luthers Übersetzung heißt: „Und ich sahe, und siehe, ein fahl Pferd, und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach." Aber mag auch die Stelle im Volke noch so bekannt gewesen sein: unmöglich kann sich aus ihr unsere Redensart mit der Bedeutung „Jemanden auf einem Unrecht, insbesondere einer Lüge erwischen", entstanden sein. Nicht minder verfehlt dürfte es sein, die Redensart mit der wilden Jagd in Verbindung zu bringen, deren Teilnehmer angeblich nach der Vorstellung des Volkes auf fahlen Rossen reiten. Bei Borchardt-Wustmann (Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde) heißt es denn auch, daß die eine Deutung so unsicher sei wie die andere. Will man eine einigermaßen befriedi-

gende Erklärung geben, so muß man sich m. E. an das fahle Pferd halten. Nun schreibt man aber nirgends Pferden von dieser Farbe besondere, namentlich trügerische Eigenschaften zu. Und wenn die Offenbarung den Tod gerade auf einem solchen Tiere reiten läßt, so hat das seinen natürlichen Grund in der ganzen düsteren Vision. Ich möchte daher annehmen, daß in dem „fahl" gar keine Farbe, sondern ein Eigenname steckt. Sehen wir uns nach Rossen um, die etwas Täuschendes, Trügerisches an sich haben, so stoßen wir auf das Zaubergespann, welches Mephistopheles bei Goethe dem Faust zur Verfügung stellt, als dieser Gretchen aus dem Gefängnisse befreien will. „Ich wache! Die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch!" sagt Mephistopheles. Dieser aber ist bekanntlich der Teufel der Volkssage. Nun führt er in ihr gewöhnlich den Namen Volant oder Valant. So heißt es im Nibelungenliede:

Ich waene, der übel vâlant Kriemhilt daz geriet,
daz si sich mit friuntschefte von Gîselhere schiet.

Und in Goethes Faust nennt sich Mephistopheles selbst „Junker Voland": „Platz! Junker Voland kommt." Neben diesen Namen kommen aber nach Grimms Mythologie auch die Bezeichnungen fahl oder fähl, fold oder fuld vor, und Grimm führt darauf die Ausdrücke pfalgraben, pohlgraben zurück, die in Bayern, Schwaben, Franken und der Wetterau für römische Festungswerke gebraucht werden. Bedenken wir nun, welch wichtige Rolle der Teufel jahrhundertelang im deutschen Volksglauben gespielt hat, sollte es uns dann ungeheuerlich erscheinen, daß das Volk einem Schwindler, einem Lügner das Reiten auf einem Pferde des Teufels zuschrieb, zu dessen hervorstechendsten Charaktereigenschaften ja die Lügenhaftigkeit gehört? Daß aber allmählich aus „Fahles Pferde" ein „fahles Pferd" entstehen konnte, kann dem nicht befremdend erscheinen, der weiß, wie das Volk Ausdrücke, die ihm nicht mehr recht verständlich sind, seinem Verständnisse anpaßt. Man vergleiche die zahlreichen Beispiele, welche Gust. Andresen in der Deutschen Volksetymologie anführt.

Zeitschriftenschau.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 46. Band, 3. Heft. S. 339—430 sucht A. Knörnschild die Quantitäten der mindertonigen Vokale im Heliand auf Grund rhythmisch-melodischer Erwägungen festzustellen. — S. 431—494 stellt G. Baesecke die nach S. Emmeram gehörigen althochdeutschen Denkmäler fest (darunter Musp. und Wessobr.) und erörtert ihre Beziehungen zu Fulda. — S. 495—503 Selbstbiographie Herm. Pauls, Verzeichnis seiner Schriften und Nachruf W. Braunes.

47. Band, 1. Heft, S. 1—126 setzt A. Schirokauer in Studien zur mittelhochdeutschen Reimgrammatik Zvierzinas Forschungen fort. — S. 127—137 gibt M. H. Jellinek Bemerkungen zum Wessobr. Gebet und zu Walther, führt Grammatiker auf, die im Deutschen einen Ablativ entdeckt haben, und gibt Beispiele für schwankende Betonung bei verbalen Zusammensetzungen. — S. 137—141 gibt A. Leitzmann Bemerkungen zu „Recht" und „Hochzeit", und zum Reinfried von Braunschweig, C. Karstien zum Wilhelm von Orlens. — S. 155—160 zeigt K. Helm die weitgehende Abhängigkeit des Engelhard vom Armen Heinrich und gibt der Hereinziehung Fruotes MSF. 25, 19 eine neue Deutung. — S. 161—163 weist O. Fiebiger auf einen germanischen Frauennamen Viguntha in einer Inschrift des 6. Jahrhunderts von Gaza hin. — S. 163—170 geben H. Schröder und E. Schwentner Etymologien. — S. 171 sucht Ph. Strauch die Deutung Singers von MSF. 3, 7 auf, Christus statt auf Eleonore v. Poitou zu stützen.

Germanisch-Romanische Monatsschrift, 10. Jahrg., 1. bis 4. Heft. S. 1—3 würdigt H. Urtel Hugo Schuchardt anläßlich seines 80. Geburtstages. — S. 4—16 gibt F. R. Schröder einen Überblick über die neuere Runenforschung. — S. 17—31 druckt A. Heusler seinen auf der Jenaer Philologenversammlung gehaltenen Vortrag über die Balladendichtung des Spätmittelalters namentlich im skandinavischen Norden; die Ballade wird für eine Schöpfung des späten Rittertumes erklärt. — S. 31—44 beschließt J. de Vries seine Untersuchung der Brautwerbungssagen. — S. 45 bis 55 würdigt V. Klemperer M. Barrès. — S. 55—58 zeichnet G. Wissowa die Stellung der „Germania" innerhalb der antiken ethnographischen Literatur. — S. 58—64 Besprechungen und Bibliographie. — S. 65—80 behandelt E. Schröder die Ortsnamen auf -furt neben denen auf -wedel und -büttel, welche beiden als Niederschläge einer skandinavischen Einwanderung erklärt werden. — S. 81—87 bespricht J. Risse die neuere Immermannforschung. — S. 88—101 schildert G. Hübener die Bedeutung der Scholastik für die Entstehung der englischen Hochsprache. — S. 101 bis 113 stellt V. Klemperer die modernen Urteile über E. Renan zusammen. — S. 113 bis 116 spricht G. Fittbogen von dem „poetischen Blutdurst" Gleims und E. v. Kleists, den Motive nordischer und altdeutscher Überlieferung angeregt haben. — S. 117—120 erklärt E. Zitelmann Faust 9843ff. — S. 121—128 Anzeigen.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, Jahrg. 1922, Heft 1/2. S. 1—65 Bibliographie

der deutschen Mundartforschung und -dichtung in den Jahren 1919 und 1920. — S. 65—74 handelt R. Trögel über die Mundarten als Quelle der Sprache F. L. Jahns. — S. 74—83 weist R. Ochs Vorlagen von Kleins Provinzialwörterbuch nach, die dort ungenau benützt sind, stellt Zandt als Verfasser eines südbadischen Wörterbuchs von 1787 fest, das dort verwertet ist, und erörtert die Möglichkeit und Art nichtbodenständige Sprachträger als Objekte mundartlicher Forschung zu verwenden. — S. 83—96 Besprechungen und Bibliographie.

Revue germanique, 13. Jahrg., Nr. 3. S. 225 bis 251 beginnt J. J. A. Bertrand seinen Aufsatz über A. W. Schlegels (und der Romantik) Stellung zu und gegen Frankreich. — S. 252 bis 260 handelt E. Pons im Anschluß an Immelmann über Odoaker in der englischen Dichtung. — S. 261—287 bespricht L. Brun neuere deutsche Dramen, S. 287—302 H. Ruyßen neuere englische. — S. 303—370 Kritiken. — Im ganzen Hefte gibt wieder die ernste Sachlichkeit und der gute Wille, mit denen deutsch-französische Beziehungen behandelt werden, in böser Zeit eine seltene Freude und stille Hoffnung.

Indogermanische Forschungen, 40. Band, 1. bis 3. Heft. S. 40—81 nimmt H. Reichelt die Frage der indogermanischen Labiovelare aufs neue auf. — S. 123—135 entwickelt G. Neckel eine Auffassung der dreisilbigen Akzentworttypen des Germanischen, die zwischen der gegensätzlichen Erklärung von Lachmann und Sievers vermittelt. — S. 135—139 erklärt v. Grienberger die Namen Karawanken (keltisch zu karvos „Hirsch") und Karwendel (= dem ahd. Eigennamen Kerwentil). — S. 160—162 gibt E. Kieckers Belege für erzählende Imperative im Deutschen. — S. 162 bis 167 erklärt R. Back den auch im Deutschen erkennbaren Zusammenhang von genus und genu aus der verbreiteten Knielage der Gebärenden. — S. 167—168 erhebt O. Behaghel Einspruch gegen Schröders Erklärung der westgermanischen 2. Person der Vergangenheit als Optativform.

Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, herausg. vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich. Berlin u. Leipzig 1922, Vereinigung wissensch. Verleger. 193 S. Das genannte Institut, das seinen Sitz in Frankfurt a. M. genommen hat, will seinen Bestrebungen, die wissenschaftlichen und kulturellen Interessen der Elsaß-Lothringer im Reiche zu fördern, in diesem Jahrbuch ein Zentralorgan schaffen. Es soll künftig vor allem den jungen elsaß-lothringischen Dichtern offenstehen, diesmal füllen es wissenschaftliche Aufsätze. Den Deutschkunder gehen zunächst die Abhandlungen von F. Schultz über den deutschen Charakter der elsässischen Literatur und von J. Ries über Goethes Lili an. Der Volkskunde dienen Rahtgens Ausführungen über Bandornamente in der elsässischen Volkskunst; auch Polaczeks Veröffentlichungen aus des Frankfurters Uffenbach Straßburger Tagebuch von 1712—1714 enthalten volkskundlich Interessantes. Weiter schildert J. Cahn die Münzen und Medaillen des Elsaß, J. L. Keune den Verkehr auf der Mosel in römischer Zeit, O. Winckelmann das Fürsorgewesen im alten Straßburg, A. Dietz die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Straßburg und Frankfurt a. M., J. Fritz handelt von dem bekannten Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche in Straßburg.

Ungarische Jahrbücher, herausg. von Rob. Gragger. 1. Band. Berlin u. Leipzig 1922, Vereinigung wissensch. Verleger. 374 S. Die neue Zeitschrift ist begründet, um Ungarn, das so tief in den deutschen Kulturkreis verwoben und dennoch nach des Herausgebers Worten bei uns „fast ebensowenig gekannt wird, als handelte es sich um einen innerasiatischen unzivilisierten Stamm", den deutschen Gebildeten genauer bekannt zu machen; war doch Unkenntnis der Völker voneinander eine Hauptursache des Unheils, unter dem wir leiden. Die Jahrbücher wollen der Erforschung der ungarischen Sprache, Geschichte und Kultur ein Organ in deutscher Sprache geben, das sich zur Aufgabe macht, die Seele des ungarischen Volkes klarzulegen; hierzu ist die Philologie, das Wort im weitesten Sinne genommen, vor allem berufen. Aus dem vorliegenden 1. Bande, der Arbeiten über Wirtschaft, Politik, Geschichte und Kulturgeschichte Ungarns enthält, fallen in den Interessenkreis des Deutschkunders: ein Aufsatz von Z. Gombocz über die ungarische Hunnensage, von E. Moór über die deutschen Spielleute, deren Tätigkeit in Ungarn durch das ganze Mittelalter bezeugt ist, und Zusammenstellungen über altungarische Sagen, Legenden und Schwänke, die teilweise aus deutscher Quelle stammen, vom Herausgeber und G. Király. Reichhaltige Bibliographien verzeichnen die neuere Literatur über Ungarn.

Bücherschau.

Von Walther Hofstaetter.

Steinert, Walter: Von aufrechter Jugend. Heidelberg 1922. Willy Ehrig. 10,—.

Ein ausgezeichneter Versuch erziehenden Unterrichts. Kleine Bemerkungen neben dem Unterricht, die doch so wertvoll sind, weil sie zur Offenheit, zum Heldentum im Kleinen, zur Selbstüberwindung u. a. mahnen, ohne doch aufdringlich zu sein — daneben für den Deutschlehrer wertvoll kurze Anmerkungen über rechtes Lesen und Lesenwollen, über das Naive, über Herder u. Lessing, über Frau von Stein und von der Ehrlichkeit vor sich selbst im Aufsatz — alles so frisch, so menschlich, daß es einem warm dabei wird.

Wasserzieher, Ernst: Sprachgeschichtliche Plaudereien. Berlin, F. Dümmler. 2,50, Entwertungszahl 110,—.

Wasserziehers letzte Bücher zeigten ihn als angenehmen Plauderer, der spielend in Sprachgeschichte einführte. In gleicher Art ist das Buch gehalten, es bespricht allgemeinere Erscheinungen, aber auch Einzelheiten. Den Be-

schluß bildet ein größerer Abschnitt über Redensarten und eine Reihe größerer Aufsätze. Alles in allem eine Fortsetzung und Erzeugung der früheren wertvollen Bücher, ein echter Wasserzieher.

Die Bücherei der Volkshochschule. Bd. 32: Köhler, Rousseau (54,—). Bd. 33: Haefette, Deutschland u. Napoleon I. (72,—). Bd. 34: Kaßner, Wirtschaftliche Bodenreform (72,—). Bd. 35: Hochberger, Einführung in das Verständnis der Musik (135,—). Bd. 36: Habicht, Einführung in das Verständnis der deutschen Bildhauerkunst (63,—). Bd. 37: Hartung, Deutschlands Zusammenbruch und Erhebung im Zeitalter der französ. Revolution (81.—.)

Diese Bücher sind alle eine Bereicherung. Haefettes und Hartungs Bändchen ergänzen sich, das erste stellt die Kriegsereignisse dar, das andere die inneren Ursachen des Zusammenbruchs und die Erhebung. Beide haben gerade unserer Zeit etwas zu sagen. Am meisten fesseln mich die beiden kunsterzieherischen Schriften. Hochberger gibt einfach und eingänglich die nötigsten Grundlagen für das Verständnis der Musik, eine Musikgeschichte müßte nun folgen. Habichts Schrift ist geschichtlich geordnet, sie zeigt ein selbständiges klares Urteil und lehrt sehen.

Thule: Altnordische Dichtung in Prosa. VIII. Band: Fünf Geschichten von Achtern und Blutrache. Übertragen von A. Heusler und Fr. Ranke. XIV. Band: Snorris Königsbuch (Heimskringla), 1. Bd. Übertragen von Felix Niedner. Jena, Diederichs.

Mit dem VIII. Band wird die erste Reihe dieser hochbedeutsamen Sammlung abgeschlossen: wieder eine Folge von Geschichten von Kampf und Rache, wieder packendste Darstellung und wundervolle Einzelzüge. Wichtiger noch der XIV. Band, der die zweite Reihe eröffnet. Geschichte ist's, die hier geboten wird, Norwegens Geschichte in der Zeit der Einigung, der höchsten Blüte des alten Heidentums, und in der Zeit, da das Christentum eindringt. Aber die Geschichte erklingt im Munde eines Dichters, der, geschult an den alten Sagas seines Volkes, sich mit gewaltiger Gestaltungskraft und starkem Formwillen zusammenfaßt, was sich ihm an Zerstreutem darbietet. Ein hinreißendes Werk und ein Sang von Mannesmut und Mannesstärke, der tief hineinklingen möge in unsere Jugend. Neben aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bedeutung dieser Sammlung möchten wir die erzieherische einmal ausdrücklich hervorheben.

Müller-Freienfels, Goethes Werke. Berlin, Wegweiser-Verlag. 3. Bd.: Dichtung und Wahrheit. 3. Teil. — 29. Bd.: Benvenuto Cellins 1. Teil, 1. Bd.

Windegg, Walther Eggert: Der Barde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. 2. Aufl. München, C. H. Beck. Geb. 45,—.

Wieder hab ich's mit tiefer Freude und Ergriffenheit durchgegangen dies prachtvolle, dies kräftige Buch, in dem alles vereint ist, was aus deutscher Vergangenheit zeitgenössische oder spätere Dichter begeistert hat, Weiches und Herbes, Ernstes und Humorvolles, längst Bekanntes und Neues. Der deutsche Kampf steht im Vordergrund, aber auch deutsches Schaffen, Leid, Sehnen und in allem die Treue. Auch die Kunst wird erwähnt. Hier wäre eine Erweiterung erwünscht und möglich, ebenso vermisse ich die deutsche Kulturarbeit im Osten — im ganzen aber ist es ein herzerfrischendes, hinreißendes Buch.

Mathar, Ludwig: Der Niederrhein. Köln, J. P. Bachem.

Das ist ein prachtvolles Buch, voll Heimatliebe und Sinn für das Echte, voll geschichtlicher Versenkung und Liebe für das Kräftige in unserer Zeit, voll Kraft und Leben. Ums Rheinland bangen unsere Herzen — mögen die acht Bände, deren erster hier vorliegt, den Rheinländern das Herz stärken und uns die Liebe. 52 ganzseitige Abbildungen zeugen von den Denkmälern alter Kultur, das ganze Buch in seiner vornehmen Ausstattung ist ein Zeichen stolzen Bewußtseins. Ein Kraft spendendes Buch.

Keckeis: Der Fuhrmann. Ein Buch für werdende Männer. Freiburg i. B., Herder. Grundzahl 12,50.

Führer der katholischen Literatur sind in diesem Sammelband vereint, noch ist's ein Versuch, Wertvollstes steht neben Halbgeratenem — aber es verdient alle Beachtung, wie hier ernsthaft um Richtlinien für die kommende Jugend gerungen wird, ein mannhaftes Geschlecht und doch ein ganz anderes als das der Vorkriegszeit soll erstehen. Für eine Neuauflage wäre zu raten, daß die Ordnung, die die Übersicht zeigt, auch im Text eingehalten würde, um einer geschlossenen Wirkung willen.

Neuauflagen.

Marcks, Erich: Männer und Zeiten. 6. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1800,— freibleibend.

Marcks Buch ist auch heute im wesentlichen das alte; die großen Linien blieben die gleichen. Aber es lebt mit der Zeit: so fiel einiges, was heute an Bedeutung zurücktritt (einige Bismarckaufsätze, einer übers deutsch-österreichische Bündnis u. a.), dafür kamen ein geschichtlicher Aufsatz hinzu: Ostdeutschland in der deutschen Geschichte, und zwei aus letzten Tagen: eine Rede von 1921 über das Deutsche Reich von 1871—1921 und ein Aufsatz: Versklavung. So ist die neue Auflage mitten aus dem Erleben der Gegenwart herausgestaltet und weist doch bewußt in die Vergangenheit zurück, aus der wir Mut holen sollen. Wer das Werk noch nicht kennt, dem sei es als ein Meisterwerk empfohlen, aber auch wer es schon liebt, greife zur neuen Fassung; auch äußerlich macht sie Freude.

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart. 1. Bd.: Die Alten. 2. Bd.: Die Jüngeren. 10.—12. Aufl. Leipzig, H. Haessel.

Nachdem im Vorjahr der dritte Teil: Die Jüngsten, neu erschienen war, liegt nunmehr mit den beiden ersten Bänden das Gesamtwerk völlig in neuer Auflage vor. Es ist keine Literaturgeschichte, sondern ausgesprochen ein Grundriß. Immer mehr hat Bartels nicht nur die führenden Dichter, sondern auch alle Unterhalter einbezogen, die seit 1850 irgendwelche Bedeutung erlangt haben, um so das wahre Verständnis einer Zeit anzubahnen. So ist's eine Fülle von Namen, die an uns vorüberzieht, aber durch kurze kennzeichnende Bemerkungen

und die Art der Zusammenstellung wird doch eine Kenntnis der verschiedenen Richtungen erreicht. Selbstverständlich sucht auch dieses Werk die deutschen Schriftsteller von den jüdischen zu sondern. Bd. 1 führt bis zu Wildenbruch, Hoffmann und Spitteler, Bd. 2 von Fontane bis zur Heimatkunst. Jedenfalls ist das Buch verdienstlich und allenthalben anregend.

Eucken, Rudolf: Der Sinn und Wert des Lebens. 32.—39. Tausend. Leipzig, Quelle u. Meyer. 500,—.

Ein Führer auch in dieser Zeit der Not u. ein Buch voll gläubigen Vertrauens, wie es uns nottut.

Schneidemühl, Georg: Handschriftenbeurteilung. ANuG. 514. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Ein bewährtes Buch!

Bruchmüller, Wilhelm: Das deutsche Studententum von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. ANuG. 477. Kart. M. 1,—, geb. M. 1,50 × Schlüsselz. d. B.-V. Leipzig, B. G. Teubner.

Verf. hat sich schon durch seine Geschichte des Leipziger Studenten als berufen erwiesen; das vorliegende Buch ist eine klare, sachliche, ohnseitige Darstellung eines schwer zu überschauenden Gebiets.

Ziehen, Theodor: Grundlagen der Naturphilosophie (Wissenschaft und Bildung 182). Leipzig, Quelle u. Meyer. Klar und anregend.

Zur Staatsbürgerlichen Erziehung.

Sartorius von Waltershausen, A.: Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Geschichte, Theorie und Politik. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 3,20, geb. M. 4,20 × Schlüsselz. d. B.-V.

Daß dies Werk auch für die Deutschkunde Wert hat, beweisen besonders die Abschnitte: Zur Theorie der Wirtschaftsgeschichte, Wirtschaftlicher Charakter der Deutschen, Der technisch-ökonomische Fortschritt in der Geschichte, Nationales Wirtschaften, Nationale Schwäche bei den Deutschen. Es sei besonders den Deutschlehrern empfohlen, die zugleich Geschichte vertreten.

Kania, H.: Staatsbürgerkunde. 3. Aufl. Kart. M. 1,40 × Schlüsselz. z. Z. 250. — **Treuge,** Margarete, Einführung in die Bürgerkunde. 5. Aufl. Allgemeine Ausgabe. Kart. M. 6,— × Schlüsselz. z. Z. 250. B. Ausgabe für Frauenschulen. 5. Aufl. Kart. M. 6,40 × Schlüsselz. z. Z. 250. Leipzig, B. G. Teubner.

Beide brauchbare, bewährte Bücher, das erste mehr auf geschichtliche Verknüpfung, das zweite mehr auf ethische Vertiefung bedacht.

Stutzer, E.: Kleine deutsche Staatskunde. 1. Heft: Zusammenfassende Darstellung. 2. Heft: Gespräche. 3. Aufl. — **Stutzer,** Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Dresden, Ehlermann.

Die Bücher setzen nur die Kenntnisse voraus, wie sie die von der Volksschule Abgehenden haben. Die zusammenfassende Darstellung liest sich gut, die Gespräche sind geschickt gefaßt, hinter allem steht eine ausgeprägte Persönlichkeit.

Schöne Literatur.

Dittmer, Hans: Annenhof. Roman. Leipzig, Quelle u. Meyer. 600,—.

Ein Buch, wie wir es fürs deutsche Haus wünschen. Wieder eine Werdegeschichte: Arbeit und Heimat ihre Sterne, voll freudiger Bejahung aufbauenden Schaffens.

Findeisen, Kurt Arnold: Der Sohn der Wildner. Leipzig, Grethlein u. Co.

Kein Roman. Es ist die Geschichte des heute noch im Munde der Erzgebirgler fortlebenden Wildschützen Karl Stülpner, den Freiheitsdrang und Gerechtigkeitssinn immer weiter von den Menschen wegführen zur Einsamkeit der Natur. Es erfordert großes Geschick, dieses „Schicksal" mit seinem Hin und Her so darzustellen, daß es nicht eintönig wirkt. Daß dies erreicht ist, ist ein großes Lob für die Kunst Findeisens.

Hinrichs, August: Das Nest in der Heide. (Novellenbücherei) Leipzig, Quelle u. Meyer. 400,—.

Ein kräftiges, frohes Buch — trotz des leidvollen Ausgangs. Natur und Menschen in innigstem Verein, Menschen, die durch die Natur frei werden zu starker Liebe. Die Ausstattung der neuen Sammlung ist sehr geschmackvoll.

Gjellerup, Karl: Pastor Mors. (Novellenbücherei) ebenda. 340,—.

Eine seltsame Geschichte ja, voll Humor und Satire, ein Spiel, aber von großer Tiefe, handelt sich's doch um die Frage des Fortlebens nach dem Tode. Gelöst wird sie nicht — wer kann sie lösen —, aber ihre Schwere wird gezeigt und die Hohlheit beliebter Deutungen. So ist's ein nachdenkliches Buch.

Geschichten aus der Geschichte. Von der von uns neulich angezeigten Sammlung liegen an Bänden aus deutscher Geschichte weiter vor: 10: Cüppers, Des Gotenkönigs Alarich Ruhm und Ende. 1: Luise Westkirch, Das Ostermahl zu Grosselo (Friedrich II.). 6—7: H. Lambrecht, Das Uzvögeln der Herzogin Jakobe von Jülich. 4: J. K. Haarhaus, Raketen vom Stephansturm (1683). 24: H. Lambrecht, Die Braut des Bockreiters (18. Jahrh.). 3: F. A. Beyerlein, Kronprinz und Deserteur. Leipzig, Hachmeister u. Thal.

Es sind alles gute, erprobte Darsteller, die sich hier in den Dienst der Geschichte gestellt haben, alle geeint in dem Wunsche, Vergangenes lebendig zu machen und doch jeder nach Sprache und Leidenschaft der Darstellung verschieden — Vergleiche sind reizvoll genug.

Reclams Universal-Bibliothek. 6326: M. O. v. Horn, Ammi, eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochland. 6341: W. v. Scholz, Der Kopf im Fenster (Erzählungen und Gedichte). 6345: Adolf Vögtlin, Frauenschicksale (Novellen). 6347/48: Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums I. 6349: Heinrich Römer, Das tapfere Schneiderlein (Lustiges Märchenspiel). 6350: Anna Hartenstein, Der Geschwisterhof.

Man darf freudig feststellen, daß die Reclamsche Bücherei sich auf die Dauer immer mehr gehoben hat und daß man sich ihr jetzt getrost anvertrauen kann, ohne fürchten zu müssen, auch einmal auf Minderwertiges zu stoßen. Horn und Schwab, altes bewährtes Gut, Römer, echter Märchengeist, Scholz, Erlesenstes, Vögtlin und Hartenstein, klargesehene Bilder aus dem täglichen Leben, das doch seine Tiefen hat.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1923 Jahrgang 37
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Baltenheft

Zum Geleit

Den Balten ist dies Heft zur Hauptsache gewidmet. Es soll zeigen, mit welchem Eifer und welcher Treue im Baltenland alte deutsche Kultur hochgehalten wurde und wird. Es zeigt aber auch, wie die deutschen Brüder dort eifrig am deutschen Werk weiterbauen, in Anlehnung an das, was im Reich geschieht, aber auch in selbständiger, sorglich sichtender Arbeit. So offenbart dieses Heft, welche geistigen Ströme seit Herders Zeiten hinüber und herübergehen. Möchte es helfen, die Verbindung zwischen den Deutschen in Lettland und in der Heimat immer enger zu gestalten!

Inhaltsverzeichnis auf Seite 3 des Umschlages

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und **Friedrich Panzer**

Der laufende Jahrgang erscheint in 4 Heften. Preis für das 2. Vierteljahr M. 1200. Für Mitglieder des „Deutschen Germanisten-Verbandes“ bei Bestellung durch denselben M. 900. Einzelheft M. 1800. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag, da der Postbezug aus technischen Gründen aufgehoben werden mußte.

Argentinien: Peso-Pap. 1.80; Belgien: Fr. 12.—; Brasilien: Milr. 6.—; Bulgarien: Lewa 96.—; Chile: Peso-Pap. 6.—; Dänemark: Kr. 5.40; England: Schill. 5 d 1; Finnland: Marka 30.—; Frankreich: Fr. 12.—; Griechenland: Drach. 24.—; Holland: Fl. 3.—; Japan: Yen 2.40; Italien: Lire 15.—; Jugoslawien: Din. 54.—; Norwegen: Kr. 6.—; Portugal: Milr. 18.—; Rumänien: Lei 120.—; Schweden: Kr. 4.20; Schweiz: Fr. 6.—; Spanien: Pes. 6.—; Tschechoslowakei: Kr. 24.—; Ver. Staaten und Mexiko: Doll. 1.20.

Zur gefl. Beachtung!

Um keine Unterbrechung in der Zustellung der Zeitschrift eintreten zu lassen, wird der Verlag sich erlauben, die für das 2. Vierteljahr 1923 fällig werdenden Bezugsgebühren von

Mark 1200

ab 5. Mai durch Postnachnahme zuzüglich Spesen zu erheben, falls ihm der Betrag bis dahin nicht direkt zugegangen sein sollte.

Leipzig, im April 1923. B. G. Teubner.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Aussprachеübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenschau. 9. Eine Sprechstelle für Lesebuchfragen. 10. Eine Sprechstelle für Neuerscheinungen lyrischer, erzählender, landschaftlicher und mundartlicher Dichtung.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigengrundpreise: Die zweigespaltene Millimeterzeile M. —.36, 1/1 Seite M. 90.—, 1/2 Seite M. 48.—, 1/4 Seite M. 26.—. Teuerungsziffer zurzeit 2000. — **Anzeigenannahme** durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

I. Deutsches Leben im Baltenland.

Zur Charakteristik der Deutschbalten.

Von **Karl Hermann.**

Zwei Vorwürfe sind es, die den Deutschbalten einerseits von den Letten, andrerseits von den Reichsdeutschen immer wieder gemacht werden.

Der lettischerseits erhobene Vorwurf geht dahin, daß die Letten 700 Jahre lang von den Deutschbalten an der Entwicklung ihres Volkes und Landes zu einer freien Nation und zu einem selbständigen Nationalstaat verhindert worden wären.

Gewiß, es ist richtig: die Deutschen sind die Herren im Lande gewesen, von der Zeit der „Aufseglung" Livlands (um 1180) und der Begründung des Ordens (1204) an bis zum Untergang des selbständigen deutschen Ordensstaates Livland (1562); und auch in den darauf folgenden Zeiten der polnischen, schwedischen und russischen Hoheit im Lande sind die Deutschbalten — trotz ihrer numerisch geringen Stärke (heute nur noch 60 000) — die Führenden geblieben, und erst in neuester Zeit hat sich eine nationale Oberschicht aus dem lettischen Volk heraus (heute insgesamt 1 160 000) gebildet. Bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts gingen Letten, die in die höheren Bildungskreise aufrückten, fast durchweg automatisch im Deutschbaltentum auf.

Mithin: wohl hat das Bestehen der deutschen Herrschaft das Niederhalten eines freien lettischen Volkstums zur Folge gehabt. Wie aber, wenn die Deutschen nicht ins Land gekommen, nicht die Herrschaft an sich gerissen hätten? Wäre die Aussicht auf Erhaltung eines selbständigen lettischen Volkstums und eines unabhängigen lettischen Nationalstaates über das Mittelalter und die neuere Zeit hinaus dann gesicherter gewesen?

Es ist ein undankbares und dem Historiker widerstrebendes Unternehmen, nachweisen zu wollen, „was geschehen wäre, wenn nicht usw.". Im gegebenen Falle drängt sich aber der rückblickenden Betrachtung eine solche Fülle von Analogieschlüssen auf, daß der Versuch gewagt sei — trotz der Erkenntnis, daß vollgültige „Beweise" sich nicht erbringen lassen.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Letten um das Jahr 1200. Im Osten der zum Meere drängende Russe; im Süden die erbittertsten Feinde der Letten, die Litauer; im Norden die kriegerischen Esten und im Westen (an der Meeresküste und tief nach Livland hinein siedelnd) die räuberischen Liven (gleich den Esten finnisch-ugrischen Stammes). Ein Kampf aller gegen alle. Feinde ringsum — und eingekeilt zwischen diese die Letten. Von Osten aber mit naturnotwendiger Zielstrebigkeit dem Meere zudrängend der russische Koloß. Schon im Jahre 1030 hatte ein russischer Großfürst an der Stelle des heutigen Dorpat ein russisches Jurjew — vorübergehend — gegründet, und zur Zeit der Eroberung Livlands durch die Deutschen saß im Herzen des heutigen Lettland, in Kokenhusen, ein russischer Fürst! So erklärt sich auch die überraschende Tatsache, daß gerade die Letten sich dem deutschen Eroberer als erste anschlossen.

Hätte der kleine, von Feinden umgebene lettische Volksstamm der mit Naturgewalt zum Meere drängenden russischen Masse wirklich standhalten können? Läßt

sich nicht mit großer Gewißheit annehmen, daß die Letten verschwunden wären, gleichwie die slawische Bevölkerung Mecklenburgs und Pommerns in der Masse der zum Meere drängenden deutschen Bauern aufgegangen ist? Der überlegenen Kriegskunst der deutschen Ritter und dem Rückhalt, den Alt-Livland bei Reich und Papst fand, ist ein Zurückdämmen der russischen Flut allein zu danken. Der Pyrrhussieg Alexander Newskis auf dem Eise des Peipussees (1242) spricht eine beredte Sprache.

Und weiter. Hätten die Letten um 1200 dem russischen Ansturm noch standgehalten, wären sie dann nicht der gesteigerten Expansion des erstarkten Moskowiter Großfürstentums in den Kämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts erlegen? Wer aber damals die Hand auf die baltischen Lande legen wollte, der hatte es mit den Großmächten Polen und Schweden zu tun. Die setzten sich zur Wehr. So sind es denn wiederum Fremde, die — gewiß nicht aus uneigennütziger Absicht — ihre schützende Hand über die baltischen Lande hielten.

Darum: wohl hat die deutsche Herrschaft die Letten an einer freien Entfaltung ihres Volkstums und an der Gründung eines selbständigen lettischen Staates gehindert; gleichzeitig aber wird gerade diese deutsche Herrschaft, die ihre überlegene Macht dem Moskowitertum entgegenstellen konnte, die Letten davor bewahrt haben, dem Schicksal der kleinen Volksstämme, die der Expansion eines großen Nachbarn im Wege stehen, zu verfallen: dem Schicksal eines staatlichen und völkischen Unterganges, eines völligen Aufgehens in der Masse des Eroberervolkes.

Und nun der deutscherseits erhobene Vorwurf. Da heißt es, daß politische Kurzsichtigkeit und nationaler Hochmut die Deutschbalten davon abgehalten hätten, das lettische Volk zu germanisieren. Was in Mecklenburg, in Pommern, in Sachsen und Ostpreußen möglich gewesen — die Entnationalisierung der nichtdeutschen Bevölkerung durch den deutschen Eroberer, das hätten die Balten auch mit den Letten tun können. Dann wären die baltischen Lande — deutsches Land geworden, die Letten in ihrer Gesamtheit wären heute Deutsche — und nationale Gegensätze zwischen Deutschen und Letten gäbe es nicht mehr.

Freilich, eine gewaltsame Germanisierung der Letten hat nie in der Absicht der Deutschbalten gelegen. Es wären auch vergebliche Versuche gewesen. Nach Sachsen und Mecklenburg, nach Pommern und Preußen sind die Deutschen langsam, in geschlossener Masse vorgerückt. Der Ritter, der Kaufmann und — der Bauer, sie alle sind Träger der Kolonisation. Alt-Livland aber ist Überseekolonie! Zwischen dem Mutterlande und Livland lag das feindliche Litauen. „Aufgesegelt" ist Livland worden, und der Seeweg bildete im Mittelalter die Verkehrsstraße. Der mittelalterliche deutsche Bauer ging aber nicht über See; nur der Ritter und Bürger kamen ins Land. Der deutsche Bauer, der Träger der sich erneuernden Volkskraft, der blieb dem baltischen Lande fern. Nie aber ist ein Volk in seiner Gesamtheit durch eine herrschende Oberschicht entnationalisiert worden. Eher ist das Gegenteil der Fall, wie die Geschicke der germanischen Eroberer in Spanien, Italien, Gallien und Rußland beweisen, wo Goten und Langobarden, Franken und Normannen vollkommen in der Masse der Unterworfenen aufgegangen sind. Die Entnationalisierung eines Volkes findet nur durch Blutmischung statt, und eine solche war in den baltischen Landen nicht möglich, wo der deutsche Bauer fehlte, der den lettischen Landbewohner hätte aufsaugen können. — Viel ist vom Balten durch Hochmut ge-

sündigt worden; in die höhere Bildungsschicht aufrückende, zum Deutschtum drängende lettische Elemente sind häufig genug von ihm zurückgestoßen worden; Haß und Mißgunst hat dieser Hochmut gesät. Hochmut und politische Kurzsichtigkeit aber waren es nicht, die eine Germanisierung der Gesamtheit des lettischen Volkes verhindert haben. Dem standen politische, geographische und von der sozialen Struktur des Mittelalters bedingte Faktoren entgegen.

Der Deutschbalte ist der Typus des **Überseekolonisators**, mit all seinen Fehlern und seinen guten Seiten. Sein Herrenbewußtsein und sein — oft übertriebener — Stolz, sein tiefinnerliches, ihn ganz und gar durchdringendes Nationalgefühl, seine beispiellose nationale Zähigkeit und Opferwilligkeit — das alles sind Ausflüsse dieses in 700 Jahren großgezogenen Kolonisatorencharakters.

Baltisches Deutsch.

Von Dr. **Oskar Masing** in Riga.

Die Sprache der im heutigen Lettland und Estland aufgewachsenen Deutschen, das Ergebnis einer ununterbrochenen Entwicklung im Lauf von mehr als 700 Jahren, weicht vielfach von den Gepflogenheiten der Aussprache und Ausdrucksweise ab, die im deutschen Sprachgebiet allgemeine Geltung haben, und wird daher gern als Dialekt oder Mundart bezeichnet. Der Vorzug dieser Bezeichnung liegt in ihrer Popularität und Kürze, der Mangel in ihrer Ungenauigkeit. Nach dem terminologischen Brauch der Gegenwart wird eine Sondersprache nur dann als Mundart bezeichnet, wenn sie von einer geographisch begrenzten, national einheitlichen Gemeinschaft gesprochen wird, deren sozialer Bau sich auf eine bäuerliche Unterschicht gründet.

Wenn man von den wenigen, erst in neuerer Zeit entstandenen deutschen Bauernenklaven unserer baltischen Heimat (Hirschenhof usw.) absieht, ist das Deutsche bei uns immer nur die Sprache einer kulturellen, im besonderen sozialen Oberschicht gewesen; als spezifisch baltisches Deutsch lebt es nur im mündlichen Gebrauch und beschränkt sich in der Schrift auf Dialogpartien baltischer Romane, auf vereinzelte, bewußt oder unbewußt angewandte Provinzialismen in Veröffentlichungen lokalen Charakters, auf Zeitungsinserate und dergleichen, endlich auf den privaten schriftlichen Verkehr. Somit weist unser Provinzialdeutsch im wesentlichen die Merkmale auf, die Kretschmer in seiner „Wortgeographie" für die hochdeutsche Umgangssprache angibt, und kann daher nur als solche bezeichnet werden, mit der Einschränkung, daß ihr Laut- und Formenbestand, ihre Syntax und ihr Wortschatz eine immerhin deutlich erkennbare mundartliche Färbung trägt. Von dieser Sonderfärbung soll zunächst die Rede sein.

Man hört oft die Ansicht äußern, die Aussprache dieses oder jenes Einzellauts (g als Reibelaut vor palatalen Vokalen; Zungen-r), der Gebrauch dieser oder jener Einzelworte, dieser oder jener einzelnen syntaktischen Form oder stilistischen Wendung sei die kennzeichnende Eigentümlichkeit, das Schiboleth, das unser Deutsch von der im Deutschen Reich, in Österreich und in der Schweiz üblichen Sprechweise unterscheidet. Das trifft nicht zu. Behauptungen solcher Art erheben Nebensächliches zum Range von Ausschlaggebendem. Das Entscheidende sind in Wirklichkeit ganze Erscheinungskomplexe, und ihre Elemente liegen zum Teil dort, wo man sie nicht zu suchen gewohnt ist.

Thomas Mann, vielleicht der sorgfältigste und zuverlässigste Beobachter sinnenfälliger menschlicher Lebensäußerungen unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart, läßt in seinen „Buddenbrooks" in lübischer Umgebung einen schwäbischen Pfarrer, eine ostpreußische Wirtschaftsmamsell, einen bayrischen Hopfenhändler und endlich auch einen Pastor aus Riga (der, beiläufig bemerkt, keine Blüte am Baum der

Menschheit ist) handelnd und redend auftreten. Die Sprechweise unseres Landsmannes charakterisiert er als „drollig hüpfend". Das Kennzeichen „hüpfend" wird als objektiv, das Urteil „drollig" vielleicht als subjektiv richtig gelten können.

Wie kommt der Eindruck des Hüpfenden zustande? Gemeingermanisch ist die Tendenz, die Stammsilbe als wesentliche Bedeutungsträgerin nachdrücklich zu betonen. Die Sprache der baltischen Deutschen geht in dieser Hinsicht bis an die Grenze des Möglichen und bedient sich hierzu ziemlich aller verwendbaren lautlichen, grammatischen und stilistischen Mittel. Innerhalb des gesprochenen Satzes ist der Unterschied der Druckstärke zwischen betonten Silben und ihren Nachbarsilben auffallend groß, so groß, daß die Vokale der letzteren unter Umständen völlig schwinden. „Grütze, Pappe, Haue" verlieren das Schluß-e (in Kurland auch „Mütze" und „Brücke"). Auch konsonantische Elemente schwachtöniger Silben gehen verloren (orntlich; ets = etwas), ja, ganze Silben (Suprindent, Heildreikönig). Die betonte Silbe verliert nach langem Vokal auslautendes g: „Schlā ihn tot, lē weg, sā doch, zei mal her!" usw.

Dazu kommt der Umstand, daß im Gegensatz zu den Aussprachegewohnheiten aller sonstigen Angehörigen der großen deutschen Sprachgemeinschaft die geschriebenen Doppelkonsonanten (sowie die durch ck, tz, ng, sch, ch bezeichneten Laute) tatsächlich geminiert gesprochen werden, daß also zwischen Vokalen nach kurzem Vokal das Maximum der Druckstärke in den Konsonanten verlegt wird wie im Italienischen: Hammer (vgl. it. mamma), Fut-ter (vgl. frutti), Ek-ke (vgl. ecco) usw.

Ferner werden die Verschlußlaute p, t, k, b, d, g mit solcher Energie gebildet, daß sich zum normalen Explosionsgeräusch eine Art spiritus asper gesellt, daß also Aspiraten entstehen wie im Indischen oder im Englischen der Iren. Einer meiner Landsleute, der im Jahre 1920 im Rheinland als Lehrer tätig war, erzählte mir, daß in den Diktatheften seiner Schüler die Worte „kalt, Pein, toll" in der Regel „khalt, Phein, tholl" geschrieben waren, während sie in zu Hause angefertigten schriftlichen Arbeiten orthographisch einwandfrei zu erscheinen pflegten.

Kommt zu diesen für die Deutschbalten als normal zu bezeichnenden Betonungsgewohnheiten noch Steigerung des Affekts, so können sehr auffällige Akzentverschiebungen eintreten: „Beinah hätte ich den Hasen verpudelt", „Tàusendé hat er verdient", „ein jàmmervóller Kerl!" „Ùnd nu fángt er an zu laufen" usw.

Ein zweites Mittel im Dienst der Nachdruckstendenz ist die Tonhöhendifferenzierung. Die Stammsilbe des im Satz dominierenden Wortes, das den größten Mitteilungswert enthält, wird von ihren Nachbarsilben nicht nur durch dynamische, sondern auch durch auffallend große Tonhöhenintervalle abgegrenzt, durch Terzen, Quarten, unter Umständen sogar Oktaven. Für ein reichsdeutsches Ohr ergibt sich daraus notwendigerweise der Eindruck des „Hüpfenden", der endlich noch durch besondere Tondauerverhältnisse verstärkt wird. Das Sprechtempo der Deutschbalten ist ungleichmäßig: Nebensilben werden schnell gesprochen, auf betonten Silben verweilt der Ton lange, überlange.

Die bisher angeführten Eigenheiten hinsichtlich der Tonstärke, -höhe und -dauer summieren sich zur Gesamtwirkung überstarken, emphatischen Nachdrucks. Wollte man den Satz, den jener baltische Pastor in den „Buddenbrooks" gleich bei seinem Auftreten spricht („Erbarmen Sie sich, Frau Konsulin! Welch einen Schatz und Gottessegen besitzen Sie an Ihrer Tochter Klara! Das ist wohl ein herrliches Kind!"), graphisch illustrieren, so würde sich etwas wie die Kontur einer Stromschnelle ergeben, während das Bild eines von einem deutschen Nichtbalten gesprochenen Satzes sich eher wie die leicht gewellte Umrißlinie der Oberfläche eines ruhig und gleichmäßig dahinfließenden Stromes ausnehmen müßte. Während meiner Leipziger

Studentenzeit pflegten Fakultäts- und Seminargenossen, wenn sie in freundlicher Neckerei meine Sprechweise parodieren wollten, irgendeine angeblich oder wirklich von mir getane Äußerung nach einer wildbewegten Satzmelodie zu singen, mit der sie, wie das ja im Wesen der Karikatur liegt, bei aller Übertreibung die Sonderart des Dargestellten in ihren Hauptzügen trafen.

Der Charakter des Emphatischen wird nicht nur durch den Klang, sondern auch durch den Inhalt der Rede bewirkt, und zwar durch die Fülle der Steigerungswörter, die sich oft der Hyperbel nähern (eine namenlos lederne Gesellschaft, ein wahnsinnig netter Kerl, eine wüst anständige Gesinnung, eine scheußlich teure Sache usw.), durch den häufigen Gebrauch des Wortes „wohl" als Verstärkungspartikel („Es war gestern wohl sehr nett bei euch" bedeutet im Munde eines Deutschbalten nicht etwa eine Frage, sondern ein aus tiefster Überzeugung gesprochenes Urteil; vgl. den zitierten Satz aus den „Buddenbrooks"!), durch verstärkende Komponenten in der Wortzusammensetzung (sperrbreit offen, pfützendnaß, knallrot, dreidammlig), durch Wiederholung von Präpositionen, bewirkt durch Hinzufügen bedeutungsgleicher Adverbien zum Verb, z. B.: „Er ging aus dem Haus hinaus, er steckte das Messer in die Tasche hinein, komm mit mir mit" usw., durch Wortgemination („Ich habe mich wirklich sehr, sehr gefreut," „ein ganz, ganz klein bißchen," „wart, wart, ich komm gleich", „geh nu, geh!" als Antwort auf übertreibende oder sonst nicht ernst zu nehmende Mitteilungen), durch interjektionale Wörter, die eigentlich starke Affekte ausdrücken, von Deutschbalten aber auch in Situationen gebraucht werden, in denen es sich um minder heftige seelische Bewegtheit handelt („Pfui nein!" „Pfui" drückt hier meist nicht Abscheu aus, sondern dient als bloße Verstärkung der Negation. „Hotz (tausend), wie nett!" usw.). In diesem Zusammenhange sei auch des beständig wiederkehrenden Ausrufs „Erbarmung!" bzw. „Erbarm dich!" der Südliv- und Kurländer gedacht („Erbarm dich, ist das Kind gewachsen!" Vgl. den zitierten Satz aus den „Buddenbrooks"), ebenso der vielen, meist der Studentensprache entnommenen Kraftworte („wegschmeißen" für „wegwerfen", „zerknallen" für „zerbrechen", „verfeuern" für „verderben" usw.).

In allen hier aufgezählten Fällen besteht ein gewisses Mißverhältnis zwischen dem Kraftaufwand der Rede und der Wucht und Wichtigkeit des seelischen Erlebens: der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist getan, und Thomas Manns Charakterisierung „drollig" stimmt. Sie stimmt, aber sie ist einseitig. Gelegentlicher, sogar häufiger Mißbrauch eines Mittels darf nicht vergessen machen, daß dasselbe Mittel, wenn es richtig angewandt wird, wertvoll sein kann. Wenn auch zugegeben werden muß, daß das baltische Deutsch in gewissem Sinne der Sprache des Sturmes und Dranges im 18. Jahrhundert nahekommt, die den Priestern der Charitinnen ein Ärgernis und den Aufklärern eine Torheit war, so sind Maßlosigkeit und Kraftüberschwang immerhin noch erträglicher als kraftlose Zierlichkeit und farblose Korrektheit.

Der Vergleich mit dem Sturm und Drang gewährt übrigens noch eine weitere Möglichkeit der Charakterisierung. Unsere Gäste aus dem Deutschen Reich haben es in den letzten Jahren immer wieder betont, daß die kulturellen und sprachlichen Gewohnheiten unserer Heimat- und Stammesgenossen sie an längst verschollene Zeiten mahnten, da der Großvater die Großmutter nahm, daß sie abseitig, altmodisch, aber anheimelnd wirkten. In Goethes „Getreuem Eckart" heißt es: „Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht, So horchet und folget ihm pünktlich." Der Ausdruck „Aldermann" lebt noch heute, wenn auch in etwas veränderter Form, in unserer Umgangssprache: daß die St. Marien- (Kaufmanns-) wie die St. Johannis- (Handwerker-)gilde ihren Ältermann hat, weiß jedes

Kind in Riga, und der „Fuchsmajor" einer Studentenverbindung heißt noch gegenwärtig „Oldermann". In unserem baltischen Deutsch waltet noch etwas vom Geist eines Aldermanns, eines Eckart, der Ältestes mit Treue bewahrt. Ein flüchtiges Blättern in Götzes „Frühnhd. Glossar" bestätigt dies: besemer (Schnellwage), durchschlag (Küchensieb), egge (Salband), fadem (Maß der ausgestreckten Arme), gerechtikeit (Gerechtsame), glum (schlammig), gnaz (Schorf, Ausschlag), gropen (eiserner Kochtopf), grand (Kies), juppe (Jacke), knaust (Knorren; livl. knūst „Brotende"), krause (Trinkgefäß), liebkauf (Trunk zur Bekräftigung eines Kaufgeschäfts; in der nd. Form līkop in Lemsal gebräuchlich), lispfund (livländisches Pfund = 20 russ. Pfund), nachspicker (Nachdrucker; in der Schülersprache spicken = unerlaubterweise abschreiben), pudeln (Fehler machen; deutschbalt. = fehlschießen), raute (Glasfenster), reff (Gerippe), schwinderling (Ohrfeige; deutschbalt. = Schlag), speidel (Keil; deutschbalt. spēdel = keilförmiges Stück Zeug), spring (Quelle), überlei (übrig) — alle diese alten Worte (und noch viele andere) leben noch heute fort, wenn auch manchmal in leicht veränderter Form und Bedeutung. Altertümlich ist das Weglassen der Endung im Nominativ und Akkusativ des Adj. neutr. vor nachfolgendem Substantiv: „Er haut wie auf kalt Eisen"; „kochend Wasser", „englisch Gewürz" (= Pimentpfeffer) usw., oder die Satzeinleitung „Gott gebe" im Sinne von „gleichgültig ob".

Im schon oft erwähnten Roman von Th. Mann heißt es einmal: „Der Konsul hatte ... einen Auftritt mit seinem Vater zu bestehen gehabt, bei dem der alte Herr fast nur französisch und plattdeutsch sprach." Der niederdeutsche wie der französische Einschlag ist auch für die Sprache der baltischen Hansastädte, ja, für die deutsch-baltische Sprache überhaupt bezeichnend; der eine stammt noch aus der Zeit, da Burkard Waldis sein Spiel vom „Verlorenen Sohn" in Riga aufführen ließ, der andere aus den Tagen des Rokoko; die Farbe der Vergangenheit tragen beide. Den Satz „Ich habe Sie mit diesem Briewe nicht ennuyieren wollen", den in den „Buddenbrooks" ein Lübecker im Jahre 1835 spricht, könnte auch ein älterer baltischer Landedelmann 1918 gesprochen haben. Das Niederdeutsche soll hier aus mehr als einem Grunde den Vortritt haben. Niederdeutsch ist die Vorliebe unseres Heimatidioms für Doppelmedien: sich kabbeln (sich zanken), schwabbeln (schwatzen), bebbern (beben), knibbern (von Nagebewegungen mit Zähnen und Fingern gebraucht), kladderig (es geht mir kl. = es geht mir miserabel), vermaddern (verderben), fludderig (oberflächlich), kodderig (jämmerlich, eigentlich lumpig), vermiggert (verkümmert) usw.; der Ersatz der Tenuis durch Media in den Ausdrücken „Drab, doll, Deiwel, vom Blade spielen", das Stimmhaftwerden des f in „Briewe (s. o.), auf dem Howe", der Ersatz der Media durch Tenuis in „kucken, Puckel", der Übergang von f zu ch in „Schächtenstiefel, Lucht (= Fensteröffnung)", der Gebrauch des d in „Längde, Högde, Nägde", die Vokaldehnung vor geschriebenem ck in gewissen Familiennamen (Stāckelberg, Brāckmann, Broecker, Bēckmann). Niederdeutsch ist ein großer, man darf wohl sagen, der größte Teil unseres Wortschatzes. Eine kleine Auslese: barsch (im Sinne von „ranzig": barscher Käse), Borch (Eber), Borke (Rinde), brasseln (ringen), Dacht (für „Docht" in der Redensart „Dachte sind keine Lichte", die man Kindern gegenüber anwendet, wenn sie ihr Tun durch die Formel „Ja, ich dachte ..." zu entschuldigen suchen), Drank (in Riga und Kurland für „Kehricht"), Kaffeedick (ebenda für „Kaffeesatz"), Fisematenten (schon bei B. Waldis „visipatenten"), Gössel (junge Gänse), glūpen (stier blicken), Hacken (Ferse, Absatz), Hēster (Elster), hendig und wendig (beweglich, geschickt), Hūbel (bei Handwerkern für „Hobel"), Blutigel (für Blutegel), Kalkuhn (Truthahn), Kaff (Streu), Kiffe (baufällige Hütte), Knuppchen (Bündel), Koppchen

(Obertasse), Korste (Brotrinde), Krollhaar (Roßhaar), kregel (munter), Krug (Schenke), Kumme (Schale), Kuhlengräber (in Riga = Totengräber), krunkelig (runzlig), Pattweg (schmaler Fußpfad, Feldweg; Hermann Löns braucht das Wort, und sogar bei den Transvaalburen soll es, wie eine Landsmännin aus Nylstroom schreibt, üblich sein), Plāte (Kuchenblech), Prätchen (Anekdote), quienen (verkümmern), Sāgspōn (für „Sägespäne" in Handwerkerkreisen gebräuchlich), Schlēf (Vorlegelöffel), Want, Wadmal (hausgewebtes Zeug), Timpweck (vierzipfeliges Gebäck), Zieschen (Würstchen, Saucischen; vgl. Schumann „Wortschatz von Lübeck"). Niederdeutsch sind Wendungen wie „bei eins (= mit einem Mal); für alt kaufen; was (statt „worüber") lachst du? ich friere (für „mich friert"); du kannst (= darfst) gehen" usw.

Noch erhalten, wenn auch schon hier und da im Verklingen, ist das Großvaterfranzösisch in folgenden Ausdrücken: Affiche (Anzeigenzettel), Billet-doux, Belétage, Bredouille, ennuyieren und ennuyiant (s. o.), Entrée (für und neben „Vorzimmer"), Etage, à la glace (Speiseeis), kusch! (= couche! im Sinne von „still!", „aufgepaßt!", „wart' mal!"), Marquise (Leinendach zum Schutz der Fenster vor der Sonnenglut), ein Penchant haben (Neigung, Hang), Plate-ménage (Gestell für Senf-, Essig- und Ölgefäße), Plein-pouvoir, pónceau-rot, Portiere (Vorhang), Rouleaux (Rollgardine), soigniert, specifique (originell), Souterrain usw.[1]) Halbfranzösisch muten die vielen Verbalbildungen auf -ieren an wie z. B. „alberieren, fingerieren, narrieren, schneiderieren, schneeballieren". Französiert werden die Namen „Don Quijote" und „Don Juan" gesprochen (mit nasaliertem o in „Don" und a in „Juan", mit š für j in „Quijote" und ž für j in „Juan"), ebenso das Wort „Tapezier" (= tăpsīr bzw. tăpsīrer).

Altes Kultur- und Sprachgut birgt sich auch in den vielen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, von denen ein Teil unverkennbar baltisches Gepräge zeigt, z. B.: „Livland — Blivland. — In der Wiek, da sind die Leute rīk; Wierland — Bierland; in Harrien wohnen die Kargen (bezieht sich auf Landesteile Estlands).— Ein Livländer von rechter Art Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt, Und nach St. Johann Zieht er ihn wieder an. — Ein rig'sches Kind tut Gott nur loben, Weil er das Meer so nah herangeschoben. — Er ist wie der Piltensche Bürgermeister (d. h. er will es allen recht machen). — Deine Uhr geht nach dem Piltenschen Besmer (oder „nach dem Monde", d. h. falsch). — Wer nicht wagt, kommt nicht nach Werro (Stabreim!).—Lokale Färbung tragen auch Redensarten wie: „Einen Topf mit Schmant ausgießen (= sein Glück verscherzen). — Topfchen spricht von Grapchen (= Tiegel), und sie sind alle beide schwarz. — Leg' die Kanne weg und nimm das Stof (zurechtweisende Antwort, wenn ein Kind behauptet: „Ich kann aber nicht . . .!" — Stof ist ein landesübliches Hohlmaß). — Dünnbier, gär nicht! (Zurechtweisung, wenn ein Kind prahlt). — Großtun, dicktun — Bruder, leih mir'n Ferding! (Ferding = kupferne Scheidemünze in Riga und Kurland; vgl. engl. farthing). — N. N. hat den Löffel in die Grütze gesteckt (= er ist gestorben, hat das Essen aufgegeben)" usw. An vergangene Zeiten mahnen Wendungen wie „Er ist flüchtig wie Haarpuder, weitläuftig wie die spanische See, eigensinnig wie ein russisches Pferd" usw.

Bei aller Pietät gegenüber dem Erbe der Urväter steht unser Heimatdeutsch doch

---

1) Entlehnungen aus anderen Sprachen, dem Russischen, Lettischen, Estnischen, Schwedischen, Polnischen usw., sind verhältnismäßig wenig zahlreich. Die russischen Fremd- und Lehnworte beschränken sich vorzugsweise auf Ausdrücke aus dem Gebiete des Beamtenwesens, auf Benennungen der Teile des Pferdegeschirrs und sonstiger Elemente aus der Welt des Stalles, endlich auf Namen für gewisse Handelsartikel, Münzen, Maße, Gewichte, Kleidungsstücke, Speisen und Getränke, da während der Russenzeit die Vertreter der landfremden herrschenden Nation meist als Beamte, Kutscher und Händler im Baltikum tätig gewesen sind.

nicht so weit im Banne der Vergangenheit, daß ihm alle sprachbildende Kraft erlahmt wäre: das beweisen neben vielen sonstigen Neubildungen die außerordentlich häufigen präpositionalen Zusammensetzungen. Sallmann verzeichnet in seinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland" (Reval 1880 S. 85ff.) allein über 140 Verbalkomposita mit „auf-", deren Zahl sich noch um ein beträchtliches vermehren ließe, wenn man die auf diesem Gebiet fast unerschöpflich produktive Studentensprache genauer durchmustern wollte. All dies neugewonnene Sprachgut ist in seinem Entstehen durch örtliche Bedürfnisse bedingt und in seiner Geltung auf ein enges Gebiet beschränkt, wodurch dem Charakter abseitiger Eigenart, von dem oben die Rede war, ein weiterer Wesenszug eingefügt wird.

Früh schon ist man bei uns zulande auf die Eigenart heimischer Redeweise aufmerksam geworden und hat sich bemüht, das Abweichende festzustellen und zu deuten, doch sind diese Bemühungen, soweit der Lautstand in Frage kommt, durchweg unzulänglich geblieben: statt planmäßig und exakt ausgeführter Beobachtungen haben sie in der Regel aphoristische Werturteile mit lokalpatriotischer, ästhetisierender oder rationalisierender Tendenz gezeitigt. Heutzutage wissen wir, daß einwandfreies Fixieren des Lautmaterials und zutreffende Deutung des Gefundenen Aufgaben sind, deren Schwierigkeiten nur ein Fachmann zu erkennen und zu überwinden vermag. Einen solchen Fachmann haben wir in der Person des Herrn Dr. Konrad Hentrich gewonnen, der in Hamburg und Köln auf dem Gebiet der Experimentalphonetik tätig gewesen ist und gegenwärtig den Lehrstuhl für germanische Sprachwissenschaft im Herderinstitut zu Riga inne hat. Hoffentlich ist seiner Forscherarbeit der Erfolg beschieden, Aufschluß über die Natur, den Verlauf und die Zusammenhänge der lautlichen Prozesse in der deutschen Umgangssprache unserer Heimat zu schaffen.

Was den Wortschatz unserer Stammesgemeinschaft betrifft, so verdanken wir dem Erkenntnisstreben und dem Sammeleifer baltischer Landsleute eine stattliche Reihe wirklich positiver Arbeiten, die mit einer Abhandlung des rigischen Domschulrektors J. G. Lindner (eines Freundes Hamanns) aus dem Jahre 1759 beginnt und ihre Höchstleistung nach Umfang und Inhalt im groß angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Wörterschatz der deutschen Sprache in Livland" des Dr. med. W. v. Gutzeit (4 Bde., Riga 1864ff.) erreicht. Wertvolle Monographien und Wörtersammlungen sind auch in neuerer Zeit erschienen, so z. B. drei Studien von Dr. K. Sallmann, welche „die deutsche Mundart in Estland" zum Gegenstand haben (1873—80), eine Abhandlung von Eduard Eckhardt, „Die deutsche Sprache in den Ostseeprovinzen" (1896) und eine vom Oberlehrer Max Böhm „Dorpater Studentendeutsch" (1904). Aber einmal sind alle diese Publikationen entweder völlig vergriffen oder doch nur sehr schwer erhältlich, und dann stellt die an sich durchaus stattliche Summe des bisher Gesammelten und Gesichteten immerhin nur einen Bruchteil des großen Gesamtmaterials dar, der dringend nach Ergänzung verlangt. Außerdem hat die Mundartenforschung in den letzten Jahrzehnten neue Ziele gefunden, denen auch wir unsere Blicke zuwenden müssen, und neue Wege gebahnt, die auch wir zu gehen verpflichtet sind.

Die vielhundertjährige Leidensgeschichte unseres Heimatlandes hat uns als Gewinn die Erkenntnis gebracht, daß einzig in unserem Volkstum, wie es in Glaube, Brauch und Sprache seinen Ausdruck gefunden hat, die Wurzeln unserer Lebenskräfte Halt und Nahrung finden können. Wir dürfen uns also nicht mit dem bloßen Bewußtsein dessen begnügen, daß uns vergangene Generationen die Erträge ihrer Lebensarbeit vererbt haben, sondern wir müssen immer wieder erwerben, um zu besitzen. Auf Grund dieser Erwägungen hat im April 1921 die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde" zu Riga, einer Anregung ihres Nestors, des Herausgebers der „Liv-

ländischen Güterurkunden" Dr. Hermann v. Bruiningk, folgend, mehrere ihrer Mitglieder mit dem Sammeln von Material zu einem künftigen „Deutsch-baltischen Dialektwörterbuch" (zur Wahl des Titels s. o.) betraut. Einem Bericht über die Ergebnisse dieser Arbeit („Rigasche Rundschau" vom 10. Februar 1922) entnehme ich folgendes: „Das wünschenswerte enge Zusammenarbeiten mit dem bei der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft" in Dorpat[1]) bestehenden Wörterbuchausschuß ließ sich leider nicht durchführen. Die immerhin ... mangelhafte Überbrückung der räumlichen Trennung durch beständigen Briefwechsel hätte eine allzu zeitraubende Korrespondenzmenge und unerschwingliche Portozahlungen erfordert. So mußten wir uns denn entschließen, zunächst „getrennt zu marschieren, aber dank dem Umstande, daß in unserem Ausschuß Riga und Südlivland durch drei Mitglieder, Nordlivland durch zwei Mitglieder vertreten waren, ließ sich den Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs hüben und drüben Rechnung tragen".

Für die Arbeit unseres Wörterbuchausschusses und seiner durch einen Aufruf in der „Rigaer Rundschau" sowie durch sonstige Werbemittel gewonnenen freiwilligen Mitarbeiter gelten im allgemeinen die Grundsätze, die in der „Anleitung zur Sammlung des Stoffes für ein Thüringisches Wörterbuch" formuliert sind. Unsere alphabetisch geordnete Zettelsammlung umfaßt gegenwärtig über 7000 Nummern, und dazu kommt noch eine ansehnliche Menge von Einsendungen, die Kinderlieder, Abzählreime und sonstiges volkskundliche Material enthalten. In Anbetracht der unerschwinglichen Papierpreise und schwindelerregend hohen Druckkosten muß die „Gesellschaft f. G. u. A." von der Herausgabe der Ergebnisse ihrer Arbeit in Buchform für die nächste Zukunft absehen; hat sie doch schon die Veröffentlichung ihrer Sitzungsberichte einstellen müssen, die früher alljährlich im Druck zu erscheinen pflegten. Auch die Werbetätigkeit des Wörterbuchausschusses wird durch die wirtschaftlichen Nöte der Zeit in unerfreulichster Weise behindert. Indessen ist wenigstens Aussicht vorhanden, daß die örtliche deutsche Presse dann und wann Notizen über unser Tun und seine Ergebnisse bringen wird. Einstweilen behelfen wir uns, so gut wir können, und erkennen dankbar die Mitteilungsfreudigkeit derjenigen unserer Landsleute an, zu denen die Kunde von unserem Unternehmen gedrungen ist, sowie die freundliche Hilfsbereitschaft der Marburger Wörterbuchzentrale und ihres Vertreters, des Herrn Prof. Dr. F. Wrede, die uns durch Zusendung von Druckschriften (Fragebogen usw.) Anregung und Belehrung gewährten.

Als Beispiel dafür, wie wir uns zunächst die Verwertung der eingelaufenen Beiträge denken, mag der hier folgende kleine Aufsatz dienen; er deckt sich im wesentlichen mit dem Text eines Vortrages, den ich in der 815. Sitzung der „Gesellschaft f. G. u. A." zu Riga am 27. September 1922 gehalten habe.

Aus der Arbeit am Deutschbaltischen Dialektwörterbuch.

Von Dr. O. Masing in Riga.

Gartengewächse.

I. Zierpflanzen.

Für Convallaria majalis scheint sich heutzutage der schriftdeutsche Name Maiglöckchen (aber nicht Maiblume) durchzusetzen, wohl nicht ohne Einwirkung der Schullesebücher sowie der Terminologie deutscher Parfümfabrikanten (Lohse usw.), doch ist das Wort Liljenkomfaljen unserer zwanglosen Umgangssprache noch nicht fremd geworden. Colmar Schumann verzeichnet in seinem „Wortschatz von Lübeck" (Straßburg, Trübner, 1907,

1) Unsere Schwesterstadt liegt ja seit der Gründung der Republik „Eesti" im Ausland.

S. 6) „Lilljekonfallj Maiblume", und der Maler-Dichter Karl Fröhlich hat 1858 ein Büchlein herausgegeben, betitelt „Lilgen Konfallgen, Plattdütsche Rimels und swarte Biller". Daß der zweite Komponent unseres Vulgärnamens in irgendwelchen Beziehungen zum wissenschaftlichen Namen der Pflanze steht, ist klar, aber um eine unmittelbare Ableitung kann es sich nicht handeln: wo ist die Endung -aria geblieben? Der Niederdeutsche pflegt griechisch-lateinische betonte Endungen sehr schonend zu behandeln: Bartholomäus wird im Gebiet des Niederdeutschen zu Mewes, Andreas zu Drewes, während die entsprechenden Umformungen in Süddeutschland Barthel und Andres lauten. Und woher stammen die „Lilien"? Eine Antwort gibt das „Vorauer Marienlob" 5, 9ff. (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler 1864): „Mariâ, Mariâ, edeliu liebiu frouwa, von dirst geborn lilium, bluome convallium, der diumuote êre, Crist, got unser hêrre, und ähnlich die Mahnrede vom Glauben" des „armen Hartmann" 713 „di gebar daz scône lilium, daz dâ heizet convallium". Beide Stellen gehen auf den Vulgatatext des Hohenliedes II, 1 zurück: „Ego flos campi et lilium convallium", von Luther frei verdeutscht: „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Tal". Übrigens wird in volkstümlichen Neckritornellen die fromme Bezeichnung in recht profane Zusammenhänge gebracht: „Liljenkomfaljen, Mädchen (Variante: Studenten) sind Canaillen" (Livland) oder „Liljenkomfaljen, Dein Bruder hängt am Galgen" (Kurland).

Bellis perennis heißt bei uns Marienblümchen (weder Maßlieb noch Gänseblümchen), wie bei Fritz Reuter in der „Stromtid".

Nur noch selten hört man in Riga die Bezeichnung Martiniblume für die Federaster, die heute durch das modische Chrysanthemum aus den Gärten verdrängt wird.

Erhalten hat sich dagegen noch der Name Pojenge für die leuchtendrote Päonie (die Bezeichnungen Gichtrose und Pfingstrose sind bei uns nicht gebräuchlich). Schon 1688 empfiehlt Salomon Gubert in seinem in Riga erschienenen „Stratagema oeconomicum oder Akter-Student" Poenniensamen als Zutat zum Bier. Die Namensform ist, wie man sieht, durch Umstellung der Vokale und Einstellung eines offenbar bequemen palatalen Übergangslautes entstanden; ähnlich spricht man noch heute scherzweise Pojengte für Pointe (eines Witzes), und die Mitauer Schneiderinnen nennen den letzten Stich einer Näharbeit den „letzten Pojeng" (frz. le dernier point). Beliebt ist der Vergleich: „Er wurde rot wie eine Pojenge", und auch der Westpreuße Rudolf Reichenau braucht in seinem Buch „Aus unsern vier Wänden" (Leipzig, Grunow, 1909, S. 97) die Redensart „rot wie eine Päonie". In Joseph Kürschners „Universal-Konversationslexikon" findet sich übrigens zu Paeonia die Nebenform Putenje.

Die Immortellen heißen bei uns ebenso wie im Lübischen (Schumann a. a. O.) Strohblumen.

Die Bezeichnung Studentenblume, die auch dem Märker Fontane („Der Stechlin") geläufig ist, kommt eigentlich nur der Tagetes patula zu, wird aber auch oft für die ähnlich aussehende Calendula gebraucht, die Ringelblume, die hier und da (Riga; Kurland) Kringelblume genannt wird. Kringel hört man, wie schon Hupel in seinem „Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Estland" (Riga, Hartknoch, 1795, S. 128) meldet, nicht nur allgemein für Bretzel, sondern auch gelegentlich für Kreis oder Ringel (Schumann a. a. O. S. 74 Kring = Ring, Kranz). Über die Sitte, Butter mit „Kalendelblumen" gelb zu färben, berichtet der 1677—1680 in Kurland weilende, später berühmt gewordene Arzt Rosinus Lentilius.

Studentenblom sagt man — nach einem Fragebogen des Hamburger Wörterbuchs zu urteilen — in Hamburg für Syringa vulgaris, daneben aber auch Siren (Sirene auch in Lübeck; Schumann a. a. O.). Im Baltikum und (Kretschmer, „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache", Göttingen 1915, S. 202) in Harburg, Fulda, Marburg heißt die Pflanze Zirene, im übrigen deutschen Sprachgebiet meist Flieder. Auf Grund einer Notiz Stielers vom Jahre 1691 „Blaue Blüte, alias Zirenen, welscher Holunder, flos Cyrenaicus" vermutet Kretschmer a. a. O., daß der Name Zirene auf die südliche Abkunft des Flieders hinweist. — Die normale Zirenenblüte hat vier Blättchen; das Aufsuchen von fünf- und mehrblättrigen Exemplaren wird im Baltikum als Glücksuchen bezeichnet. Die

gefundene Blüte (Glück mit fünf usw. Blättern) muß unbedingt verzehrt werden, wenn sie ihre Kraft bewähren soll. — Die beiden heute üblichen Bezeichnungen für die Farbenmischung aus Blau und Rot (im Frühnhd. braucht man dafür das Wort braun) sind von Blumennamen, und zwar von französischen, während der Alamodezeit entlehnten, hergeleitet: violett vom Veilchen, lila von der Zirene (frz. lilas). In der zwanglosen Umgangssprache der Deutschbalten hat sich das Wort lila (gesprochen lilla) durchgesetzt, während die gewähltere offizielle Sprechweise den Ausdruck violett vorzieht. Das Wort lila hat in unserem Sprachgebrauch einen Nebensinn: es handelt sich um eine Mischfarbe, das Ergebnis eines Kompromisses, und so wird die Bezeichnung dafür auch auf den Charakter eines Menschen angewandt, der nicht Farbe bekennt, der aus Opportunitätsrücksichten weder ein aufrichtiges Ja noch ein herzhaftes Nein zu sagen wagt („Nicht riecht er, nicht stinkt er" sagt eine kräftige heimische Redensart von einem solchen Wesen), schließlich auf alles, was unbestimmt und flau ist. In dörptschen Studentenkreisen war das Wort auch zu einer Art Synonymon von blau in der Bedeutung extravagant (blau machen, blau geben; vgl. blauer Montag) geworden, und man sprach von lila lassen = Orgien feiern, lila piddu = Fest, bei dem es hoch und gleichzeitig wenig fein hergeht (estnisch pidu = Fest).

II. Nutzpflanzen.

a) Obst.

Außer den Apfelsorten, deren Namen gemeindeutsch sind (Gravensteiner, Borsdorfer usw.), gibt es eine Fülle anderer Arten, die außerhalb unserer Heimat unbekannt sind oder anders genannt werden: Birnenäpfel (süße, mehlige, rotbackige Sommeräpfel), Zikatäpfel (eine kurische Sommerapfelspezialität; Th. H. Pantenius braucht das Wort einmal in seinem Roman „Wilhelm Wolfschild" gleichnisweise für einen frühreifen, etwas schwächlichen Knaben), Zitronen-, Zucker-, Rosen- und Milchäpfel, Lehmäpfel, auch Serinka (russ. sery grau; stimmloses s) genannt wegen ihrer eigentümlich grauroten Lehmfarbe, Zwiebel- und Paradiesäpfelchen, Hasenköpfe, Schafs- oder Judennasen, Suislepper (nach dem Gute Suislep in Nordlivland), Moskowiter, Antonowka und wohl noch viele andere. Die russischen oder auf Rußland hindeutenden Namen (Serinka, Antonowka; Moskowiter) erklären sich durch die Tatsache, daß der Verkauf und Import von Äpfeln vielfach von landfremden Russen betrieben wurde; der Apfelrusse war ein in der Vorkriegszeit allgemein üblicher Gattungsname.

Als klare oder Kläräpfel (auch das Adj. grünklar wird in diesem Zusammenhang gebraucht) bezeichnet man solche Exemplare, die im Zustand der Vollreife das Kernhaus, oder wie man in Kurland und hier und da auch in Livland sagt, den Herzpohl (Schumann a. a. O. Hartpoll Kohlherz) durchschimmern lassen.

Die Birne gedeiht besonders gut in Kurland; da gibt es die berühmte Bauskesche Butterbirne und die aromatische Kaneelbirne, die aber, reif abgepflückt, nicht lange liegen darf, da sie leicht mölsch, d. h. weich, braun und unschmackhaft wird (vgl. Weigand, „Deutsches Wörterbuch" S. 230: „mülsch, adj., von Obstfrüchten: innen angefault, mohl, teig, sächs. u. ndd.; obd. mölsch . . .").

Daß der niederdeutsche Name Katzberbom für Kirschbaum (Schumann a. a. O.) in vergangenen Zeiten auch in unserer Heimat gebraucht worden ist, läßt sich aus der Tatsache erschließen, daß er sich als Lehnwort im Lettischen (kēfbere) findet. Übrigens ist auch das lettische Wort für „Birne" bumbehris dem Ndd. entnommen.

Die gelben und hellroten Frühkirschen werden im Baltikum fast überall Morellen genannt, doch scheint der Name eigentlich nur einer besonderen Spezies zuzukommen. Im Marktbericht der „Rig. Rundschau" vom 26. Juli 1922 heißt es: „Gelbe Kirschen, sogenannte Morellen, 20 bis 25 Rbl. Die eigentlichen Morellen, stark dunkelbraun und süß, 25 bis 30 Rbl." Wort und Sache sind aus romanischen Ländern zu uns gekommen. Nach Kretschmer heißt die Sauerkirsche (wo im deutschen Sprachgebiet, sagt er leider nicht) auch Amarelle und Morelle. Im Spanischen bedeutet nach demselben Autor amarello „gelb", im Italienischen morello „schwarz, braun". Das italienische Wort würde also ganz gut zu der im rigaschen Marktbericht erwähnten braunen Frucht passen, das spanische zur gelben, und unser Morelle somit eine Mischform darstellen, die zur Bezeichnung zweier verschiedener

Obstsorten geworden ist. — Eine späte Art ist die Bierkirsche, von der im zitierten Artikel der „Rundschau" gleichfalls die Rede ist.

Die kleinen dunkelblauen Pflaumen, die im deutschen Reich meist Zwetschen heißen, tragen in Estland und Nordlivland, seltener auch in Kurland, den gut niederdeutschen Namen Kreken (vgl. Schumann a. a. O. „Krek"). In einem Kochrezept des 16. Jahrhunderts aus Holzminden (Stammler, „Mnd. Lesebuch", Hannover 1921, S. 66) heißt es: „Swarte karssebere (Kirschen), krekenplumen plukke aff de stele . . ." Die entsprechende hochdeutsche Namensform Krieche kommt (v. Fischer-Benzon, „Altdeutsche Gartenflora", Köln u. Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1894, S. 153) schon in Schriftdenkmälern des 11. Jahrhunderts vor und scheint nach Kretschmer auch heute noch in Österreich üblich zu sein.

b) Beerenfrüchte.

In Kurland wird die Himbeere hier und da Madbeere genannt, und auch das in 6. Auflage 1844 bei Deubner in Riga erschienene „Livländische Koch- und Wirthschaftsbuch" verzeichnet unter der Rubrik „Provinzialismen" neben anderen Ausdrücken „Maadbeeren" für Himbeeren. Die Früchte des Himbeerstrauchs hat man (Wimmer, „Geschichte des deutschen Bodens", Halle 1905, S. 227; v. Fischer-Benzon, „Altdeutsche Gartenflora", Kiel u. Leipzig 1894, S. 156) früher in Deutschland oft als Maulbeeren (lat. mora bati, mora domestica) bezeichnet und nennt sie noch heute in Altbayern Molbeeren. Dazu paßt eine Notiz in Hupels „Topographischen Nachrichten von Lief- und Ehstland", Riga 1777, S. 499: „Hinbeere Rubus idaeus . . .; wir nennen sie gemeiniglich Mahlbeeren". Es handelt sich also offenbar beim Übergang von der älteren Form mit l zu der jüngeren mit d um einen volksetymologischen Deutungsversuch: man hat wahrscheinlich an die „Maden", d. h. die Käferlarven gedacht, die bekanntlich eine unerwünschte, aber selten fehlende Beigabe der reifen Himbeere zu bilden pflegen.

Die schwarze Johannisbeere heißt in Kurland und Riga auch Bocksbeere, in Nordlivland und Estland Buchsbeere, scheinbar in Anlehnung an den Namen des wesensverschiedenen Buchsbaums. In Wirklichkeit sind wohl beide Bezeichnungen vom Worte „Bock", niederdeutsch Buck abzuleiten, und damit hat es seine eigene Bewandtnis. In einer überaus interessanten Untersuchung, die den Ursprung gewisser germanischer Pflanzennamen zum Gegenstand hat, weist Richard Loewe nach, daß die Rubusarten im Germanischen oft nach dem Hirschgeschlecht benannt worden sind, und zwar sind ihre Dornen mit den Geweihzacken von Hirsch und Reh verglichen worden. Die starkdornige Brombeere (Rubus fruticosus) heißt mundartlich vielfach „Hirschbeere", und die weniger stachlige Himbeere verdankt ihren Namen der geweihlosen Hinde. Die der Brombeere nah verwandte Ackerbeere (der Name ist auch in Estland üblich) nennt man in Mecklenburg Bucksbärnstruck (nach dem Rehbock), was dem nordlivländischen und estländischen Buchsbeerstrauch entspricht. Nun ist zwar die Johannisbeere keine Rubusart; wenn aber ihre Früchte schwarz sind wie die der Ackerbeere, so erscheint eine Namensübertragung einigermaßen gerechtfertigt, um so eher, als erfahrungsgemäß auch ein viel weniger motivierter Namenstausch auf dem Gebiet der Beerennamen eine häufige Erscheinung ist.

Warum braucht im gegebenen Falle der Nordbalte den niederdeutschen Ausdruck und der Südbalte nicht? Das hat vielleicht seinen Grund in den eigentümlichen Besiedelungsverhältnissen unserer Heimat im 16. und den folgenden Jahrhunderten: Kurland erhält den Zuzug neuer Siedler deutschen Stammes vorzugsweise auf dem Landwege aus Ostpreußen, der Norden auf dem Seewege aus den rein niederdeutschen Ländern an der Waterkant, und so erklären sich wohl Doppelheiten wie Klimpe (westfäl. klümp) im Norden und Keilchen (preußisch ebenso) in Kurland.

c) Hülsenfrüchte.

Einer Fülle von Einzelbezeichnungen erfreut sich die Bohne. Nach Farbe, Gestalt und Größe der Schoten und ihres Inhalts sowie nach der Art ihrer Zurichtung unterscheidet man grüne, Perl-, Wachs-, Schwert-, Schabbel-, Schnitt- und Brechbohnen. Eine besonders derbe Art heißt Sau- oder Schweinsbohnen. Statt der abstrakten Negation „keineswegs" oder „nicht im geringsten" verwendet man bei uns gern ein plastisch wir-

lendes Mindestmaß in der Wendung „nicht die Bohne" (vgl. im älteren Gemeindeutsch „nicht ein Laub, nicht ein Blatt"). „Du siehst aus wie aus den Bohnen gejagt" („wie eine Erbsenscheuche" = Vogelscheuche) lautet eine tadelnde Redensart in Kurland, und die Bezeichnung „grob wie Bohnenstroh" ist allgemein gebräuchlich. Auch in einem Abzählverschen (Riga) spielt die Bohne eine Rolle: „Eine kleine weiße Bohne Reiste einst nach Engelland; Engelland ist abgebrannt Und der Schlüssel abgebrochen."

Eine Sorte Felderbsen heißt im Nordbaltikum Spirren oder Spirnen, in Riga und Kurland graue Erbsen. Der Name dieser Hülsenfrucht kehrt in gewissen metaphorischen Redensarten wieder, deren Entstehung sich meist in Dunkel hüllt. Wenn man beispielsweise ausdrücken will, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen zwei Personen kaum nachweisbar sind, so pflegt man zu sagen: „X ist mit Y durch ein Lof graue Erbsen verwandt." „Drei Viertel auf graue Erbsen" lautet manchmal die neckende Antwort auf die Frage nach der Tageszeit. Erhält jemand, der sich nach dem Inhalt eines Gesprächs erkundigt, die Auskunft: „Was gesprochen wurde? Ach, graue Erbsen, grüne Erbsen" (in Riga gehört), so ist der Sinn und die Herleitung dieses bildlichen Ausdrucks schon klarer: dies und das, Dinge, die ihrem Wesen nach gleich wertlos sind wie grüne und graue Erbsen, Wiederholung derselben Trivialitäten. — Mit dem Wort Schoten bezeichnet man bei uns nur die Hülsen der Pflanze, nicht aber die als Gemüse gekochten jungen grünen Erbsen (vgl. Kretschmer a. a. O., S. 445 ff.). — Statt „aushülsen" sagt der Deutschbalte bolstern, auch bulstern; das Wort gehört zu mhd. bolster „Polster", und nach Weigand (D. Wb. S. 448) bedeutet mndl.-ndl. bolster „grüne Nußschale, Hülse der Erbse". Bildlich und scherzweise wird bulstern auch für „niederkommen" gebraucht. Das Subst. Bolster ist im Baltikum nicht oder nicht mehr im Gebrauch.

d) Gemüse.

Zahlreich sind die Kohlsorten und ihre Namen. Unter „Kohl" schlechthin versteht man den Weißkohl (auch Kopfkohl genannt); außerdem gibt es Rot-, Braun-, Blumen-, Rosen- und Savoyenkohl (= Wirsing). Eingemachter Kohl heißt bei uns zulande nur noch Sauerkohl. Sollmann führt in seinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland" (1880) den heute wohl veralteten Namen Kumskohl für „Sauerkraut oder Kopfkohl" an, der aber nach Kretschmer in Schwalenberg bei Pyrmont in der Form Kumstkaul, in Königsberg und in Hamburg (Fragebogen des Hamb. Wörterbuchs) in der Form Kumst noch gegenwärtig üblich ist und auf lat. compositus zurückgeht. Die Ausdrücke Kohl machen und kohlen für „Konfusion anrichten" haben nichts mit dem Gemüse zu tun, sondern stammen aus dem Hebräischen (qōl = Stimme, Schall) und sind dem deutschen Sprachschatz durch das Rotwelsch um 1750 übermittelt worden. — Der Name Kohlrabi für eine bestimmte Kohlrübensorte ist im größten Teil des deutschen Sprachgebiets gebräuchlich, nicht aber unser Schnittkohl für Brassica napus (Weigand, D. Wb. S. 768: „Schnittkohl, m.: Kohl ohne Köpfe, der nachwachsend mehrmals abgeschnitten werden kann, 1691 bei Stieler), der dem gemeinhochdeutschen Kohlrübe und dem ostpreußischen Wruke bzw. Bruke entspricht. Neben Schnittkohl braucht man in Libau auch das nd. Wort Sprüte (vgl. Schumann a. a. O., „Sprutenkol Sprossenkohl"). Unsere Bezeichnung Burkane für gemeinhochdeutsch Mohrrübe ist sicherlich mit dem obenerwähnten Bruke, mit dem litauischen burkantai „Pastinakwurzel", mit russ. morkowj und Möhre verwandt, doch fehlt zurzeit noch eine befriedigende etymologische Erklärung.

Was sonst an Gemüsen und Küchenkräutern im Garten gezogen wird, trägt meist gemeinhochdeutsche Namen. Die Gurke scheint übrigens ein Neuling unter unseren Kulturpflanzen zu sein, und zwar weist ihr Name (Hupel erwähnt in seinem „Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland" 1795 die Nebenform Agurke) auf Import aus dem Osten hin; in Stenders lettischem Lexikon heißt die Gurke kreewu ahbols, „russischer Apfel". In zwangloser Umgangssprache wird eine stärker entwickelte Nase als Gurke bezeichnet, und in Studentenkreisen werden die Füchse mit den wenig schmeichelhaften Titeln Fuchsschnauze, Schnoddernase, Schnoddergurke oder auch einfach Gurke angeredet. „Kommt Zeit, kommt Rat, kommt Gurkensalat" lautet eine oft angewandte Erweiterung des bekannten Sprichworts.

Allium Porrum L., gemeindeutsch Porree, heißt bei uns Porro (frz. porreau). — Die Zwiebel spielt eine Rolle in der landesüblichen Version des bekannten „Rabenaas-Liedes", das auch in Thomas Manns „Buddenbrooks" erwähnt wird: „Ich bin ein wahres Rabenaas, Ein wahrer Sündenknüppel, Der seine Sünden in sich fraß Als wie der Ruß die Zwippel", und als verächtliche generelle Bezeichnung des Russen war, wenigstens in der Vorkriegs- und Kriegszeit, das Wort Zwiebelrusse bzw. Zwiebelruß allgemein üblich, vielleicht im Zusammenhang damit, daß früher in den Gärten der Vorstädte Rigas Gemüsebau vielfach von Russen betrieben wurde.

e) Küchenkräuter.

Die Petersilie (wir sprechen das Wort mit stimmlosem s und kurzem i, also als Reimwort zu Vanille und Mantille; vgl. Schumann a. a. O. „Peterßöll") scheint in vielen Redensarten die Rolle des zarten Kräutleins Rührmichnichtan zu spielen: „ihm ist die Petersilie verhagelt" besagt soviel wie „er sieht deprimiert aus"; „sei keine Petersilie" bedeutet „sei nicht empfindlich", und ein tugendhaftes Musterwesen weiblichen wie männlichen Geschlechts wird schon in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts (Bienemann, „Altlivländische Erinnerungen", S. 116) mit dem Spitznamen „heilige Petersilie" bedacht, einer scherzhaften Profanbildung, die der „heiligen Kümmernus" oder dem sanctus Grobianus des 16. Jahrhunderts analog ist. In unseren Kochbüchern aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wird unter den Kräutern, die zum Würzen von Würsten dienen, neben Majoran und Thymian auch Zeber genannt, und unserer älteren Generation ist das Wort auch jetzt noch hier und da geläufig; Hupel schreibt es im „Idiotikon" Sever und fügt hinzu „Pfefferkraut, Satureja hortensis".

Den Epilog mag ein legendärer Lokalpoet vergangener Biedermeiertage sprechen, der die tiefempfundenen Verse gedichtet hat:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich in Hapsal (Städtchen in Estland) wohne
Und nicht am Ganges, nicht am Nil,
Noch einer andern Zone.
Wächst auch bei uns nicht Ananas,
So wächst bei uns doch dies und das
Und andre Gartenfrüchte.

Baltische Baudenkmäler.

Von Architekt Heinz Pirang in Riga.

Die älteste deutsche überseeische Kolonie ist das Baltenland. Es ist das Ostseegebiet zwischen der Memel und der Narowa. Die Entstehungsjahre fallen in die glanzvolle Zeit der Hohenstaufenkaiser. Als Reichsmark dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation angegliedert und „terra beatae virginis Mariae" genannt, war es dem Meister des „Deutschen Ordens in Livland und Preußen" unterstellt. Er führte in seinem Schilde als Wappenbild den einköpfigen schwarzen Adler, der späterhin zum allbekannten Symbol Preußens werden sollte. Dieses Ordensland — in Urkunden schlechthin „Livland" oder gelegentlich auch „Alle Livlande" bezeichnet, wahrte Jahrhunderte hindurch seine Zugehörigkeit zum Mutterland und blieb deutsch. Aber innerer Hader schwächte seine Widerstandskraft nach außen hin und führte zu Niedergang und Verfall. Beutesüchtige Nachbarn fielen über das blühende Land her und rissen einzelne Teile an sich, so daß es zu gleicher Zeit oft mehr als „zween Herren" dienstbar wurde und Dänemark, Litauen, Polen und Schweden seinen Tribut zahlen mußte. Dann kam der Moskowiter mit seinen plündernden Horden und fügte das deutsche Baltenland als schönste Perle in seine Zarenkrone ein. Bis zum großen Weltkrieg war es in russischem Besitz. Livland, Kurland und

Estland bildeten zusammen die „Ostseeprovinzen" des Reichs. Es ist bezeichnend genug, daß Kaiser Alexander II. es nicht ablehnte, die Widmung eines baltischen Geschichtswerks von A. v. Richter anzunehmen, das den Titel trug: Geschichte der dem Russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen.

Die allerjüngste Zeit führte auf Grund des neugeschaffenen Selbstbestimmungsrechts der Völker zu einer abermaligen Umgestaltung der politischen Lage. Die von lettischer Landesbevölkerung besiedelten Gebiete im Süden bilden heute die Republik Lettland mit Riga als Hauptstadt, und die von Esten besetzten im Norden — die Republik Esti mit der Hauptstadt Reval. So hat das heißumstrittene Land im Laufe der letzten vier Jahrhunderte beständig seine Flagge wechseln müssen und hat gerade deshalb — gewissermaßen dem Trägheitsgesetz folgend — seine deutsche Kultur trotz aller früheren Fremdherrschaft aufrechterhalten können. Kirche, Bildung, Recht, Handel und Verkehr sind ihrem innersten Wesen nach deutsch.

Das volkstümliche Eigenleben der lettischen und estnischen Landbevölkerung beruht auf einer uralten heidnischen vorgeschichtlichen Kultur, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und in Sprache, Sagen, Märchen, Liedern, Volkstrachten und Gebräuchen bewußt gepflegt weiterlebt. Beide Völker zeigen heute eine hohe Bildungsstufe und gehören dem mitteleuropäischen Kulturkreis an dank dem deutschen Einfluß aus früherer Zeit.

Das Deutschbürtige in der baltischen Kultur offenbart sich in überzeugender Weise in dem Gesamtwerk künstlerischen Schaffens, das in zahlreichen Bau- und Kunstdenkmälern vergangener Geschlechter erhalten geblieben ist.

Eine kurze Übersicht über die baltische Kunst bietet das kleine Werk von Dr. W. Neumann: Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste in Liv-, Est- und Kurland. Das Buch ist vor 35 Jahren geschrieben, daher zum Teil veraltet und überholt und entspricht in seiner vorwiegend deskriptiven Methode nicht einer zeitgemäßen Behandlung des Stoffes. Zudem berücksichtigt es nur einige Hauptwerke. Eine umfassendere kunsthistorische Arbeit, die noch zu leisten ist, wird den Sehwinkel über das Einzelwerk hinaus spannen und das Gesamtwerk in seiner Umwelt erforschen müssen. Wer Sinn und Auge für feine Dinge empfindsam offen hält, wird deutlich spüren, wie verschieden die Wirkung eines Werkes je nach der Umwelt sein kann. Kunstgeschichte ist mit Formalanalysen allein nicht erschöpft. Im Stil eines jeden Kunstwerks lebt der Stoff, lebt der Künstler, lebt dessen Volk und dessen Zeit und — deren Seele. Einer kunsthistorischen und stilkritischen Analyse böte das baltische architektonische Gesamtkunstwerk reichhaltiges Material.

Zunächst das Städtebild. Plangestaltung, Aufbau und Silhouette der baltischen Städte — fast alle mittelalterlichen Ursprungs, sind sowohl typisch für das deutsche Kolonialsiedlungswesen, wie auch durchaus bodenständig in der Anpassung an baltische Lebensverhältnisse und topographische Gegebenheiten.

Riga ist die älteste Stadt des Landes; 1201 gegründet, am herrlichen Dünastrom gelegen, eine charakteristische Flachland- und Hafenstadt. Eine Tochtergründung Lübecks, zeigt sie unverkennbare Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, die sie an Ausdehnung heute erheblich übertroffen hat. Sie ist als hervorragender Handelsplatz und wichtiges Industriezentrum insofern ein Opfer ihrer großzügigen Gesinnung geworden, als sie manches wertvolle Erbteil ihrer stolzen Vergangenheit dem unerbittlichen Verkehrszwang preisgeben mußte. Die Stadtmauer ist geschwunden, aber im Stadtkern finden sich noch unverwischte Spuren der ehemaligen Gestaltung.

Ein Stadtplan ist wie eine Urkunde, die nicht jedermann zugänglich zu sein pflegt. Es bedarf dazu gewisser Kenntnisse. In Rigas Stadtplan sind städtebauliche Zeugen

der erzbischöflichen, ordensmeisterlichen und freireichsstädtischen Zeit in Fülle vorhanden. Während das Straßennetz der Altstadt mittelalterlich-hanseatisches Gepräge zeigt, sind die weitausgedehnten Vororte verkehrstechnisch gut dem Kern angegliedert und verleihen der Stadt einen modernen Charakter.

Als schönste baltische Stadt ist allgemein Reval anerkannt, in der Tat ein Kleinod mittelalterlicher Stadtbaukunst. Sein bergiges Felsgelände schützte es vor allzu tiefen Eingriffen, und noch heute ragt trotzig und wehrhaft die türmereiche Stadtmauer auf steilem Domberg über das gieblige Dächergewirr der engstraßigen Unterstadt hinüber. Reval ist das konservative Gegenstück zum fortschrittlichen Riga.

Als dritte der ehemaligen baltischen Landeshauptstädte ist Mitau die charakteristische Vertreterin einer in Deutschland häufigen Gattung — der Kleinstaatresidenz. Reich an Reminiszenzen aus herzoglicher Vergangenheit, wo man Feste feierte, und höfisches Wesen tonangebend war. Daneben kommt dann auch das Kleinbürgerlich-trauliche zu wohltuender Wirkung. Und nun die zahlreichen kleinen Städte im Lande. Sie alle haben deutsches Blut in ihren Adern und unterscheiden sich durch nichts von ihren nächsten Verwandten in Ost- und Westpreußen. In der Mitte des Stadtbildes liegt in der Regel der Marktplatz mit dem Rathaus, der Kirche und einigen öffentlichen Gebäuden. Viel Grün gibt es, viele alte Gärten mit schönen Toren, schlichte Bürgerhäuser und miserables Pflaster. Dann gibt es einen abscheulichen Bahnhof mit der alleegeschmückten Bahnhofstraße, an der die „Gegenbeispiele" ihr Unwesen treiben. Zu den reizvollsten Städten dieser Art gehören Zabeln, Kandau, Bauske, Wenden, Fellin, Hapsal, Weißenstein u. a.

Eine durch ungewöhnliche Fülle städtebaulicher Schönheiten ausgezeichnete baltische Stadt verdient es, besonders erwähnt zu werden — Narwa, an der äußersten Ostgrenze des Landes, wenige Stunden von Petersburg entfernt, gelegen. Eine durch und durch deutsch wirkende Stadt.

Es ist eigentümlich, in wie viel höherem Grade deutscher Charakter in all diesen baltischen Städten steckt als etwa in Posen oder Breslau, die wesentlich mehr Fremdfärbung an sich tragen.

Einer städtebaulichen Eigenart der landesüblichen Siedlungsweise ist noch zu gedenken — es fehlt im Lande der Typus des Dorfes. Der Landbauer, sowohl der Lette, wie der Este bevorzugt das Einzelgehöft, hier „Gesinde" genannt. Das lettische und estnische Bauernhaus ist als Bautyp außerordentlich interessant und weist auf eine alte Kultur zurück. Es hat jedoch auf den städtischen Wohnbau keinen Einfluß gewonnen. Denn wenn der Bauer in die Stadt zieht, legt er seinen Bauernkittel ab und wird Städter und baut sich ein Haus auf städtische Art — und zwar eines, das recht viel Geld einbringt. Wie man das am besten erreicht, sieht er am — deutschen Vorbild, das leider in solchen Fällen nicht vorbildlich genannt zu werden verdiente. Kurzum, das baltische Städtebild ist weder von lettischer noch estnischer Seite architektonisch beeinflußt worden. Wieweit der russische Einschlag als Plus zu buchen ist, soll noch erwähnt werden. Das deutsche Element im baltischen Städtebild ist unzweifelhaft das vorherrschende, alles andere hat untergeordnete Bedeutung.

In diesem städtebaulichen Rahmen nun liegt das kunstgeschichtlich zu bewertende Einzelbauwerk, mit seiner nächsten Umgebung zu einem einheitlichen Bilde eng verwachsen. Aus der großen Zahl baulicher Einzelerscheinungen seien einige Beispiele und charakteristische Typen aus Stadt und Land kurz geschildert. Die Bautätigkeit im Lande beginnt mit der Gründung Rigas unter der Führung von Ordensgeistlichen, von denen insbesondere die Zisterzienser eine maßgebende Rolle spielen. Es werden sofort Monumentalbauten größten Umfangs ins Werk gesetzt. 1215 wird der Dom zu St. Marien in Riga begonnen. Eine gewaltige Tat weitaus-

schauender Baupolitik, wenn man bedenkt, daß die Stadtbevölkerung damals vielleicht nach Hunderten zu zählen war und nicht nach Tausenden, die dieses mächtige Gotteshaus fassen kann. Welch ein stolzes Kraftbewußtsein muß im Gründer gesteckt und welch eine imponierende Wirkung mag diese deutsche Schöpfung auf die Heiden ausgeübt haben. Man vergegenwärtige sich flüchtig ein Stimmungsbild jener großen Tage.

Deutschland stand auf der Höhe seiner Macht. Heinrich der Löwe, der bewußte Germane, schuf im Osten des Reiches ein neues Deutschland über See, das sieghaft und kühn die alten Grenzen sprengend hinausgreift ins unbekannte Land fremdsprachiger Heiden. — Erobererstimmung! Und die Kirche fördert diesen Expansionsdrang und baut „am Ende der Christenheit" einen prächtigen Dom zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau. — Kreuzzugsstimmung!

Dieser Dom ist auf rein romanischer Grundlage nach sächsischem Normaltypus im Chor und Querschiff begonnen und späterhin im Langhaus nach westfälischem Hallentypus im Übergangsstil zu Ende gebracht worden. Er ist ein Backsteinbau, in seiner Anlage dem wundervollen Dom in Ratzeburg bei Lübeck sehr ähnlich. Der Rigaer Dom hat in der Folgezeit insofern eine besondere Bedeutung gewonnen, als er die erste erzbischöfliche Kathedralkirche auf livländisch-preußischem Ordensgebiet wurde. Zu den schönsten architektonischen Kunstwerken der Frühzeit auf baltischem Boden kann wohl unzweifelhaft der Kreuzgang am Dom gerechnet werden, der nebst einem Kapitelsaal zu einer ausgedehnten Klosteranlage für Regularkanoniker nach Augustiner Regel errichtet war. Beim Kreuzgang mit seinen wundervollen Arkaden dürften sich Magdeburger Einflüsse nachweisen lassen. Am Dom ist lange Zeit und mit Unterbrechungen gebaut worden, so daß die reine Romanik der Grundlage durch gotische Elemente im Aufbau zurückgedrängt erscheint. Vollblütige Romanik ist auf baltischem Boden nicht erstanden. Man war im deutschen Mutterland damals bereits auf reine Gotik eingestellt. 1248 wird der Kölner Dom begonnen.

Eine zweite, bischöfliche Kathedralkirche, ebenfalls auf romanischem Plan begonnen, ist der Dom in Reval. Er ist dreischiffig-basilikal aus Kalkstein örtlicher Herkunft erbaut, jedoch von geringerem Umfang und stark gotisiert. Die älteste Landeskirche im Ordensgebiet war die zu Üxküll bei Riga, die leider dem Weltkrieg zum Opfer gefallen ist. Als Vorbild zu ihr mag die Kirche bei Treuenbriezen gedient haben.

Allen baltischen Frühwerken ist eine architektonische Formensprache eigen, die ihren norddeutschen Ursprung nicht verleugnet. Reine, klare Grundrißgestaltung und sachlich ernste, dabei großzügig und edel durchgeführte Aufbauentwicklung. Etwas Herbes, Keusches und Zurückhaltendes liegt im Wesen dieser Kunst, die schweigsam sein kann, wie der nordische Wald im Winterschnee. Kraftvoller Tatendrang spricht aus dem Baugedanken, der urwüchsig reckenhaft sein Ziel sucht und findet. Und diese herrliche Kunst will keinen Nutzbau schaffen, sie steht in keines irdischen Herren Dienst — sie dient Gott allein!

Jedoch der Dienst am Kreuz verlangte in jenen fernen Tagen gebieterisch auch die Führung des Schwertes. Und zur Sicherstellung der jungen Saat des Evangeliums baute der Ordensmeister nach deutschem Muster viele stolze Burgen im Lande, die heute noch als malerische Ruinen die waldreichen Höhen und felsigen Küsten mit dem Zauber einer sagenreichen Vergangenheit umkleiden.

Während im Ordensland der Kampf gegen das Heidentum alle Kräfte in Anspruch nahm, zwang auf altdeutschem Mutterboden ein anderer Feind zur Abwehr: Rom. Germanisches Blut gegen lateinische Tradition. Es war ein Kampf der Geister, und der Sieg blieb dem Germanentum. Die Romanik erlosch und die Gotik erwachte. Eine neue Zeit brach an: die Blütezeit des deutschen Bürgertums.

Auch auf baltischer Erde vollzog sich dieser Prozeß der Verweltlichung. Der hanseatische Bürgerstand trat dem Klerus als Machtfaktor gegenüber. So erbaut der Rat der Stadt Riga um 1400 die erste Pfarrkirche zu St. Petri. Baumeister ist der aus Rostock gebürtige Rumeschottel, der den Bau nach dem Muster der Marienkirche in seiner Heimatstadt errichtet. Es ist bemerkenswert, daß uns der Name dieses gotischen Meisters überliefert wird. Der romanische bauleitende Kleriker hingegen verschwand hinter der behördlichen Anonymität. St. Peter ist ein Werk von höchstem künstlerischem Wert und mit Recht der Stolz jedes Rigensers. Der Petriturm ist ein beliebtes Wahrzeichen der Stadt: durch drei säulengetragene Geschoßgalerien unterbrochen, ragt der Renaissance-Turmhelm mit dem hahngekrönten Drehknauf elegant empor, schlank und nadelspitz.

Ein anderes, großartiges Werk der Gotik ist der Dom zu Dorpat, nach dem Schema der Lübecker Marienkirche errichtet und dieser an Größe nur um geringes nachstehend. Einzigartig ist die edle Formensprache und hinreißend die Raumwirkung dieses Bauwerks, das leider seit 300 Jahren als Brandruine dasteht. Nennenswerte Bauten gotischen Charakters sind im Lande zahlreich vertreten. St. Olai und St. Nikolai in Reval, St. Johannis in Riga, St. Johannis in Dorpat usw.

Wenn auch die späteren gotischen Baudenkmäler, ebenso wie die baltischen Frühbauten Anklänge an deutsche Vorbilder aufweisen, so zeigen manche Einzelformen tektonischer oder dekorativer Art immerhin schon größere Selbständigkeit. Die Ansätze zu einer bodenwüchsigen Originalschöpfung sind verstreut zu finden, eine Synthese ist aber nicht zustande gebracht worden.

Das lag in den Zeitverhältnissen begründet und war gewiß kein Mangel an heimischen Gestaltungskräften. Der Kirchenbau im ganzen Lande lag danieder. Der Tod des letzten Ordensmeisters Wolter von Plettenberg (1535) besiegelte das Schicksal des Ordens, der ohnehin ausgespielt hatte, weil die Landeskirche protestantisch geworden war. Der letzte Erzbischof Markgraf Wilhelm von Brandenburg, ein Hohenzoller, war gestorben (1563). Zudem bedrohte der Erbfeind aus dem Osten das Land und verhinderte größere bauliche Unternehmungen.

Wohl aber regt sich in dieser Zeit eine lebhaftere Profanbautätigkeit im ganzen Lande. Namentlich Riga und Reval bringen es zu bemerkenswerten Leistungen. Es beginnt eine stilgeschichtlich überaus interessante Periode. Die mittelalterliche Hansa hatte ein Deutschland zur See geschaffen, das völkerverbindend die ganzen Küstengebiete der Nord- und Ostseeländer in einen gemeinsamen Interessenkreis zwang und dem ausgebreiteten Wirtschaftsgefüge überall denselben Anstrich verlieh. Diese uniformierende Tendenz äußerte sich in analoger Weise auch in der Baukunst. Was bereits in der Gotik vorbereitet war, gewann in den folgenden Jahrhunderten immer deutlichere Gestalt, und die internationole Formensprache der Renaissance und des Barock wird im weiten Operationsgebiet der alten Hansa mit spezifisch nordischer Schattierung heimisch. Diese Stilart wird in Antwerpen und Amsterdam ebenso geübt und geschätzt, wie in Bremen, Lübeck, Kopenhagen, Danzig, Riga, Reval und Narwa, und ihre formalen Elemente beherrschen noch heutigen Tages das Straßenbild dieser Städte, soweit es sich um Stadtteile handelt, die man altertümlich zu nennen pflegt.

Überall tritt das kaufherrliche Patriziat als kunstfördernder Auftraggeber hervor. Das lustige Liniament der bewegten Giebelform wird genau so typisch, wie die schmuckreiche Behandlung der Hausportale. Diese nannte man „spanische Duerken", denn sie kamen zuerst in den von Spaniern besetzten Niederlanden auf, wo spanische Barockvorbilder Mode geworden waren. Dieses wirksame Fassadenmotiv findet sich in baltischen Küstenstädten in besonders reicher Vielgestaltigkeit.

Während der letzten zwei Jahrhunderte wandelt die Baukunst in den nunmehr zu Rußland gehörenden baltischen Ostseeprovinzen dieselben Wege wie bisher: sie bleibt westlich orientiert und von Deutschland beeinflußt. Um 1800 wirkt in Riga einer der namhaftesten baltischen Architekten, Christoph Haberland. Seine Richtung ist durch die Namen der Berliner bzw. Dresdener Künstler: Longelune, de Bodt und George Bähr gekennzeichnet. Er entfaltet eine vielseitige Bautätigkeit in Stadt und Land. Unter anderem sind einige protestantische Kirchenbauten mit der viel bekämpften Zentralanordnung von Altar und Kanzel in mustergültiger Lösung von ihm errichtet worden.

So wie di städtische Architektur, erhält auch die Baukunst auf dem Lande um diese Zeit ihr klassisches Gepräge. Das patriarchalische Bürgerhaus des wohlhabenden Kaufherrn auf dessen Landsitz nahe der Stadt — hier „Höfchen" genannt — wird unter dem sentimentalen Leitgedanken der Rückkehr zur Natur idyllisch ausgestaltet. Während der Sommerzeit zieht die „bessere" Gesellschaft „ins Grüne" oder an den Strand, wo jeder ein eigenes „Strandhaus" besitzt. Auch dieses baltische „Strandhaus" hat seine ausgesprochene Eigenart. Es wird gewöhnlich nicht länger als 3 Monate bewohnt und pflegt daher etwas primitiv in der Ausstattung zu sein, ist aber der breiten Behaglichkeit eines wohlgepflegten Familienlebens harmonisch angepaßt.

Ein bodenständiges Gebilde ureigenster baltischer Färbung ist das „landische Pastorat", äußerlich dem norddeutschen, mittelgroßen Gutshaus wesensverwandt. Bei aller Schlichtheit der baulichen Erscheinung kommt eine leise durchklingende repräsentative Note zur Wirkung, die der angesehenen Stellung des baltischen Landpastors entspricht. So ein baltisches Pastorat ist nicht lediglich Pfarrhaus, es ist zugleich Mittelpunkt geistig angeregter Geselligkeit und eine gern gesuchte Stätte freundnachbarlicher Gastlichkeit. Es ist urbaltisch in seinem ganzen Wesen. Sonnige Wärme durchströmt sein Inneres und mildert die Strenge der sittlichen Haltung. Inhalt und Form decken sich vollkommen.

Nicht so einfach ist es, das baltische Herrenhaus auf einen Nenner zu bringen, da es je nach dem Umfang der Güter und dem Vermögen der Besitzer verschiedene Ausgestaltung zeigen kann. Angefangen vom luxuriösen Schloß mit höfisch-aristokratischen Allüren bis hinunter zum anspruchslosen, altväterischen Landhaus sind alle Zwischenstufen zu finden. Aber aus der Vielheit möglicher Einzelfälle läßt sich immerhin ein durchschnittsgemäßer Idealtypus konstruieren, der dem wahren Wesen dieses Hauses innerlich und äußerlich nahekommt. Auf uralter Tradition sicher ruhend, birgt das baltische Gutshaus den Erbbesitz an vornehmer Gesinnung, daseinsfreudiger Lebensführung und kunstverständiger Geistesbildung in sich. Gutgepflegte Formen sind selbstverständliche Voraussetzung, und es versteht maßvoll Distanz zu wahren. Sein wohlausgeglichenes und geläutertes Innenwesen kommt in der meist symmetrisch und edel durchgeführten äußeren Gestalt zu prägnantem Ausdruck. Traditionelle Attribute sind der wappengeschmückte Giebel zur Frontseite, die Säulenveranda, die Anfahrt und schließlich der gutgepflegte Park mit alten Bäumen und grünen Rasenflächen. Kurz, es ist im besten Sinne des Wortes ein „Herrenhaus".

Damit sei die Reihe der charakteristischen baltischen Bautypen beendet. Wie bereits erwähnt, haben sie ihre klassische Gestaltung und typische Ausprägung fast alle im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte — also in der „Russenzeit" — erfahren. Nun liegt die Frage nach einem eventuellen russischen Stileinfluß nahe. Freilich, ein gewisser Einschlag ist festzustellen.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts wurden zahlreiche sogenannte „Kronsbauten" errichtet, also im Zeitalter des Klassizismus. Hier nannte man diesen Stil

den „Alexandrinischen". Im wesentlichen aber war es eine dem internationalen Klassizismus huldigende Richtung, die in der Bevorzugung gewisser Formen allerdings Abweichungen etwa von der preußischen Fassung zeigt, ohne indes nationalrussische, volkstümliche Züge zu haben. Es ist vielmehr eine allgemein nordische Variante des Klassizismus, die beispielsweise in Kopenhagen anzutreffen ist, und die überraschend viel Gemeinsames mit diesem „alexandrinischen Stil" an sich hat. Auch auf baltischem Boden ist diese abgeklärte Formenwelt heimisch geworden, und im Städtebild möchte man die fein empfundenen, künstlerisch hochwertigen Bauleistungen dieser Zeit keineswegs missen.

Dagegen würde man eine andere Erscheinung aus dem neuzeitlichen Straßenbild mehr als gern tilgen. Das sind die üblen Mietkasernen und „hochherrschaftlichen" Villen nach minderwertigem Berliner Vorbild aus der Zeit um die Jahrhundertwende, sowie die ebenfalls aus Deutschland stammenden Kunsterzeugnisse im verflossenen „Jugendstil". Daß übrigens auch russische „Kronsarchitektur" noch in allerletzter Zeit das Städtebild verschandelt hat, soll der Gerechtigkeit halber nicht unerwähnt bleiben.

Diese Bauten wirken wie Fremdkörper in dem sonst so überaus harmonischen und charaktervollen baltischen Städtebild. Je fester in sich gefügt und rassereiner die Architektur der einzelnen Baudenkmäler im Gesamtbilde erscheint, um so belangloser ist letzten Endes ein gelegentlicher Mißton von unliebsamer Seite. Einem rechten Balten liegt das Wehrhafte im Blut. Er hat sich bisher tapfer behauptet und wird mit Gottes Hilfe auch ferner sein gutes Recht zu wahren imstande sein.

Das deutsche Schulwesen Lettlands.

Vom Gehilfen des Chefs des deutschen Bildungswesens Wolfgang Wachtsmuth in Riga.

Bis etwa 1885 war die Lehrsprache an allen mittleren und höheren Schulen und an der Landesuniversität Dorpat der damaligen „Baltischen Provinzen", des heutigen Lettland und Estland, deutsch. Das gleiche galt für einen großen Teil der niederen Schulen der Städte, während für die Volksschulen der lettischen Landbevölkerung die lettische Unterrichtssprache in Gebrauch war. Dann setzte die Russifizierung ein, und alle Schulen mußten zur russischen Lehrsprache übergehen. Auch deutsche Privatschulen waren verboten, und nur in geheimen kleinen „Schulkreisen" rettete sich die deutsche Unterrichtssprache durch die Russifizierungszeit hindurch.

Da schaffte die Revolution von 1905 Wandel.

Den Privatschulen wurde gestattet, zur deutschen Unterrichtssprache überzugehen, doch mußte die Reifeprüfung nach wie vor in russischer Sprache vor einer staatlichen Prüfungskommission oder an einer staatlichen Lehranstalt abgelegt werden. Trotz dieser bestehen bleibenden schweren Einschränkung ihrer kulturellen Bewegungsfreiheit ging ein Jubel durch die deutsche Gesellschaft und das ganze Land überzog sich in wenigen Jahren mit einem Netz deutscher Schulen, die teils vom „Deutschen Verein", teils von den Ritterschaften, teils von Privatpersonen unterhalten wurden.

Da traf die deutschen Bildungsanstalten schon im Jahre 1914 der Todesstoß. Bei Ausbruch des Weltkrieges wurde das blühende deutsche Schulwesen durch einen Federstrich vernichtet. Die Anstalten mußten von einem Tage zum anderen zur russischen Unterrichtssprache übergehen oder geschlossen werden; jedes deutsche Wort — innerhalb der Schulräume, auf der Straße — wurde strengstens verboten.

Die deutsche Okkupation brachte die Befreiung von diesem unerträglichen Joch. Aber nicht die „deutsch-baltische" Schule, wie sie vor dem Kriege bestand, durfte aufs neue errichtet werden, sondern die „preußische Schule" mit ihren Typen, mit ihren Programmen, mit ihrer Klassenzahl, mit ihrer Prüfungsordnung wurde eingeführt.

Für kurze Dauer! Der Bolschewisteneinfall im Januar 1919 machte der preußischen Schule ein jähes Ende. Die Bolschewistenherrschaft hielt ihren Einzug, die mit Schuldisziplin und Schulordnung, mit Autorität und bestehendem Schulgesetz aufräumte, die die Schulen wie Kartenhäuser und die Lehrerkollegien und Schülerschaften wie Kartenblätter durcheinanderschüttelte, hier Anstalten auseinanderriß, dort aus den nicht zusammenpassenden Bruchstücken eine neue Schule errichtete, Fachsystem und Lehrpläne abschaffte, Kinder zu Leitern der Schulen bestellte, Lehrer ins Gefängnis warf und erschoß. Ein halbes Jahr dauerte dieser Zustand. Im Sommer 1919 kam die Befreiung, und nun konnte an den Aufbau der jetzt bestehenden Schule geschritten werden.

Vom Sommer 1914 bis Sommer 1919, in 5 Jahren, fünf grundverschiedene Schulsysteme (die „deutsch-baltische", die russische, die preußische, die bolschewistische und nun die „deutsche Schule Lettlands") — fürwahr, es dürfte kein Schulwesen der Welt geben, das derartigen Erschütterungen ausgesetzt gewesen ist. Ein Wunder fast ist es zu nennen, daß diese immerwährenden Umwälzungen ohne schwerere innere Schädigungen von unserer Jugend ertragen worden sind.

Und doch danken wir es den radikalen Zerstörungen der Bolschewistenzeit, daß wir in die Lage versetzt worden sind, unser Schulwesen von Grund aus, nach neuen Gesichtspunkten aufzubauen. Stück- und Flickarbeit blieben uns erspart. — Trotzdem — welch unendlich schwere Arbeit. Mehrfach war der Krieg über unsere Heimat hinweggefegt, und was der Krieg uns gelassen, hatte der Bolschewismus uns geraubt oder zerstört. Die gesamte Industrie mit ihren unersetzlichen Maschinenanlagen war von den Russen evakuiert worden; Handel und Gewerbe lagen am Boden. Der deutsche Volksbestand war auf das äußerste reduziert: zählte allein Riga vor dem Kriege 75 000 Deutsche, so beherbergt das ganze Land heute nur noch etwa 60 000. Ein großer Teil der deutsch-baltischen Jugend ruht auf den Schlachtfeldern, unzählige Deutschbalten haben ihren Tod von bolschewistischer Mörderhand gefunden, und gerade die bisher kapitalkräftigsten Kreise — Vertreter des Großgrundbesitzes, der Industrie und des Handels — irren als Emigranten in der Fremde. Und die von der Konstituante des lettländischen Staates beschlossene Enteignung des Großgrundbesitzes, der sich fast ausschließlich in deutschen Händen befand, hat diesen bedeutendsten Träger des deutsch-baltischen Wirtschaftslebens für immer um die Grundlage seiner Existenz gebracht.

Arm an Zahl und Besitz stand das Deutschtum Lettlands vor der Aufgabe, sich nach der Vertreibung der Bolschewisten das Fundament deutscher Kultur, die deutsche Schule, neu zu schaffen. Und man ging ans Werk. Ist doch „Deutschsein" hier eine Lebensaufgabe, nicht eine Selbstverständlichkeit wie im Deutschen Reiche. Ist doch deshalb die deutsche Schule von jeher das Lieblings- und das Schmerzenskind der Deutschbalten gewesen.

Und das große Werk des Neuaufbauens der deutschen Schule gelang, gelang,

weil die drei Träger der Schule — Elternschaft, Lehrerschaft und Behörde — sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschlossen und in voller Einmütigkeit den Neubau errichteten. „Unsere" deutsche Schule heißt es von jeher bei den Balten. Als gemeinsamer Besitz, als gemeinsames Werk wird sie von allen beteiligten Gruppen betrachtet; Mißgunst und Rivalität können da nicht gedeihen.

Sofort nach Befreiung des Landes von der Bolschewistenherrschaft organisierten sich daher die drei Träger der Schule zum „Lehrer-Verband", „Eltern-Verband" und zur „Verwaltung des deutschen Bildungswesens", die in ihren Spitzenorganisationen in engster Arbeitsgemeinschaft wirken. Die „Verwaltung des deutschen Bildungswesens" zog nach Bestätigung des „Gesetzes über die kulturelle Autonomie der Minoritäten" als autonome, unmittelbar dem Kultusminister unterstellte, deutsche Behörde in das Kultusministerium ein. Ihre Beamten sind aus Wahlen der deutschen Gesellschaft hervorgegangen, so daß die „Verwaltung des deutschen Bildungswesens" am richtigsten wohl als „deutsche Selbstverwaltungsinstitution mit staatlichen Rechten" bezeichnet werden kann.

Unsere deutsche Schule umfaßt zwei aufsteigende Schulkategorien: die „Grundschule" und die „Mittelschule". Die Grundschule ist sechsklassig, doch ist ihr noch eine Vorklasse angegliedert, die je nach den Verhältnissen ein- oder zweijährigen Kursus hat. Die Grundschule ist „Einheitsschule"; nur die Grundschule des klassischen Gymnasiums hat ein abweichendes Programm: in dieser wird Latein und Griechisch, entsprechend den Forderungen des alten klassischen Gymnasiums, gelehrt. Auf die 7-, resp. 8jährige Grundschule baut sich die 4jährige Mittelschule auf, die ihre Absolventen mit der Reifeprüfung zur Hochschule entläßt, mithin der Oberstufe der reichsdeutschen „Höheren Lehranstalten" entspricht. Die Programme für beide Schultypen sind von der Rigaschen deutschen Lehrerschaft neu ausgearbeitet und von der Verwaltung des deutschen Bildungswesens herausgegeben worden. Sie stellen „Entwürfe" dar, an denen fortlaufend durch Erprobung in der Praxis weitergearbeitet wird. Als Leitsätze galten: „non multa sed multum", „nicht nur Kenntnisse sondern Erkenntnisse", „nicht Utilitarismus, sondern Idealismus". An einem Übel werden unsere Programme aber immer kranken: an ihrem Zuviel an Sprachen. Als kleiner Staat zwischen zwei großen Nachbarn belegen, besteht die Aufgabe Lettlands darin, die Brücke zwischen West und Ost zu bilden. So ist denn die Beherrschung mehrerer Fremdsprachen für die Bewohner unserer Heimat eine Existenzfrage. Neben der Pflege unserer deutschen Muttersprache (der gerade wegen unserer Vielsprachigkeit ein besonders breiter Raum zugewiesen werden muß) lehren unsere deutschen Grundschulen auch das Lettische, als Staatssprache, und das Russische, die Sprache unseres großen östlichen Nachbarn, mit dem — nach Eintritt normaler Zeiten — unzählige wirtschaftliche Fäden uns verbinden werden. Die verstärkte Betonung des Deutschen und der Unterricht im Lettischen und Russischen nehmen den übrigen Sachgruppen so viel an Zeit und Kraft, daß die Aufstellung eines streng durchgeführten, großzügigen Programms nach zentralen geschlossenen Sachgebieten außerordentlich schwierig ist. Um eine solche Zentralisierung in der Mittelschule zu erreichen, wurde die Oberrealschule in zwei selbständige Schultypen gespalten: in das „Neuhumanistische Gymnasium" (etwa der „Deutschen Oberschule" entsprechend) und in das „Naturwissenschaftliche Gymnasium". Die Muttersprache tritt in beiden Typen

sehr stark hervor. Das Naturwissenschaftliche Gymnasium erstrebt die geistige Schulung vor allem durch systematische Erziehung zum Beobachten in den exakten Naturwissenschaften. Das Neuhumanistische Gymnasium stellt sich die Aufgabe, den Sprachunterricht zu vergeistigen und durch starke Betonung der Geschichte und Erdkunde den Schüler in die moderne Kultur einzuführen, ihn einem Verständnis der Gegenwart und ihrer Forderungen näher zu bringen. Der Typus des Reform-Realgymnasiums ist auf Wunsch der Elternschaften zurzeit noch beibehalten worden: ihm entspricht unser vierklassiges Lateingymnasium mit je acht wöchentlichen Lateinstunden.

So gabelt sich unsere vierklassige Mittelschule denn in folgende vier Typen: 1. Klassisches Gymnasium, dem eine Grundschule mit eigenem Programm vorausgeht; 2. Lateingymnasium; 3. Neuhumanistisches Gymnasium; 4. Naturwissenschaftliches Gymnasium. Die drei letzten Typen haben die Einheitsgrundschule zur Voraussetzung. Den Mädchen steht der Zutritt zu sämtlichen Schultypen offen. Doch wird von ihnen das Neuhumanistische Gymnasium stark bevorzugt, so daß mehrfach neuhumanistische Mädchenschulen, resp. -klassen eröffnet werden konnten. — Einen fünften vierklassigen Mittelschultypus stellt das sogenannte „Mädchengymnasium" dar, das trotz gleicher Klassenzahl nicht zur Reifeprüfung vorbereitet, vielmehr dem reichsdeutschen Typus „Frauenschule" entsprechen dürfte. — Nur wenige der deutschen Mittelschulen Lettlands umfassen bloß einen der genannten fünf Mittelschultypen. Meistens laufen in derselben Mittelschule unter derselben Leitung parallele Klassenzüge von verschiedenem Typus. So umfaßt die „Städtische deutsche Mittelschule" in Riga mit 21 Klassen und über 700 Schülern und Schülerinnen in Parallelklassen sämtliche Mittelschultypen mit Ausnahme des Klassischen Gymnasiums.

Die finanzielle Lage der deutschen Schulen ist nach wie vor äußerst schwierig. Die Mehrzahl der Schulen kann mit keinem festen Budget rechnen. Auf der „Haben"-Seite fast aller Schulbudgets stehen so unsichere Zahlen, wie „Einnahmen von Veranstaltungen", „durch Selbstbesteuerung", „Subvention aus der allgemeinen Schulsammlung" usw. Neun Millionen Rubel[1]) sind von der Deutschen Gesellschaft im vorigen Jahr für die Schulen aufgebracht worden, und doch reichte diese Summe bei weitem nicht aus, um die Lehrer der Privatschulen auch nur annähernd denen der staatlichen und kommunalen gleichzustellen. Die so notwendige Anschaffung von Inventar und Lehrmitteln mußte fast durchweg unterbleiben.

Die 91 deutschen Lehranstalten des Schuljahres 1922/23 verteilen sich, wie folgt: 13 Kindergärten, 64 Grundschulen, 3 Fachschulen, 10 Mittelschulen und 1 Lehrerseminar.

Von den 64 Grundschulen werden 29 von den Kommunen unterhalten, 9 teilweise von den Kommunen und teilweise von Privatinstitutionen; 26 sind ganz auf private Mittel angewiesen. Von den 10 Mittelschulen sind 2 (Riga und Mitau) staatlich, 1 (Riga) kommunal und 7 privat, doch bedürfen sowohl die staatlichen wie die städtische großer privater Zuschüsse. Die Kindergärten, Fachschulen und das Seminar sind ausschließlich auf private Mittel gestellt. — Die Schülerzahl betrug am 15. November 1922 — 11900, die Lehrerzahl über 600.

---

1) Nach dem Kurse vom Februar 1923 ca. 1½ Milliarden deutsche Reichsmark.

Der Deutschunterricht in den deutschen höheren Schulen Lettlands.

Bruchstücke aus dem Programmentwurf[1]) der Verwaltung des Deutschen Bildungswesens in Lettland,

ausgewählt und erläutert von Oberlehrer **Alfred Blumenthal** in Riga.

I. Allgemeine Ziele und Aufgaben des Deutschunterrichts.[2])

Mit allen übrigen Schuldisziplinen hat der Deutschunterricht das Ziel gemein, in enger Fühlung mit dem Elternhause des Schülers erziehend und lehrend am Werden der Schülerpersönlichkeit mitzuwirken. Durch gründliche und planmäßige Auseinandersetzung mit der gegebenen Umwelt soll die Merkwelt[3]) bereichert, sollen Fähigkeit und Wille, Werte aufzunehmen, zu verarbeiten und den Gewinn in wertbare Leistungen umzusetzen, geweckt und gefördert werden.

Der Schuljugend sollen Lebenswerte erschlossen und vermittelt werden, die sie für ihre gegenwärtige und künftige Wirksamkeit in unserer Heimat notwendig braucht und die ihr — gemäß ihrer durch Alter, Geschlecht, soziales Milieu, individuelle und nationale Anlagen bedingten Entwicklungsstufe — zugänglich sind. Daher wird hier der Versuch gemacht, statt des üblichen kritiklos übernommenen oder willkürlich und planlos zusammengetragenen Kanons ein Lehrprogramm zu bieten, das dadurch bestimmt und begründet ist, was dem jeweiligen Stand der Entwicklung nottut und was ihm erreichbar ist; das keinen Anspruch auf Gültigkeit für alle Zeiten und Verhältnisse erhebt, sondern sich auf das Streben beschränkt, den Forderungen des Heute und Hier gerecht zu werden und im einzelnen (also z. B. bei der Wahl der Lesestücke oder Aufsatzthemen) dem Lehrer Bewegungsfreiheit gewährt.

Dem Deutschunterricht im besonderen fällt die Aufgabe zu, unserer Schuljugend die einzigartigen und unschätzbaren ethischen, intellektuellen und ästhetischen Werte zu erschließen und vermitteln, die ihren Nährboden in unserer nationalen Kultur — vor allem in Schrifttum, Sprache, Brauch, in Glaube, Kunst, Wissenschaft, Rechts- und Familienleben — haben, und in noch reicherem Maß als die übrigen Disziplinen die Willens-, Denk- und Gefühlskräfte auf die Erfüllung unserer nationalen Kulturpflichten hinzulenken. Der Begriff „nationale Kultur" ist dabei nicht etwa als etwas nach Umfang und Inhalt Gegebenes, fertig Herüberzunehmendes anzusehen, sondern als etwas Aufgegebenes und mühsam zu Erringendes.

Wenn sich vor dem Kriege die Tendenz geltend machte, den Deutschunterricht vorzugsweise in den Dienst der ästhetischen Erziehung zu stellen, so werden heute die ethi-

---

1) Programmentwurf für die deutschen Grund- und Mittelschulen Lettlands. Zusammengestellt (1919—1920) von der Rigaschen deutschen Lehrerschaft. Herausg. von der Verwaltung des Deutschen Bildungswesens Lettlands. I. Teil: Grundschule (1920); II. Teil: Mittelschule (1921). Riga, Verlag von Walter u. Rapa, A.-G.

2) Diese allgemeine Einleitung führt den Leser in den Geist ein, der die Verfasser des Lehrplans für den Deutschunterricht bei der Revision des Überlieferten, beim Suchen nach neuem Inhalt und nach neuen Formen geleitet hat. Persönlichkeitsbildung hat uns als Ziel der Schularbeit vorgeschwebt. Nicht Wissen, sondern Können; nicht Utilitarismus, sondern Idealismus! Das ist als Leitmotiv auch für alle Disziplinen des Deutschunterrichts gedacht. — Außerdem gibt die Einführung die zum Verständnis unserer pädagogischen Einstellung nötigen Voraussetzungen, da dieses Vorwort auch unsere geistigen Kriegsschäden berührt, Schäden, deren Erwähnung an dieser Stelle übrigens dadurch gerechtfertigt erscheint, daß derartige Erscheinungen ja auch den Stammesgenossen drüben im Deutschen Reich nicht fremd sind und ihre Abstellung den Pädagogen in Deutschland ernste Sorge macht.

3) Wir erweitern hier einen vom Biologen Uexküll stammenden Begriff, und verstehen im folgenden unter „Merkwelt" den Teil der Um- und Inwelt und der Welt des Übernatürlichen, mit dem sich das Individuum auseinandergesetzt hat.

schen Werte stärker betont werden müssen.[1]) Infolge der abnormen Ereignisse und Zustände der letzten Jahre durchlebt unsere Heimat gegenwärtig eine ernste Krisis: im Zusammenhang mit der radikalen Umgestaltung der äußeren Lebensbedingungen sind gewisse Wandlungen in der Lebensanschauung der Heimatgenossen vor sich gegangen, die sich in einem bedenklichen Verhalten zu Erwerb und Genuß kundtun, und die die sittliche Wohlfahrt der heranwachsenden Generation aufs schwerste bedrohen. Als erste Pflicht aller pädagogischen Tätigkeit und somit auch des Deutschunterrichts erscheint unter diesen Umständen die Arbeit an Charakter, an der Gesinnung, der werdenden Persönlichkeit. Es gilt, verschüttete Tüchtigkeiten und Kräfte freizulegen, deren tiefste Wurzeln in deutschem Wesen haften, das Vätererbe zu wirklichem Besitz zu erwerben: Arbeitsfreudigkeit, Redlichkeit, Pflichtbewußtsein, rücksichtsloses Einstehen für das als recht und wahr Erkannte, Innerlichkeit, Hingabe an die Idee, Sinn fürs Unvergängliche, seelische Keuschheit, Bescheidenheit, Ehrfurcht vor wahrer Größe und Tiefe, ruhelose Unzufriedenheit mit eigenen Leistungen.

Was unsere Schuljugend ferner dringend braucht, ist straffe intellektuelle Zucht, Sachlichkeit, Klarheit, Ordnung, Präzision und Zusammenhang des Denkens, Freude am Suchen, Finden, Lösen von Problemen, entschlossene Abkehr von bequemer Oberflächlichkeit, von wohlfeilem Geistreichtum und Ironisieren. Hier bieten neben der Lektüre besonders der Aufsatzunterricht und die Sprachlehre — auf der Oberstufe auch der literaturgeschichtliche Unterricht — reiche Möglichkeiten erzieherischen Wirkens.

Daß es sich endlich in der Kunst jeder Gattung nicht um einen dekorativen Aufputz des Lebens, um einen entbehrlichen Luxus oder gar um eine bedeutungslose Spielerei handelt, sondern um unentbehrliche Lebenswerte und Lebensinhalte, daß ästhetisches Genießen — wenn es sich nicht gerade auf müheloses Nippen beschränkt — seelische Bereicherung bedeutet, muß im Deutschunterricht zunächst durch einfühlendes Nacherleben dargebotener Dichtung zur Erkenntnis des Schülers werden. Nach Möglichkeit sollten auch die Kulturwerte unserer nationalen bildenden Kunst und Musik (durch Betrachten geeigneten Bildermaterials[2]), durch Chorsingen von Volksliedern in der Klasse und auf Ausflügen) den Schülern zugänglich gemacht werden. Das Theater als Bildungsmittel und als Gegenmittel gegen das Kinounwesen, besonders aber Schüleraufführungen, die außer ästhetisch wertvollem Erleben eine überraschende Fülle von erzieherischen Nebenwirkungen vermitteln können (technische Fertigkeiten, Förderung des Gemeinschaftssinns, Disziplinierung usw.), sollen dringend empfohlen werden. Jede dilettantische Kunstübung, die vor ernster Mühe nicht zurückschreckt, ist in der Schule zu unterstützen und zu fördern, und gerade im Rahmen des Deutschunterrichts bieten sich allenthalben Möglichkeiten zu solchen Versuchen, etwa in der Anfertigung von Zeichnungen als Erläuterung zu gesprochenem und geschriebenem Wort, im Dramatisieren geeigneter Erzählungen usw. In gewissem Sinn und Maß dient ja auch der Aufsatzunterricht, soweit er Schauen und Darstellen zur Aufgabe stellt, ähnlichen Zwecken.[3]) Wenn solche Bestrebungen auch nicht Kunstwerke zeitigen[4]) — einen nicht zu unterschätzenden Gewinn können sie stets zum Ergebnis haben: Respekt vor den Leistungen wirklichen Kunstkönnens und ein in die Tiefe dringendes Verständnis für das Kunstwerk als Ausdruck seelischen Erlebens.

---

1) Man verfolge diese Tendenz in der Stoffübersicht.

2) Eingehend wird diese Frage von W. Waetzoldt in „Deutsche Wortkunst und deutsche Bildkunst" behandelt (Berlin 1916, Mittler u. Sohn). Das Werkchen bietet eine für den Lehrer der Oberklassen wertvolle Untersuchung über die geschichtlichen Beziehungen zwischen deutscher Wort- und Bildkunst.

3) Die Rolle des literarischen Dilettantismus in der Schule (der Aufsatzunterricht als Mittel literarischer Erziehung) wird an einer anderen Stelle des Programms wie folgt charakterisiert: Der Aufsatzunterricht im Dienst der Kunsterziehung soll die Fähigkeit und den Willen zum Schauen fördern; er hat das Verständnis für die Lektüre vorzubereiten und zu vertiefen, indem er den Schüler veranlaßt, seine Beobachtungsfähigkeit zu steigern, sein Anschauungsmaterial zu bereichern und seinen Blick für das Wesen der Darstellung zu schärfen.

4) Der literarische Dilettantismus ist natürlich gar nicht bestrebt, Kunstwerke zu zeitigen (ebensowenig wie der Dilettantismus in der Malerei oder Musik).

II. Ziele und Aufgaben des Deutschunterrichts in der Mittelschule.[1])

Zwischen Grund- und Mittelschule liegt die Schwelle, deren Überschreiten den Abschied von der Kinderzeit bedeutet. Der Eintritt ins neue Entwicklungsstadium wird im wesentlichen durch die im folgenden dargelegten Tendenzen gekennzeichnet. Einmal durch das Bewußterwerden des Verstandes-, Gefühls- und Willenslebens. Die reifende Persönlichkeit ist nicht nur bestrebt, Einblicke in die verborgenen Tiefen des eigenen Ich zu tun und einen Überblick über ihren geistigen Besitzstand zu gewinnen, sondern versucht auch, sich mit dem Wesen anderer Einzelpersonen und ganzer Lebensgemeinschaften betrachtend auseinanderzusetzen. Mit der zunehmenden Fähigkeit kausalen Denkens regt sich das Interesse am Prozeß des Werdens und an seinen Wirkungen; das Problem des Zusammenhangs zwischen Werk und Urheber, des Zustandekommens der Gesamtkultur wird zum Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Charakteristisch ist dabei die Richtung, in der sich das bewußter werdende Seelenleben bewegt. Während sich das Kind vorzugsweise praktisch in der konkreten Erscheinungswelt zurechtzufinden sucht, wendet sich der Erwachsene mehr und mehr dem Gebiet des Innenlebens und der Ideenwelt zu. Ein anderes Zeichen beginnender Reife ist die wachsende Selbständigkeit, das Verlangen nach Freiheit, nach Gestaltung des eigenen Lebens aus eigener Kraft und nach eigener Neigung.

Für den Schüler ist jetzt die Zeit gekommen, die Arbeit an seiner Geistesbildung, am Ausbau seiner Individualität zur Persönlichkeit als eigene Angelegenheit zu betrachten, als Pflicht sich selbst und andern gegenüber, für deren gewissenhafte Erfüllung er die Verantwortung trägt. Der Lehrer steht ihm dabei anspornend und retardierend, ermunternd und mahnend, wählend und ratend zur Seite; er hilft ihm, Ziele zu setzen und Wege zu bauen. Das Interesse für das eigene Ich darf aber nicht in bloßer Selbstbespiegelung Genüge finden oder zu falscher Einschätzung eigener Gaben, Fähigkeiten und Leistungen führen, sondern muß sich zu Selbsterkenntnis, Sammlung, Verinnerlichung gestalten. Gegen alles, was nach Phrase schmeckt, ist mit unnachsichtlicher Strenge einzuschreiten, und auf Übereinstimmung zwischen Gesinnung und Tun mit allem Nachdruck hinzuarbeiten.

Der Lektüre- und Aufsatzunterricht in der Mittelschule hat unter anderem auch die Lust am Selbstdenken, das Suchen und Finden von naheliegenden und klärungsbedürftigen Problemen anzuregen, aber auch die Erkenntnis zu vermitteln, daß sich aus der Beantwortung einer Frage stets neue Fragen ergeben und eine restlose Lösung von Lebensrätseln nur dem Rationalismus Halbgebildeter möglich und wünschenswert erscheint ... Steht im Kindesalter das Interesse am Stoff des Gelesenen im Vordergrund, so ist es jetzt geboten, das Verständnis für die Schönheit der Form zu erschließen und ein ästhetisches Werten des Kunstwerks zu ermöglichen ...

Im Grammatikunterricht wird in der Mittelschule das bisher Erarbeitete wiederholt, gefestigt und erweitert. An die Seite der normativen Sprachlehre tritt die Wortkunde, die tiefere Einblicke in das Wesen und Werden der Muttersprache ermöglicht.

Mit dem Zeitpunkt, da der Schüler dem Phänomen des Werdens Beachtung zuzuwenden beginnt, rückt ein neues Fach, die Literaturgeschichte, in den Kreis der übrigen Teildisziplinen. Sie steht in nahem, ergänzendem Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte, die es im wesentlichen mit dem politischen und internationalen Leben zu tun hat, mit der Kirchen- und Kunstgeschichte, und setzt sich ein ähnliches Ziel wie die Wortkunde, nur daß sie sich nicht auf die Auseinandersetzung mit einer einzelnen Lebensäußerung beschränkt, sondern analog der ihr innerlich verwandten Volkskunde das gesamte Geistesleben des deutschen Volks in den Kreis ihrer Betrachtung zieht. Sie bringt dem Schüler Nachricht davon, wie seine Vorfahren um eine national fundierte Weltanschauung gekämpft und den Gewinn, den Forderungen der jeweiligen historischen Situation entsprechend, im Gestalten ihres Individual- und Kollektivlebens bewährt haben; sie erzieht den Schüler zu dankbarer, ehrfurchtsvoller Rückschau in die Vergangenheit und zu pflichtfroher Ausschau in die Zukunft, indem sie ihn mahnt, zu gedenken, daß er ein Deutscher ist und werden soll. Der lite-

1) Die „Mittelschule" umfaßt 4 Klassen; diese entsprechen der UII, O II, U I und OI der reichsdeutschen Schulen.

naturgeschichtliche Unterricht wird die Zeittendenzen nicht nur losgelöst von ihren Trägern betrachten, sondern auch die historische Einzelpersönlichkeit als Erben der Vorzeit, als Repräsentanten des Zeitgeistes seiner Gegenwart, als Schöpfer neuer Kulturwerte zu Worte kommen lassen; er wird auf stoffliche Vollständigkeit mit bewußter Absicht verzichten und dafür zu liebevollem Sichversenken in eine bestimmte Kulturepoche hinleiten. Am geeignetsten erscheint das 18. Jahrhundert, einmal aus zeitökonomischen Gründen, weil der Schüler eine Reihe von Literaturdenkmälern jener Zeit bereits gelesen hat, dann, weil das 18. Jahrhundert Anregung zur Auseinandersetzung mit Lebensproblemen geboten hat, die der nationalen Gegenwartskultur zugrunde liegen und zum Teil noch heute ihrer Lösung harren. Von einer systematischen Darstellung der Geschichte des geistigen Lebens in der neuesten Zeit (die Literaturwerke von gestern und heute finden im Lektüreunterricht Platz) muß abgesehen werden: „Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen." Im Anfang (II. Klasse) empfiehlt es sich, den Schülern eine gedrängte Darstellung der Entwicklung deutschen Geisteslebens von der Urzeit bis zum 17. Jahrhundert vorzutragen; Proben älteren Schrifttums werden von den Schülern als Belegmaterial benutzt, um die vom Lehrer formulierten geistesgeschichtlichen Tatsachen zu illustrieren. Mit dem Wachsen der Fähigkeit zu selbständigem Arbeiten wird die Rolle des Schülers immer aktiver werden, und er kann nun auf Grund eigenen Quellenstudiums zu selbsttätigem Schließen, Entwickeln und Zusammenfassen fortschreiten.

Es ist bis hierher immer nur von S c h ü l e r n die Rede gewesen. Gewiß darf nicht übersehen werden, daß sich im geistigen Leben der Schuljugend mit zunehmender Reife die Differenzierung des Geschlechtscharakters immer deutlicher bemerkbar macht. Diesen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen wird aber der pädagogischen Einsicht des Deutschlehrers überlassen werden müssen; für eine grundsätzliche Zweiteilung der Programme liegt keine zwingende Notwendigkeit vor.[1])

III. Stoffverteilung (Auswahl).

II. Klasse[2]) 3—6 Stunden wöchentlich.

Der Sinn des Schülers für das Wesen und den Wert des Individuums schärft sich, und das Bewußtsein der eigenen Individualität erwacht. Im Zusammenhang damit macht sich das Verlangen nach selbständiger Orientierung in Um- und Inwelt bemerkbar. Es beginnt die Zeit eines durch den Stolz auf die ersten Ergebnisse eigenen kausalen Denkens genährten Rationalismus mit der Tendenz zur Revision überkommener Normen, die vielfach zur Abkehr von autoritativ Gebotenem und Übernommenem führt. Anderseits ist es aber auch die Zeit der beginnenden Empfindsamkeit, die sich unter anderem in der Freude an sentimentaler Naturbetrachtung äußert. — Das Werden, sowohl das individuelle als auch das historische, findet Verständnis, und damit auch die Mächte (Zeitgeist, geistige Strömungen), die dieses Werden beeinflussen. Auf dieses Verständnis gegründet, erwacht auf dieser Stufe das Stilgefühl. — Angesichts der Gefahr einer einseitigen intellektualistischen Lebensrichtung ist dem Gefühlsleben (auch als Grundlage des religiösen Lebens) und dem Willensleben des Schülers besondere Beachtung zuzuwenden. Der Sinn für das Imponderable, Irrationale ist zu wecken und zu pflegen, die Erkenntnis der Bedeutung von Liebe und Freundschaft als Ergänzung des Individuums ist dem Schüler nahezubringen. Als Gegenwert des Tatsachensinns ist der historische Sinn zu entwickeln. Das Stilgefühl und die Fähigkeit zu phantasiemäßiger Gestaltung, insbesondere aber auch zur Ausgestaltung und Veranschaulichung des Lektürestoffes (Drama) sind zu bilden.

---

1) Der Deutschunterricht in den Knaben- und in den Mädchenschulen richtet sich also nach dem g l e i c h e n Programm, und nur der Lehrplan des altklassischen Gymnasiums weist Abweichungen vom Normalprogramm auf.

2) Entspricht der O II der reichsdeutschen Schulen. Dem Deutschunterricht sind in dieser Klasse im altklassischen Gymnasium bloß drei, in den sonstigen höheren Schulen fünf bis sechs Wochenstunden eingeräumt. — In unserem Programmentwurf ist, obwohl die verwerteten Beobachtungen zurzeit einer Begründung durch die Wissenschaft der Experimentalpsychologie entbehren, zum Teil in Anlehnung an das Gaudigsche Lesebuchprogramm, der Versuch gemacht worden, die Ergebnisse des psychischen Entwicklungsprozesses für jede Schulklasse zu fixieren.

Die Innenwelt des Schülers wird allmählich zum Objekt seiner bewußten Auseinandersetzung. Die Umwelt muß er durch Einstellen seines Blickes auf die Entwicklung von Wesen und Dingen als etwas Gewordenes und Werdendes, die Natur als Spiegel menschlichen Seelenlebens, Familie, Volkstum, Heimat, Kunst und Religion als Quellen individuellen Lebens betrachten und schätzen lernen. Auch eine Orientierung in der Welt des Unzulänglichen (des Häßlichen, der Unordnung) ist anzustreben, um eine Auseinandersetzung mit ihr zu ermöglichen.

A. Lektüre.[1])

Wesen und Wert der Individualität: „Julius Cäsar"; Grillparzer, „Der arme Spielmann".

Revision der Normen: „Parzival"; „Hermann und Dorothea".

Werden: Schillers kulturhistorische Lyrik; Ebner-Eschenbach, „Die Judenbuche", „Das Gemeindekind".

Zeitgeist: Teile aus dem „Simplizissimus"; Hagen, „Norika"; Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit"; Scheffel, „Ekkehard".

Sentimentalische Betrachtung: Hebbel, „Kindheitserinnerungen"; Chamisso, „Schloß Boncourt".

Sentimentale Naturbetrachtung: Mörike, „Der Turmhahn", „Idylle vom Bodensee"; Storm, „Immensee".

Die Natur als Spiegel menschlichen Seelenlebens: Lyrische Gedichte von Uhland, Mörike, Eichendorff, Keller, Hesse, Löns, G. Schüler.

Volkstum als Quelle individuellen Lebens: Kleist, „Die Hermannsschlacht"; Schönherr, „Glaube und Heimat"; Pantenius, „Die von Kelles"; Immermann, „Der Oberhof"; Ludwig, „Aus dem Regen in die Traufe".

B. Aufsatz.[2])

a) Bereicherung der Merkwelt.

Das Werden der Wesen und Dinge, historische Zustände und Mächte: Der Strom (Allegorie; siehe Mahomets Gesang). Begutachtung des Vorschlages: Sollte nicht die Altstadt zweckentsprechend umgebaut werden? Welche Stücke unseres Hausrates sind mir nicht feil? Die Zeit, in der ich gern gelebt hätte. Mit dem Strom der Zeit (Beispiele aus der Lektüre).

---

1) Geordnet nach den Lebenswerten und -inhalten, die sie zu vermitteln geeignet ist.

2) Im vergangenen Jahr ist bei B. G. Teubner in Leipzig ein interessantes Werk zur Reform des Aufsatzunterrichts erschienen (Meister des Stils über Sprach- und Stillehre. Beiträge zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller zur Erneuerung des Aufsatzunterrichtes. Herausg. von Studienrat W. Schneider), in dem „ein ganzer Chor von Berufenen laut und leidenschaftlich" — allzu laut und allzu leidenschaftlich — „den alten Aufsatz verwirft", eine „Umkehr in der bisher meist üblichen Handhabung des Aufsatzunterrichtes" verlangt und der Stilbildung „neue Wege" weist. Mir scheint (ich kann hier leider nur dem Referat des Herausgebers in Heft 1, Jahrg. 36, dieser Zeitschrift folgen), daß die in dieser Streitschrift zu Wort gekommenen Dichter und Schriftsteller vielfach gegen Windmühlen kämpfen. Jedenfalls weist ein großer Teil der verlautbarten Reformideen nicht vollkommen „neue" Wege, und die wesentlichsten von den ernst zu nehmenden Reformgedanken des genannten Sammelwerks haben, ins Praktisch-Methodische übersetzt, die Leitsätze unseres vor etwa 2 Jahren erschienenen Aufsatzlehrplanentwurfs gebildet.

In der psychologischen Grundlage der Stilbildung stimmen wir vollkommen mit den befragten Dichtern und Schriftstellern überein. Wie diese haben auch wir den Stil als Persönlichkeitsausdruck aufgefaßt und daher die Aufgabe der Persönlichkeitsbildung in den Vordergrund des Aufsatzunterrichts gerückt. Stil lehren heißt auch für uns — mit Kolbenheyer — vor allem Persönlichkeit entwickeln, d. h. die Merkwelt der Jugend bereichern (ihr helfen, Umwelt und Inwelt sowie die „dritte Welt", die des Übernatürlichen, erlebend und Werte aufnehmend zu durchdringen), ferner die intellektuellen, ästhetischen und ethischen Funktionen entwickeln, und endlich die Schüler zur Selbstbesinnung und zur ordnenden und zusammenfassenden Überschau über Gewonnenes und Erarbeitetes führen (s. die Selbstinventur- und Kontrollaufsätze im folgenden Aufsatzlehrplan).

Die eigene Innenwelt als Objekt bewußter Auseinandersetzung: Kindheitserinnerungen mit psychologischer Analyse. Meine Welt. Wie mir ein Ereignis zu denken gab.

Feindliche Lebensmächte, das Häßliche, die „Unordnung" in der Welt: Die „ungeheuere Unordnung", die Kohlhaas zum Kampf für und schließlich gegen das Gesetz führt. Rechtsverhältnisse im „Götz". Feindseliges Verhalten der Natur im deutschen Gedicht.

Heimat, Volkstum und Kunst als Quellen individuellen Lebens: Was liebe ich an meinem Heimatsort? Festgebräuche in unserer Familie. Vorbilder aus deutscher Vergangenheit (Zeit einschränken). Welchen Gebieten entnimmt das deutsche Sprichwort seine Bilder? Das Tier (die Pflanzenwelt) im deutschen Märchen. Der Held im deutschen Märchen. Wie sieht das Land aus, in das uns das deutsche Volkslied führt?

Die Organismen als beseelte Naturwesen: Die sterbende Pflanzenwelt im Herbst. Der Wald nach einem Sturm.

Phantasiewerte und ästhetische Werte im Alltagsleben: Ein „reich" ausgestattetes Wohnzimmer (Hausgreuel). Wie man die Klasse schmücken könnte. Der Appetit der Großstadt (Phantasieerlebnis auf dem Alexandermarkt). Der schlafende Hafen.

Individuelle und typische Charakterzüge: Landschaftscharakterbilder. Milieustudien. Schrebergartenviertel. Belege für Charakterzüge, die durch Stand und Beruf bedingt sind. („Wie der Beruf abfärbt.")

Das Irrationale (Gefühl und Wille als Ergänzung des Intellekts): Was ich an Bildern schätze. Himmel und Hölle im Märchen. Tugend und Lohn im Märchen.

Humor: Wie meine kleinen Geschwister Musik machen (Theater, Schule spielen). Blinder Eifer schadet nur.

Liebe und Freundschaft als Ergänzung des Individuums: Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn. (An einer Dichtung nachzuweisen.) Die Freundschaft in der Dichtung.

Stimmung: Abschied von einem Ort, von einer Sache. Ein gemütlicher Winterabend. Dämmerung. Im Wartezimmer des Zahnarztes. Nach dem Fest. Der letzte Tag in der Sommerfrische. Im Nebel. Im Dunkeln.

Gleich dem zornigsten der Reformer verdammen auch wir die „literarischen" Themen, die der Jugend nichts bedeuten, oder sie nötigen, einen Stoff zu behandeln, den sie nicht beherrscht, oder sie veranlassen, eine Dichtung „mit anderen Worten" wiederzugeben. Wir verdammen auch die „moralischen" Aufsätze, die die Jugend zwingen, „die Welterfahrung gereifter Fünfziger in Pappe zu imitieren" (Arnold Zweig).

Auch wir sind der Meinung, daß der „freie" oder „persönliche" Aufsatz bei ungeschickter Handhabung die Schüler zu „unehrlichen" Stildilettanten erziehen kann (sind aber freilich weit davon entfernt, das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem wir den freien Aufsatz aus der Schule verbannen).

In einem ganz wesentlichen Punkte freilich, in dem nach dem Referat des Herausgebers alle Befragten auffallend übereinstimmen, ist unsere Meinung abweichend. Es geht unserer Auffassung nach nicht an, das Ziel der Stilbildung auf die Fähigkeit zu beschränken, Erkanntes exakt darzustellen. Nicht der „Tatsachenstil", nicht die Befähigung, „gegebene Tatsachen rein dingsachlich darzustellen" (v. Molo), kann das Ziel der Stilbildung sein; es kann nicht Aufgabe der Stilbildung sein, „Leute heranzubilden, die später imstande sind, eine sachliche Mitteilung klar und deutlich aufzuschreiben" (Blei). Wir wollen mehr erzielen. Wir glauben mehr erzielen zu müssen: Persönlichkeitsausdruck. Stil ist Persönlichkeitsausdruck. Dann aber kann als Ergebnis der Stilbildung gefordert werden: die Fähigkeit, die ganze Persönlichkeit, auch das Irrationale, das Geschaute, das intuitiv Erfaßte, wenn auch nur in beschränktem Umfang und unvollkommen, auszudrücken, und zwar nicht verstandesmäßig, „dingsachlich", sondern gefühls- und phantasiemäßig, ganz persönlich. — Völlig einverstanden aber sind wir natürlich mit Th. Mann, der von der Jugend Sachlichkeit verlangt: Liebe zur Sache und Ehrfurcht vor der Sache. Das ist eine äußerst wichtige Forderung. Der Leser wird feststellen können, daß sie auch in unserem Lehrplanentwurf zum Ausdruck kommt.

Die Natur als Spiegel des Seelenlebens: Ein Gang durch die reifenden Felder. Die Natur nach einer Katastrophe.

Kontraste.[1])

b) Förderung intellektueller Funktionen.

Exaktes Darstellen: Was pflegt der Anzeigenteil der Zeitung zu bringen? Beschreibung eines physikalischen Apparats. Beschreibung eines Lauf- oder Ballspiels (Barlauf, Schlagball). Beschreibung eines Körperzustandes („Wie wir einmal bei 8° R badeten"), eines Seelenzustandes („Ein Tag übler Laune." „Eine große Freude").

Kausales Denken: Beschreibungen mit Betonung des finalen Zusammenhangs („Unser Kartenständer ein zweckmäßiges Gerät." „Unser Schulhaus ein zweckentsprechendes Gebäude"). Charakteristiken (nicht Charakterbilder). Wenn die Düna austrocknete. Wenn uns das Feuer genommen würde.

Erfassen und Darstellen von Zusammenhängen: Referate.

Entwicklung des Sinns für Standpunktswirkung: Der gleiche Vorgang, dargestellt von verschieden gearteten Berichterstattern.

Schärfung des Sinnes für Blickrichtungswirkungen: Eine bestimmte schwierige Geschichte a) einem Kinde, b) einem Erwachsenen erzählt. Ein Sachverhalt, einem Gebildeten, dasselbe, einem Ungebildeten erzählt.

c) Förderung ästhetischer Funktionen.

(In den beiden letztgenannten Gruppen handelt es sich auch schon zum Teil um ästhetische Funktionen.)

Entwicklung der Fähigkeit phantasiemäßiger Ausgestaltung: Der Speisesaal (Burghof) in Jagsthausen. Genaue Regiebemerkungen zu einer bestimmten Szene eines Dramas.

Schärfung des Sinnes für Erscheinungen der bildenden Künste und der Musik: Der Stimmungsgehalt eines Bildes. Die Fassade des Kunstmuseums. Das Äußere der Petrikirche.

Sinn für rhythmischen Ablauf eines Vorgangs und für rhythmische Verstärkung und Abschwächung einer Erscheinung.[2])

d) Förderung ethischer Funktionen.

Selbständige Orientierung: Wie mir etwas in einem neuen Lichte erschien. Wie ich mir den Arbeitsplan der Woche einrichten würde. Satzungen für einen geplanten Leseabend.

Auffassung der Arbeit: Die Arbeit im deutschen Sprichwort.

---

1) Die Aufsatzthemen (oder Themengruppen) bilden Glieder aufsteigender Entwicklungsreihen, die sich oft durch mehrere Klassen verfolgen lassen. Die Reihe „Kontraste" reicht von U II bis O I:
I (U II) (äußere, Vorgangs- und Zustandskontraste): Lärm und Stille („Wieder in der Stadt"). Nach einer Katastrophe (Überschwemmung, Brand usw.).
II (O II) (Stimmungs- und Charakterkontraste): Abschied und Wiederkehr. Belege für Charakterkontraste (Menschen, Tiere, Pflanzen). Altstadt und Neu-Riga. Der Eindringling (Fremdkörper).
III (U I) (Kontraste zwischen Innen- und Außenwelt): Johanna und ihre Umgebung in der Heimat (Jungfrau von Orleans).
IV (O I) (Kontraste im eigenen Innern, in Natur- und Geistesleben): Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust. Fremdkörper in Natur- und Geistesleben.

2) Die Entwicklungsreihe reicht von U II bis U I:
I (U II): Rhythmen im Verkehrsleben („Eine kleine Eisenbahnstation vor Ankunft und nach Abgang des Zuges." Auf der Landstraße. Vor der Schule.) „Woran ich erkannte, daß wir uns einer Handels- (oder Fabrik-) stadt näherten."
II (O II): Wachsende Ungeduld (oder Enttäuschung). Sinkende und steigende Stimmung im ersten Akt der Jungfrau von Orleans. Die deutsche Erhebung 1813 (dargest. auf Grund von Zeitdokumenten).
III (U I): Mottoaufsätze (abgestimmte Darstellungen): Wodurch wird der Leser des Nibelungenlieds auf die Endkatastrophe vorbereitet? (Motto: Hört ihr's, wie der Donner grollt?). Die Handlung im „Wallenstein" (dasselbe Motto).

Gesinnungstüchtigkeit, Begeisterungsfähigkeit, Hingabe: Auseinandersetzung zwischen Cäsar und Brutus in der Unterwelt. Gesinnungstüchtigkeit in deutschen Gedichten. Helden des Alltags (Analyse nach Zahns Novellen).

e) Inventuraufsätze.

Selbstinventuren: Quellen, aus denen ich dauernde Freude schöpfe. Besteigung eines Aussichtsturms oder Berges (Allegorie: Aufstieg zu höherer Bildung). Kleider machen Leute.

Ausarbeitungen auf Grund von Quellenstudien (Quellen als Belegmaterial): Entwicklungsstufen im Parzival.

f) Kontrollaufsätze.

Literaturthemen (Gang der Handlung in der Brutustragödie, Charakteristik Jul. Cäsars).

C. Bruchstücke [1]) aus dem Literaturgeschichtsprogramm der folgenden, dritten Klasse (entspricht der reichsdeutschen U I).

Einseitigkeit des Rationalismus. Schwinden des Einflusses der französischen und Beginn des Einflusses der englischen Kultur (Bodmer und Breitinger). Die Natur als Quelle ethischer Werte (Haller). Erwachen des Gefühlslebens (Günther; Gellert). Der Pietismus als Ergänzung des Rationalismus. Klopstock als Entdecker neuer, gefühlsmäßig-religiös gefärbter Lebensinhalte. Liebe und Freundschaft, Religion und Dichtung als seelische Erlebnisse; Nationalbewußtsein; Naturbeseelung (Klopstock und der Hain). Beginn der Freude am Volkstümlichen (Gleim; der Hain; Bürger). Die Antike in der Auffassung der Empfindsamkeit (Geßner; Wieland). Die Antike als Quelle volkstümlicher Werte (Voß). Freude an der Idylle (Geßner; Kleist; der Hain). Gefühlsverweichlichung. Lessing: Erfüllung der Leibnizischen Selbständigkeitsforderung auf dem Gebiet der ästhetischen Theorie und Kritik. Abkehr von der französischen Pseudoklassik. Das Drama als Quelle von Gefühls- und Phantasiewerten; Hinweis auf Shakespeare; Betonung der nationalen Eigenart. Befreiung des Denkens vom Zwang des Nützlichkeitsdogmas. — Neue Bahnen der dichterischen Praxis: das bürgerliche Trauerspiel; neues Thema des Dramas (Behauptung der persönlichen Würde im Kampf mit dem Schicksal); Entdeckung des Gegenwartslebens für das Drama; die Rolle der Frau und des Kindes im Drama; die Prosatragödie. Nationaler Gehalt des Dramas. . . . . .

. . . .

Befreiung des Gefühlslebens von der Leitung und Kontrolle der Reflexion. Das unmittelbare Gefühl Herrscher im Seelenleben (Hamann). Erkenntnis der Bedingtheit nationaler Kultur durch Lebensbedingungen und Lebensweise ihrer Träger. Interesse für das Werden kultureller Zustände und Leistungen. Auffassung der Dichtung als Kulturdokument. Hohe Bewertung der primitiven Volksdichtung. Forderung nationaler und individueller Eigenart der modernen Kunstdichtung (Herder).

Genieepoche (Sturm und Drang): Kult des Herzens. Liebe als Leidenschaft. Ablehnung des Verstandesmäßigen. Kampf gegen die Autorität jeder Art, Verachtung des Systematisierens, der Konvention, der Normen und Regeln. Abneigung gegen Büchergelehrsamkeit. Verachtung der amtlich gebundenen Tätigkeit. Das Irrationale als Lebenswert. Geniekult. Freude an Willkür und Regellosigkeit in Leben und Kunst. Pantheistische Naturbetrachtung. Freude an der unverbildeten Natur (der Wilde, der Bauer, das Kind, der englische Park), am Naiven. Inniges persönliches Verhältnis zur Natur. Freude an Kraftäußerungen jeder Art, an starkem, leidenschaftlichem Gefühl, an lebhafter Bewegung. Lebenskraft und Erlebenstempo als Maßstäbe für den Wert des Lebens. Das Leid als Lebenswert. Freude am Tragischen. Der „erhabene Verbrecher" als Dramenheld. Freude am Kraftwort, an volkstümlicher Derbheit. Naturalistische Wiedergabe mundartlich gefärbter oder sonst unkonventioneller Sprechweise in der Dichtung.[2])

---

1) Dieses Probestück soll unsere in der Einleitung zum Mittelschulprogramm dargelegte Auffassung von der Literaturgeschichte verdeutlichen.

2) Wir haben den Versuch gemacht, das Programm für den Deutschunterricht neu zu gestalten, doch behaupten wir nicht, schon etwas Abschließendes gefunden zu haben. Wir bieten nichts Fertiges, und werden daher für jede wohlgemeinte Kritik dankbar sein.

Das baltische Schultheater.[1]

Von **Alfred Blumenthal** in Riga.

In der Geschichte unseres deutsch-baltischen Schultheaters spiegelt sich — freilich nicht überall deutlich — die allgemeine Entwicklung der deutschen Bühnenkunst wider. Doch verhält sich die Schulbühne dem Zeitgeist gegenüber meist recht konservativ, sie ist durch eine „vorsichtige Fortschrittlichkeit" charakterisiert: die Entwicklungsphasen fallen daher zeitlich nicht zusammen; auch löst beim Schultheater der neue Stil keineswegs den alten restlos ab. Nicht immer, in allen Entwicklungsperioden, ist die Einwirkung des Theaters der Alten gleich stark, doch läßt sich ein, wenn auch nur unvollkommener Parallelismus wohl nachweisen, denn kaum ein Stil in der allgemeinen Entwicklung des deutschen Theaters ist in den letzten Jahrzehnten ganz spurlos an unserem Schultheater vorübergegangen.

Wir können auch an unserem Jugendtheater eine klassizistisch-romantische Zeit unterscheiden. Unser Schultheater hat „Die Räuber" und „Zriny" noch in dem Geist dieser Periode gespielt, als der „hohe" Stil Pilotys von der Bühne der Erwachsenen schon längst verschwunden war. — Dieser „hohe Deklamationsstil" wird auch in der Schule durch den Stil der Meininger allmählich verdrängt, und der beherrscht dann jahrzehntelang die fortschrittlicheren Schulbühnen. Heyses „Kolberg", Hebbels „Nibelungen", „Tell", „Wallensteins Lager", „Die Piccolomini", „Turandot", Gutzkows „Zopf und Schwert", Fuldas „Talisman" und Wildenbruchs „Quitzows" sind bei uns im Meiningerstil gespielt worden; aber auch Stücke von Hans Sachs (Der Krämerkorb, Der Roßdieb zu Fünsing, Der fahrende Schüler). Dieser Stil bürgert sich nur langsam ein: die Deklamation macht einer maßvoll realistischen Sprechweise Platz; Geschlossenheit wird angestrebt, man beginnt daher das Einzelne und den Einzelnen dem Ganzen unterzuordnen, die malerische Gestaltung des Bühnenbildes in Form und Farbe wird Problem; man versucht die Massen zu gliedern. Nicht zum Nachteil des Schultheaters gereichte es, daß es infolge der verhältnismäßig nur geringen zur Verfügung stehenden Mittel von vornherein verzichten mußte, den Meiningern in ihrem Streben nach historischer Treue des Bühnenbildes zu folgen.

Der Naturalismus als Stil ist ins Schultheater nicht eingezogen. Die Zurückhaltung der Schule dieser Richtung gegenüber erklärt sich wohl aus dem richtigen Gefühl, daß jugendlich unreife Darsteller den Anforderungen des naturalistischen Stils nicht gewachsen sind und insbesondere bei der naturalistischen Einzeldarstellung fein individualisierter Charaktere versagen müssen. Auch den Impressionismus mußte die Schule als ihr nicht gemäße Richtung ablehnen. Aber etwas haben auch diese Bewegungen dem Schultheater gebracht: eine Abkehr von manchem Konventionellen in Tonfall, Gebärde, Maske, Charakterauffassung.

Ganz anders als zu den letztgenannten Richtungen verhielt sich das Schultheater

1) Den Gegenstand der folgenden Betrachtungen soll unsere deutsche Schulbühne bilden; von der Behandlung des griechischen Schultheaters, das sich bis in die letzte Zeit hinein an unserem altklassischen Gymnasium verständnisvoller Pflege erfreut, muß hier abgesehen werden. Ferner soll hier nur die künstlerische Entwicklung des baltischen Schultheaters skizziert werden, das Spiel der Schulbühne also nur als künstlerische Darbietung, nicht aber auch als Erziehungsmittel gewertet werden. Wer sich für die pädagogische Seite unseres Schultheaters interessiert, sei auf die gehaltvolle Studie „Dramatische Aufführungen in der Schule" von A. Unverhau (11. Jahresber. der Rigaer Kommerzschule, 1912; Abdruck im „Pädagog. Anzeiger für Rußland", 1912, Nr. 11 u. 12) verwiesen, die auch sonst als Ergänzung zu diesen Ausführungen dienen kann. Freilich wurzelt diese Studie im wesentlichen noch in unserer „Meiningerzeit".

zu der nun folgenden Stilkunst. Hier fand es Aufgaben, an die es sich mit Aussicht auf einigen Erfolg wagen konnte, die seinen Kräften und Mitteln entsprachen. Die Wendung zum Typischen im Einzelspiel, zu Einklang und Rhythmus im Zusammenspiel, die konnte die Jugend mitmachen. Das Streben, den Charakter einer Situation durch Abstimmung des Szenenbildes zum Ausdruck zu bringen, versprach auch bei den bescheidenen Mitteln der Schulbühne Erfolg. Es mußte nur sorgfältig bei der Wahl des Stückes verfahren, es mußten nur psychologisch undifferenzierte Stücke gefunden werden. Da griff das Schultheater nach Hans Sachs, Gryphius, zu Krippenspielen und anderen mittelalterlichen Volksspielen, zu künstlerischen Märchenspielen. Gegenwärtig ist eine ausgesprochene Abkehr vom klassischen Repertoire zu spüren und eine Einlenkung in eine Richtung, die zur Volksbühnenkunst führt.

„Der fahrende Schüler" wird gespielt, aber jetzt im Holzschnittstil auf einem Podium, „Der Roßdieb zu Fünsing" auf einer zweidimensionalen Bühne (Flächenbühne ohne Tiefe) mit Andeutung des Szenenwechsels durch Beleuchtungsänderung. Gryphius' „Geliebte Dornenrose" ersteht wiederbelebt. Man wagt sich an die Hofmannsthalsche Bearbeitung des „Every man". Die von Vogt im Teubnerschen Verlage herausgegebenen „Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes" (ein Advent-, ein Krippen- und ein Herodesspiel) erfreuen sich bei uns besonderer Wertschätzung. Das künstlerische Märchenspiel erobert sich das Kindertheater; man spielt: „Das tapfere Schneiderlein" (Gümbel-Seiling), „Pechvogel und Glückskind" (Singspiel nach dem Volkmann-Leanderschen Märchen, in naivem Kindertheaterstil dargestellt), „Die Nachtigall" (nach dem Andersenschen Märchen).

Unabhängig vom Gang der Entwicklung in der großen Theaterwelt hat unser Schultheater — bei der Inszenierung des schlesischen Adventspiels — die Treppenbühne entdeckt. Auf den nach unten „in die Erdenwelt" und nach oben „in den Himmel" führenden freiliegenden Treppenläufen eines Schulvestibüls und auf dem Treppenabsatz in halber Höhe entwickelte sich das Stück, in dem auch schon „Höhen- und Lichtsymbolik" eine wirksame Rolle spielten. Auch das schlesische Krippen- und das Herodesspiel gingen auf derselben Treppe (im Vestibül der Städtischen deutschen Mittelschule in Riga) in Szene. Und nach Ausgestaltung des anfänglich einfachen Beleuchtungsapparats konnte Hofmannsthals „Jedermann", als „Treppenspiel" inszeniert, von Reinhardtschen Prinzipien nicht ganz unbeeinflußt, aber als ehrliches frommes Dilettantenspiel dargeboten, aufgeführt werden. Zur Vierhundertjahrfeier der Einführung der Reformation in Riga hat endlich, am 31. Oktober 1922, die Städtische deutsche Mittelschule, unterstützt durch einige erwachsene Dilettanten, die „Parabel vom verlorenen Sohn" von Burkard Waldis (Erstaufführung 1527 in Riga) gespielt, auf einer vorhanglosen Podiumbühne, kombiniert mit einer griechischen „Orchestra", in der sich die Chöre entwickelten, und in deren Mitte auf einem Kanzelaufbau das „kleine Kind" stand, das als Einleitung die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn zu verlesen und als „Beschluß" den Segen zu sprechen hatte.

Zum Schluß sei hier noch eines Versuchs gedacht, dem ein entwicklungsfähiger Gedanke zugrunde liegt.

Wir wollten „Hanneles Himmelfahrt" aufführen; der szenischen Darbietung stellten sich aber Schwierigkeiten in den Weg. Da wurde vorgeschlagen, das Stück mit verteilten Rollen in übersichtlicher Gruppierung in der Klasse zu lesen, wie man auf der Unterstufe „Klein Roland" und „Den rechten Barbier", auf der Mittelstufe die Apfelschußszene aus dem „Tell" gelesen hatte. Dieser Vorschlag wurde aber verworfen, und es wurde beschlossen, die Vorlesung auf die in einer Turnsaalnische hinaufführende 4—5 m breite 12stufige Treppe zu verlegen. Bei der Darbietung

sollten allerlei illusionsfördernde Momente zur Geltung kommen, ohne jedoch der Vorführung den Charakter der Vorlesung zu nehmen. Es sollte kein Spiel sein, sondern eine Vorlesung; daher bekam jeder Mitwirkende, auch der Träger der allerkleinsten Rolle, zur Störung der Spielillusion, ein Buch in die Hand. Die Teilnehmer durften nicht kostümiert, verkleidet, erscheinen, die Kleidung durfte sich vom gewöhnlichen Kostüm durch nichts Auffallendes unterscheiden, — das war klar. Doch konnte nichts dagegen eingewandt werden, daß die Armenhäusler Pleschke und Hanke in geschlossenen grauen Joppen, die Frauen aus dem Armenhause sowie die Nachbarinnen in schlichten dunkeln Kleidern auftraten. Zulässig schien es, durch Kleiderschnitt und -farbe den Waldarbeiter Seidel vom Arzt und Ortsvorsteher zu unterscheiden; den Schullehrer in einem langen schwarzen Rock auftreten zu lassen; die Engel in weißen Kleidern mit Kornblumensträußen an der Brust, mit Notenblättern, die zu beiden Seiten über die Hände herabhingen; die Mutter in Schwarz, den Maurer Mattern in einem verblichenen Alltagsjackett vorzuführen; das Kostüm der Schwester Martha auf Blau und Weiß zu stimmen; und endlich Hannele als einzige farbige Figur in einem einfachen roten Kleide, mit ein paar Margueritenblumen geschmückt, ins Bild hineinzusetzen. Durch diese „angedeutete Kostümierung" wurde allerlei Illusionstörendes ausgeschaltet, illusionfördernde Ideenassoziationen wurden wachgerufen.

Unsere „Bühne" bildete die schon erwähnte Treppennische, die oben mit einem Podest schloß, auf den von rechts und links je eine verhängte Tür mündete. Auf der rechten Seite der Treppe gruppierten sich die Armenhäusler, auf der linken die Gestalten des Fiebertraums, die Treppenmitte war der Schauplatz der Hanneleszenen. Durch die Tür rechts erschienen die Gestalten der Wirklichkeit, durch die linke Tür, deren Vorhang sich in der Farbe kaum von der Wand abhob, kamen und gingen die Traumgestalten. Die Mitwirkenden betraten mit geschlossenem Buch die Treppe, nahmen den durch den Gang der Handlung gebotenen Platz ein und markierten dann durch Aufschlagen des Buchs ihren Eintritt ins „Spiel". Vor dem Abtreten wurde das Buch geschlossen. Den Spielern, die zum größten Teil ihre Rollen auswendig gelernt hatten, war Mienenspiel und Hand- und andeutende Körpergebärde gestattet, soweit sie nicht durch das Buch daran gehindert wurden. Alle Mitwirkenden standen, nur Hannele saß auf einem Schemel, in halber Treppenhöhe.

Der unten an der Seite unmittelbar vor den Zuhörern stehende Regisseur gab eine gedrängte Inhaltsangabe an der Hand eines plakatartigen Personenverzeichnisses, und griff dann später ab und zu durch Regiebemerkungen in Schlagwortform in den Ablauf der Vorführung ein — doch meist nur während des Auf- und Abtritts der Leser.

Das „Schlaf, Kindchen, schlaf" sang ein verborgener Chor, auch die Trauermusik erklang aus dem Nebenraum links, das schöne „Eia, popeia" am Schluß wurde mehrstimmig von einem das sitzende Hannele und den „Fremden" halbkreisförmig umgebenden Engelchor gesungen.

Bei der Rollenbesetzung war natürlich auch auf Größe, Charakter der Erscheinung, Haarfarbe usw. Rücksicht genommen worden. Illusionstörende Frisuren waren beseitigt worden.

Der Erfolg der Vorführung übertraf alle Erwartungen. Unabhängig voneinander haben mir zwei der Zuhörerinnen etwa ein Jahr nach dem „Spiel" in einem Bericht über ihre Eindrücke erklärt, wir hätten das Stück „in Kostümen" gespielt.

Eine ähnliche Vorführung wie die geschilderte war die Dante-Vorlesung im Treppenhaus der Städtischen deutschen Mittelschule in Riga (auf unserer Treppenbühne). Auf drei Treppenläufen und zwei -absätzen ging die Vorlesung der Dialoge aus der

„Göttlichen Komödie" vor sich, als Urprobe für die spätere szenische Vorführung der „Divina Commedia" zur Dantefeier (durch Erwachsene). Man kann dieser in mancher Hinsicht recht unvollkommenen „Probe" wohl nachsagen, daß sie eine klare Personen- und Schauplatzübersicht ermöglichte, Einblick in die „poetische Tektonik" des Dante-werkes gab, und daß hier die Höhensymbolik der Treppenbühne wirksam wurde.

Ich habe durch die eingehende Behandlung unserer Hannelevorführung zur nachprüfenden Nachahmung anregen wollen. Doch warne ich dringend, auch nur einen Schritt weiter in der Förderung der Kostüm- und Spielillusion zu gehen oder die illusionstörenden Elemente zu beseitigen (insbesondere sei auch vor Schminke, Benutzung von Kopfputz oder Perücken gewarnt). Die Vorführung muß vom Zuhörer als Vorlesung empfunden werden, freilich als eine, die immer wieder Spielassoziationen weckt.

Das Herderinstitut zu Riga und seine Ferienhochschulkurse.

Von Dr. K. Stavenhagen in Riga.

Am 12. September 1921 wurde in Riga das Herderinstitut eröffnet. Diese jüngste deutsche, von der Herdergesellschaft getragene Hochschule umfaßt jetzt vier Abteilungen: eine theologische, eine juristisch-staatswissenschaftliche, eine naturwissenschaftlich-mathematische und eine humanistische (Philosophie, Geschichte, Germanistik). Der Unterricht ist ganz nach dem Muster deutscher Universitäten aufgebaut. Der Schwerpunkt liegt in den Seminaren und Übungen. Neben den überwiegenden spezialwissenschaftlichen Vorlesungen finden allgemeinverständliche Publika zur Befriedigung des Bildungsinteresses der gebildeten Gesellschaft Rigas statt. Als Voraussetzung für die Immatrikulation gilt das Reifezeugnis einer höheren deutschen Lehranstalt. An der jungen Hochschule wirken zurzeit etwa 25 Dozenten, von denen ein Teil aus Deutschland berufen ist. Sie begann mit einer Zahl von 260 Hörern, die im letzten Herbstsemester auf 509 gestiegen ist. Die schon bestehenden alten gelehrten Gesellschaften Rigas stellten ihre reichen Sammlungen, Bibliotheken und Museen der Herdergesellschaft zur Verfügung, so daß sie über ein noch lückenhaftes, aber immerhin schon sehr erfreuliches, durch große Spenden ergänztes Lehrmittelmaterial verfügt. Der Wunsch nach einem eigenen Organ zur Veröffentlichung der wissenschaftlichen Arbeiten seiner Dozenten ist dem Herderinstitut infolge der schwer erschütterten pekuniären Stellung des lettländischen Deutschtums noch nicht in Erfüllung gegangen.

Die Eröffnung der neuen Anstalt war durch die eigentümliche Lage, durch die das hiesige Deutschtum durch die Schaffung des lettländischen Staates versetzt wurde, begründet. Dank der vom Staate gewährleisteten Schulautonomie konnte ein reichgegliedertes System von 92 Lehranstalten aufgebaut werden. Aber bei der Schnelligkeit, mit der hier aus den Trümmern der Kriegs- und Bolschewistenzeit Neues aufgerichtet werden mußte, galt es trotz eines großen Stammes von wissenschaftlich ausgebildeten Lehrern Unzulänglichkeiten zu beseitigen und für vorhandene sowie nachrückende Lehrkräfte weitere Ausbildungsmöglichkeiten zu schaffen. Ähnliche Bedürfnisse machten sich bei der gleichfalls autonomen deutschen Lutherkirche Lettlands geltend. Die alten wissenschaftlichen Traditionen des Baltentums mußten fortgesetzt, die seit Kriegsbeginn liegen gebliebene wissenschaftliche Arbeit wieder aufgenommen und für die wissenschaftliche Forschung des lettländischen Deutschtums ein Mittelpunkt geschaffen werden. Endlich und vor allem mußten die durch den Krieg zerrissenen Fäden zum europäischen und im besonderen zum deutschen Geistesleben wieder aufgenommen werden.

Zur Erreichung dieses letztgenannten Zieles unternahm es die Herdergesellschaft, im Herbste 1922 eine Reihe deutscher Gelehrter zu Ferienhochschulkursen, die am 20. August eröffnet wurden, aufzufordern. Dem Rufe leisteten in entgegenkommendster Weise Folge: die Mediziner R. von den Velden-Berlin und E. Masing-Dorpat, die Historiker F. Meinecke-Berlin und H. Oncken-Heidelberg, der Archäologe M. Ebert-Königsberg (jetzt in Riga), der Germanist J. Petersen-Berlin und die Philosophen R. Eucken-Jena und M. Scheler-Köln.

Die von ihnen gehaltenen Vorlesungen gestalteten sich zu einem Ereignis für das Deutschtum Lettlands: weit über 1000 Personen, darunter auch eine Anzahl Nicht-Deutscher, nahmen an den Kursen teil. Einzelne Vorlesungen waren von 700—800 Hörern besucht. An den um die Ferienkurse gruppierten Veranstaltungen nahmen alle Kreise der deutschen Bevölkerung Rigas teil. Die Vorlesungen entwarfen dem Hörerkreis ein imponierendes Bild von der wissenschaftlichen Leistung Deutschlands innerhalb der letzten 8 Jahre, die Mitglieder der Herdergesellschaft erfuhren im persönlichen Verkehr mit den ausländischen Kollegen reichste Anregung und Förderung, und vor den Gästen tat sich ein Stück fremden und doch wesensverwandten deutschen Lebens auf. Als Mitte September die Letzten Riga verließen, hatten alle Beteiligten das Empfinden, daß hier in gemeinsamer Arbeit ein Werk gelungen war, das fortzuführen Sinn hat und dessen Förderung eine der Hauptaufgaben des Herderinstituts bleiben wird.

Die Pädagogische Woche in Riga.

Von einer einheimischen Teilnehmerin.

Im Oktober des vergangenen Jahres veranstaltete der Deutschbaltische Lehrerverband Lettlands gemeinsam mit dem Berliner Zentral-Institut für Erziehung und Unterricht in Riga eine Pädagogische Herbstwoche.

Es war ein Ereignis von großer Bedeutung für unsere in schwerer pädagogischer Kultur- und Kampfesarbeit stehende Lehrerschaft. Keine der 14 Ortsgruppen unseres Lehrerverbandes fehlte, und weit über die Grenzen unseres Landes hinaus reichte die Beteiligung: es waren auch Stammesgenossen aus Estland und aus Litauen gekommen. Unsere größte Schulaula erwies sich als zu klein; die Vorträge mußten im „Gewerbeverein", im größten, 1200 Zuhörer fassenden Saal unserer Stadt, abgehalten werden. Zum ersten Male erschienen unsere andersstämmigen Heimatsgenossen — Letten, Russen und Juden — als Gäste unseres Lehrerverbandes. Pädagogisches Interesse und pädagogische Arbeit vereinten so alle Bevölkerungsgruppen unseres Landes.

Die Vortragsreihen der „Pädagogischen Woche" waren unter einem großen Gesichtspunkt zur Einheit zusammengefaßt. „Freie geistige Arbeit des Kindes" — so lautete das Zentralproblem, das in mannigfacher Weise von den Vortragenden zur Darstellung gebracht wurde.

Wir hatten die Freude, den Urheber dieser Idee und den Umgestalter deutschen pädagogischen Denkens, Oberstudiendirektor Gaudig, zum ersten Male in Riga zu sehen und von ihm selbst in die Problematik des modernen Unterrichts eingeführt zu werden. Die Probleme weiteten sich im Verlauf der Vorträge zu der großen und kühnen, alles pädagogische Tun umfassenden Zielsetzung der Kulturschule; eine Forderung der Gegenwart an die deutsche Zukunft.

Gaudigs Mitkämpfer Otto Scheibner — der baltischen Lehrerschaft als Vortragender auf früheren Ferienkursen bestens bekannt — machte uns den schwierigen und komplizierten Verlauf des Arbeitsvorganges nach seiner psychologischen, pädagogischen und arbeitstechnischen Seite durchsichtig. — Lotte Müller, unser dritter Leipziger Gast, zeigte in feinsinniger Weise, wie man die Schätze deutschen Schrifttums und deutscher Sprache durch freie geistige Arbeit der Kinder heben könne; während Professor Schoenichen, der tätige und verdienstvolle Leiter des Zentralinstituts, die Anwendung dieses Prinzips auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts vorführte. — Auf diese Weise erschlossen die Vortragenden den Zuhörern Ziel, Wesen und Methode der modernen Arbeitsschule.

Die Beziehungen der einzelnen Ortsgruppen zu Riga sind noch enger und freundlicher geworden durch das gemeinsame Erlebnis der „Pädagogischen Woche". Aber auch der Zusammenhang mit der deutschen Lehrerschaft Estlands, der uns nach der politischen Abtrennung fast verloren gegangen war, hat sich zu einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl gesteigert. Gerade aus der Mitte der Estländer wurde uns so begeisterter Dank zuteil, wie ihn nur tiefstes Erleben auslöst. Wir empfinden uns nun als in lebendiger Schicksalsgemeinschaft stehend mit der Lehrerschaft nördlich der Grenze.

Und noch weiter reichen die Nachwirkungen der „Pädagogischen Woche". Gemeinsame Arbeit überwand die Vorurteile hüben und drüben und bahnte die erste Annäherung an zwischen den deutsch-baltischen Lehrern und einem Teil der lettischen Lehrerschaft.

Schließlich aber — und das gehört zu dem Wertvollsten — hat die „Herbstwoche" ein festes Band zwischen uns und unseren reichsdeutschen Gästen, den Vertretern deutscher pädagogischer Wissenschaft, geknüpft. Diese haben in der kurzen Spanne Zeit uns kennen gelernt in unserem Wesen und Wollen, in unserem Kampf und in unserer Arbeit und haben uns als Art von ihrer Art erkannt.

Riga, der geistige Mittelpunkt unseres Landes, hatte alles aufgeboten, um den reichsdeutschen Gästen einen Einblick in deutsch-baltisches Leben zu verschaffen. Der Naturforscherverein und die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde veranstalteten je einen öffentlichen Vortrag; Schüler der Städtischen deutschen Mittelschule boten den Gästen als Festspiel zur Vierhundertjahrfeier der Einführung der Reformation in Riga eine Aufführung des alten Waldisschen Reformationsspieles „Der verlorene Sohn"; u. a. m. — Der Abend aber vereinte die Teilnehmer der „Pädagogischen Woche" mit den reichsdeutschen Gästen häufig zu geselligem Beisammensein.

So haben unsere deutschen Gäste uns kennengelernt in unserer Arbeitsfreude und in unserer Festfreude, zur Zeit eines gesteigerten Erlebens, wo die Menschen, herausgehoben aus ihrem Alltag, sich leichter erschließen.

Die deutsche Kolonie Hirschenhof in Lettland.

Von Pastor **F. Hollmann** in Hirschenhof.

Als Katharina II. um das Jahr 1760 den Plan gefaßt hatte, an einzelnen Stellen ihres Riesenreiches deutsche Bauern als Kolonisten anzusiedeln, damit deren zähe, treue Arbeit den Ackerbauern in Rußland als Vorbild diene, hat sie auch im Gouvernement Livland ein Kronsgut, Hirschenhof, 27 km nördlich von Kokenhusen (an der Düna), zu einer solchen deutschen Kolonie bestimmt, ein Landstück von rund 20 km Länge und 10 km Breite, am Oberlauf der Perse (Nebenfluß der Düna) und der Oger gelegen.

In Schwaben und Hessen, Westfalen und den Grenzgebieten nach Dänemark zu warben die Agenten der Kaiserin Leute, die, durch große Versprechungen bewogen, sich bereit fanden, die Auswanderung ins ferne, fremde Land zu wagen.

Außer wenigen, schon früher bebauten Ackerstücken war das Land von dichtem Walde bestanden. Da sollten sie nun roden und Häuser bauen und dem von Natur wenig fruchtbaren Boden das tägliche Brot abzwingen. So mancher von den Einwanderern hat damals heimlich das Land wieder verlassen; denn öffentlich durften die durch Kontrakte verpflichteten Siedler nicht fort. Einigen gelang die Flucht, andere wurden an den Landesgrenzen gefangen, durchgeprügelt und wieder zurückgeführt.

Nun mußten sich die „Kolonisten" wohl oder übel niederlassen. An den Flußläufen und um die alten Hofstellen des Gutes errichteten sie sich ihre Hütten. Der Urwald mußte dem zähen Fleiß weichen. In Gruppen von 4—6 Bauernhöfen, die um der Sicherheit willen dicht aneinandergebaut wurden, haben die Leute sich ihre neue Heimat geschaffen, auf anderthalb Jahrhunderte die einzige Pflanzstätte deutschbäuerlicher Kultur im ganzen Baltenlande.

Das Verhältnis zu den eingeborenen Letten, in deren Mitte die Neuankömmlinge in geschlossener Masse sich niedergelassen hatten, wurde von Anfang an dadurch bestimmt, daß die „freien deutschen Leute" — mit allerhand Privilegien ausgestattet — den damals leibeigenen Bauern gegenüberstanden und ihre eigene selbständige Verwaltung unter einem Schulzen hatten. Es ist diese im ganzen Lande

einzig dastehende Sonderverfassung erst im Jahre 1906 aufgehoben worden. Ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl hat diese deutschen Siedler vor jeder engeren Berührung und Vermischung mit der eingeborenen Bevölkerung bewahrt, und es sind Heiraten zwischen ihnen und den Letten bis heute nur ganz ausnahmsweise vorgekommen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Bauernhöfe allmählich zu Einzelhöfen „streugelegt", d. h. die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude wurden mehr in die Mitte der zugehörigen Grundstücke versetzt. Fleiß und Sparsamkeit verhalfen zu immer größerem Wohlstand. Dorfschulen sorgten für die allernotwendigsten Grundlagen der Bildung. Die durchweg evangelisch-lutherische deutsche Bauerngemeinde wurde in der Muttersprache von einem Pastor bedient, der aber gleichzeitig auch Seelsorger einer benachbarten lettischen Gemeinde war.

Gesunde Volkskraft hat sich durch anderthalb Jahrhunderte bei den „Kolonisten" im großen Kinderreichtum der Familien bezeugt. Von den vielen Söhnen eines Besitzers wurde in der Regel der älteste der zukünftige Erbbesitzer. Die jüngeren wurden gewöhnlich zu Handwerksmeistern nach Riga in die Lehre geschickt und blieben dann auch meistens in der Stadt, wo sie als Gesellen und Meister ihr gutes Auskommen fanden und schließlich in der alteingesessenen städtischen deutsch-baltischen Bevölkerung aufgingen. Nur vereinzelt kehrten sie nach vollendeter Lehrzeit wieder in die Heimat zurück, erhielten kleine, vom väterlichen Grundstück abgeteilte Landstellen, „Handwerksplätze" genannt, und kamen durch Fleiß und tüchtiges Können gut fort. Nicht wenige ließen sich auch auf den Rittergütern weit herum nieder, wo sie Arbeit und dauernden Verdienst fanden. Alle aber, die in Hirschenhof blieben, also die eigentlichen „Kolonisten", führten ein wenig beachtetes Sonderdasein, ohne nennenswerte Beziehungen zu der bäuerlichen lettischen Umwelt oder zur städtischen deutschbaltischen Bevölkerung — die nächste größere Stadt, Riga, ist etwa 100 km weit entfernt —, unbelästigt durch die russischen Behörden, vor denen sie durch ihre Privilegien geschützt waren, kurz, unberührt durch fremde Einflüsse. So hat sich unter ihnen manche volkskundlich interessante Sitte (und Unsitte) der alten Heimat erhalten können.

Der stets wachsende Wohlstand fand seinen Ausdruck in der Vorliebe für gute Kleidung, gute Pferde und Wagen, für fröhliche Feier der Familienfeste, für reichliches Essen und oft überreichliches Trinken.

Da kam plötzlich die Katastrophe. Als während des Weltkrieges die Schützengräben immer weiter ins Baltenland hereinrückten, wurde am Anfang des Jahres 1916 die ganz allgemein deutschfeindliche Stimmung in Rußland auch den Hirschenhöfer Kolonisten zum Verhängnis. Im März erfolgte der Befehl: Alle Hirschenhöfer, ja sogar alle Nachkommen ehemaliger Kolonisten, gleichviel, wo sie lebten, seien in die inneren Gouvernements Rußlands auszuweisen. In wenigen Tagen mußten die so betroffenen Leute ihre ganze Habe veräußern; die Höfe wurden lettischen, meist aus Kurland geflüchteten Bauern übergeben. Wer vor einem festgesetzten Termin die Reise auf eigene Kosten antrat, durfte sich seinen zukünftigen Aufenthaltsort selbst wählen; die übrigen wurden unter polizeilicher Aufsicht weit nach Osten bis an die Grenze von Sibirien verschickt.

Zwei Jahre haben die Hirschenhöfer in der Verbannung leben müssen. Nur ganz wenige Soldatenfrauen hatten das Recht erhalten zu bleiben. Sie haben es aber nicht alle ausgenutzt, sondern folgten vielfach freiwillig ihren nächsten Angehörigen in die Verbannung, da ihnen das Leben unter drückenden Verhältnissen inmitten der fremden und durchaus nicht wohlwollenden Menschen unerträglich wurde.

Als dann im Jahre 1918 das ganze Baltikum von den deutschen Truppen besetzt worden war, erhielten die Kolonisten auf Veranlassung der deutschen Regierung das Recht, in ihre Heimat zurückzukehren. Sie sind auch alle wiedergekehrt. Die zeitweiligen Inhaber der Bauernhöfe mußten den alten Besitzern Platz machen.

Aber bitter schwer wurde das neue Anfangen. Mit leeren Händen in ihren kahlen vier Wänden, ohne hinreichende Geldmittel, in einem von den russisch-bolschewistischen Truppen ausgesogenen Lande — wie sollten sie sich da wieder einrichten?

Das wohlwollende Entgegenkommen der deutschen Heeresverwaltung hat über die ersten Schwierigkeiten hinweggeholfen. Brot, Saat, Ackergeräte, Pferde — wenigstens etwas von allem wurde beschafft; und nun mußte es sich zeigen, ob noch genug zäher Fleiß, Genügsamkeit und zielbewußter Wille vorhanden sei.

Die Hirschenhöfer Kolonisten haben die Probe bestanden. In ihren 108 größeren (30—70 Hektar) und etwa 80 kleinen (2—5 Hektar) Bauernhöfen und Handwerksstellen lebt die 2300 Seelen starke deutsche Kolonistengemeinde jetzt nach vier Jahren wieder in auskömmlichen Verhältnissen. Sie haben sich zu einer selbständigen deutschen Kirchengemeinde konstituiert mit einem eigenen Pastor. In vier Grundschulen werden von zehn Lehrern 350 Kinder in der Muttersprache unterrichtet. Eine Ortsgruppe des ganz Lettland umfassenden Deutschen Elternverbandes konnte vor zwei Jahren, eine Ortsgruppe des Deutschbaltischen Lehrerverbandes vor einem Jahr, eine eigne Spar- und Darlehnsgenossenschaft vor einem halben Jahr ins Leben gerufen werden.

Noch fehlt es an vielem, was vor der Landesverweisung vorhanden war: Vieh, Fahrzeug, Ackergerät und Maschinen. Aber es geht bergauf. Stück um Stück wird das Fehlende beschafft, und wenn friedliche Weiterarbeit auf einige Jahre hinaus möglich wird, ist die Hoffnung wohl begründet, daß die deutsche Kolonie Hirschenhof in allen äußeren Lebensbeziehungen wieder in die Höhe kommt.

Volkslieder aus Hirschenhof.

Ein Mädchen wollt' sich Wasser schöpfen
Von einem kühlen Brunnen.
Ho-oh, ho-oh und jaja, von einem kühlen Brunnen!
Sie hatt' ein schneeweiß Hemdchen an
Und darauf schien die Sonne.
Ho-oh, ho-oh und jaja, und darauf schien die Sonne.
Sie sah wohl hin, sie sah wohl her,
Sie dacht, sie wär' alleine. Ho-oh, usw.
Da kam ein Ritter geritten fein,
Der grüßte sie gar feine, usw.
„Du sollst meine Herzallerliebste sein
Und eine Jungfer bleiben", usw.
— „Soll ich Ihre Herzallerliebste sein
Und eine Jungfer bleiben, usw.
So soll'n Sie mir drei Rosen bringen,
Die drei auf einem Zweige! usw.
Die eine rot, die andre blau,
Die dritte gleich Violen!" usw.
Er ritt wohl hin, er ritt wohl her,
Er konnt' sie nirgends kriegen, usw.
Er ritt wohl hin, er ritt wohl her
Bis an des Malers Türe, usw.
„Könn' Sie mir nicht drei Rosen schaffen,
Die drei auf einem Zweige? usw.
Die eine rot, die andre blau,
Die dritte gleich Violen!" usw.
„Die Rosen soll'n Sie haben hier,
Die blühn in meinem Garten!" usw.
Und als er ihr die Rosen bracht',
Da fing sie an zu weinen, usw.
„Ich hab es nur im Scherz gesagt,
Und Sie im Ernst gemeinet!" usw.
„Hast Du es nur im Scherz gesagt
Und nicht im Ernst gemeinet, usw.
So sollst Du mir aus Haferstroh
Den feinsten Faden spinnen!" usw.
„Soll ich für Sie aus Haferstroh
Den feinsten Faden spinnen, usw.
Dann soll'n Sie mir aus Lindenlaub
Die schönsten Kleider nähen!" usw.
„Soll ich Dir ja aus Lindenlaub
Die schönsten Kleider nähen, usw.

Da sollst Du mir 'ne bunte Kuh
Hinauf den Glasberg treiben!" usw.
„Soll ich für Sie 'ne bunte Kuh
Hinauf den Glasberg treiben, usw.
Dann soll'n Sie mir ein wildes Schwein
An einem Hügel weiden!" usw.
„Soll ich Dir ja ein wildes Schwein
An einem Hügel weiden, usw.
Dann sollst Du mir siebenhundert Krebs'
Von hier nach Straßburg treiben!" usw.
„Soll ich ja siebenhundert Krebs'
Von hier nach Straßburg treiben, usw.
Dann soll'n Sie mir die Schritte zähl'n,
Die ja die Krebse meiden!" usw.
„Soll ich Dir ja die Schritte zähl'n,
Die ja die Krebse meiden, usw.
Dann sollst Du mir sieben Söhnlein gebären
Und eine Jungfer bleiben!" usw.
„Soll ich Ihn' sieben Söhnlein gebären
Und eine Jungfer bleiben, usw.
Dann soll'n Sie mir sieben Wiegen machen
Und keine Span dran schneiden!" usw.
„Soll ich Dir sieben Wiegen machen
Und keine Span dran schneiden, usw.
So will ich nie und nimmermehr
Mit einer Jungfer streiten!" usw.

Zaubersprüche aus Hirschenhof.

Reimchen beim Buttermachen.

Buttre dich, buttre dich!
Es gibt kein' größre Hex' als ich!
Aus jedem Haus ein'n Löffel voll,
Aus Nachbars (Namen des Nachbars) Haus ein Scheffel voll.

Gegen die Knochenrose.

Jesus ging über Wasser und Land,
Drei Rosen hatt' er in seiner Hand,
Die eine war rot,
Die andre war tot,
Die dritte verschwand und kam nicht mehr wieder. †††

Gegen den Brand.

In unseres Herrn Jesu Wunden,
Da fließen drei heilige Brunnen.
Der erste heißt „Still das Blut!"
Der andre „Lösch den Brand!"
Der dritte heißt „Schwär nimmermehr!" †††

Gegen die Flechte.

Weidenbaum und Flecht'
Hatten beide Streit um ihr Recht.
Der Weidenbaum behielt sein Recht,
Die Flecht' verlor ihr Recht. †††

Gegen die Feibel und Darmgicht beim Vieh.

Jerusalem, Jerusalem, Jerusalem, du jüdische Stadt,
Da man Jesus Christus gekreuziget hat,
Und was da war zu Wasser und Blut,
Zu dem Pferd für die Würmer, Feibel und Darmgicht gut. †††

Gegen den Biß eines tollen Hundes.

Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Und es ging aus Eden ein Strom, zu wässern den Garten. Er teilte sich in 4 Hauptstraßen, welches ist im I. Buch Mosis, das 2. Kapitel, der 16. Vers. †††

(Man schreibe es auf sehr feines Papier, schmiere 2 dünne Stückchen Butterbrot, lege sie doppelt zusammen, das Papier dazwischen und gebe es dem Gebissenen zu essen.)

Bücherbesprechung.

Dr. Karl v. Löwis of Menar, „Burgenlexikon für Altlivland". Mit 24 Plänen und 56 Ansichten. Herausg. von der Gesellsch. f. Gesch. u. Alt. zu Riga. Riga 1922. Verlag Walter & Rapa. 130 S. u. 52 Taf. 8°. Preis 120 Rbl.

Zwischen Memel und Narva dehnt sich um 1200 ein mit Wäldern und Mooren bedecktes, von Seen durchbrochenes, wasserreichen Strömen und Flüssen durchzogenes Gebiet, dem eine Gruppe großer und kleiner Ostseeinseln vorgelagert ist. Über 400 Wallburgen der Kuren, Letten, Liven und Esten aus der vorchristlichen, der vorgeschichtlichen Zeit liegen an gewissen Punkten der langgestreckten Küsten, mitten in Moor und Wald, an fischreichen Gewässern, an Verkehr ermöglichenden Wasserläufen (denn schon sucht der Westhandel das russische Hinterland), Bodenerhebungen oder sonstwie von Natur zur Verteidigung geeignete Örtlichkeiten ausnutzend, vielleicht und teilweise Sitze von Häuptlingen, meistens aber nur letzte Zufluchtsstätten für Menschen und Fahrnis in den nie aufhörenden Kriegen aller gegen alle und den Einfällen der Nordmänner, Russen und Litauer. Auf einem Quadratkilometer leben noch nicht ganze fünf Menschen. Ihre Fluchtburgen sind palisadierte Erdanlagen, im Norden Steinringwälle, der größte 550 m im Umfang, manchmal begleitet von kleineren, Kultzwecken dienenden, gestalteten Erdhöhen. Neben den archäologischen Funden und Gräbern sind die Wallburgen die einzigen Zeugnisse aus einer Zeit ohne eigene schriftliche Überlieferung, von der Forschung noch nicht erschöpfend ausgedeutet. Der I. Teil des „Burgenlexikons" gibt eine erste allgemeine Grundlage für diesen Wissenschaftszweig, dem in unserem Lande eine große Zukunft sicher ist. In dieser Anzahl, obwohl noch vielfach ergänzungsfähig, sind die baltischen Wallburgen vom Verf. zum erstenmal zusammengefaßt, wobei für die meisten von ihnen die vorhandene weitschichtige Literatur zusammengestellt, die etwa um sie spielenden Sagen und historischen Ereignisse notiert, in einer Einleitung kurze orientierende Bemerkungen gegeben werden.

In ähnlicher Weise, jedoch viel ausführlicher, beschreibt der II. Teil in alphabetischer Anordnung, unter Anführung der hier zum erstenmal gesammelten weitverstreuten Literatur nebst allen vorhandenen Abbildungen und Plänen, die 150 Steinbefestigungen des livländischen Mittelalters. Sie entrollen vor uns eine andere Gesamtansicht als jene, wo die heidnischen Wallburgen die eindrucksvollsten Änderungen von Menschenhand der baltischen Landschaft aufgeprägt hatten. Auf strategisch wichtigen, das Umgebiet oder die weiten offnen Grenzen gegen den Barbarenosten militärisch beherrschenden Höhen (manchmal auf den Stätten der vormaligen Heidenburgen), an verkehrswichtigen Fluß- und Meeresuferstellen, an Kreuzungen der Straßen (der neuen Lebensadern) erheben sich die Burgen der fünf bischöflichen Landesherren und des Deutschen Ordens, die festen Häuser einiger Vasallengeschlechter. Hier und da liegt ein zum „castrum" befestigtes Zisterzienserkloster. Und dann, dünn gesät im weiten Gebiet, die hochbetürmten Ringmauern der Städte, gleich bezinnten Kronenreifen die Brunnenstuben, Schatzkammern, Brennpunkte unseres mittelalterlichen Kulturlebens umfangend. Etwa 10 Menschen auf dem Quadratkilometer ernährt das Gebiet auf der Höhe des Mittelalters. Seine Mauern sind dauernde Wohnsitze.

Diesen Bauwerken, unter denen der Verf. sich am besten zu Hause fühlt, sind auch die meisten der ganz- oder halbseitigen Ansichten und Pläne gewidmet. Sie führen (zusamt den im „Burgenlexikon" natürlich nicht berücksichtigten Kirchen) typische baltische Vorbilder aus derselben Baukunst des deutschen Nordens und des preußischen Ordensgebiets vor, von der unser Landsmann Dehio in seiner Geschichte der deutschen Kunst (II, 1921) urteilt: „Man sieht es dieser Baukunst an, daß sie von Menschen stammt, bei denen die Willenskräfte im Vordergrunde standen, denen eine scharfe Luft um die Nase wehte, die kühn in eine gestaltlose Welt vorgedrungen waren." Um auch unsere mittelalterliche Baukunst dereinst zu solcher Anschauung zu bringen, dazu ist vielleicht im Löwisschen „Burgenlexikon" ein erster Teilansatz gemacht: ein Inventar, das das meiste Erreichbare an Material über den Gegenstand (außer den Kirchenbauten) mit Bienenfleiß zusammengetragen hat. Vielfach ergänzungs- und verbesserungsfähig, wie jeder erste Versuch, ist das Buch doch einzig in seiner Art und unentbehrlich. Eine Karte mit allen Wallburgen und mittelalterlichen Mauerbefestigungen wünscht man sich für eine neue Auflage.

Leonid Arbusow in Riga.

Zum Gedächtnis Wilhelm Heinrichs v. Riehl.

Geboren zu Biebrich am 6. Mai 1823 (gestorben am 16. November 1897).

Weil wir versäumt, den Macht- zum Kulturstaat auszubauen, sind wir abgestürzt, und nur wenn wir mit unserm Besten, unseren Geistesschätzen wirklich vertraut, wenn das ganze Volk zum Träger echter deutscher Bildung wird, kann einmal ein neuer deutscher Kulturstaat auch wieder eine nationale Macht werden, so klingt in gesprochenem und geschriebenem Wort wenigstens der Geistgläubigen überall die Losung. Ihr Gehör zu schaffen, ist niemand berufener als Wilhelm Heinrich v. Riehl, dessen dankbar zu gedenken wir an seinem hundertsten Geburtstage alle Veranlassung haben.

Ein rüstiger Wanderer, der schon unter Großvaters Führung jedes Kunstwerk am Wege zu betrachten und keinen Volksbrauch unbeobachtet zu lassen lernte, zuerst Student der Theologie, dessen Gesichtskreis die Professoren von Tübingen, Marburg, Gießen und Bonn, Männer wie Zeller, Vischer und Carriere, E. M. Arndt und Dahlmann bald weit über den eines hessen-nassauischen Landpfarrers hinaushoben; voll wahrer Begeisterung für alle schönen Künste, von denen er die Musik auch schaffend (Hausmusik 1855, Neue Lieder für das Haus 1877) und eine Zeitlang als musikalischer Leiter des Wiesbadener Hoftheaters pflegte, ein Jahrzehnt (1844—54) an einer ganzen Reihe west- und süddeutscher Zeitungen in leitender Stellung tätig, zuletzt an der Augsburger Allgemeinen, brachte er alle Eigenschaften, die ihn zum Begründer der deutschen Kulturgeschichte machten und ihn als ersten in Deutschland befähigten, eine Vorlesung über Soziologie zu halten, nach der Hauptstadt des sozial glücklicher als andere Bundesstaaten geschichteten Bayernlandes mit, als er Ostern 1854 als Professor der Kulturgeschichte und Statistik dahin berufen wurde. Außerdem hielt er, ein Verehrer unserer älteren, besonders klassischen, nicht Wagnerscher Musik, 1875—92 auch an der Münchener Königlichen Musikschule Vorlesungen, und auch innerhalb der von ihm 1846 mitbegründeten Vereinigung für wissenschaftliche Wandervorträge hat er allein zwischen 1869 und 1895, d. h. bis zur drohenden Erblindung, in 118 Städten über 108 Themen 691 Vorträge gehalten. So schuf er sich besonders in Süd- und Mitteldeutschland eine nach vielen Tausenden zählende treue Schar von gesinnungsverwandten Freunden für seine Auffassung der Kulturgeschichte als „Geschichte der *gesamten* Gesittung der Völker, wie sie sich in Kunst, Literatur und Wissenschaft, im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben und dazu auch in den — oft allein darunter verstandenen — Privataltertümern ausspricht“.

Welch werbende Kraft und welche Anschaulichkeit solche Auffassung der Kulturgeschichte auch nur eines einzelnen Stammes zu verleihen vermag, das lehrt die 8 Jahre lang (1859—67) von ihm geleitete „Bavaria“, eine umfassende geographisch-ethnographische Schilderung Bayerns, ebenso wie seine Einzelschrift „Die Pfälzer“ (1857) und fleißiger Besuch des Bayrischen Nationalmuseums, das in seiner jetzigen großzügigen Neueinrichtung noch von ihm, der seit 1885 sein Direktor war, geplant und vorbedacht ist. Unserem deutschen Volke überhaupt gelten die vier Bände seiner „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“ (1. Band: Land und Leute; 2. Band: Die bürgerliche Gesellschaft; 3. Band: Die Familie; 4. Band: Wanderbuch (zuerst 1851—69, zuletzt 1897—1904), und wesentlich auch die ergänzend daneben tretenden Sammlungen: Kulturstudien aus drei Jahrhunder-

ten (1859, zuletzt 1903), Musikalische Charakterköpfe (3 Bde.: 1857—77, zuletzt 1899) und Freie Vorträge (zwei Sammlungen, 1857 und 1885). Endlich das späte Buch „Religiöse Studien eines Weltkindes (1894, zuletzt 1900) enthält nicht nur in den drei Abschnitten seines Hauptteils: Ewigkeitsfragen, Zeitfragen, kirchliche Fragen, tiefe und schöne Ausführungen eines bei aller Treue gegen das gute Alte frei gesinnten und der kirchlichen Versöhnung zu dienen beflissenen Denkers, die in den erregten Auseinandersetzungen unserer Tage noch Beachtung verdienten, sondern auch der Anhang zeichnet im Rahmen des persönlichen Entwicklungsganges und Ringens seines Verfassers lehrreiche Bilder aus der deutschen Gymnasial- und Universitätsgeschichte der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Aber Riehl verdient nicht nur als Wissenschaftler gewertet zu werden, sondern auch als Dichter, ja mehr als einmal hat er mir versichert, daß er „seine Novellen für das Dauerhafteste halte, was er geschrieben habe". Und auch ein so kunstsinniger und peinlicher Beurteiler nicht für die Jugend geschriebener, aber ihr zu empfehlender Dichtung wie Georg Heyden hat von diesen Erzählungen öfter den Eindruck von etwas Unvergänglichem gehabt. Es sind durchweg kulturgeschichtliche Novellen, eine Bezeichnung, die ihr Verfasser für die erste Sammlung aus dem Jahre 1856 selbst geprägt hat. Sie sind aber nicht geschichtlicher Belehrung halber geschrieben, sondern wollen dem Kunstgenuß dienen, nur daß ein auch die Gegenwart noch bewegendes psychologisches Problem, ein Seelengeheimnis auf einem sachkundig gezeichneten zeitlichen Hintergrunde, mit dem es schon naturhaft verwachsen war, seine Lösung findet. Und haben diese nach Art der vorklassischen Sarabanden und Suiten graziös „über zwei thematischen Motiven im doppelten Kontrapunkt" aufgebauten Erzählungen [1]) in ihrer wohlgegliederten und durchdachten Gedankenführung nicht die Empfindungswärme, die Leidenschaftsglut, die sich überschlagende Laune anderer Meister der deutschen Novelle: eines haben sie vor den anderen voraus: „weil ihm vor allem unser deutsches Land und Volk lieb war, ist er stets auf deutschem Boden geblieben." Er umspannt mit seinen 50 Novellen weit über ein Jahrtausend deutscher Geschichte, genauer die Jahre von 762—1880, und seine Geschichten enthüllen von den mannigfachsten Seiten alle Eigenarten der deutschen Volksseele: Treue bis in den Tod und Liebe bis zur Selbstüberwindung, deutsche Gemütstiefe und Glaubensinnigkeit, Freimut und Unabhängigkeitsdrang, ungeschminkte Wahrhaftigkeit und derbe Kernhaftigkeit, schlichte Heldengröße und unerschütterlichen Duldersinn, freilich auch rechthaberischen Eigensinn und vertrauensselig leichte Hingabe an alles Fremde.

Eins, was man von Riehl wohl erwartet hatte, hat er nicht geleistet: eine systematische deutsche Kulturgeschichte, wohl auch nicht schaffen mögen; denn bald tobten

1) Nähere von Riehl selbst gebilligte Ausführungen über die Anlage seiner Novellen siehe in meinem Aufsatze „W. H. Riehl als Novellist", Ztschr. f. d. deutsch. Unt., X (1896, 1—28), sowie in meinen von ihm selbst ebenfalls warm bedankten Schulausgaben von Bd. 1—3 der „Naturgeschichte des Volkes" und ihren Einleitungen (J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). Von Riehls Novellen sind die „Kulturgeschichtlichen Novellen" vom Jahre 1856, die „Geschichten aus alter Zeit" von 1863 und das „Neue Novellenbuch" von 1868 jetzt in den zwei Bänden „Gesammelte Geschichten und Novellen" vereinigt. Es folgten noch, steigend voller getönt, die Sammlungen: „Aus der Ecke" (1874), „Am Feierabend" (1880) und „Lebensrätsel" (1888). — Meine Schulausgabe „Sechs Novellen von W. H. Riehl" (1902 Cotta) enthält Dichtungen aus allen obengenannten Sammlungen, abgesehen von den vorletzten).

erbitterte Kämpfe über das Verhältnis von Kultur- und politischer Geschichte, und er war keine Streitnatur, sondern, wie sich sein Forschen und Dichten die Hand reichten und der Humor nicht bloß in seinen Novellen beweist, eine ganze Persönlichkeit, die in sich selbst ruhte, aber auch den ehrlich bestrebten Andern gelten ließ. So hat er, der sich schon 1848 zu den Großdeutschen rechnete, es nicht verbittert, sondern versöhnt mit angesehen und gutgeheißen, als 1870/71 das neue Reich nicht in seinem Geiste, sondern in dem seines machtpolitisch gerichteten Gegenfüßlers Heinrich v. Treitschke errichtet wurde. Schon 1871, als er die Herausgabe des Raumerschen Historischen Taschenbuches übernahm, hieß er es durch einen eigenen Beitrag „Elsässische Kulturstudien" willkommen, und seine letzte Arbeit, sein erster Roman: „Ein ganzer Mann", der mir von ihm 1896 aus Wildungen als ein kleines „eigenartiges Buch" angekündigt, aber erst von seiner Witwe übersandt wurde, stellt diese Wandlung in humorvollem Bilde dar.

Durch die kommenden Jahrzehnte der Not schwingt das Pendel der deutschen Geschichte gewiß langsam wieder nach der großdeutschen Seite hinüber. Dann wird vielleicht Riehls Arbeit, die stets dem ganzen deutschen Volke und voran seinen lebens- und kunstfroheren Landschaften galt, erneut wirksam werden, wie schon zu der heute so laut gepredigten, freilich oben wie unten noch lange nicht überall erfüllten Forderung der Arbeit aller der Grundgedanke seines tiefen Buches „Die deutsche Arbeit" (1861, zuletzt 1883) durchaus paßt, „daß ein Volk erst dann sittlich und ökonomisch durch und durch gebildet heißen kann, wenn nicht bloß der wahrhaft Gebildete den Vorschmack des Himmels schon auf Erden in der Seligkeit der Arbeit findet, sondern sich auch der geringste Mann seinen Himmel nicht mehr als ewigen Feierabend, sondern als den ewigen seligen Arbeitstag träumt"; aber dabei war der Unermüdliche ein Freund von allem anderen als Hast und Gewinnsucht! Theodor Matthias.

Von Deutschlands letzter Kolonie.

Von Studienrat Dr. Arthur Landien in Düsseldorf.

In der neuen Bücherreihe „Deutsche Stadt — deutsches Land" ist als erster Band erschienen „Ostpreußen, seine Entwicklung und seine Zukunft", herausgegeben von E. Köhrer und M. Worgitzki (Charlottenburg 1922, Limaverlag). Mit guten Bildern reich ausgestattet, bringt er in einer Reihe kurzer Artikel aus der Feder Berufenster ein vollständiges Bild von Ostpreußens deutscher Sendung, seinem deutschen Kulturleben, von seinem wirtschaftlichen Eigenleben wie seinen diesbezüglichen Leistungen fürs Reich, von Landschaft und manchem anderen. Das Buch will im Reich Verständnis vermitteln für Ostpreußens deutsche Pioniertätigkeit, um dieser durch die Sympathie des Reiches Erleichterung zu schaffen. — Daneben seien die „Ostprobleme" von Walther Harich (München 1922, Beck) genannt. Der Verfasser, bekannt durch die Biographie des Königsberger Romantikers E. T. A. Hoffmann, führt mit guten geschichtlichen Kenntnissen, bisweilen unter genialischen geschichtsphilosophischen Spekulationen den Gedanken durch, daß das „stille" Ostpreußen seit einem Jahrtausend und besonders wieder seit dem Diktat von Versailles die Kampfeszone zwischen Moskowitertum und Abendland, zwischen Byzanz und Rom ist. — Zu bedauern ist, daß in einem Schulbuch wie G. Weidner „Der koloniale Gedanke" (Bielefeld 1921, Velhagen u. Klasing) der Kolonisierung des Ostens nicht gedacht worden ist. Etwa deshalb, weil diese Kolonie noch nicht ganz verloren ist? — Dagegen widmet ein „Volksbuch" desselben Verlages „Verlorenes Land — deutsches Land", herausgegeben von P. Ruperti warme, deutschempfundene Worte dem Memelland, Westpreußen und Danzig, nicht zu vergessen auch dem verlorenen Baltenlande. — Einen neuen Beitrag zur „Volkskunde von Ost- und Westpreußen" hat Prof. Dr. E. Schnippel bei Kafemann in Danzig herausgegeben (168 S. und 12 Abbildungen,

Grundpreis M. 1,50). Es wird hier ein umfangreiches Gebiet vergleichender Kulturgeschichte und Völkerpsychologie in anziehender Weise behandelt. Zahlreiche altertümliche Sitten und Gebräuche, Geräte, Siedlungs- und Bauformen haben sich gerade dort bis in unsere Tage hinein erhalten. Aus der Fülle eigener Erkundungen, die der Verfasser während langer Jahre an Ort und Stelle gesammelt hat, sind besonders charakteristische Stoffe zu geschlossenen Kapiteln zusammengestellt; durch Parallelen aus anderen Gebieten und Zeiten ist die heimische Eigenart begrenzt und hervorgehoben. Eine Anzahl wissenschaftlicher Exkurse erhöht noch den Wert. — Seit Wilh. Jordans, des ostpreußischen Recken, Aufenthalt in Frankfurt a. M. hat der dortige Verlag Moritz Diesterweg dem Osten in mannigfaltiger Weise zum Wort verholfen. Nicht nur gestattet er dem deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten von Paldamus-Winneberger eine Sonderausgabe für Ost- und Westpreußen (von Gansle u. Wilm), auf die bereits bei anderer Gelegenheit in dieser Zeitschrift hingewiesen ist, nicht nur verlegte er die „Heimatkunde von Ostpreußen" von Wilh. Sahm (1914) und die „Heimatkunde von Königsberg i. Pr." desselben Verfassers (1915), er widmet jetzt (1921) trotz schwieriger Wirtschaftsverhältnisse ein anschauliches Bändchen einer Gedichtsammlung „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung", herausgegeben von Bruno Wilm, das eine Ergänzung zu Fritz Braun „Die Ostmark. Ein Heimatbuch" (Leipzig 1920, Brandstetter) bilden und im Reich Verständnis, „sogar etwas Liebe" für die von gierigen Slawenfluten umbrandete „Insel" Ostpreußen werben möchte. Bei Diesterweg ist außer den Originalausgaben der Jordanschen Werke auch eine Schulausgabe von Jordans „Nibelunge" erschienen, herausgegeben von Ed. Prigge, die sich im Unterricht sowie in Volkshochschulkursen bewährt. Und so finden wir nun auch bei Herm. Muchau in der Schulauswahl „Neuerer deutscher Epik" (Bielefeld 1921, Velhagen u. Klasing) eine längere Probe aus Jordans Siegfriedsage. — Die größten Hoffnungen glaubte der deutsche Osten auf den Norddeutschen Verlag für Literatur und Kunst in Stettin setzen zu dürfen. Die Härte der Zeit hat auch diesen Ansatz verkümmern lassen. Immerhin danken wir ihm die Romane eines Walter Mittasch, z. B. den „Scherbenberg", der seinen Verfasser der Berliner Presse als kommenden Mann auf dem Gebiet des Romans erscheinen ließ, ferner von Walter Meckauer Dramen wie „Das glückhafte Schiff", eine Fahrt ins 17. Jahrhundert, und „Der blonde Mantel", auch ein großes Versepos wie E. Sprengers „Götterfluch der Germanen", ein Lied von der Amalungen Not, das im Geiste von Felix Dahn germanische Frühgeschichte der Gegenwart zum Spiegel und zur Lehre vorhält, schließlich von dem in Königsberg lebenden Schlesier Alfred Hein eine Novellensammlung „Der Unerlöste". W. Ulmenried-Naujeds „Geschichten aus Litauen" schildern mit Wirklichkeitssinn und überlegenem Humor ähnliche Charaktere, wie wir sie von E. Wichert und H. Sudermann kennen. In seiner Sammlung Lieder und Dainos „Litauische Heide" gewinnt jene Landschaft und ihr Volkstum im Rahmen der Jahreszeiten Leben. — Ostpreußische Heide findet Beachtung auch in der Gedichtauswahl „Die Heide", die J. Loewenberg für den Schulgebrauch getroffen hat (Bielefeld 1921, Velhagen u. Klasing). Neben Storm, Groth, Allmers, Hebbel, Droste-Hülshoff und vielen anderen sind hier die Ostmärker Arno Holz, Hermann Löns, A. K. T. Tielo und Agnes Miegel vertreten. — Vom Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte" Carl Lange-Danzig liegt ein Bändchen zarter in Einzelheiten epigrammartiger Lyrik vor „Strom aus der Tiefe" (Berlin 1921, Furche-Verlag) und die Broschüre „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht" (Leipzig 1921, Grunow), in der der Verfasser dank seiner mehrjährigen nahen Beziehungen zum Kronprinzen diesen als Menschen, als Sportsmann, als Soldat offen, natürlich und mit schlichtem Realismus schildert. — In diesem Zusammenhang seien auch die „Lieder und Balladen" von Franz Lüdtke erwähnt, obwohl dieser Ostmärker nicht gerade Ostpreuße ist; aber seine ganze Art weist dorthin, und das Weichselland (in Landschaft und Geschichte) ist ihm lebendig wie seine Heimat. — Das Überraschendste: einen Ostpreußenroman danken wir dem Schweizer Hugo Marti, der im übrigen durch sein „Kirchlein zu den sieben Wundern" bekannt wurde; hier im „Haus am Haff" (Basel 1922, Rheinverlag) ist die Landschaft der endlosen Ebenen, der meerbespülten Gutshöfe, der sturmtrotzenden Fischerdörfer mit liebevoller, einfühlender Seele empfunden. Die Gewalt der großen Stille über die Menschen, der langsame, harte Puls ihres Lebens, ihre stummen, urmächtigen Leidenschaften gestalten Einzelgeschicke von monumentaler Einfachheit, die, so stark sie sind, nie laut und grell werden — durch die Ehrfurcht des Dichters vor der alles in Bann legenden elementaren Natur des Landes.

Literaturberichte 1920/21.

Der deutsche Klassizismus (1921/22).

(Goethe—Schiller—Humboldt—Kant—Fichte—Schleiermacher—Pestalozzi.)

Von Geh. Rat Dr. **Paul Lorentz** in Spandau.

II. (Fortsetzung u. Schluß von S. 63.)

Für die eifrige Beschäftigung mit **Kant** zeugt eine Reihe von neuen Auflagen teils von Einzelschriften Kants aus fast allen Gattungen seiner reichen philosophischen Lebensarbeit, teils von bewährten Darstellungen seines Lebens und seiner Bedeutung für die Philosophie. Einen unveränderten Abdruck der von A. Messer herausgegebenen 4. Auflage stellt die 5. Auflage von Oswald Külpes Immanuel Kant, Darstellung und Würdigung, dar[10]), während die 2. Auflage von Karl Vorländers Leben Kants[11]) zahlreiche Verbesserungen, Berichtigungen, Ergänzungen im einzelnen erfahren hat und ihr auch schon die Einsicht in den 4. Band der Akademie-Ausgabe von Kants Briefwechsel zugute gekommen ist. Bis die große seit langem in Aussicht gestellte Kant-Biographie Vorländers erscheint, bleibt dieses kleine Buch unentbehrlich.

Von Theodor Valentiners neuen Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft[12]) liegt in der 11. Auflage ein unveränderter Abdruck der 10. vor, die, vor 6 Jahren erschienen, in dem ganz vortrefflichen Sachregister ein unentbehrliches Hilfsmittel des Verständnisses darbot. Ebenso ist die 3. Auflage von W. Kinkels Ausgabe der Logik Kants[13]) ein Abdruck der zweiten, als solcher ein besonders günstiges Zeichen ihrer Brauchbarkeit. Sie war bekanntlich zum allerersten Male als Handbuch zu Vorlesungen von Gottlob Benjamin Jäsche im Jahre 1800 herausgegeben, die 1. Ausgabe aber in der Philos. Bibliothek durch v. Strichmann war allzu kritiklos ausgefallen. Die 3. Auflage der Metaphysik der Sitten in derselben Sammlung, von Karl Vorländer[14]), weist gegenüber der zweiten wieder wertvolle Verbesserungen auf unter Benutzung der Ergebnisse neuester Forschung. Die im Hinblick auf den Gegenstand der Schrift und die Textgestaltung besonders wichtige Einleitung bedurfte kaum einer Änderung. Von der Taschenausgabe der sämtlichen Werke Kants, die Felix Groß[15]) herausgibt, ist der 5. Band erschienen. Gleich den übrigen ist er in Format und Schrift der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe der deutschen Klassiker gehalten und bildet in seiner ganzen geschmackvollen Ausstattung von vornehmster Einfachheit eine willkommene Zierde jeder Büchersammlung. Er enthält sämtliche moralischen Schriften von Kant: außer der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, der Kritik der praktischen Vernunft und der Metaphysik der Sitten selbst die Abhandlung von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdruckes, die Schrift zum ewigen Frieden, über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen, über die Buchmacherei und zwei Rezensionen. Einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den früheren Auflagen bedeutet die vierte von Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft von Vorländer.[16]) Die völlig neu bearbeitete ausführliche

10) Oswald Külpe, Immanuel Kant. 5. Aufl. herausg. von A. Messer (ANuG. 146. Bd.). Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner.

11) Karl Vorländer, Immanuel Kants Leben. 2. Aufl. (= Philos. Bibliothek, Bd. 126). Leipzig 1921, Felix Meiner.

12) Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft. Neu herausg. von Th. Valentiner. 11. Aufl. (= Philos. Bibliothek, Bd. 37). Leipzig 1919, Felix Meiner. 861 S.

13) Immanuel Kant, Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen. 3. Aufl. von W. Kinkel (= Philos. Bibliothek, Bd. 43). Leipzig o. J., F. Meiner. 171 S.

14) Immanuel Kant, Metaphysik der Sitten. 3. Aufl. von K. Vorländer (= Philos. Bibliothek, Bd. 42). Leipzig 1919, F. Meiner. 378 S.

15) Kants Sämtliche Werke von Felix Groß, Taschenausgabe. 6 Bde. Leipzig 1920, Inselverlag. 753 S.

16) Immanuel Kant, Die Religion i. d. Grenzen der bloßen Vernunft. 4. Aufl. von K. Vorländer (= Philos. Bibliothek, Bd. 45). Leipzig 1919, F. Meiner. 260 S.

Einleitung schildert die gesamte religiöse Entwicklung Kants, die Entstehungsgeschichte der Schrift, ihre Grundabsicht und Inhalt, ihre Wirkungen, behandelt die Textgestaltung und gibt wichtige Beilagen von Kant selber, die mit dem Gegenstand in enger Verbindung stehen. So bedeutet auch die neue Ausgabe einen weiteren Fortschritt für das Verständnis der immer noch recht wertvollen Schrift. — Die Schwierigkeit der philosophischen Sprache Kants, zumal in seinen beiden großen Kritiken, bei dem Bewußtsein der Unentbehrlichkeit, sich mit ihnen immer von neuem zu beschäftigen, die nicht nur für den strengen Forscher, sondern für jeden ernsthaften Freund der Philosophie gilt, erklärt das immer erneute Bestreben, sie in „reines neues Deutsch" zu „übertragen". — Vgl. im Bericht der Kant-Literatur von 1920/21 das Buch von H. E. Fischer S. 131 und von 1919/20 S. 437 das von W. Stapel. — Jetzt hat der philosophisch tüchtig geschulte Arzt Georg Deycke der Kritik der praktischen Vernunft als „Prüfung der tätigen Vernunft" eine solche Übertragung gegeben.[17]) Die Umsetzung der fremdwörtlichen Fachausdrücke in deutsche ist nicht ungefährlich, für den nicht fachwissenschaftlich gebildeten Leser aber zur Einführung eine höchst hilfreiche Erleichterung, zumal dem Verf. darin durchaus recht zu geben ist, daß gerade jene Fachausdrücke im Munde vieler Halbwisser zu Schlagworten umgemünzt sind, die scheinbare Gelehrsamkeit prahlerisch vorgaukeln. Sodann sind die langen verwirrenden Sätze Kants in die Einzelglieder aufgelöst und neu zusammengestellt, ohne den eigentlichen Wortschatz sowie die eindringliche Sprache Kants zu beeinträchtigen. So lesen sich gerade die „uralten und ewig neuen Menschheitsgedanken" der Kritik der praktischen Vernunft unendlich viel glatter als in Kants Verfassung. Fast noch nötiger, sprachliche Schwierigkeiten zu beseitigen, war es bei der Kritik der reinen Vernunft. Bevor Deycke aber deren „Verdeutschung", die er handschriftlich bereits fertig hat, veröffentlicht, gibt er, mit Recht, zuerst die Prolegomena als Einführung in die Kritik der reinen Vernunft.[18]) Die Übersetzung der Fachausdrücke bereitete hier erheblich größere Schwierigkeiten, und die Erleichterung des Verständnisses könnte eigentlich nur bei denen nachgeprüft werden, die, ohne die Kunstsprache der „Antinomien", des „apriori", der „Metaphysik" je kennen gelernt zu haben, an das Studium dieser neuen „Übersetzung" herangehen und dort von „Denkstreit", von „urgesetzlicher" Erkenntnis, von „übersinnlicher Erkenntnis" lesen. Aber auch der von den fremdwörtlichen Kunstausdrücken nicht mehr loskommende Leser von gelehrter Bildung empfindet doch etwas von der starken Wirkung dieser Verdeutschung. Der Verf. muß jedenfalls ermutigt werden — und auch der Verleger! —, die Kritik der reinen Vernunft selbst in der neuen deutschen Form herauszugeben. In anderer selbständiger Form gibt eine Einführung in die Vernunftkritik Alfred Heußner in dem 1. Teil seines Hilfsbüchleins für Kant-Leser.[19]) Die Schwierigkeiten werden genau dargelegt und durch deutliche Erklärung der von Kant gebrauchten Kunstausdrücke beseitigt. Trotz der Möglichkeit verschiedenartiger Deutung wird, was Kant gewollt hat, eben das Wesen seiner Phänomenologie, einwandfrei auseinandergesetzt. Auch versäumt H. dabei nicht, eine Würdigung des Verdienstes Cohens um Kant und die Philosophie des „Als Ob" Vaihingers zu geben und die von Kant im Grunde doch aufgestellte neue Metaphysik zu kennzeichnen. In den richtig betriebenen „Arbeitsgemeinschaften", auch von Primanern, die dann aber erheblich über dem heutigen Durchschnitt stehen müßten, wird das Büchlein gut zu brauchen sein. Als eine Einführung in die Kritik der praktischen Vernunft hat Carl Stange die Ethik Kants[20]) geschrieben, und zwar als eine neue Bearbeitung seiner „Einleitung in die Ethik" von 1900. Der Vorzug Stanges ist die scharfe Kritik, die er an den Grundsätzen Kants übt, vor allem an den durch die Systematik Kants und den Parallelismus mit der Kritik der reinen Vernunft verschuldeten Schwierigkeiten

17) Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft als Prüfung der tätigen Vernunft in neues reines Deutsch übertragen von Georg Deycke. 2. Aufl. Lübeck 1919, Colemann. 188 S.

18) Kants Einführung in die Kritik der reinen Vernunft, in neues reines Deutsch übersetzt von Georg Deycke. Lübeck 1921, Colemann. 135 S.

19) Alfred Heußner, Hilfsbüchlein für Kant-Leser. 1. Kants Prolegomena. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht. 113 S.

20) Carl Stange, Die Ethik Kants zur Einführung in die Kritik der praktischen Vernunft. Leipzig 1920, Dietrichsche Verlagsbuchh. 129 S.

und Mängeln der Beweisführung und den nicht seltenen Widersprüchen, in die Kant bei dem Freiheitsbegriff, dem höchsten Gut und natürlich den Postulaten gerät. Das Bleibende tritt so deutlich geschieden von dem Verfehlten hervor. Eine besondere Untersuchung hat die Kantische Freiheitslehre durch Max Färber erfahren.[21]) Der Verf. stellt das Problem der Kritik der praktischen Vernunft deutlich heraus, bekämpft die falsche Auffassung, als handele es sich bei Kant um Indeterminismus oder um „Wahlfreiheit", ebenso das Mißverständnis Schopenhauers und der Philosophie des Als-Ob mit ihrer „idealistischen" Auffassung und weist die Kantische Freiheitslehre als die eigentliche Herrenmoral nach, die durch die ins Unendliche gehende Entwicklung zu einer sittlichen Weltordnung führe. — Kants Religion untersucht in einer eingehenden, von Breite nicht freien Darstellung Werner Boette.[22]) Er zeigt, wie und warum Kant den religiösen Gedanken zur Wirkung in der Welt verhelfen wollte in Anbetracht der ganzen Zeitlage des 18. Jahrhunderts und folgert daraus den Kompromißcharakter seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft". Kant hat doch deutlicher, als gewöhnlich angenommen wird, Moral und Religion unterschieden, auch ihrem Wesen nach, ist sich aber eben der großen Schwierigkeiten bewußt gewesen, in die wir kommen: daß wir zwar auch, ohne uns um unser Schicksal zu kümmern, durchaus wissen würden, was wir zu tun haben; nun kümmern wir uns aber darum gar sehr, und deshalb nehmen wir einen Gott an. — Die Grundzüge der gesamten Lebensanschauung Kants hat eine Schrift Goedeckemeyers in den „Kant-Studien" zum Gegenstand.[23]) Der Natur des Gegenstandes entsprechend kommen auch hier die Hauptgedanken von Kants Ethik und Religionslehre, vorab aber seine Auffassung vom Wesen des Menschen überhaupt zur Erörterung. Die Bestimmung des Menschen sieht Kant einzig und allein in seiner Pflicht, das höchste Gut in der Welt, das Weltbeste, zu verwirklichen. Daher weist er auch von den beiden Teilen der Moral, der Ethik und der Rechtslehre, dieser den ersten Platz an und es steht ihm fest, daß die Menschheit als sittliche Gemeinschaft selbst ihre Glückseligkeit bewirkt. Entsprechend der Eigentümlichkeit seiner Erziehung findet Kants ganze Lebensphilosophie ihren Abschluß in einer „Ethiko-Theologie". — Daß Kant den Grundgedanken des echten Sozialismus nicht fern gestanden hat, ja in mancher Hinsicht als ihr philosophischer Vorläufer betrachtet werden kann, weist K. Vorländer in den „Wegen zum Sozialismus" nach.[24]) Er macht da auf so manche Stelle aufmerksam, für die uns eben erst heute, mitten in der sozialistischen Bewegung, das rechte Verständnis aufgeht. Namentlich sieht Vorländer in Kants geschichtsphilosophischer Methode eine Verwandtschaft mit der des wissenschaftlichen Sozialismus, auch in den Grundsätzen seiner Ethik und so manchen Einzelheiten, wie sie der Rechtsstaat Kants ergibt. Immer versteht Vorländer unter Sozialismus Verwirklichung der sozialen Idee. Bei Fichte, um das gleich vorwegzunehmen, ist besonders sozialistisch das Recht auf Eigentum in dem Sinne auf Arbeit sowie zugleich auf Muße. Der „geschlossene Handelsstaat" mit seiner Forderung der öffentlichen Erziehung aller Stände beweist weiter Fichtes Sozialismus, aber doch einen National-Sozialismus: Fichte, der entschiedene Republikaner, verlangt doch einen Zwingherrn zur Deutschheit. Von Hegel endlich wurde die Methode durch Marx und Engels übernommen, aber auch in seiner Rechtsphilosophie findet sich so manches Sozialistische.

Bei der Literatur über **Fichte** handelt es sich vor allem um die Herausgabe einiger Schriften in bisher nicht vorhandener völlig zuverlässiger Textgestaltung. Die Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten gibt neu heraus Fritz Medicus[25]), ergänzt durch wertvolle Zusätze, die Fichte für eine dänische Übersetzung gemacht hatte; sie erscheinen

21) Max Färber, Die Kantische Freiheitslehre. Berlin 1921, Emil Ebering. 56 S.

22) Werner Boette, Kants Religion (Frd. Manns Pädag. Magazin, H. 780). Langensalza 1920, H. Beyer u. Söhne. 123 S.

23) Albert Goedeckemeyer, Kants Lebensanschauung in ihren Grundzügen. Kant-Studien, Ergänzungsheft Nr. 54. Berlin 1921, Panther u. Reichard. 92 S.

24) Karl Vorländer, Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus. Berlin 1920, Paul Cassirer. 104 S.

25) Joh. Gottlieb Fichte, Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (Jena 1794), neu herausg. von Fritz Medicus. 2. Aufl. Leipzig 1922, F. Meiner (= Philos. Bibliothek 127e). 61 S.

in der Rückübersetzung von J. Schulz, da Fichtes eigene Fassung verloren zu sein scheint. Reinhard Strecker gibt Fichtes Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution[26]) heraus. Die Einleitung legt den einheitlichen Grundzug von Fichtes Staatsphilosophie dar, sie ruht eben auf dem festen Grunde der „praktischen Vernunft" des kategorischen Imperativ in den Fragen der äußeren wie der inneren Politik. Willkommen ist die Würdigung der Literatur seit 1917. Fichtes Anschauungen über Volk und Staat stellt aus seinen sämtlichen Schriften zusammen Otto Braun.[27]) Fichtes Auffassung vom Staat als Vertrag bis zu der als einer Synthese der Staatsidee und der sittlichen Idee wird in zarten Strichen gezeichnet und die eigenartige Verbindung von Patriotismus und Kosmopolitismus aufgezeigt: letzten Endes ist für Fichte der Staat nur ein Mittel, die sittliche Freiheit des ganzen Menschengeschlechts ermöglichen zu helfen. In der Einleitung gibt Braun in knapper Übersicht ein gutes Bild von Fichte und seiner Staatslehre. Er will damit das verzerrte Tendenzbild Fichtes als eines einseitigen Nationalisten korrigieren.

In 2. Auflage liegt die neue Ausgabe der Anweisung zum seligen Leben von Fritz Medicus vor.[28]) Die gedankenreiche Einleitung betont mit Recht die hohen Anforderungen, die das Buch an den Leser stellt, würdigt Fichtes Erneuerung des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes, hebt seine Berührung und seinen Unterschied von der Mystik hervor und würdigt endlich die enge Beziehung der Schrift zum Johannes-Evangelium. — Eine kurze Gesamtwürdigung von Fichtes Philosophie gibt Peter Wust in August Horneffers Philosophie-Büchlein.[29]) Den Grundzug seines philosophischen Systems sieht W. mit Recht darin, daß Fichte als eine Kampfnatur allerersten Ranges ganz erfüllt ist von dem Bewußtsein der geistigen Freiheit und der Pflicht zur freien kulturgestaltenden Tat. Er findet bei Fichte über das Wesen der Schranke im Fortschritt der Kultur Gedanken, die uns heute wieder aus Simmels Lebensmetaphysik geläufig geworden sind. Nicht beizustimmen ist Wust, wenn er in Fichtes Gottesbegriff doch nur eine Vermenschlichung Gottes oder eine Vergöttlichung des endlichen Seins sieht. Durch diese Auffassung zeigt er, daß ihn selbst eine Welt von Fichte, Hegel, Goethe trennt. — Endlich hat Gertrud Bäumer, die tapfere Vorkämpferin für Frauenrecht und Frauenbildung und Demokratie, ein frisches, lebendiges Buch über Fichte und sein Werk geschrieben.[30]) Fichte gilt ihr mit vollem Recht als ein besonders wertvoller Beweis für die Notwendigkeit, den „Aufstieg der Begabten" zu fördern und „freie Bahn den Tüchtigen" zu schaffen. Aus seiner Proletarierherkunft leitet sie so manchen Zug in Fichtes Charakter und Philosophie ab, seine Herrschsucht und sein Freiheitsbedürfnis und auch den völligen Mangel des künstlerischen Sinnes, der sich in dauernder Kampfstellung Luft verschafft. Fichtes Kampf für eine Gemeinschaft als das Gefüge der aufeinander wirkenden Arbeit tritt deutlich hervor, aber auch die Darstellung des Übergangs in Fichtes Entwicklung, das Erlebnis einer religiösen Offenbarung, gelingt ihr gut. Es fehlt der oft leidenschaftlichen Wärme der Darstellung nicht an scharfer Kritik der heutigen Verhältnisse, wie ja der Zweck des ganzen Buches ist, in Fichte einen Hauptführer bei der Gestaltung der künftigen deutschen Verhältnisse erkennen zu lassen. Freilich zeigt sich bei der Würdigung der „Reden an die deutsche Nation" durch die Verfasserin, daß sie die Eigenart gerade des deutschen Volkes, seine Sonderaufgabe nicht beachtet.

Den heute wieder erfreulich rege gewordenen Bestrebungen, die gesamte Geistigkeit lebendig zu machen für das, was sich Neues und Wertvolles in unserer Kulturentwicklung

26) Joh. Gottlieb Fichte, Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution, herausg. von Reinhard Strecker. Leipzig 1922, F. Meiner. 255 S.

27) J. G. Fichte, Volk und Staat. Eine Auswahl von seinen Schriften von Otto Braun. München 1921, Drei Masken-Verlag. 343 S.

28) J. G. Fichte, Die Anweisung zum seligen Leben. Neu herausg. und eingeleitet von Fritz Medicus. 2. Aufl. (= Philos. Bibliothek, Bd. 131b). Leipzig 1921, Felix Meiner. 205 S.

29) Philosophie-Büchlein, Ein Taschenbuch für Freunde der Philosophie, herausg. von A. Horneffer. 1. Bd. Stuttgart 1922, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. Darin Joh. G. Fichte von Peter Wust. S. 22—36.

30) Gertrud Bäumer, Fichte und sein Werk. Berlin 1921, F. A. Herbig. 142 S.

anbahnt, muß sicherlich auch die erneute Beschäftigung mit **Schleiermacher** zugute kommen. Da ist uns denn der erneute Abdruck seiner Monologe willkommen[31]), ebenso wie die neue Textausgabe der Reden über die Religion, die Otto Braun mit gewohnter Sorgfalt — ohne weitere Einleitung — in der Philosophischen Bibliothek herausgegeben hat.[32]) Wenn Werner Schulte Schleiermachers Monologe in ihrem Verhältnis zu Kants Ethik untersucht[33]), so liefert er damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Moralphilosophie. Er gibt zunächst eine sorgfältige, von eigener Kritik begleitete Darlegung von Kant, dann ebenso, unter Berücksichtigung der persönlichen inneren Erlebnisse, die der Monologe Schleiermachers. Die Vergleichung ergibt, daß Kants fundamentaler Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung schwinden mußte. Bei Schleiermacher wird das Prinzip der Individualität gebührend gewürdigt und auch die starke Betonung der Gemeinschaft, aber auch der Mangel der zu starken ästhetischen Betrachtungsweise nicht übersehen. — Eine Auswahl der vaterländischen Predigten Schleiermachers endlich, schon vor einigen Jahren erschienen, können jetzt erst hier angezeigt werden. Christian Boeck[34]) gibt zunächst fünf heraus aus der Zeit vor und nach dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806. Die Vorbemerkung kennzeichnet die Eigenart des Predigers Schleiermacher, der bei der späteren Niederschrift der Predigten noch stärker bestrebt war, etwas Bleibendes zu bieten im Anschluß an den besonderen Anlaß, noch stärker darin sub specie aeternitatis zu sehen, als da er sie selbst hielt. So kommt es, daß sie uns auch heute noch so viel zu sagen haben. Dies gilt denn auch in besonders hohem Grade von den Abhandlungen und Reden **Wilhelm von Humboldts** über Geschichtschreibung, die Albert Leitzmann herausgegeben hat.[35]) Es sind die drei: Über die Aufgabe des Geschichtschreibers, Betrachtungen über die Weltgeschichte und Betrachtungen über die bewegenden Ursachen in der Weltgeschichte. Die Einleitung des Herausgebers berichtet über ihre Entstehung und ihre Aufnahme und kennzeichnet ihre Bedeutung dahin, daß auf ihren Grundgedanken die Geschichtschreibung Rankes beruht. — Über **Pestalozzi** endlich liegt eine gründliche Untersuchung seiner Dichtung von Paul Haller[36]) vor. Es ergibt sich, daß Pestalozzi selbst seine dichterische Fähigkeit immer nur als Ersatz für die Praxis aufgefaßt hat. Der Verf. stellt denn auch den Ringkampf dar, der in Pestalozzi zwischen dem lehrhaften Inhalt und der künstlerischen Form stattfand, und zeigt, wie nach Pestalozzis Absicht der pädagogische Zweck immer überwog, bei so manchen der reinen Dichterfreude entsprungenen Einzelheiten. Die Fabeln zumal werden eingehend gewürdigt, dann Pestalozzis Stellung in der Literaturgeschichte bestimmt: er hat die Denkweise und die Sprache des Volkes tiefer erfaßt als die Literatur und ist der Heimatkunst in unserem Sinne am nächsten gekommen, und der soziale Moment hat dabei den Ausschlag gegeben.

Von 1848 bis zur Gegenwart.

Von Prof. Dr. **Alexander Pache** in Zwickau.

Eine ungemein wertvolle Bereicherung und Ergänzung erfährt die Keller-Literatur durch die Herausgabe des Briefwechsels Kellers mit J. V. Widmann, die wir Max Widmann[1]) verdanken. Rein inhaltlich handelt es sich hier um das bedeutsamste Werk, über das diesmal zu berichten ist. Der Briefwechsel umfaßt 22 Briefe Kellers an Widmann und 43 Briefe Widmanns an Keller. Von den Briefen Kellers sind fünf zum erstenmal ver-

31) Friedr. Schleiermacher, Monologe. Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 502.

32) Otto Braun, Friedrich Daniel Schleiermacher über die Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (= Philos. Bibliothek, Bd. 139b). Leipzig 1920, F. Meiner. 193 S.

33) Werner Schulte, Schleiermachers Monologe in ihrem Verhältnis zu Kants Ethik (Frd. Manns Päd. Magazin 773). Langensalza 1920, Herm. Beyer u. Söhne. 103 S.

34) Christian Boeck, Vaterländische Predigten von Friedrich Schleiermacher. Eine Auswahl I. Berlin 1919, Staatspolit. Verl. 79 S.

35) Wilhelm von Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtslehrers. Mit einer Einl. von Albert Leitzmann. Leipzig o. J., Inselverlag. 61 S.

36) Paul Haller, Pestalozzis Dichtung. Zürich 1921, Art. Institut Orell Füßli. 142 S.

1) Gottfried Kellers und J. V. Widmanns Briefwechsel. Herausg. u. erläutert von Max Widmann. Basel 1922, Rheinverlag. 176 S.

öffentlicht, dagegen sind sämtliche Briefe Widmanns zum erstenmal gedruckt. Mit Ausnahme einiger kleiner Auslassungen, die auch Baechtold-Ermatinger vornahm, sind die Briefe lückenlos wiedergegeben. Die Fußnoten sind teils von Baechtold-Ermatinger übernommen, teils stammen sie vom Herausgeber; sie werfen manches scharfe Licht auf bisher weniger bekannte Einzelheiten der Schweizerischen Literatur. In der den Briefen vorausgeschickten, aufschlußreichen Einleitung sind eine Reihe wichtiger Briefstellen verwendet, die aus bisher ungedruckten Briefen Widmanns an Baechtold stammen. Der Briefwechsel selbst umfaßt die Jahre 1874—88, also die Zeit, in der die Hauptwerke Kellers herauskamen. Widmann, damals zunächst noch Schuldirektor in Bern, war 23 Jahre jünger als der Züricher Meister. Widmanns reifste Werke, die köstliche „Maikäferkomödie" und den genialen „Heiligen und die Tiere", hat Keller nicht mehr erlebt, wohl aber den verheißungsvollen Aufstieg des jüngeren Poeten. Persönlich gesehen haben sich die beiden nur ganz selten. Die Briefe bieten eine Fülle des Neuen und Wichtigen zur näheren Kenntnis beider Dichter wie ihrer Zeit, sind oft von feinstem Humor erfüllt und reich an treffenden literarischen Urteilen. Den größten Raum nimmt natürlich die Unterhaltung über ihre eigenen Schriften ein, die sie sich gegenseitig zuschicken. Die so verschiedenartige Persönlichkeit der beiden spiegelt sich rein und anmutig in allem Geplauder wie in den ernsthaften Erörterungen wider. Dabei haben sie doch eins gemeinsam: eine rührende Bescheidenheit, wenn es sich um das eigene Schaffen handelt. Keller scherzt einmal selbst über diese Bescheidenheit und spricht „von dem etwelchen üblichen Gebrumme, mit welchem man superlativische Lobsprüche abzulehnen pflegt". Und Widmann gesteht bei Übersendung einer Besprechung von „Martin Salander": „wie peinlich ich Ihren Meisterwerken gegenüber alle Zeit fühle, daß zum Kritiker derselben nur jemand berufen wäre, der selbst etwas so Gutes auf diesem Gebiet schaffen könnte, und einen solchen gibt es dermalen überhaupt nicht." Und ein andermal entschuldigt er sich, „daß einer, der so etwas Großes und Gutes wie Ihr Roman nie machen könnte, doch darüber quasi zu Gericht sitzt." Widmann ist der begeisterte Sachwalter und Verkünder von Kellers Ruhm; sein eifriges Streben geht dahin, Kellers Werke möglichst rasch zu nationalem Allgemeinbesitz werden zu lassen. Dafür setzt er seine Feder immer wieder ein. Keller, der Reifere, steht dem Freund kritischer gegenüber und tadelt offen, was ihm nicht gefällt; so die allzu moderne Diktion von Widmanns „Oenone". Ein ähnliches Verhältnis zeigen die beiden dem jungen Spitteler gegenüber, dessen Name vom Jahre 1881 ab immer häufiger in den Briefen vorkommt. Auch für diesen anfangs so verkannten und schwer zu verstehenden Dichter, übrigens seinen Jugendfreund und Verwandten, setzte sich Widmann Jahrzehnte hindurch mit seiner vollen Persönlichkeit ein, und Spittelers Anerkennung in der Öffentlichkeit war ihm ebenso eine Herzens- und Gewissenspflicht wie die Kellers. Dieser wird erst allmählich für Spitteler gewonnen, und sein Lob bleibt zögernd und voller Einschränkung, besonders was den eigenwilligen Stil in Spittelers „Eugenia" anlangt, über den Keller treffliche Bemerkungen macht. Neben einer Menge kleiner Geister und minderwichtiger Persönlichkeiten des damaligen literarischen Lebens, die vorübergehend in dem Briefwechsel auftauchen, erscheint aber noch ein Großer, Brahms, in besonders fesselnder Beleuchtung. Er ist Keller wie Widmann herzlich befreundet. Widmann schreibt einen Operntext für ihn, Brahms komponiert Kellersche Lieder und kennt jede Zeile von ihm. Der Briefwechsel bricht unvermittelt ab mit dem Beileidsbrief Widmanns beim Tode von Kellers Schwester Regula. Angefügt sind aus den 15 Keller-Aufsätzen, die Widmann im „Bund" veröffentlichte, die drei bedeutenden, glänzend geschriebenen Besprechungen über das „Sinngedicht", die Neubearbeitung des „Grünen Heinrich" und „Martin Salander". Schade, daß hier nicht noch mehr geboten wurde. Das vorzüglich gedruckte Buch ist wichtig für jeden Forscher und ein schönes Geschenk für alle Freunde der beiden großen Dichter.

In der Goldenen Klassiker-Bibliothek des Verlagshauses Bong ist nun auch eine vorzügliche Keller-Ausgabe in 10 Teilen (6 Bänden) erschienen, die Max Zollinger[2])

2) Gottfried Kellers Werke in zehn Teilen. Herausg. und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Zollinger in Verbindung mit Heinz Amelung und Karl Polheim. Mit vier Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und zwei Handschriftproben. Berlin u. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

besorgt hat. Sie ist für einen weiteren Leserkreis bestimmt, nicht für die Forschung; deshalb sind Lesarten nur ausnahmsweise gegeben; alle wissenschaftliche Polemik ist vermieden, und die Erläuterungen drängen sich nicht übermäßig vor. Daß die Anmerkungen allerdings alle zusammen in den Schlußband verwiesen sind, erschwert ihre Benutzung, sie hätten wohl besser in den einzelnen Bänden Platz gefunden. Die Ausgabe umfaßt alle Dichtungen, die noch zu Kellers Lebzeiten in den zehn Bänden der „Gesammelten Werke" (1889) vereinigt wurden, bringt dazu noch eine Auswahl vermischter Schriften umd in einem Ergänzungsband die Briefe Kellers. Die Vermischten Schriften sind nicht vollständig, geben aber eine gute Ergänzung zu Kellers dichterischem Gesamtbild. Sie enthalten die wichtigsten Stücke aus Baechtolds Nachlaßband, unter den autobiographischen Skizzen auch die schwer zugängliche Selbstbiographie von 1847, die Kalenderschnurre „Die mißlungene Vergiftung", ziemlich ausführlich die Fragmente zu dem Trauerspiel „Therese", eine Reihe Aufsätze zur Literatur und Kunst (darunter den trefflichen Aufsatz über Jeremias Gotthelf, wohl das Beste, was über ihn geschrieben worden ist) und drei Bettagsmandate des Züricher Staatsschreibers. Als Einleitung zu dieser Auswahl handelt Paul Schaffner in einem kleinen Aufsatz über „Keller als Kunstkritiker". Von den zehn kleineren und größeren kunstkritischen Aufsätzen Kellers, die bekannt sind, wird nur einer mitgeteilt („Ein bescheidenes Kunstreischen"), der aber beweist, daß dem Dichter auch ein hervorragender Platz in der Geschichte der Schweizerischen Kunstkritik zukommt. Carl Polheim hat die „Sieben Legenden" und „Das Sinngedicht" herausgegeben, Heinz Amelung den „Grünen Heinrich", alles Übrige Max Zollinger, von dem auch das ausführliche Lebensbild stammt. Es hält sich unter voller Beherrschung der einschlägigen Fachliteratur frei von allzu fachmännischen literarhistorischen Erörterungen, zeichnet allerdings Kellers Charakter ein wenig farblos und verzichtet fast ganz auf belebende, anekdotische Einzelzüge. Der Gedichtband enthält alles, was Keller selbst am Ende seines Lebens als vollwertig anerkannte. Der Herausgeber hat aus guten Gründen auf eine Nachlese aus den früheren Gedichtbänden und lyrischen Einzelveröffentlichungen, die Keller von seiner letzten Sammlung ausschloß, verzichtet. Der „Grüne Heinrich" bringt nach des Dichters Willen die endgültige Form. In den Anmerkungen hätte viel leicht doch eine bezeichnende Probe der ersten Fassung mitgeteilt werden können zur Kenntnis der Arbeitsmethode des Dichters. Die einzelnen Einführungen sind gründlich ohne Weitschweifigkeit und machen den Leser hauptsächlich mit der Entstehungsgeschichte des betreffenden Werkes bekannt — wozu bei Keller stets die tragikomische Verlagsgeschichte hinzukommt — unter reichlicher Benutzung der brieflichen Äußerungen des Dichters. Besonders gut ist die Einführung in die „Züricher Novellen"; im „Hadlaub" gehen die Anmerkungen ausführlich auch auf die Quellen ein. Die gesamte Keller-Bibliographie ist in sorgfältigen Literaturangaben zusammengestellt. Etwas knapp ist die Einleitung zu den Briefen, hier wird auch der Durchschnittsleser bisweilen eingehendere Anmerkungen vermissen. Der Verlag hat die Ausgabe wieder würdig ausgestattet. Neben der vortrefflichen Nachbildung der prachtvollen Keller-Radierung Stauffer-Berns und zwei weniger bekannten Porträts, einem Bild von Kellers Geburtshaus und einer Radierung nach einem Landschaftsaquarell Kellers zieren zwei Handschriftenproben die einzelnen überaus schmuck gedruckten Bände.[2a]) Eine Keller-Auswahl in zwei Bänden gibt Otto Hellinghaus[3]) heraus, die sich wie seine

---

2a) Von Max Zollingers und Heinz Amelungs Keller-Ausgabe (Berlin, Bong u. Co.) liegen nunmehr auch Einzelausgaben vor, in geschmackvollster Ausstattung: Der Grüne Heinrich (Amelung), Züricher Novellen, Die Leute von Seldwyla (Zollinger). Die Einleitungen führen mit Liebe zum Werke, indem sie besonders des Dichters Arbeitsweise kennzeichnen. Die Bände seien besonders für Geschenke angelegentlich empfohlen. Aufs erfreulichste ergänzt wird jede Keller-Ausgabe durch den Band: Gottfried Keller in seinen Briefen. Herausg. und eingeleitet von Heinz Amelung (Berlin, Bong u. Co.). Kellers ganzes Leben tritt hier vor uns in einer feinen Auswahl von Selbstzeugnissen von oft erstaunlicher Offenheit, das Werden und dann die ganze in sich geschlossene Persönlichkeit. Das ist der menschliche Wert. Daneben groß der künstlerische, denn auch in diesen Briefen zeigt sich der Meister des Wortes. Hofstaetter.

3) Ausgewählte Werke von Gottfried Keller. Mit einer Einführung, Einleitungen und Anmerkungen herausg. von Otto Hellinghaus in 2 Bänden. Freiburg, Herder.

nach ähnlichen Gesichtspunkten erfolgte Storm-Ausgabe besonders für die Familie und für Volksbüchereien eignen dürfte. Sie betont ausschließlich den klassischen Novellisten und Humoristen. Im ersten Band enthält sie fünf Stücke aus den „Leuten von Seldwyla" (Pankraz der Schmoller — Frau Regel Amrain — Die drei gerechten Kammacher — Kleider machen Leute — Die mißbrauchten Liebesbriefe); im zweiten Band zwei Stücke aus den „Züricher Novellen" (Landvogt von Greifensee — Das Fähnlein der sieben Aufrechten) und zwei aus dem „Sinngedicht" (Regine — Die arme Baronin). Angefügt ist eine Auswahl von 30 Gedichten. Schade, daß nicht wenigstens eine Probe aus den „Sieben Legenden" dabei ist. Auch unter den Gedichten vermißt man das eine oder andere schmerzlich (O Erde, du gedrängtes Meer — Unter Sternen — An das Herz — Der Narr des Grafen von Zimmern usw.), die auch in die kargste Sammlung gehören. Im übrigen erfüllt die Auswahl ihren Zweck, auch die Einführung in Kellers Leben und Werke gibt alles Nötige in gemeinverständlicher Weise. Ein wenig zu stark betont ist überall Kellers ablehnende Stellung zur Religion und zum Unsterblichkeitsglauben; so fällt auch das Urteil über die Legenden unnötig scharf aus.

An Fülle und innerem Gehalt wird Zollingers Lebensbeschreibung von der Kellerbiographie übertroffen, die wir der Feder des Bonner Literarhistorikers Carl Enders[4]) verdanken. Unter den Dichterbiographien in Reclams schöner, volkstümlicher Sammlung ist sie jetzt auch gesondert erschienen. Sie stellt eigentlich einen kaum veränderten Sonderabdruck von zwei Abschnitten der Haupteinführung dar aus Enders verdienstvoller sechsbändiger Kellerausgabe, die 1921 bei Reclam erschienen ist. Eine Einzelbetrachtung der Werke enthält sie deshalb nicht, wohl aber ein liebevoll und kenntnisreich gestaltetes Lebensbild des großen Epikers, das die außergewöhnliche Darstellungskunst des Verfassers zu einer fesselnden Erzählung macht, deren Hauptvorzüge neben der Allgemeinverständlichkeit und dem reinen Stil eine überall spürbare, höchst gediegene wissenschaftliche Durchdringung des ganzen Stoffgebietes ist. In zehn Abschnitten ziehen die Lebensstationen des Dichters an uns vorüber; seine geistige Entwicklung, die innere Entfaltung seiner Eigenart, seine Auseinandersetzung mit der Natur, den Menschen, den Frauen und der Gesamtheit. Wesentlich Neues war hier natürlich nicht zu leisten, nur eine geschmackvolle und formklare Verarbeitung des Materials. Wertvoll ist u. a. der zweite Teil, „Die menschliche und künstlerische Persönlichkeit", in der von der verschiedensten Einstellung aus ein helles und oft neues, immer fein abgetöntes Licht auf das Wesen dieses großen Dichters und menschlichen Sonderlings fällt. Sein fanatischer Wahrheitstrieb, sein Freiheitsbedürfnis, seine ethische Anschauung, seine äußere, an Adolf Menzel erinnernde Schrullenhaftigkeit, die Art seiner dichterischen Phantasie (Keller als „visueller Typus"), seine politische Einstellung („bei aller politischen Demokratie, die eben auch Tradition ist, ein konservativer Mensch"), sein Verhältnis zur Außenwelt und zur Natur, seine Freundschaften, seine Liebestragik, seine Stellung zur Gemeinschaft, schließlich als Krönung all dieser Wesenszüge sein Humor und sein Verhalten zur Religion, all das wird in scharfen, klaren Bildern entwickelt und rundet sich schließlich zu einem Gesamteindruck von voller Plastik. Allen Kellerfreunden, besonders den Kreisen der Studierenden und Lehrenden, sei diese Biographie besonders empfohlen.[4a])

Emanuel Geibel gehört zu den glücklichen Poeten, die schon bei Lebzeiten Ruhm und Anerkennung in Fülle fanden; der aufkommende Naturalismus hat dann diesen schönheitstrunkenen Formalisten so gut wie völlig abgelehnt. Wir sind heute wieder gerechter gegen ihn geworden, und wenn man auch manches von der überschwenglichen Bewunderung

4) Carl Enders, Gottfried Keller. Reclams Universalbibliothek, Dichter-Biographien, 22. Bd. Nr. 6219, 6220. Leipzig 1921, Reclam. 174 S.

4a) Gottfried Keller. Gesammelte Werke in 6 Bänden. Herausg. von Carl Enders. Leipzig, Reclam. In sechs geschmackvoll-schlichten Bänden, deren erster mit einer Reihe guter Bilder geschmückt ist, liegt hier das gesamte Schaffen Kellers vor, ein rechter Hausschatz. Neu sind gegenüber der Cottaschen Ausgabe zwei selbstbiographische Aufsätze Kellers, die Nachlaßnovellen, Quellen zu den sieben Legenden, das Trauerspielfragment Therese, die Charakteristiken des Jeremias Gotthelf und eine Auswahl der politischen Aufsätze. — Carl Enders leitet in überaus fleißiger Arbeit das ganze Werk und die einzelnen Teile ein; die Entstehungszeit und die Bedingungen der Entstehung, die inneren Bedingungen jedes Werkes und seine Wirkungen bis heute zeigt er in eingehender Darstellung auf. Voran steht aber

seiner Zeitgenossen abstreichen wird, so gilt er uns doch immer noch als einer der Hauptvertreter der „silbernen" Periode unserer Literatur. „Zu unseren großen Meistern", sagt er einmal selber, „verhalte ich mich nicht anders, wie etwa Mendelssohn zu Mozart und Beethoven". Man wird geneigt sein, diese Einschätzung des sonst so selbstbewußten Dichters fast zu hart zu finden, wenn auch viel Wahres drin liegt. Immerhin spricht die Tatsache, daß Geibel nächst Heine derjenige deutsche Dichter ist, dessen Verse am meisten von allen vertont worden sind — weit häufiger noch als selbst Goethe, Uhland und Eichendorff! — für die Lebensfähigkeit seiner Lyrik. Als aufrechter deutscher Charakter und politischer Dichter verdient er dauerndes, dankbares Gedenken. Wie zeitgemäß wirken heute wieder seine „deutschen Klagen vom Jahre 1844"! man kann sie nicht ohne innerste Ergriffenheit lesen; sie klingen, als seien sie für unsere Tage geschrieben — aber wo ist heute der lebende deutsche Poet, der solche Töne findet? So verdient Geibel wohl in leicht zugänglichen Sammlungen mehr als bisher ins Volk zu dringen. Diesem Zwecke dient die sehr schön ausgestattete, mit vier Bildbeigaben geschmückte Auswahl seiner besten Werke, die Max Mendheim[5]) veranstaltete und mit einem schon 1914 verfaßten, kurzen, aber anregend geschriebenen Lebensbild einleitet. Er will darin alles das geben, „was den Freunden seiner Muse von jeher ans Herz gewachsen, was in den Mund des Volkes übergegangen oder berechtigt ist, zu neuem Leben erweckt zu werden". Auf Sondereinführungen in die einzelnen Abteilungen, die für die Dramen, besonders „Brunhild", wohl erwünscht gewesen wären, ist verzichtet. Der erste Band enthält die sämtlichen Gedichte nach der kurz vor Geibels Tode erschienenen achtbändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke", um einige Gedichte aus dem Nachlaß vermehrt. Der zweite Band enthält einige kleinere epische Dichtungen und von den Dramen die Tragödien „Sophonisbe" und „Brunhild", die heute nur noch geschichtlichen Wert haben, sowie das köstliche Lustspiel „Meister Andrea" mit dem dramaturgischen Anhang Geibels, und das kleine dramatisierte Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer". Der „Meister Andrea" gehört unbedingt in die recht kleine Gruppe unserer besten deutschen Lustspiele und tut noch heute von der Bühne herab volle Wirkung, wie die erfolgreiche Ausgrabung 1917 im Dresdner Kgl. Schauspielhaus bewies. Besonders dankenswert ist es, daß der Herausgeber in den zweiten Band einen großen Teil von Geibels musterhaften Übersetzungen aufgenommen hat, die in der deutschen Übersetzungsliteratur einen Ehrenplatz einnehmen. Geibels Freund und einstigem Gesinnungsgenossen Freiligrath, den der bissige Herwegh zusammen mit den „deutschen Kaiserherold" in seinem „Duett der Pensionierten" so übel verspottete, gilt eine volkstümliche Ausgabe des Verlages Fock in Leipzig. Der Titel „Freiligraths Werke" ist insofern irreführend, als es sich nur um eine allerdings reiche, chronologisch geordnete Auswahl handelt, die Hans Hennings[6]) mit den nötigen Anmerkungen und einer kurzen Einleitung versehen hat. Dabei stützt er sich in der Hauptsache auf die heute noch grundlegende zweibändige Freiligrath-Biographie von W. Buchner (1882). Fast die Hälfte des Bandes ist mit Übersetzungen gefüllt; hier hätte eine geringere Auswahl für den Zweck dieser Ausgabe genügt. Es ist seltsam, daß, ähnlich wie Geibel, auch Freiligrath heute wieder in vielem so zeitgemäß wirkt. Man lese z. B. sein packendes „Requiescat" auf die Not der „geistigen Proletarier" (allerdings kaum sein „bestes Gedicht", wie Henning meint). Vertieft man sich wieder einmal in dieses glutvollen Pathetikers revolutionäre Lieder, so fühlt man doch, daß dieser „wildeste Revolutionär nur Sozialist aus Gerechtigkeit und Menschenliebe, im Grunde aber eine konservative Natur war", wie Carl Enders sehr treffend bemerkt gelegentlich einer Analyse von Kellers politischer Dichtung. Und wie schlecht

eine ausführliche Gesamtwürdigung: Kellers Leben (97 S.), seine menschliche und künstlerische Persönlichkeit (45 S.), seine Formgebung und sein Kunststil (19 S.) — man sieht, es bleibt dem eifrigen Sucher kein Wunsch mehr zu äußern. Dazu kommt endlich noch eine Bibliographie über sämtliche Kellerschriften, eine sehr wesentliche Bereicherung. Die Gesamtausgabe ist ein Beispiel des alten, treuen deutschen Gelehrtenfleißes und der Verantwortungsfreudigkeit des deutschen Verlags — auch in den besten Zeiten hätte man nicht mehr erwarten können. Hofstaetter.

5) Emanuel Geibels Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit einer Einleitung herausg. von Max Mendheim. Leipzig 1921, Philipp Reclam.

6) Freiligraths Werke. Leipzig 1921, Fock. 756 S.

schneidet neben diesem gefühlsstarken und gefühlsechten, wahrhaft deutschen Dichter die kläglich phrasenhafte, papieren-geschwollene, mit Sozialismus nur literarisch kokettierende Revolutionslyrik von heute ab, etwa eines Hasenclever, Corrinth, Becher, Rubiner usw. Jedenfalls wird in 75 Jahren diese expressionistische Revolutionslyrik ebenso verschollen sein, wie heute die Freiligrathsche noch lebendig ist.

Zum 90. Geburtstage Wilhelm Raabes gibt Wilhelm Fehse[7]) eine Festschrift im Auftrage der Ortsgruppe Magdeburg der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes heraus, in der er Raabes vier Magdeburger Jugendjahre (1849—53) zum Ausgangspunkt einer eingehenden literarischen Betrachtung über seine früheste dichterische Entwicklung macht. Der Aufenthalt in Magdeburg, wo Raabe als Lehrling in der Creutzschen Buchhandlung (dem Verlag der Schrift!) tätig war, hat, wie Fehse nachweist, in der Tat größeren Einfluß auf ihn gehabt, als man bisher anzunehmen geneigt war. Zwei Werke sind es vor allem, zu denen Raabe die Anregung der Magdeburger Zeit verdankt: „Unsers Herrgotts Kanzlei", in der er diese Stadt nicht nur zum Schauplatz, sondern zum Helden seiner Geschichte gemacht hat, und seine erste Novelle „Der Student von Wittenberg", in der er die ehrwürdige Gestalt des liebenswerten Magdeburger Rektors Georg Rollenhagen, des Dichters des „Froschmeuseler", poetisch verwandte. F. zeigt sehr hübsch, wie dem Dichter allmählich aus der Stimmung der Örtlichkeit und aus alten Urkunden die poetischen Gesichte zu diesen beiden Werken erwachsen, und geht den Magdeburger Spuren auch in den späteren Schriften Raabes mit liebevollem Forschergeiste nach. Von demselben Verfasser stammt auch eine fleißige Studie über Raabe und Dickens, die er gemeinsam mit dem amerikanischen Professor Doernenburg[8]) herausgibt. Den ersten Anstoß dazu gab eine Magisterdissertation Doernenburgs „Der Einfluß Dickens' auf Raabe", die jahrelang in der Universitätsbibliothek zu Philadelphia ruhte und nun von Fehse ergänzt und vervollständigt worden ist. Der Einzelanteil der beiden Verfasser an der Arbeit ist dabei nicht festgestellt. Es ist anzuerkennen, daß trotz der Doppelautorschaft doch etwas durchaus Ganzes und Geschlossenes herausgekommen ist. Nach genauer Umgrenzung der Aufgabe, die die Verfasser nicht in der billigen Jagd nach Anklängen und Abhängigkeiten erblicken, wird der Einfluß Dickens' auf die einzelnen Werke Raabes ausführlich nachgewiesen, besonders auf die „Chronik der Sperlingsgasse", „Ein Frühling", „Die Leute aus dem Walde", „Hungerpastor", worin es sich mehr um motivische Anregungen handelt, während in den „Drei Federn" der bestimmende Einfluß sich schon beim Grundriß der Fabel zeigt. „Abu Telfan", „Schüdderump" und „Horacker", obwohl der Grundstimmung nach weit von Dickens entfernt, verraten doch in Hauptmotiven seinen Einfluß. So zahlreich auch auf den ersten Blick die Berührungspunkte zu sein scheinen, so hüten sich doch die Verfasser mit Recht, ihnen allzu hohen Wert beizumessen. Ein gewisser Mangel in der künstlerischen Veranlagung Raabes, der ihn von Dickens unterscheidet, nämlich eine Schwerfälligkeit der Phantasie, kann gleichwohl aus dieser Abhängigkeit geschlossen werden. Eine nähere Beschäftigung mit den Stoffen beider Dichter ergibt dann, daß das Trennende doch bei weitem überwiegt: „Dickens hascht nach Lebensbildern, Raabe sucht unablässig das Bild des Lebens." „Raabes Phantasie arbeitet in horizontaler Richtung und geht in die Weite." Bei aller Gerechtigkeit, die die Verfasser Dickens widerfahren lassen, kommen sie doch zu dem Schluß, daß ihm der große, echte Humor abzusprechen ist; gewiß ist es charakteristisch für ihn, daß er es niemals fertig gebracht hat, die Trübsal seiner eigenen Jugend im Spiegel des Humors zu sehen. Sein Humor ist immer eine Einzelerscheinung, Raabe dagegen ist der geborene Humorist. Auch über die Form der beiden Dichter finden sich treffende Bemerkungen. Dickens' Formwille geht auf Plastik, nicht auf Stimmung aus; er sucht das Leben draußen im Wogen der Welt, Raabe drinnen im Wogen der Seele. Schon ihre Arbeitsweise ist grundverschieden. So kommen wir von zahlreichen Gesichtspunkten aus schließlich zu dem Ergebnis, daß diese beiden, die auf den ersten Blick so ähnlich scheinen, durch eine ganze Welt voneinander getrennt sind. Die inhaltreiche, von voller Beherrschung des ausgebreiteten

---

7) Wilhelm Fehse, Wilhelm Raabes Erwachen zum Dichter. Magdeburg 1921, Creutz. 59 S.

8) Emil Doernenburg und Wilhelm Fehse, Raabe und Dickens. Ein Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Gestalt Wilhelm Raabes. Magdeburg 1921, Creutz. 68 S.

Stoffes zeugende Untersuchung ist im Grunde eine schöne Huldigung für unseren deutschen Dichter, der am Schluß als ein „nationaler Prophet von unübersehbarer Zukunftsbedeutung" gefeiert wird.

Als 23. Band der Reclamschen Dichterbiographien hat der verdienstvolle Anton Schlossar, ein Freund des Dichters, Peter Roseggers[9]) Biographie geschrieben und damit dem weiten Verehrerkreis des großen steirischen Volkspoeten eine willkommene Gabe geboten. In fünf Kapiteln schildert er Roseggers reiches, gesegnetes Leben, in den drei folgenden gibt er eine Zusammenstellung und kurze Analyse seiner bedeutendsten Schriften, das letzte Kapitel enthält einen Überblick der Rosegger-Literatur, wobei man erstaunt ist zu hören, daß wir das gründlichste und umfangreichste Buch über Rosegger einem Franzosen A. Vulliod (Paris 1912) zu verdanken haben, das auch in Übersetzung durch Moritz Necker bei Staackmann, des Dichters langjährigem, treuem und großzügigem Verleger, erschienen ist. Die liebe, alte, treuherzig-gemütvolle Persönlichkeit Roseggers ersteht lebendig vor dem Leser in Schlossars schlichter Erzählungsweise. Leider ist die Kriegszeit, die Rosegger noch erlebte (er starb 1918), kaum erwähnt. Wer bisher nur die Rosegger-Kapitel in den gang und gäben Literaturgeschichten kannte, wird bei Schlossar manches Neue finden. Alban Stolz, dessen geistvoller Briefwechsel mit den Schwestern Ringseis im vorletzten Bericht hier angezeigt wurde, kommt in den üblichen Literaturgeschichten, wenn er überhaupt erwähnt wird, meist nur kurz weg. Sehr zu Unrecht; gehört er doch zu unseren besten Volksschriftstellern und setzt in seiner kernigen, oft derben Art die große Überlieferung aufs glücklichste fort, die mit volkstümlichen Predigern wie Geiler von Kaisersberg und Abraham a St. Clara eröffnet wurde. Seine Geltung würde gewiß noch größer sein, wenn er nicht in seinem ultramontanen Eifer gar zu ungestüm gegen den Protestantismus gewettert hätte. Und doch haben seine Bücher und Kalender weit über die engeren Grenzen seiner Kirche hinaus bei Gebildeten und Ungebildeten weite Verbreitung gefunden. Das macht, weil er eine ausgesprochen starke und ethische Persönlichkeit war, auch in seiner Einseitigkeit immer innerlich wahr, und weil bei allem Dogmatismus ein gesundes Deutschtum in diesem Freiburger Klerikalen steckte. Bei Herder in Freiburg, der seinerzeit die meisten seiner zahlreichen Schriften verlegte, ist nun auch eine ausführliche Biographie erschienen, die den Geistlichen Rat und Universitätsprofessor Julius Mayer[10]) zum Verfasser hat. Auf Grund des gesamten handschriftlichen Nachlasses und unter eingehender Benutzung vor allem der vielen Tagebücher, die Stolz von seiner Gymnasialzeit an bis in seine letzten Lebensjahre führte, entwirft Mayer ein breites, manchmal allzu breit angelegtes Lebensbild dieses sonderbaren Mannes, der erst nach langem Schwanken zum theologischen Studium kam und dann in erregten Zeiten eine Zierde und ein Hauptvorkämpfer der katholischen Kirche wurde. Für den Literarhistoriker am wichtigsten sind die drei Kapitel, in denen Stolz als Schriftsteller und seine religiöse Naturbetrachtung, die am ehesten an Klopstock, die Mystiker und Novalis erinnert, geschildert werden, sowie das Schlußkapitel, in dem Dr. Joseph Sauer „Stolz in der deutschen Literatur" behandelt. Einen streng wissenschaftlichen Maßstab darf man an das langatmige Buch, in dem allzuviel Belangloses mitgeteilt wird, nicht legen: dazu fehlt es dem Verfasser doch an dem nötigen geistigen Abstand zu seiner Aufgabe. Gewiß gehört zu einer Biographie volle Liebe und Begeisterung, aber sie darf nicht so unkritisch bleiben wie hier. So hinterläßt diese fortgesetzte Verherrlichung, oft auf Kosten anderer großer Dichter, wie z. B. Eichendorffs, der Droste-Hülshoff usw., zuletzt doch nur ein unklares, verschwommenes Bild des Schriftstellers Stolz, dagegen tritt die edle, uneigennützige, tiefsittliche Persönlichkeit, der unerschrockene Kämpfer für seine Ideale, der knorrige Eigenbrötler klar hervor.

Die schon stark angeschwollene Löns-Literatur erfährt fortgesetzt Bereicherung, ein Zeichen, daß des Dichters Beliebtheit noch ständig im Wachsen ist. Seinen vielen Verehrern wird es erwünscht sein, daß nun jene kleine, seit Jahren vergriffene Selbstbiographie wieder

---

9) Anton Schlossar, Peter Rosegger. Dichter-Biographien, 23. Bd. Reclams Universalbibliothek 1921, Nr. 6223, 6230. 139 S.

10) Julius Mayer, Alban Scholz. Mit 10 Bildern und einer Schriftprobe. Freiburg 1921, Herder. 619 S.

zugänglich geworden ist, die Löns[11]) 1909 auf Einladung des inzwischen eingegangenen literarischen Monatsblattes „Eckart" in diesem veröffentlichte. Im Titel „Von Ost nach West" ist schon angedeutet, daß Löns besonderen Wert darauf legte, zu zeigen, wie der im Osten Deutschlands Geborene sich allmählich im Westen einwurzelt und hier sein Stammesbewußtsein erwacht, nachdem erst einmal „der Anpassungskater überwunden" war. Am ausführlichsten verweilt Löns bei seiner Jugendzeit, aus der er eine Menge kleiner charakteristischer Züge festhält, die von seinen bisherigen Biographen, u. a. von Schauerte, fast alle benutzt worden sind. Nur wenige Seiten sind seiner dichterischen Entwicklung gewidmet, aus deren knapper Schilderung eine wohltuende Bescheidenheit und Zurückhaltung spricht. Übrigens war damals eben erst sein „Letzter Hansbur" erschienen, Löns stand also noch mitten im Werden; dieser Umstand gibt dem liebenswürdigen Schriftchen naturgemäß etwas Fragmentarisches.

Eine gute Ergänzung dazu sind die Erinnerungen seiner ersten Gemahlin, Frau Elisabet Löns-Erbeck.[12]) Über den Grund ihrer späteren Ehetrennung erfahren wir nichts. Feinfühlig ist alles verschwiegen, was irgendwie nach Sensation schmecken könnte. Neugierige Leser werden also enttäuscht sein. Vielleicht ist auch das Bild des Dichters und das Zusammenleben mit ihm ein wenig idealisiert, denn nach der Schilderung des jahrelang ungetrübten Liebes- und Eheglückes erscheint die später eingetretene Katastrophe um so rätselhafter. Man darf an das Buch keine großen literarischen Maßstäbe legen, aber als Zeugnis einer liebenden Frauenseele, die den Dichter viele Jahre auf seinem schweren Lebensweg helfend und stützend begleiten durfte, ist es von hohem psychologischen und menschlichen Wert. Eine gewisse Tendenz ist unverkennbar, nämlich zu zeigen, wie glücklich die Schreiberin jahrelang mit dem Dichter gelebt hat: „er war die Liebe, die Güte selbst und hatte eine edle, große und reine Seele, — es war der Mann, der das größte Glück meines Lebens war" — dies ist der echt frauliche Grundakkord des Buches.

Löns' „Zweites Gesicht" ist zurzeit fast ein Modebuch geworden. Als Selbstbekenntnis des Dichters verdient es jedenfalls die größte Beachtung. Nie wieder vor- und nachher hat er sein Liebes- und Seelenleben mit solch unbarmherziger Selbstzerfleischung dargestellt wie hier. Die Geschichte seiner unseligen Liebe zu Swaantje ist darin gestaltet. Zugleich bedeutet diese Dichtung einen Höhepunkt oder vielmehr den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens, bietet aber doch auch für den naiven Leser mancherlei Dunkles und Unklares. W. Schenkel[13]) widmet ihr eine besondere Untersuchung, in der er sie „als eine großartige Versinnlichung alles Geistigen" zu analysieren unternimmt. Warum er dabei, nach einer kurzen, die symbolischen Kapitelüberschriften ausdeutenden Inhaltsangabe, sich nur auf die genauere Betrachtung eines einzigen Kapitels („Der Vollmond") beschränkt, ist nicht recht erfindlich; das Ergebnis entbehrt durch diesen ziemlich willkürlichen Ausschnitt jeder Vollständigkeit. Was er aber hier über die dichterische Schönheit des Romans sagt, über Löns' eigentümlichen epischen Stil, seine Bilder, die Art seiner Schilderung, die Umsetzung der Erzählung in Handlung, den barocken Humor, das seltsam Schillernde und Dämmernde der Stimmungsmalerei, das zeigt feines Verständnis für dichterisches Schaffen überhaupt und für die Lönssche Art im besonderen.

Seiner im vorigen Bericht hier angezeigten vorzüglichen Schrift über Walter Flex läßt Otto Brües[14]) eine ebenfalls recht gelungene Studie über Gorch Fock (= Hans Kinau), den in der Skagerrakschlacht gebliebenen niederdeutschen Dichter folgen. Sie erscheint als zweiter Band in einer Sammlung von vier Aufsätzen „Neue deutsche Jugend", die alle ein offenes, stolzes Bekenntnis zum Deutschtum durchzieht. Aus Werk, Wesen und Lebenslauf

11) Hermann Löns, Von Ost nach West. Selbstbiographie. Berlin 1921, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. 32 S.

12) Elisabet Löns-Erbeck, Meine Erinnerungen an Hermann Löns. Dortmund 1921, Lensing. 83 S.

13) Wilhelm Schenkel, Hermann Löns' „Zweites Gesicht". Eine Studie. Berlin 1921, Deutsche Landbuchhandlung. 70 S.

14) Otto Brües, Gorch Fock. Bd. II aus der Sammlung „Neue deutsche Jugend". Berlin 1921, Staatspolitischer Verlag. 27 S.

gibt Brües, unter Verwendung vieler besonders aufhellender Tagebuchaufzeichnungen, eine Darstellung der Besonderheit dieses Dichters, dem ein früher Heldentod die volle Entfaltung versagte, und dem doch unter den neueren niederdeutschen Dichtern eine führende Stellung zukommt. Sein Herauswachsen aus der niederdeutschen Dichtung wird feinfühlig nachgewiesen; ebenso seine ihm wahlverwandten Dichter, an denen sich der aus dem Volke Stammende empor- und weiterarbeitet. Eingehend und besonders geistreich schildert Brües die ewige Grundmischung des deutschen Wesens aus Heidentum und Christentum, die in Gorch Fock so besonders und seltsam lebendig war. Diese Doppelnatur hat von jeher das Werden der deutschen Seele ausgemacht, sie wirkt auch formbildend in Gorch Focks Werken: das Buch seiner heidnischen Seele wurde „Hein Godenwind", das Buch seiner christlichen Seele „Seefahrt ist not". „In seinen großen Romanen wie in seinen Tagebuchaufzeichnungen stehen wie in seiner Seele Heidenplatt und Christendeutsch nebeneinander und miteinander verschlungen." In der Herausschälung dieses neuartigen Grundgedankens liegt der Hauptwert des Aufsatzes. Am Schluß zieht Brües einen Vergleich Focks mit Flex und Löns; drei Artverwandte, nicht nur durch ähnliches Schicksal gleiche, bei denen es nur Gradverschiedenheiten gibt. In wenigen sicheren Strichen sind diese drei, die jeder für sich einer besonderen deutschen Landschaft verwurzelt sind, auf eine gemeinsame Formel gebracht: „gemeinsam durch ein gemeinsames Schicksal ihres Volkes in eine schöne Bahn gerissen und durch ihren Opfertod mehr als durch ihr Werk ins helle Bewußtsein der Nation gerückt, deren Wesensmischung ihre Gebilde betätigten."

Der Schweizer Adolf Vögtlin, der bei uns durch eine 1910 herausgegebene „Geschichte der deutschen Dichtung" bekannter geworden ist als durch seine eigenen Dichtungen, erfährt in einem kleinen Heftchen durch F. W. Brepohl[15]) eine kurze Würdigung, die allerdings nur bescheidenen Ansprüchen zu genügen vermag und ohne literarischen Wert ist. Von den einzelnen Werken werden fast nur die Titel genannt, eine eingehendere Charakteristik fehlt. Als Werbeschrift für den kerndeutschen Dichter, der als bewußter Bekenner des deutschen Volkstums unsere Wertschätzung verdient, kann man den schlichten Aufsatz wohl gelten lassen.

Einem Siebziger, aber einem ganz jungen, gilt Grubers empfehlenswerte Schrift, nämlich dem wackeren „Erzschwaben" Adam Müller-Guttenbrunn[16]), dem tapferen Vorkämpfer deutscher Art in der zerfallenden Habsburger Monarchie, dem mannhaften Kulturpolitiker, Rezensenten und Theaterleiter, dem feinsinnigen, kerndeutschen Romandichter. Er ist von allen deutschösterreichischen Dichtern sicher der gesündeste und deutscheste, eine erfrischende, dem Volkstum entsprossene Kraftnatur, die nichts von dem weichlich Zerfließenden, Kränkelnden, Koketten der anderen Wiener Poeten hat; freilich bei uns im Reich noch längst nicht nach Gebühr bekannt. Gruber erzählt anschaulich und unterhaltsam die romantische Jugendgeschichte des Dichters, der als unehelicher Sohn eines Banater Großbauern in Guttenbrunn zur Welt kommt, eine kleine Beamtenlaufbahn einschlägt und bald mit vollen Segeln auf dem Literaturmeer einherfährt. Besonders fesselnd ist das Kapitel über Müller-Guttenbrunn als Wiener Theaterdirektor; seine Wirksamkeit an dem durch seine Anregung begründeten Raimundtheater und später am Kaiserjubiläums-Stadttheater gehört der deutschen Bühnengeschichte an. Die Pflege des Wiener Volksstückes, besonders Raimunds, Anzengrubers und Grillparzers, die Wiener Erstaufführung von Kleists „Hermannsschlacht", die Einführung der später überall nachgeahmten Schülervorstellungen sind z. B. einige besondere Verdienste seiner Tätigkeit. (Die Studie läßt das reiche, vielgestaltige Schaffen des vor kurzem verstorbenen Dichters, der sich außer auf lyrischem Gebiet (eine wohltuende Ausnahmeerscheinung!) überall betätigte, in kenntnisreicher, klarer Schilderung am Leser vorüberziehen. Mit Recht ist das Hauptgewicht auf Müller-Guttenbrunns bedeutende Kulturromane gelegt. Wir heben nur seinen als echtes Kulturbild des Vormärz wie als Dichterporträt gleicherweise bedeutsamen Lenauroman heraus. Dies letztere Werk, jedenfalls sein Meisterstück,

15) F. W. Brepohl, Adolf Vögtlin. (Ein deutsch-schweizer Dichter der Gegenwart. Mit Bildnis des Dichters. Winnenden 1919. Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. 15 S.

16) E. Gruber, Adam Müller-Guttenbrunn, der Erzschwab. Eine Studie. Leipzig 1921, Staackmann. 134 S.

ragt aus der großen Menge der eine Zeitlang fast zur Mode gewordenen biographischen Romane hoch empor und wird höchstens von Molos Schillertrilogie erreicht. Auch hier berührt des Dichters Streben so ungemein wohltuend, überall dem Deutschtum ein Verkünder zu werden: unser armer Lenau ist von fast allen Literaturgeschichten zum interessanten Ungarn umstilisiert worden, zum „singenden Pußtasohn, zum dunkeläugigen Fremdling der deutschen Dichtung". Müller-Guttenbrunn schildert besonders im ersten Band „Sein Vaterhaus" ausdrücklich den Dichter als echten Deutschen, als Banater Schwaben, der mit Bewußtsein und nach Abstammung Schwabe ist. Grubers Studie, die sich frei hält von aller Polemik und durch ihre Sachlichkeit ebenso für sich einnimmt wie durch ihre herzliche, aber doch nicht unkritische Verehrung für den Dichter, möge dem braven Erzschwaben recht viele neue Freunde zu den alten werben. Seine Werke werden für das zu erhoffende gemeinsame deutsche Vaterland zum wertvollsten und würdigsten Geistesbesitz gehören. Dies gilt auch für den um 20 Jahre jüngeren Deutsch-Österreicher Franz Karl Ginzkey. Dieses nun auch schon Fünfzigjährigen Leben und Schaffen schildert Robert Hohlbaum[17]), dessen Name unter den jüngeren österreichischen Dichtern selbst einen guten Klang hat. Ginzkey gehört nicht zu den Vielschreibern; außer den Gedichten schuf er nur sieben Romane und Erzählungen. Sein kerniger, deutschbewußter Vogelweider-Roman hat sicher bleibenden Wert, und wenn er als Lyriker nur jenes eine entzückende Schützengrabengedicht „Die Flöte" geschrieben hätte, müßte man ihn zu unseren ersten Kriegsdichtern zählen. Er führte sich im selben Jahre in die Literatur ein wie sein Freund und Kamerad Bartsch; aber vergleicht man beider Entwicklung, so tritt der viel fruchtbarere, weit mehr gelesene und bekanntere Bartsch vor dem stillen, besinnlichen, zarten, tiefen Ginzkey weit zurück. Hohlbaum entwirft von dem ihm geistesverwandten Dichter ein anziehendes Lebensbild und weiß bei der Betrachtung der Werke die lyrische und epische Sonderart dieses „letzten Romantikers, dieses letzten Humanisten im Dichterkleide" treffend zu kennzeichnen. Das Motiv des Kampfes zwischen Wälsch und Deutsch, zwischen Süden und Norden, das sich durch sein Gesamtschaffen zieht, ist geeignet, uns heute ganz besonders an ihn zu fesseln. In einer Zeit, wo der politische Zusammenschluß seiner Heimat mit Deutschland zum Tagesproblem geworden, hat ein solcher Dichter für uns eine besondere Kulturaufgabe zu erfüllen. Das klug und flott geschriebene Büchlein ist mit vortrefflichen Bildbeigaben ausgestattet.

Ein weiter Abstand von diesem liebenswerten, gefühlsreinen Deutschösterreicher, bei dem alles so unverfälscht und schlicht ist, zu einem anderen Fünfzigjährigen, Heinrich Mann, den Sinsheimers[18]) Buch gilt. Das Biographische wird darin nur obenhin gestreift. Bei der Bewertung der Einzelwerke ist man versucht, manches energische Fragezeichen anzumerken. Es wird viele geben, die sich von Heinrich Mann letzten Endes trotz aller Pracht und Glut der Diktion, aller Gestalten- und Problemfülle, aller messerscharfen Beobachtungsgabe aufs heftigste abgestoßen fühlen. Schreiber dieser Zeilen will nicht leugnen, daß er dazu gehört und glaubt sich mit dieser unüberwindlichen Abneigung in der besten Gesellschaft auch vieler ernster, namhafter Forscher zu befinden. Gewiß ist Mann einer der stärksten Könner unter den Erzählern der Gegenwart, ein Virtuos der großen, wilden Gebärden, ein unbarmherziger, an Balzac geschulter Beobachter, aber kein deutsch empfindender Dichter — weder deutsch, noch empfindend, noch „Dichter". Die scharfe Wendung zum Politischen in seinen letzten Büchern zeigt diese bewußte Entfremdung vom deutschen Volkstum immer krasser und absichtsvoller. Sinsheimer weiß diese fremdländische Blutmischung in Heinrich Mann, die sein so ganz anders gearteter Bruder Thomas Mann auszugleichen verstand, seine Sympathien für romanischen Geist, seine Neigung zur italienischen Wahlheimat, seine Abkehr ins Internationale richtig zu werten, im übrigen aber verfällt er der Übertreibung, wenn er abschließend z. B. behauptet: „Er ist Figur der Zeit und zugleich ihr Überwinder, weil er so groß ist wie sie oder größer; er mündet in die Zeitlosigkeit ein ..." Auch seine Einzelurteile wird man nicht immer unterschreiben, so wenn er die Figur des Professors Unrat „eine der größten

17) Robert Hohlbaum, Franz Karl Ginzkey. Sein Leben und Schaffen. Mit 4 Bildbeilagen. Leipzig 1921, Staackmann. 58 S.

18) Hermann Sinsheimer, Heinrich Manns Werk. München 1921, Verlag der Weißen Bücher. 61 S.

Romanfiguren der deutschen Literatur" nennt oder den abscheulichen „Untertan" einen „großen und klaren (!) Spiegel, in dem sich das deutsche Volk erkennen sollte", und den Verfasser dieses gehässigen Zerrbildes gegen die Bezeichnung eines politischen Dichters in Schutz nimmt. Er klagt über das Schicksal des Mißverständnisses, das jenen getroffen. Nun, der Fall H. Mann liegt unseres Erachtens völlig klar, hat er sich ja selber in seinen Essays „Macht und Mensch" deutlich genug über seine ganze Richtung ausgesprochen. Sonst enthält Sinsheimers gewandte Schrift einige gute Bemerkungen besonders über das Wesen des modernen Romans und der Novelle an sich. Der Stil krankt bisweilen an Fremdwörterseuche und an gewissen zu Tode gehetzten Lieblingswendungen.

Einen hochbedeutsamen Beitrag zur tieferen Erkenntnis der literarischen Strömungen und Zusammenhänge unserer Zeit bietet Alfred Wien, der bekannte, tüchtige Theaterkritiker der „Deutschen Zeitung", in seinem geistvollen Werk „Die Seele der Zeit".[19]) Er will darin keine Literaturgeschichte geben, sondern die kulturellen Richtungen und Entwicklungen aufdecken, wie sie sich in der Dichtung um die Jahrhundertwende widerspiegeln. In der Tat leistet er weit mehr als bloße Literaturbetrachtung, nämlich „eine Synthese der deutschen Kultur in der Dichtung um die Zeitwende von 1900". Man muß schon an des unvergeßlichen Karl Lamprecht bahnbrechende Darstellung des Naturalismus und Impressionismus in den letzten Bänden seiner „Deutschen Geschichte" denken, um etwas Ähnliches und gleich Vollkommenes zu finden. Wien gibt keinen Überblick über die einzelnen Dichter und ihr Schaffen, sondern weist die großen geistigen Probleme auf, mit denen die Zeit ringt; zu ihrer Erläuterung greift er dann aus der Fülle des Materials einige besonders typische Beispiele heraus. Die besprochenen Werke werden dabei nicht etwa chronologisch, sondern nach inhaltlichen Entwicklungslinien gruppiert. In einem einleitenden Kapitel wird „das Erwachen der Seele und des Lebensgefühls" vom Sturm und Drang bis zum Naturalismus und zur geistigen Kunst geschildert und mit der Aufhellung des inneren Kulturzusammenhangs die Grundlage für die nun folgende Gestaltung des dichterischen Zeitbildes gewonnen. Die fünf Hauptabschnitte lehren uns sodann im Dichtwerk die Seele der Zeit, die Seele des Volkes erkennen in aller Verschiedenheit und Fülle des Denkens und Empfindens. Eine Untersuchung über „Naturanschauung und Naturgefühl" — wohl das glänzendste Kapitel des Buches — kommt zu dem Schluß, daß die Jahrhundertwende sich in dieser Beziehung als ein Höhepunkt in der Geschichte des dichterisch manifestierten Lebensgefühls kennzeichnet. „Die entgötterte Welt und der Glaube" zeigt eindringlich und erschütternd die furchtbare Blutschuld, die der Materialismus auf sich geladen: „die Erlösungsidee im und durch das Diesseits hat nicht nur das deutsche, sondern die gesamten Völker Europas in grauenvoller Verirrung in die Irre und dem Zusammenbruch entgegen getrieben, in den völligen Schiffbruch nicht allein der geistigen und wirtschaftlichen Kultur, sondern der Daseinsmöglichkeit überhaupt". In diesem Teil ist die Abhandlung über das Christusproblem besonders gediegen. „Von der Masse und der Persönlichkeit" schildert, nach einer Übersicht über die Entwicklung des sozialen Gedankens in Deutschland, die in der Dichtung um die Jahrhundertwende auftauchenden sozialen Probleme, zeichnet ein scharf umrissenes Bild des Menschen dieser Periode, wie ihn als Typus am vollkommensten Thomas Mann in den „Buddenbrooks" gestaltet hat, weist die furchtbare seelische Zerklüftung des deutschen Volkes nach und gibt ein schonungsloses Bild der Dekadenz und ihrer literarischen Spiegelung. In diesem besonders temperamentvoll geschriebenen Teil wird ein erschreckend wahres Charaktergemälde der unseligen Epoche entworfen, die zwischen Individualismus und Sozialismus führerlos hin- und herschwankt. „Liebe als Lebensgesetz" betrachtet die Seele der Zeit vom Erotischen aus und weist nach, wie die wachsende Entsittlichung und völlige Aufhebung der Moralbegriffe ebenfalls ihren Urgrund in der Entgöttlichung der Welt und der von dieser bedingten Triebhaftigkeit als Naturgesetz hat, wie sie der konsequente Materialismus predigte. Besonders fein ist hier die Kennzeichnung der literarischen Haupttypen des modernen Erotikers gelungen, des leichtsinnigen Melancholikers (Schnitzler), des erotischen Willensmenschen (Dehmel) und des absoluten Erotikers (Wassermann). Diese Entwicklung gipfelt im Dirnenkult eines Wedekind. Im

19) Alfred Wien, Die Seele der Zeit in der Dichtung um die Jahrhundertwende. Leipzig 1921, Voigtländer. 327 S.

Schlußabschnitt „Lebensgefühl und Tod" klingt die Schilderung gewaltig und tragisch, halb pessimistisch, halb verheißend aus. Das Verhältnis des Lebensgefühls um 1900 zum Tode wird zunächst objektiv beleuchtet in bezug auf die Art der Darstellung, in welcher Gestalt der Tod in der Dichtung erscheint, dann subjektiv in Hinsicht der Akustik und Farbe, die das Lebensbewußtsein der Seele auf den Untergrund des Sterbensbewußtseins erfährt. An der Hand besonders glücklich gewählter Beispiele schreiten wir hier von furchtgelähmter Todesverneinung (Bruno Wille) über verzichtende Todesergebenheit (Hofmannsthal, Dauthendey) zu betender Todesbejahung (Hesse Rilke). So endet das in dunklen, leidenschaftlichen Farben gehaltene Werk doch noch mit der tröstlichen Hoffnung auf Erweckung einer neuen Seele! Dies alles schrieb ein Mann, der von der Gegenwart aufs tiefste verwundet worden ist, ein abgesagter Feind des öden Materialismus, des seichten Monismus, des falsch verstandenen Sozialismus, gegen die alle er tapfere, immer sachliche, aber entschieden ablehnende Worte findet; ein Mann, der zugleich im besten Sinne national ist, von einem ehrlichen, wurzelechten Deutschtum erfüllt, ohne politische Tendenz, zugleich im tiefsten Wesen völkisch, ohne dies oft mißbrauchte Wort irgendwie im Munde zu führen oder in kurzsichtigen Antisemitismus zu geraten. Er ist nicht blind gegen die Fehler unseres ancien régime: das unselige Sozialistengesetz verurteilt er ebenso wie die heutigen Führer der zum Irrwahn entarteten sozialistischen Heilslehre, deren wahre Absichten er mit vernichtender Kritik und schonungslos aufdeckt. So ist Wien zugleich Kulturpolitiker und Literarhistoriker; als solcher verfügt er über ein ungemein sicheres Urteil, das bei aller Schärfe immer vornehm bleibt, versteht sich auf ganz vortreffliche Analysen der immer sehr geschickt gewählten Beispiele, beherrscht die schwierige Kunst knapper Inhaltsangaben meisterlich und besitzt vor allem eine ungewöhnliche Kraft der Einfühlung, wenn es sich um die Erklärung zartester lyrischer Gebilde und rhythmisch-musikalischer Feinheiten handelt. Die künstlerische Begrenztheit des Naturalismus hat er klar erkannt; ebenso die ethische Gefahr der Neuromantik, die er „eine arge Verführerin" nennt. Seinen Einzelurteilen kann man sich fast restlos anschließen. In der Wahl der Beispiele vermißt man zuweilen besonders bezeichnende Werke, so im letzten Kapitel „Michael Kramer". Aber darüber soll natürlich bei der Fülle des Materials nicht mit dem Verfasser gerechtet werden. Wien hat gewiß viel seinen Vorgängern zu danken: Lamprecht, Spengler, Chamberlain, Adolf Bartels, wohl auch der Rembrandtdeutsche Langbehn haben auf ihn eingewirkt; aber was er schuf, ist ein so persönliches, mutiges, reines und starkes Werk, daß man es in unserer furchtbaren Zeit eine deutsche Tat nennen kann. Bisweilen fühlten wird uns beim Lesen an gewisse Kapitel in Arndts „Geist der Zeit" erinnert! Dies ernste, wissenschaftlich wie ethisch gleich hervorragende Buch kam zur rechten Stunde. Es wird viele Gegner auf den Plan rufen, wenn man nicht vorziehen wird, es nach beliebter Methode totzuschweigen; aber es wird, hoffen wir, auch klären, bessern und helfen und so ein gutes Stück geistiger Aufbauarbeit verrichten.

Schriften zur Kunst und zur Kunsterziehung.

Von Oberstudienrat Dr. **Paul Ueding** in München-Gladbach.

I.

Vielen ist die Kunst in erster Linie eine Angelegenheit des Wissens und manchem die Pflege dieses Wissens ein Lebensinhalt. Vielen andern ist sie vor allem Genuß und Steigerung des Lebensgefühls, und diesen andern kann an einer Mehrung des Wissens, einer Häufung des Stoffes nur wenig gelegen sein. Wichtiger ist ihnen im Gegenteil, sich der Überfülle des Stoffes zu erwehren, das innere Verhältnis zum Kunstwerk zu klären, Abstand zu gewinnen und Urteil zu sichern. Sie sind es, die in unserer Kunstwissenschaft danach streben, die Grundbegriffe der künstlerischen Anschauung zu prüfen und festzulegen. Für den kunstliebenden Laien ist die Arbeit jener ersten Gruppe nur mittelbar von Belang, hingegen eröffnet ihm die Forschung dieser andern den geraden Weg zum Verständnis der Kunst. Namen wie Riegl, Wölfflin, Schmarsow, Frankl bezeichnen die Richtung. In ihre Reihe ist in den letzten Jahren vor allem A. E. Brinckmann getreten, der Herausgeber des Handbuchs der Kunstwissenschaft, Professor an der Universität Köln. Drei Werke, in denen er sich meist mit Barockkunst beschäftigt, enthalten die Grundlagen seiner Anschauung: Bau-

kunst des 17. und 18. Jahrhunderts (im Handbuch der Kunstwissenschaft, Berlin-Neubabelsberg, 4. Aufl. 1922); Barockskulptur (ebenda, 2. Aufl. 1921); Plastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung (mit 18 Textabbildungen und 42 Tafeln, München 1922, Verlag R. Piper u. Co.). Brinckmann stellt in diesen Werken nicht eine fest umrandete, fertige Theorie auf, sondern er leitet aus der Besprechung der Einzelwerke allgemeine Grundsätze ab, nimmt freilich in dem Band über Barockskulptur zu einigen Fragen auch vorweg zusammenhängend und ausführlich Stellung. Es mögen zunächst die Grundgedanken angedeutet werden, die den genannten Werken gemeinsam sind. Entscheidend ist wohl, daß Brinckmann es ablehnt, für die Festlegung der Begriffe den Standpunkt des Betrachters einzunehmen, daß er vielmehr von der Seele des gestaltenden Künstlers aus die Dinge sehen will. Die „produktive“ Vorstellung des Künstlers ist das geschichtlich Festliegende, Zuverlässige; die „rezeptive“ des Schauenden wandelt sich nach Zeiten und Umständen, sie führt den, der das absolut Gültige sucht, in die Irre. „Einzig im Nachdenken der gestaltenden Vorstellungen wird das Geschaffene Erlebnis.“ Im besonderen wird nun Wölfflin vorgeworfen, er sei bei der Begriffsbestimmung des Malerisch-Unklaren, das ja in der von Brinckmann behandelten Barockkunst eine entscheidende Rolle spielt, der rezeptiven Vorstellung gefolgt. Sobald man nämlich nicht von ihr, sondern vom Schaffenden ausgeht, ergibt sich, daß der Wille zur „Verunklärung“ nur in der Malerei möglich ist, nicht aber in Skulptur und Raumkunst. Raum und Form — um diese handelt es sich — können nur verunklärt werden, wo sie Illusion sind, also in der Malerei. Wo sie Wirklichkeit sind, wie in Skulptur und Baukunst, ist Unklarheit wohl der rezeptiven, nicht aber der produktiven Vorstellung denkbar. Der schaffende Architekt kann nicht mit unklaren Raumvorstellungen arbeiten, er muß den Raum vor der Gestaltung klar zu Ende gedacht haben, auch wo es sich nicht um den „einfachen“ Raum handelt. Gerade im Barock kann ja der Raum „additiv neue Raumteile hinzunehmen, wie Nischen, Apsiden, Erker. Er kann sich mit andern Räumen zu einer Raumgruppe vereinen. Es kann sogar eine gegenseitige Durchdringung einzelner Räume stattfinden, indem etwa ein Kuppelraum so in den benachbarten Kuppelraum hineinwächst, daß ein Raumabschnitt zugleich beiden Räumen angehört.“ Auch plastische Körper können den Raum durchsprühen als Karyatiden, gekuppelte Säulen, schwarze Silhouetten von Gitterwerk mit goldenen Lichtern. Malerei kann weiter verwirren mit Deckengemälden, die den unendlichen Raum zu öffnen scheinen. Trotz alledem dürfen diese Räume nicht als „malerisch“ bezeichnet werden, d. h. sie dürfen nicht in einem flüchtigen Darüberwegsehen als rein optischer Reiz, als ein Rausch des Auges aufgenommen werden. Auch der Beschauer muß, will er dem gestaltenden Künstler gerecht werden, dessen ursprüngliche, klare Raumvorstellung nacherleben. Ob er es kann, ist nur eine Frage der mehr oder minder entwickelten Fähigkeit des Sehens. Wenn man also die Art des Stiles benennen will, so darf man nicht von einem Übergang zum Malerischen sprechen, sondern man muß sagen, daß die Raumgestaltung komplizierter wird. In dieser stärkeren Kompliziertheit (eine hier passende Verdeutschung des Wortes hat nicht gelingen wollen) liegt der Reiz. Beiläufig erklärt sich hieraus Brinckmanns Stellung zu den Ursachen der Stilentwicklung. Wenn es sich nämlich bei dieser Entwicklung wesentlich um ein Fortschreiten vom Einfachen zum Komplizierten handelt, so ist damit gesagt, daß das seelische Verhalten gegenüber dem Reiz, also Abstumpfung, Begierde nach Steigerung und Erneuerung, als wichtigste Triebfeder aller Stilwandlung erscheint. In der Tat wird die Berücksichtigung kultureller Einflüsse grundsätzlich und mit bemerkenswerter Schärfe zurückgewiesen. — Ähnlich wie bei der Raumgestaltung ist es in der Skulptur (man solle Skulptur sagen und das Wort „Plastik“ aufbewahren zur Bezeichnung des Grundbegriffes neben malerisch, linear usw.). Auch die Skulptur kann nicht malerisch werden. Was man so nennt, bezeichnet nur ein anderes Verhältnis des Plastischen zum Raum. Mit Nachdruck nämlich wird ausgeführt, daß Skulptur nicht bloß Formgebung, also Plastik, sondern auch Raumgestaltung ist. Schon durch die Lockerung der Gliedmaßen, die Lösung etwa der Arme von der ursprünglichen Blockform des Ganzen, entstehen räumliche Verhältnisse innerhalb der Skulptur, werden Abschnitte aus dem unendlichen Raum abgetrennt und in die Skulptur einbezogen. Dieses Hineinwachsen des Raumes in den Körper schreitet im Barock ungemein weit fort. Der Raum zerfrißt gleichsam die Skulptur, oder, von dieser aus gesehen, kann man auch sagen, daß sie „schließlich ganze Raumschwaden in sich hineinreißt“. Dadurch wird das Aufnehmen der

Skulptur für das Auge des Beschauers natürlich schwerer, zumal wenn wiederum Farbe den Eindruck noch zu verwirren trachtet. Aber auch hier handelt es sich nur um eine Komplizierung in dem Erfassen der Teile, nicht um eine Unmöglichkeit, nicht vor allem um eine Unklarheit der produktiven Vorstellung, denn der Künstler erst recht muß jedes Formteilchen plastisch durchgefühlt haben, ehe er zur Gestaltung schreitet. Im Gegensatz zu Baukunst und Skulptur arbeitet nun die Malerei des Barock in der Tat malerisch, also mit unklaren Raum- und Formvorstellungen; sie kann es, weil Raum und Form in ihr nur Schein, nicht Wirklichkeit sind.

Von der Forderung einer völlig klaren Raum- und Formvorstellung in den Werken der Baukunst und Skulptur geht Brinckmann weiter zu der Behauptung, der Beschauer müsse zu einer gleichzeitigen Vorstellung aller Einzelheiten kommen. Zwar können Raumgruppen oder eine rhythmische Folge plastischer Formen nur im Nacheinander aufgenommen werden, aber erst die Gleichzeitigkeit in einer Gesamtvorstellung ergibt — wie in der Musik bei einer kunstvoll aufgebauten Sinfonie — das künstlerische Erlebnis in seiner höchsten Vollendung. Damit tastet Brinckmann eigentlich die Grundauffassung an, mit der man bislang dem Barock gegenüberstand, daß nämlich dessen Sinn in dem Fließenden, ewig Werdenden bestehe, daß z. B. der Barock die Kuppel an das Ende des Langhauses lege, um das Raumbild dem von vorn Eintretenden mit dem Weiterschreiten zur Kuppel hin immer neu zu enthüllen. Wenn aber erst die nachträgliche Gesamtvorstellung in einer Gleichzeitigkeit des Ganzen das wesentliche Erlebnis darbietet, so verliert dieses „Werden" seine Bedeutung. Es ist klar, daß Brinckmann zu seiner Meinung kommt, weil er von der „produktiven" Vorstellung ausgeht, und man sieht hier, von welcher Bedeutung das ist. In der Tat muß die Raum- und Formvorstellung des Künstlers, bevor er zu ihrer Verwirklichung schreitet, in gewissem Sinne eine Gesamtvorstellung und etwas Fertiges sein. Aber eben hier drängt sich der entscheidende Einwand auf: ob nicht der Künstler unwillkürlich mit der rezeptiven Vorstellung des Beschauers rechnet, ob er nicht gerade in ihr die Verwirklichung seiner Idee erstrebt. Der Maler setzt etwa Flecken hin, sie sollen sich aber in dem Auge des Beschauers als Form zusammenschließen. Umgekehrt formt einmal der Plastiker eine Summe von Einzelteilen, sie sollen aber nicht als Einzelformen, sondern als malerische Gesamtheit erscheinen. Die produktive Vorstellung wäre also doch die optisch-malerische Erscheinung, die Durchführung und Gestaltung der plastischen Einzelform wäre nur das Mittel zur Verwirklichung. Und ebenso beim Baumeister: er setzt Räume hin, die an sich ruhend, begrenzt, klar durchmessen sind, sein müssen; aber damit ist er nicht am Ziele, seine produktive Vorstellung deckt sich nicht mit dem, was diese Räume sind, sondern was sie scheinen, scheinen sollen, sie verwirklicht sich in dem Unruhigen, Unbegrenzten, Werdenden, als was sie vom Beschauer aufgenommen werden. Der Künstler arbeitet eben doch für das Auge des andern, ist selbst gleichsam nicht bloß Schaffender, sondern auch Schauender. Nur der radikalste Expressionist ist es nicht, er schafft nur „für sich", unbekümmert darum, wie und ob überhaupt jemand sein Werk versteht. Aber die Vergangenheit kannte seinen Standpunkt nicht, und diesen äußersten Radikalismus lehnt doch wohl auch die Gegenwart ab, und im Ernst wird auch Brinckmann nicht mit ihm rechnen.

Der Gang der Darstellung, den die beiden Werke über Skulptur und Baukunst des Barock nehmen, geht folgerichtig dahin, die Entfaltung des Barock als eine Entwicklung zu immer stärkerer Komplizierung des Eindrucks zu verfolgen. Diese Entwicklung ergibt sich nicht bloß innerhalb jeder Kunst durch ihre eigenen Mittel, sondern sie ergibt sich aus einem Ineinanderwirken aller Künste — so also, daß Plastik und Raum, Raum und Plastik in- und durcheinanderwachsen und beide mit den Mitteln der Malerei, d. h. der Farbe, zur letzten Steigerung gelangen. In einer Einheit aller Künste ist dieses Ziel erreicht. Diese höchste Einheit — und das ist nun eine äußerst bedeutungsvolle Wertung — erreicht nur das deutsche Rokoko, das ein durchaus eigenartiger Stil ist, nur in äußerlichen Zügen dem französischen Rokoko ähnlich. Wenn man in der gotischen Hallenkirche eine Schöpfung deutschen Geistes sehen und darum von deutscher Sondergotik reden will, so müßte man erst recht den Begriff des deutschen Sonderrokoko prägen. Es ist ein Gipfel in der Kunstgeschichte. „Deutsches Rokoko ist Totalität und Erschöpfung der christlich-abendländischen Kunst. Apotheose und Ende." Die deutsche Skulptur der Zeit erhält außerdem ihren besonderen nationalen

Einschlag durch das Weiterwirken der Gotik, das zumal in der norddeutschen Kunst sichtbar ist. „In den stoß- und ruckweisen Bewegungen, den hageren Wendungen und knickenden Stellungen leben Form, Gesinnung und Stimmung der geheimen Gotik." „Gewandungen prasseln in knittrigen Brüchen über die Körper, Gesichter verzerren sich zu Karikaturen, Gestalten beulen sich in seitlichen Schwüngen." Die Formensprache der Renaissance wird in Deutschland durch diesen wiederauflebenden Geist der Gotik zerstört — das ergibt deutschen Barock und Rokoko. In Italien spielt die Gotik keine Rolle, italienischer Barock entsteht darum auch nicht durch Zerstörung, sondern durch Überbietung der Renaissanceform und endigt nicht im Rokoko, sondern im Klassizismus. — Die hier angedeuteten Gedanken, die das Gesamtwerk Brinckmanns durchdringen und im besonderen die Richtung der beiden großen Werke über Barockkunst bezeichnen, finden sich in ihren wesentlichen Zügen auch in dem Buche „Plastik und Raum". Weil hier nicht zusammenhängende Geschichte der Kunst geschrieben, sondern jener Hauptgedanke klargelegt werden sollte, konnte Brinckmann Einzelkunstwerke — von der Gotik bis zur Gegenwart — herausgreifen und an ihnen um so eindringlicher und auf knappem Raum den Beweis für seine Behauptung antreten.

II.

Auf der Linie, die von der Gotik zum Expressionismus führt, liegt der Barock. Es ist folgerichtig, wenn die Gegenwart ihm erhöhte Beachtung schenkt. Zeugnis dieser Beachtung ist es z. B., wenn Brinckmann der Erforschung deutscher Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts eine besondere Arbeitsstätte in Köln gegründet hat, Zeugnis sind weiter die vielfachen dem Barock geltenden Darstellungen derjenigen Kunstschriftsteller, die mit der Gegenwart besonders enge Fühlung haben. Zu ihnen gehört Wilhelm Hausenstein. Sein Buch „Vom Geist des Barock" (mit 73 Tafeln, München 1920, Verlag R. Piper u. Co.) möchte man freilich, statt es auf seine kunstwissenschaftlichen Ergebnisse zu prüfen, vielmehr nach seiner literarischen Besonderheit bewerten. Man könnte das auch rechtfertigen. Denn der Stil Hausensteins ist bester Beweis, daß man ihm Verständnis für sein Thema zutrauen darf. Dieser Stil ist selbst Barock, ist wie eine Erinnerung an die Barockzeit deutscher Dichtung, an Sturm und Drang, ist Stil des jungen Schiller, nur mit dem größeren Reichtum und der gesteigerten Ausdrucksfähigkeit, die sich aus der Entwicklung von anderthalb Jahrhunderten ergibt. Er entspricht dem, was Hausenstein über die bildende Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts sagt, in allem, selbst in der Fähigkeit, bis zur Geschmacklosigkeit anschaulich, bis zur Lächerlichkeit erotisch zu werden. Es wird z. B. ausgeführt, daß dem Barock das Konstruktive fehle, daß es also nicht Knochengerüst, sondern Eingeweide, Fleisch und Nerven gebe. Und dann gipfelt es: „Die Tür einer Kirche öffnet sich: der Hochaltar ist wie das Innere eines brünstig aufgerissenen Leibes. Das Ekklesiastische macht Harakiri." Man liest das Buch, wie man Barockkunst gern betrachtet (wie man aber nach Brinckmann nicht betrachten soll): man ertappt sich etwa, wenn man eine halbe Seite gelesen, daß man darüber weg gelesen hat, ohne sich der Einzelheiten bewußt zu werden, ohne die sich häufenden Bilder und Schnörkel bis in ihre Endungen durchgefühlt zu haben. Was bleibt, ist eine allgemeine Stimmung. Gewiß, man tut nicht recht, und man soll es nochmals durchgehen. Denn wenn das Buch auch nicht eigentlich neu ist in der Festlegung der Hauptzüge — sofern man auf letzte Behandlungen zurückblickt, auf Wölfflin, Brinckmann oder auf das, was Heidrich über vlämische, Roh über holländische Malerei gesagt hat —, so ist es doch neu in der Anschaulichkeit der Begründung und anregend in Einzelbemerkungen, wie sie sich besonders in den Kapiteln: Gesellschaft, Das Ganze, Rubens finden.

Brinckmann hat in der Barockskulptur deren besonderes Verhältnis zum Raum erkannt. Hier liegt für ihn — er berührt es in seinem Buche „Plastik und Raum" — die Verbindung mit gegenwärtiger Bildhauerkunst. Ähnlich Alfred Kuhn, Die neuere Plastik von 1800 bis zur Gegenwart (mit 68 Netzätzungen und 14 Strichätzungen, München 1921, Delphin-Verlag). Auch Kuhn sieht das Bedeutungsvolle der heutigen Plastik in ihrem neuen Verhältnis zum Raum, nur ist das für ihn mehr eine metaphysische Angelegenheit, während es sich bei Brinckmann um die formalästhetische Seite handelt. Solange die Plastik den Menschen gestaltet, führt er aus, ist das Kunstwerk gebunden. Nur eine einzige Hauptansicht gewährt die menschliche Figur, stets muß darum für sie der Künstler Deckung im Rücken suchen.

Er tut es vor allem in Anlehnung an die Wand, indem er also mit dem Architektonischen eine Verbindung eingeht. Das entsprach zumal dem Menschen der Gotik, der den Leib verneinte, nie sich als machtvoll empfand, in dem Streben nach Auflösung der eigenen Persönlichkeit sich demütig dem gestalteten Raum unterordnete. Aber auch der antike Mensch suchte als plastische Figur Schutz, entweder in der Blockform oder in Anlehnung an Wände im Relief. Die Sehnsucht, schrankenlos in den Raum hinaufzutürmen, kann eben nicht erfüllt werden in figürlicher Darstellung, kann nur erfüllt werden in dem Überpersönlichen, dem von aller menschlichen Verbindung Gelösten. Die ägyptische Kunst hatte diese Sehnsucht und erfüllte sie in der Pyramide; die Gotik hatte sie und erfüllte sie in ihren Turmbauten; in den Kuppeln des Barock noch einmal schaffte diese Sehnsucht sich Freiheit, indem sie, unterstützt von malerischer Illusion, den Raum in die Unendlichkeit zu dehnen trachtete. Diese Sehnsucht also beseelt auch die Plastik der Gegenwart. „Die Plastik mußte wieder zum reinen tektonischen Türmen werden, ohne alle Relation zur menschlichen Figur, dann erst war das Problem der schöpferischen Neugestaltung des Raumes wieder aufzunehmen, wie es die Erbauer der Pyramide und der gotischen Dome behandelt hatten." Ein Wandel der Weltanschauung mußte voraufgehen. Der individualistische Mensch, der unbedingt im Diesseitigen feststeht, mußte besiegt werden vom ethischen, der sich in die Bezirke des übersinnlichen Seins flüchtet. Tolstoi siegte über Goethe. Damit, mit der Verneinung des Individuellen, Diesseitigen, ist der Plastik erst die Freiheit gegeben zu tektonischem Türmen, zum Hineinwachsen in den Raum. Lehmbruck steht am Beginn. „In den Raum hinein hebt sich die Gestalt, löst sich auf in Gefühl, schwindet ... befreit vom Zwange des Selbst, Geschöpf nur ewiger gottgeborener Rhythmen." Weiter noch gehen die andern. Bei Archipenko wird der Rhythmus Selbstzweck und bei Belling. Die Erinnerung an die menschliche Figur wird unwesentlich, fällt weg. Was bleibt, sind völlig unnaturalistische Formen, die nur als Träger rhythmischer Gefühle Bedeutung haben. Sie sind wie die Türme unserer Kirchen, wenn deren Rhythmus auch von anderm Geiste getragen ist. — Indem Kuhn so die Plastik eines Archipenko und Belling aus dem Zusammenhang aller Bildhauerkunst, alles dessen, was wir unter figürlicher Plastik verstehen, heraushebt und sie einreiht in den Zusammenhang ägyptischer Pyramiden und gotischer Türme, sie als eine rhythmisch in den Raum wachsende, unpersönliche, unnaturalistische Form faßt, zeigt er den einzigen Weg, der zum Verständnis dieser Kunst führt. Kuhn stellt keineswegs gegenwärtige Plastik als einzig wahre Kunst hin. Ihre Deutung und Begründung mag hier nur als Beispiel stehen für die Art seines Buches. Mit gleicher Sachlichkeit wird er Thorwaldsen und Hildebrand, Rodin und Minne gerecht, indem er ihre Werke als Äußerungen eines andern, aber darum nicht weniger berechtigten Zeitgeistes und Formempfindens hinstellt. Dennoch scheidet er scharf aus, was ihm als unecht erscheint, so, wenn er Meuniers Kunst verlogen nennt oder einem Metzner und Lederer nur die Sehnsucht nach der Kraft, nicht aber die Kraft selbst zuschreibt. Er gibt die Entwicklung in großen Zügen, mit starker Vereinfachung, leicht überschaubar für den Leser.

III.

Lange hielt man daran fest, daß die positive Leistung mittelalterlicher Malerei erst mit der Hinwendung zur Wirklichkeit anfinge. Wie sie fortschreitet zu räumlich-plastischer Formgebung, das war der Gesichtspunkt, unter dem ihre Entwicklung beobachtet wurde, und diese Entwicklung erwies sich dabei als ansteigend zum 16. Jahrhundert hin. Das Kunstgefühl der Gegenwart legt andern Wertmaßstab an. Ausdruck dafür ist ein Buch wie Anita Orienter, Der seelische Ausdruck in der altdeutschen Malerei (mit 94 Abbildungen, München 1921, Delphin-Verlag). Die Verfasserin fragt nicht nach der Entwicklung der Wirklichkeitsform, sondern nach der Kraft des seelischen Ausdrucks. Und da zeigt sich, daß die Entwicklungslinie einen Höhepunkt hat in der mittelalterlichen Kunst, sich senkt zur Spätgotik hin, wieder ansteigt in der Renaissance. Somit verbinden sich in der Geschichte der deutschen Malerei Gotik und Renaissance. Beide streben nach Ausdruck als dem letzten Ziel, beiden bedeutet die Form nur die „durchsichtige Hülle eines übersinnlichen Wertes", und in Deutschland ist selbst der Renaissance jenes romanische Kunstgefühl fremd, dem die Schönheit Selbstzweck ist. Darauf ist, zum Beweise für die durch alle Stile sich gleichbleibende nationale Sonderart deutscher Kunst, in letzter Zeit oft hingewiesen — man denkt etwa an

Oskar Hagen —, aber vielleicht nirgendwo mit so eindringlicher Begründung, in so vorsichtiger Kleinarbeit wie hier, zugleich in einer fein geschliffenen und ausdrucksfähigen Sprache, deren Kunst sich im Laufe der Darstellung erst recht zu entwickeln scheint. Und dann wird auch die Folgerung wesentlich weiter geführt, als bisher geschehen. Es wird gezeigt, wie diese Gleichheit des Zieles eine Ähnlichkeit der Bildform in Gotik und Renaissance bedingt, wie beide sich nahestehen in dem Willen zur klarsten Herausarbeitung der Idee und darum zur Beschränkung auf das Wesentliche, zu äußerster Sachklarheit, zu Übersichtlichkeit der Gliederung, Strenge des Aufbaus. Freilich liegt zwischen beiden Stilen der Übergang zu räumlich-plastischer Gestaltung, den die Spätgotik vollzieht, und so sind die Mittel der Renaissance unendlich reicher als die der mittelalterlichen Malerei. Aber eben nur die andern Mittel sind es, die den Unterschied bedingen. Jene spätgotische Zeit nun, die den Schritt zur Wirklichkeitstreue getan, steht — von dem Gesichtspunkte dieses Buches aus — fremd zwischen dem, was voraufgeht, und dem, was nachfolgt. Sie bringt zwar eine unendliche Fülle neuer Inhalte, im Körperlichen wie im Geistigen, aber die Einzelheiten, mögen sie eine jede für sich voll Individualität stecken, kommen nicht zu ausdrucksstarker Einheit. Spätgotische Erzählungsweise verzettelt ihre Wirkungen, bleibt kraftlos. Wenn freilich die Verfasserin den Drang spätgotischer Kunst nach ornamentaler Füllung der Fläche, den horror vacui, aus naturalistischem Draufgängertum erklärt, aus Mangel an künstlerischem Gestaltungsvermögen, so möchte man zweifeln, ob ihm damit volle Gerechtigkeit geschieht. Es müßte hier statt von einem Mangel doch wohl eher von einer andern Art des Kunstgefühls gesprochen werden, auf deren dem Malerischen zugewandten Charakter von der spätgotischen Architektur und Ornamentik her noch helleres Licht fällt. Ein anderes Bedenken geht dahin, daß, wie bei manchen Schriftstellern der Begriff der Gotik zerfließt, nun auch die Vorstellung eines bestimmten Renaissancegefühls sich abzuschwächen droht, daß Renaissance als ein Stil erscheint, der nichts anderes ist als gotischer Geist in räumlich-plastischer Erscheinung. — Da ist man dankbar, wenn ein Meister wie **August Schmarsow** von neuem die Grenzen der Stile betont. Es geschieht in seinem Buche **Gotik in der Renaissance**, eine kunsthistorische Studie (mit 16 Abbildungen, Stuttgart 1921, Verlag Ferd. Enke). Erscheint in dem Buch von A. Orienter der Übergang zur Wirklichkeitsform, der sich von der Gotik zur Renaissance vollzieht, als etwas nicht sehr Belangvolles, fast Gleichgültiges, so erkennt auch Schmarsow ihn nicht als den entscheidenden Gegensatz der Stile an. Der Wille zur Wirklichkeit ist es zwar, der die Gotik überwindet, in der Frührenaissance findet die Auseinandersetzung statt. Wenn nun aber Hochrenaissance der Höhepunkt dieser gegen die Gotik gerichteten Entwicklung wäre, so müßte sie folgerichtig den Sieg des Realismus bedeuten, und dieser Sieg müßte ihr tiefstes Wesen bezeichnen. Er tut es nicht. Um die Gegenpoligkeit von Gotik und Renaissance zu erfassen, bedarf es anderer Einstellung: Gotik gibt das Werden, Renaissance das Sein. In Gemälde und Skulptur der Gotik spielen die Ausdrucksbewegungen die wichtigste Rolle. Die Mimik leitet die Komposition. Die Darstellung wird in einem Nacheinander aufgenommen. Der Beschauer schreitet an dem Bild entlang, liest es meist von links nach rechts ab, nimmt die oft unzusammenhängenden Teile getrennt auf. Was verbindet, ist nur die Rhythmik der Bewegung. Indem bei Lionardos Abendmahl „die mimische Aufführung aus lauter Ausdrucksbewegungen in die Bildanschauung eines einzigen Momentes ausgebreitet wird", ist ein Neues erreicht: Nicht mehr zeitliches Geschehen im Nacheinander, sondern räumlicher Bestand in der Gleichzeitigkeit, nicht mehr Bewegung, sondern Beharrung. Was Schmarsow über den Wandel der Bauform von der Gotik zur Renaissance an Beispielen kurz nachweist, hat er schon früher ausführlich begründet in den ersten Bänden seiner „Kompositionsgesetze in der Kunst des Mittelalters", — daß die gotische Kirche auf die „motorische Anteilnahme" des Menschen rechnet, daß der Beschauer das Langhaus als Wandelbahn mit seinen Schritten durchmißt, die Reihung der Glieder fühlt, mit seinen schweifenden Blicken die Säulen aufwärts begleitet, die steinernen Rippen verfolgt und das Stab- und Maßwerk der Fenster. Von diesem Rhythmus der Bewegung lebt der gotische Bau. „Die Auflösung dieses Gestaltungsprinzips, die Abkehr von dem Bewegungsrhythmus als treibender Kraft der ganzen Raumkomposition zur Beruhigung, zum Stillstand der Schau und damit zum Einraum bedeutet die Wendung zur Renaissance." Gestützt auf dieses Merkmal der Unterscheidung findet Schmarsow nun in dem Italien des 15. Jahrhunderts eine

ganze Reihe von Künstlern und Werken, die weit mehr der Gotik zuzuweisen sind als der Renaissance. Bei manchen, wie Botticelli und Fiesole, erscheint das nicht neu, aber die Begründung hielt sich bislang an Äußerlichkeiten, Schmarsow vertieft sie und hellt den richtigen Zusammenhang auf. Wenn er bei seiner Gegenüberstellung der Stile die Beispiele bloß aus italienischer Kunst wählt, so dient er damit der Klarheit; nationale Verschiedenheiten werden so ausgeschaltet, und die Gegensätze erscheinen als scharfe Eigenart der bloßen Zeitstile. Sie gelten aber auch für deutsche Kunst. Und wenn jetzt, wie bei A. Orienter, das Gemeinsame in deutscher Gotik und Renaissance oft und mit Recht betont wird, so bedarf es eben doch auch hier der Einstellung Schmarsows, um die Scheidung beider Stile in der notwendigen Schärfe aufrecht zu erhalten.

Es deckt sich gewiß nicht ganz mit der Schmarsowschen Formel, besagt aber doch ähnliches, was Hermann Eicken ausführt: Der Baustil. Grundlegung zur Erkenntnis der Baukunst. Berlin o. J., Verlag Ernst Wasmuth. Er stellt Gotik und Renaissance als Linien- und Flächenstil einander gegenüber, und Linie bedeutet — mit einiger Einschränkung — soviel wie Bewegung, Fläche soviel wie Ruhe. Der Raumgestaltung freilich, die für Schmarsow das Wesen der Baukunst ausmacht, wird Eicken nicht gerecht. Er schafft sich überhaupt einen sehr künstlichen Bau der ästhetischen Betrachtung, wenn er alles, was aus Anschauung und Erfahrung sich ergibt: Zweck, Stoff, Zusammensetzung des Bauwerkes, ausschalten will und nur nach Bildungsmöglichkeiten sucht, die eine Körperform in der begrifflichen Vorstellung zustande kommen lassen. So findet er als Träger der Formvorstellung Linie, Fläche und Masse, von denen jede wieder als Einheit oder Vielheit auftreten kann. Danach unterscheidet er die Arten der Stile. Seine Weise der Betrachtung öffnet in einem oft überraschenden Maße das Auge für die Erscheinung des Kunstwerkes, und das verleiht der gewollten und oft sonderbaren Einseitigkeit des Buches eine gewisse Berechtigung.

IV.

Karl Woermann gibt als Auszug aus seiner großen Kunstgeschichte ein handliches Bändchen Die Kunst zur Zeit der Hochrenaissance (Leipzig 1921, Bibliogr. Institut) heraus. Einem Leserkreis, dem das ganze sechsbändige Werk nicht zugänglich ist, wird diese Sonderausgabe willkommen sein. Sie wird es um so mehr, als sie eine Bearbeitung erfahren hat, die alles, was nur den Fachgelehrten angeht, unterdrückt, damit das Buch in die vom Verlag herausgegebene Schriftenreihe „Kultur und Welt" hineinpaßt. Nach der zeitlichen Begrenzung, die dieser Auszug wählt, liegt es nicht in seinem Sinne, Entwicklung sichtbar zu machen, es wird vielmehr das Gemeinsame eines einzigen Zeitalters zur Geltung gebracht. Dieses Gemeinsame steht dem Verfasser auch über der nationalen Sonderart, und er betont ausdrücklich seine Meinung, daß die Kunst der nördlichen Länder, selbst wo sie noch nicht eigentlichen Renaissancecharakter trägt, um 1500 sich mit jener der Mittelmeerländer „zu einer inneren Einheit" zusammenfindet. Zu einer weiteren Auseinandersetzung darüber ist kaum Gelegenheit, da Woermanns Kunstgeschichte nicht so gerichtet ist, daß sie die Formanschauung als Grundlage der Darstellung hätte. Wohl spricht der Verfasser in einer Einleitung unter Berücksichtigung der neueren Forschung zusammenfassend über die künstlerische Form, aber man kann nicht erwarten, daß er die Grundlagen seines Werkes, dessen Verdienste auf ganz anderm Gebiete liegen, hier irgendwie umzustellen geneigt ist. Solch nachträgliche Umstellung wäre auch wohl nicht möglich. Um eine Geschichte der Formanschauung nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu geben, dafür bedarf es einer Neuschöpfung. Diese liegt vor in dem Werke des Würzburger Universitätsprofessors Friedrich Knapp, Die künstlerische Kultur des Abendlandes. Das Werden des künstlerischen Sehens und Gestaltens seit dem Untergang der alten Welt. Das Werk (bei Kurt Schröder, Bonn und Leipzig) soll drei Teile umfassen. Der erste liegt vor mit dem Untertitel: Vom architektonischen Raum zur plastischen Form, er behandelt Mittelalter und Frührenaissance. Der zweite Teil soll Hochrenaissance, Barock und Rokoko enthalten unter dem Titel: Der Sieg des Malerischen im Bild; der dritte stellt „Die malerische Problematik der Moderne vom Klassizismus zum Expressionismus" dar. Das Ganze ist eine Kunstgeschichte von durchaus neuer Art. Sie drängt zurück, was unsere bisherigen Kunstgeschichten in den Vordergrund stellten: die Geschichte der Künstler, die Aufzählung der Kunstwerke und Schulen, sie ist kein Buch

zum Nachschlagen, gibt wenig Daten. Sie gibt dafür das, was nicht nur die heutige Forschung vor allem beschäftigt, sondern was auch allein imstande ist, den gebildeten Laien zum eigentlich Künstlerischen hinzuführen — eben die Geschichte der Formanschauung. Es ist unmöglich, hier auf die Gedanken des Buches einzugehen; worauf es dem Verfasser ankommt, betonen schon die Untertitel und die Überschriften der einzelnen Abschnitte. Diese sprechen z. B. von der „Gestaltung der ruhenden Masse im Baukörper des deutsch-romanischen Stiles", von der „Wandlung zur ruhevollen Raumform und zum optischen Bild in der Spätgotik" u. ä. Man könnte natürlich Bedenken haben, ob es nicht noch zu früh ist, schon jetzt, wo über die Grundfragen der Formanschauung so wenig Klarheit und Einigkeit herrscht, ein solches Buch zu schreiben. Aber wann werden wir diese Einigkeit haben? Was Knapp also geben wollte, ist unbedingt die Art der Kunstgeschichte, die der Gebildete, der nicht Fachmann ist, längst ersehnte. Hinsichtlich der Ausführung bleiben freilich einige Wünsche übrig. Der Verfasser hält sein Werk für dringend und fährt fort: Darum übergebe ich es der Öffentlichkeit, „trotzdem ich mir der Unvollkommenheit desselben, die Verarbeitung des ungeheuren Materials wie die Stilisierung betreffend, bewußt bin". Dem Urteil muß man zustimmen. Die Sprache ist keineswegs verstiegen oder sonstwie unverständlich, aber sie ermangelt, wie schon der angeführte Satz zeigt, in manchen Abschnitten völlig der Durcharbeitung. Und dann stehen sich zwei Dinge entgegen: einerseits strebt der Verfasser danach, die Darstellung auf das zu beschränken, was für das Werden des künstlerischen Sehens wesentlich ist, anderseits möchte der kenntnisreiche Gelehrte doch auch die Fülle der Erscheinungen in diesen gegebenen Rahmen bringen. Das ergibt einen Widerstreit, der nun doch oft den Rahmen sprengt. Der Wunsch gerade jener Leser, die das Buch am meisten begrüßen werden, geht gewiß dahin, daß die Vereinfachung noch weiter geführt, die Grundlinien noch schärfer und knapper herausgearbeitet werden. Da der Verfasser sich dieser Aufgabe bewußt ist, werden spätere Auflagen wohl die Erfüllung bringen. Die Ausstattung des ersten Bandes ist nicht gut, für den zweiten und dritten Band hat der Verleger Besseres zugesagt.

V.

Beim Nachdenken über das Wesen der Kunst gehen die einen vom Kunstwerk selbst aus, indem sie seine Merkmale untersuchen, die andern halten sich an den Vorgang des ästhetischen Genießens beim Beschauer. Beiden tritt W. O. Döring entgegen in seiner Philosophie der Kunst (Leipzig 1922, Verlag Quelle u. Meyer). Er untersucht das künstlerische Schaffen selbst, Empfängnis, Skizzierung, Gestaltung des Kunstwerks und zieht daraus die Folgerungen für das Wesen der Kunst und die Einteilung ihrer Gattungen. Mag die philosophische Geltung seiner Methode einleuchten, so ist doch, wenn man nach dem Ertrag für das Kunstverstehen fragt, die Arbeit des ästhetischen Subjektivismus fruchtbarer. Indem dieser seinen Ausgangspunkt in den genießenden Beschauer legt, führt er zu jener psychologischen Methode, die die ästhetischen Gesetzmäßigkeiten von der Erfahrung aus erfassen will und die darum von besonderer Wichtigkeit für den Kunsterzieher ist. Richard Müller-Freienfels legt seine Psychologie der Kunst, die sich auf dieser Grundlage aufbaut, in einer zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage vor (mit 9 Tafeln, Leipzig und Berlin 1922, Verlag B. G. Teubner). Sein Werk umfaßt drei Bände, von denen der erste die allgemeine Grundlegung und die Psychologie des Kunstgenießens enthält. Darin untersucht er, welche Kräfte beim Kunstgenuß mitwirken. Sie sind zahlreich und von mannigfacher Art, Kräfte der Sinne, des Verstandes, Bewegungsgefühle usw. Entscheidend ist nun, daß das eine Kunstwerk mehr auf diese, das andere mehr auf jene Kraft des Genießens rechnet und daß alles darum auf die rechte Einstellung des Genießenden ankommt. Und das ist es eben, was der Lehrende leisten kann und soll, daß er dem Lernenden zu dieser richtigen Einstellung verhilft. Darum ist es, selbst wenn man zweifelhaft wäre, ob dem naiven Beschauer eine Bewußtheit seiner Gefühle und deren Ursachen nützlich ist, für den Kunsterzieher gar nicht fraglich, daß er sich der Grundlagen seines Fühlens bewußt sein muß; wie sollte er sonst andern den Weg weisen können? Zu dieser Bewußtheit verhilft Müller-Freienfels. Gewiß darf man die Systematik eines solchen Buches in seiner Bedeutung nicht überschätzen. Man weiß z. B., daß man bei manchem Bild die Farbflächen einzeln in einem Nacheinandersehen, bei manchem andern aber als gleichzeitigen Gesamteindruck aufnimmt. Wenn man

man solch harmlose Weisheit gelehrt als „isolierende oder kontrastierende und akkordierende Apperzeption im visuellen Eindruck" eingeordnet findet, so soll der Leser über der Freude, daß er solche Ausdrücke versteht, nicht vergessen, daß er damit im Grunde noch nichts Neues gelernt hat. Nicht in dieser Systematik liegt der Wert des Buches, sondern in dem, was innerhalb dieses Systems über die Sache selbst gesagt wird.

Die Zahl der Schriften, die der Erziehung zur Kunst dienen wollen, scheint noch im Steigen begriffen, und gern geben die Verleger gleich ganze Reihen von Bändchen heraus. Von neu begründeten Unternehmungen dieser Art ist die wichtigste die „Bibliothek der Kunstgeschichte", herausgegeben von Hans Tietze im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig. Die Bändchen entsprechen etwa den kleinen Inselbüchern, haben meist acht kleine Seiten Text und zwanzig Abbildungstafeln. Beabsichtigt sind etwa 500 Bändchen, deren Darstellung sich zu einem Gesamtüberblick über die Kunst zusammenschließen soll. Die Reihe wird eröffnet durch einen Aufsatz von Wölfflin: „Das Erklären von Kunstwerken." Er besteht keineswegs, wie irgendwo zu lesen stand, aus einer Anzahl geistreicher Aphorismen, sondern er stellt auf knappstem Raum, erschöpfend und planmäßig, die Forderungen zusammen, die an den Erklärer zu stellen sind. Das Auge muß geführt werden, muß wissen, ob es den Lichtfleck oder den Rhythmus des Lichtes, die Einzelform oder das Formgefüge, die Einzelfarbe oder die Farbengesamtheit auffassen soll. Dann muß das Einzelwerk eingereiht werden in das Gesamtwerk des Künstlers, dieses in den Gattungstypus der Generation, dieser in die landschaftliche Gruppe und diese endlich in ihren nationalen Kulturkreis. Es folgt dann die Einordnung nach der Längsrichtung, in die geschichtliche Entwicklung, in den organischen Vorgang von Beginn, Blüte, Übergang. Die Gründe dieser Entwicklung müssen klargelegt werden, sie gehen hervor zunächst aus Bindungen durch Material und Technik, vor allem aber aus der Seelengeschichte der Menschen. Insofern wird die Erklärung erst geboten durch die Darstellung des Lebens in seiner ganzen Breite, für das die Kunst der Ausdruck ist. Aber die Kunst ist nicht bloß Ausdruck, ihre Form entwickelt sich auch aus eigenen Gesetzen, meist von einfachen Vorstellungsarten zu schwierigen, es handelt sich um eine Entwicklung des Sehens. Und endlich kommt das Werturteil, wobei man die Dinge nach ihren eigenen Maßstäben messen muß, nicht nach denen einer fremden Zeit. Leider endet das Büchlein mit der Feststellung, daß die Reihe der nun folgenden Bände diese Forderungen nicht berücksichtigen kann, weil der Platz zu knapp sei. Damit ist eigentlich von vornherein eine etwas bittere Kritik des ganzen Unternehmens gegeben. Gewiß, manchem Mitarbeiter gelingt es, erstaunlich viel Wesentliches in die wenigen Zeilen zusammen zu drängen, wie Panofsky in dem Aufsatz über die Sixtinische Decke oder Tietze bei der Besprechung Michael Pachers. Wo es sich um einzelne Künstler handelt, helfen sich die Verfasser durch kurze Darlegung der Entwicklung, wie Waldmann bei Leibl oder Glaser bei van Gogh. Je entlegener der Stoff ist, um so weniger ist es möglich, den Leser mit so knapper Skizze wirklich in das Wesen der Sache einzuführen, und geschähe es von Sachkennern wie With, der die japanische Baukunst, oder Praschniker, der die kretische Kunst behandelt. Trotzdem erwartet Wölfflin selbst, obwohl also seine Forderungen hier nicht verwirklicht werden können, erzieherische Wirkungen, er erwartet sie vom „schlagenden Einzelwort", indem er auf das Beispiel von Burckhardts Cicerone verweist.

Kaum ein Werk der kunsterziehlichen Literatur erfüllt die Forderungen Wölfflins nur von fern. Zumal die eigentlich künstlerischen Gesichtspunkte werden wenig berücksichtigt. Darin findet ein bekannter Architekt, der auch für die Erziehung zur Kunst Wichtiges getan hat, Otto Stiehl, den Hauptgrund, warum unsere ehedem so hoffnungsvoll einsetzende kunsterziehliche Bewegung „einer unleugbaren Versandung verfallen" ist. Mancher Verfasser ist sich in der Tat offenbar gar nicht bewußt, worum es sich bei der Einführung in das Kunstverständnis überhaupt handelt. So Willibald Franke, der in den Comeniusbüchern des Verlags Grethlein u. Co., Leipzig und Zürich, einen Band Alfred Rethels Zeichnungen und einen andern Anselm Feuerbachs Zeichnungen herausgibt. Er spottet über „ein systematisches Zergliedern der Kunstwerke und philologische Stilkritik für Kunstanatomen". Er spricht durch einige Seiten allgemein über den Geist der Feuerbachschen Kunst, sagt, man „muß" etwas vom Geiste der Antike empfinden können, soll sich durch Goethes Iphigenie und Tasso in die rechte Seelenstimmung versetzen lassen, und „wer auch dann

noch der Kunst Feuerbachs kühl gegenübersteht, dem ist nicht zu helfen". Trotzdem kann man die Bücher nicht unnütz nennen. Sie geben eine ansprechende Darstellung von dem Leben und Wirken der Künstler und bringen vor allem reichliche Auszüge aus Tagebüchern und Schriften mit vielen Abbildungen. Sie sind durchaus imstande, die Leser, auf die die Comeniusbücher rechnen, zur Beschäftigung mit den Kunstwerken anzuregen. Nur darf man nicht glauben, damit sei der unerfahrene Leser schon in das Verständnis des eigentlich Künstlerischen eingeführt. Bis dahin, wo die Arbeit um dieses Verständnis beginnt, wird er hier geführt, nicht weiter. Und das ist nun im ganzen der Charakter unserer volkstümlichen Kunstliteratur. Im allgemeinen sind sich deren Verfasser der Grenzen ihrer Arbeit auch wohl bewußt. Sie wollen nichts anderes als anregen, Freunde werben für die Kunst, hinführen zur Persönlichkeit des Künstlers, wobei manch „schlagendes Einzelwort" nun doch den Vorgebildeten auch im Künstlerischen weiter zu führen vermag. Nur wenige streben über diese Grenzen hinaus, und wirklich findet sich auch innerhalb dieser Grenzen oft viel Schönes. Oder wer wollte sich nicht freuen über ein Bändchen wie Geßner, Der Meister der Idylle, ausgewählt und eingeleitet von Paul F. Schmidt, das der Delphin-Verlag, München, in der Reihe seiner kleinen Kunstbücher erscheinen läßt; oder über Erich Harings gewinnende Art, in der er mit dem Leben und den Hauptwerken von Leonardo da Vinci bekannt macht. Das Büchlein befindet sich in der von R. Jahnke herausgegebenen „Bücherei der Volkshochschule" (bei Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig). Ebenda veröffentlicht D. Kurt Habicht eine Einführung in das Verständnis der deutschen Bildhauerkunst. Der Verfasser folgt darin der geschichtlichen Entwicklung, indem er möglichst aus der Betrachtung einzelner Kunstwerke die künstlerische Absicht eines Zeitalters nachzuweisen sucht. Zur Einführung ist dieser Weg sicher vorzüglich geeignet, und er zielt in besonderem Maße auf das eigentlich Künstlerische. Sehr eindringlich ist von Habicht die Kunst des Mittelalters behandelt. So natürlich das ist und so sehr es erfreut, so könnte man doch zweifeln, ob es für ein der Kunsterziehung dienendes Buch das Richtige ist, wenn nun nicht bloß die Renaissance-, sondern auch die Barockkunst so entschieden abgelehnt wird, wie es hier geschieht. Sicher ist eine gewisse Einseitigkeit des Kunstgefühls die Voraussetzung für die Entstehung eines neuen Stiles, einer neuen Volkskunst, und eine Beeinflussung der Laien in diesem Sinne könnte also durchaus berechtigt erscheinen. Anderseits aber verbaut man dem Leser auf solche Weise den Zugang zu einer Welt, die doch trotz allem ihre selbständige Größe hat und manchem neue Genuß- und Lebensmöglichkeiten eröffnen kann. Besteht man grundsätzlich darauf, daß deutsche Kunst nur eine Wirkensmöglichkeit hat — diejenige, die man im weiteren Sinne gotisch nennt —, so dürfte man es kunstpolitisch auch nicht billigen, wenn jemand antike Kunst dem deutschen Gefühl nahezubringen sucht. Der Berichterstatter steht auf anderm Boden: er gibt in derselben „Bücherei der Volkshochschule" als ersten Teil einer „Einführung in das Verständnis der Plastik" ein Bändchen über „Griechische Plastik" heraus. Es hat ähnliche Anlage wie die an derselben Stelle früher erschienene „Einführung in das Verständnis der Malerei". — Johannes Schinnerer legt in einer musterhaft knappen und sachlichen Weise Die Grundzüge der gotischen Baukunst dar (mit 5 Textabbildungen und 62 Abbildungen auf 56 Tafeln, Leipzig 1921, 2. Aufl., Verlag R. Voigtländer). Wertvoll sind die Ausführungen natürlich nur für den, der sie auch als „Grundzüge" behandelt, in ihnen einen Anfang sucht, von dem aus das Verständnis sich nun zu vertiefen hat. Das Buch erweckt den Wunsch, auch die andern Baustile in ähnlichen kleinen Bändchen behandelt zu sehen, die Reihe gäbe eine treffliche Einführung in die Stilgeschichte der Baukunst. — Die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst gibt als Sondernummer in ihrer Sammlung „Die Kunst dem Volke" ein Heft: Drei Meister deutschen Gemütes: Richter, Schwind, Spitzweg, mit 32 Abbildungen, darunter 12 farbigen, und mit erfreulichem Text von Walter Rothes. Mit Absicht hat Cajetan Oßwald in einer umfangreichen Monographie über Matthäus Schiestl (mit 120 Textbildern, 12 farbigen Einschaltbildern und 10 Doppeltonbildern, München, Gesellschaft für christliche Kunst) es vermieden, umständliche Erklärungen und Einführungen zu geben. Wie die Kunst Schiestls selbst, so volksliedhaft schlicht, innig, fast anmutig ist die Darstellung seines Lebens und Schaffens. Prächtig ausgestattet ist das Buch, das in seiner ersten Auflage schnell vergriffen war. Maria Grunewald hat einen Vor-

trag Vom Wesen germanischer Kunst im Hakenkreuz-Verlag (Hellerau-Dresden) drucken lassen. Die Behandlung rührt an manche wertvolle Gedanken, ohne daß diese in dem engen Rahmen zu nachdrücklicher Wirkung gebracht werden können. Mit dem Thema Kunsterziehung und höhere Schule beschäftigt sich eine Schrift von Johannes Hornoff (Veröffentlichungen des Sächsischen Philologenvereins Nr. 4, Dresden 1921, Verlag L. Ehlermann). Der Verfasser möchte die Erziehung zur Kunst an den höheren Schulen wesentlich dem Zeichenlehrer übertragen wissen. Wenn dieser eine Ausbildung erhalten hat, wie sie nach der neuen Ordnung für Preußen vorgesehen ist, kann man einverstanden sein. Der Zeichenunterricht soll planmäßig aufgebaut werden nach dem Gesichtspunkt, wie er der Erziehung der Seelenkräfte dienen kann, der Erziehung des Willens, des Verstandes, der Empfindung, der Phantasie, des Gedächtnisses. Durch den Nachweis, daß das Zeichnen diese Kräfte ausbildet, wird dessen Bedeutung einsichtsvoll und glücklich dargetan. In einer zweiten Schrift: Ein Lehrgang des Kunstunterrichts auf höheren Schulen (in derselben Sammlung, Nr. 5) legt Hornoff einen ausgearbeiteten Lehrgang vor, der sich an die Darlegung des ersten Büchleins anlehnt. Der Lehrgang kann den Weg weisen; in manchen Einzelheiten wird man anderer Meinung sein dürfen. Die Entwicklung der Baukunst z. B. in den Klassen Untertertia bis Untersekunda zu besprechen, ist doch wohl zu früh; es könnte sich dann nur um eine Einprägung der äußerlichen Formen, aber nicht um eine Einführung in das künstlerische Verständnis handeln. Die Anweisung, daß die Behandlung von Plastik und Malerei auf der Oberstufe nicht unbedingt der geschichtlichen Entwicklung zu folgen braucht, erscheint gefährlich. — Ein Grundriß der Kunstgeschichte von Walter Rothes (mit 174 Abbildungen, Paderborn 1921, Verlag Ferd. Schöningh) betont mit erfreulicher Stärke die Entwicklung der Kunstform, drängt überflüssiges Wissen geschichtlicher Tatsachen zurück, hält sich aber in der Anlage grundsätzlich innerhalb der bisher gebräuchlichen Art. Der Verfasser tut also nicht den entschiedenen Schritt zum Neuen, den im Großen Friedrich Knapp gewagt, der aber auch für das Schulbuch, und hier erst recht, auf die Dauer getan werden muß. Im übrigen kann ein Lehrbuch der Kunstgeschichte natürlich keine Einführung in das Verständnis der Kunst geben, kann höchstens manchen Dienst dabei leisten.

Deutsche Volkskunde I.

Von Friedrich Panzer in Heidelberg.

Wieder nehmen wir das Wort Volkskunde in jenem weiteren Sinne, den unser letzter [B]ericht (Zs. 35, S. 53ff.) sich angeeignet hat, indem wir einbeziehen, was auf Darstellung [d]er Art, Entstehung, Ausbreitung und Lebensführung unseres Volkes sich bezieht. Der be[sc]hränkte Raum, den die gemeine Not auch dieser Zeitschrift aufnötigt, zwingt uns dabei zu [ä]ußerster Knappheit, so daß wir die Aufführung der in den beiden letzten Jahren uns zu[g]egangenen Bücher eben nur mit gedrängtester Kennzeichnung zu begleiten vermögen.

Auf dem Gebiete der Rassenkunde, das so viel zweifelhafte Leistungen ein wenig [i]n Verruf gebracht haben, liegt diesmal ein Werk[1]) vor, das man, wie immer man sich zu [de]n auch hier nicht fehlenden Wertungen des Verfassers stelle, als eine sehr erfreuliche Lei[st]ung begrüßen wird. H. Günther hat in leidenschaftsloser, klarer, auf das Verständnis [w]eiter Kreise zielender Darstellung das Problem der europäischen Rassen und der rassischen [V]erhältnisse innerhalb des deutschen Volkstums im besonderen entwickelt. Grundsätzliche [B]etrachtungen und ein Überblick über die bisherigen Leistungen der Rassenkunde leiten die [au]sführliche Darstellung der vier Hauptrassen Europas ein, die als nordisch, dinarisch, westisch [(]= sonst mediterranisch) und ostisch (= alpin) unterschieden werden. Ihre körperlichen und [se]elischen Eigenschaften werden ausführlich dargelegt und durch eine Fülle vortrefflicher Bil[de]r, Bildnisse rassenreiner Individuen und, besonders willkommen, geschichtlich bekannter [P]ersönlichkeiten, erläutert. Die Verteilung der Rassen über Europa und das deutsche Sprach[ge]biet wird beschrieben und in Karten vorgeführt und dann im besonderen das Schicksal [de]r nordischen Rasse geschildert, ihre Eroberung Europas und weiter Strecken Asiens und

1) Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. München 1922, J. F. Leh[m]ann. 440 S.

wiederum ihre „Entnordung". Den Philologen werden besonders die Kapitel über den Zusammenhang von Rasse und Sprache fesseln, in denen nordische Rasse und indogermanische Sprache in gewissem Sinne verselbigt und eigenartige Ansichten über Entstehung der germanischen Sprache, dann des Hochdeutschen vorgetragen werden, die dem Sprachkundigen mancherlei Anregung geben, ihn freilich auch zu mannigfachem Widerspruch herausfordern werden. Ein Anhang gibt eine ausführliche Rassenkunde des jüdischen Volkes. Als Ganzes bietet das Buch die beste und reichhaltigste gemeinverständliche Darlegung des Rassenproblems in Rücksicht auf unser Volk, die wir kennen. — Ganz in bekannten Einseitigkeiten halten sich die Schriften von O. Hauser[2]), denen die Rasse, und zwar die reine nordische Rasse als die entscheidende Grundlage für alle Kulturleistungen erscheint, die als praktische Folgerung hieraus „die Entwicklung der Edelrassigen" als politisches Ziel aufstellen und nach Woltmann noch einmal ausführlich darlegen, wie alle genialen Leistungen Italiens von Personen germanischer Rasse hervorgebracht wurden.

Die geistige Art des Deutschen wird immer wieder von verschiedenen Seiten her zu bestimmen versucht. B. Golz[3]) trägt in etwas buntem Wirbel allerlei Kluges und Tiefsinniges vor über die Wesenheit deutscher Kultur und ihrer Äußerungen in Dichtung, Kunst, Musik, Philosophie und Politik. — M. Jobel v. Jabeltitz[4]) wägt deutsche Formlosigkeit an der Geschlossenheit der Nachbarvölker und findet in Historismus, Ironie und Ressentiment die Gründe unserer Zerrissenheit. — Das Wesen der deutschen bildenden Kunst sucht M. Grunewald[5]) fesselnd und einleuchtend in der Gegenüberstellung deutscher und italienischer Kunstwerke, die verwandte Vorwürfe gestalten, zu entwickeln; schöne Tafeln begleiten den Text. — Unter dem Titel „Muttersprache und Vaterland" plaudert F. Mauthner[6]) etwas überraschend über Sprachreinigung und Esperanto, über das Verhältnis von Nation und Sprache, Volk und Staat, über die Ablösung der Religion als beherrschender und staatenbildender Idee in Europa durch die Nationalität und die mancherlei Fälschungen, die im Dienste dieser Idee begangen wurden. — C. Walder[7]) gibt Anleitung, in Geist und Wesen unserer Sprache auf den Spuren R. Hildebrands einzuführen, indem der sprachliche Ausdruck nach Sach- und Begriffsgruppen reichhaltig und umsichtig geordnet wird. Das Buch kann dem deutschen Unterricht mancherlei Anregung bieten. — In ausgezeichneter Weise hat J. Leo[8]) verstanden, die Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins bis zur Reformation zu schildern. Wir empfehlen das Heftchen nachdrücklich zum Studium; es ist die beste Zusammenfassung, die uns vorgekommen ist. — Die Entwicklung des deutschen Gedankens in den letzten zwei Jahrhunderten schildert ausführlich A. Rapp[9]); etwas aphoristisch für das 18. und beginnende 19. Jahrhundert — der Literargeschichtler wünschte da manches Ungenannte berücksichtigt —, eindringlicher von der Mitte des 19. Jahrhunderts an; besonderer Beachtung sei das 9. Kapitel „Ideen vom Germanentum" empfohlen. — In den „Stimmen bedeutender Deutscher" wesentlich des 19. Jahrhunderts, die in inhaltlich geordneten Gruppen aufklingen, sucht das Wesen unseres Volkstums G. Dörge[10]) darzustellen. — G. Roethe[11]) schildert deutsche

2) Otto Hauser, Der blonde Mensch. 117 S. — Rasse und Politik. 128 S. — Genie und Rasse (Italien). 134 S. Weimar 1921, Alexander Duncker.

3) Bruno Golz, Deutsche Kultur. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1921, Voigtländer. 60 S.

4) Max Jobel v. Jabeltitz, Der deutsche Geist und die Form. München 1920, C. H. Beck. 64 S.

5) Maria Grunewald, Vom Wesen germanischer Kunst. Hellerau-Dresden 1920, Hakenkreuz-Verlag. 24 S.

6) Fritz Mauthner, Muttersprache und Vaterland. Zellenbücherei 28. Leipzig 1920, Dürr u. Weber. 73 S.

7) Cäcilie Walder, Die deutsche Seele in der Sprache. Saarbrücken 1920, Gebr. Hofer. 206 S.

8) Justus Leo, Das Werden des deutschen Nationalbewußtseins von der Urzeit bis zur Glaubensspaltung. Gotha 1921, F. A. Perthes. 72 S.

9) Adolf Rapp, Der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. Bücher der Kultur und Geschichte 8. Bonn 1920, Kurt Schroeder. 373 S.

10) Georg Dörge, Deutsche Worte. Heilbronn 1919, Eugen Salzer. 136 S.

11) Gustav Roethe, Deutsche Männer. Mit Federzeichnungen von F. Staffen. Berlin 1922, Verl. f. vaterländ. Gesch. u. Kunst. 133 S.

Männer von Armin bis auf Hindenburg kenntnisreich, beredt und lebendig, so daß man bedauert, wenn eine einseitige politische Einstellung der Verbreitung dieses Buches, das F. Stassen mit Bildnissen begleitet hat, Abbruch tut. — Einen Neudruck aus Schriften und Reden von J. v. Radowitz zur Illustrierung des deutschen Staatsgedankens haben F. Meinecke, aus des trefflichen Justus Mösers Schriften über Gesellschaft und Staat K. Brandi veranstaltet und eingeleitet[12]), das Wesen des Staates entwickelt Vierkandt[13]) mehr von soziologischen, staatswissenschaftlichen und geschichtlichen, Schulze-Sölde[14]) nach philosophischen Gesichtspunkten. — An den wesenhaften Unterschied zwischen Rolandslied und Nibelungenlied anknüpfend, schildert F. Vogt[15]) in sehr fesselnden Ausführungen den bedeutsamen Unterschied zwischen deutschem und französischem Nationalgeist. — G. Jacoby[16]) entwickelt deutsche und englische Mannesart an dem Typ des gentleman und common sense dort, des freien Individualismus hier sehr einleuchtend, nur daß alles Licht etwas zu einseitig auf die deutsche Seite fällt. Auch aus den Schilderungen englischer Wirtschaft und namentlich des religiösen Lebens in England, wie sie H. Levy[17]) und F. Baumgarten[18]) geben, wird man für das Gegenbild deutschen Lebens, seine Vorzüge und Schwächen, manches lernen können.

Stärkste Regsamkeit zeigt die vorgeschichtliche Forschung, die immer mehr sich bemüht, die Allgemeinheit für ihren Gegenstand zu gewinnen. Von der auf engem Raum sehr umfassenden Kultur der Urzeit von M. Hoernes hat nach des Verfassers Tode F. Behn[19]) eine sorgfältige Bearbeitung gegeben. — Eine vortreffliche Einführung in die Urgeschichte Deutschlands bietet das Büchlein von Wels.[20]) Übersichtlich und doch nicht zu knapp teilt es eine Fülle von Einzelheiten mit und faßt sie zusammen und verlebendigt sie durch Zeichnung kleiner Kulturbilder, in denen die Menschen aller Zeiträume und ihre Umwelt auferstehen. Gut ausgewählte Abbildungen begleiten den Text, nachdenkliche Fragen am Schlusse jeden Kapitels leiten zur Verarbeitung und Aneignung des Gebotenen an. Das Buch wird sich in der Hand von Lehrern und Schülern nützlich erweisen. — Es scheint uns geschickter noch angelegt als das stofflich freilich weiter ausgreifende Buch von W. Classen[21]), der ebenfalls mit einer aus früheren Heften des Werkes bekannten Anschaulichkeit und Lebendigkeit, doch hier etwas freischweifender Phantasie Kulturbilder der einzelnen Zeitabschnitte zeichnet. — Auch M. Wilde[22]) hat seine Vorgeschichte Ostthüringens in eine auf weitere Kreise berechnete, doch bedenkliche Darstellung der gesamten Vorgeschichte eingebettet, in der besonders die ältesten Perioden eingehende Entwicklung finden. Ein Atlas von Zeichnungen nach Denkmälern des behandelten Gebietes unterstützt die Anschauung. — Das urgeschicht-

12) Josef v. Radowitz, Ausgewählte Schriften und Reden. Ausgewählt und eingeleitet von Fr. Meinecke. XVI, 195 S. — Justus Möser, Gesellschaft und Staat. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Hg. u. eingel. v. K. Brandi. XXXI, 266 S. — München 1921, Drei Masken-Verlag. (Der deutsche Staatsgedanke. 1. Reihe, III u. XVI.)

13) Alfred Vierkandt, Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. 2. Aufl. Wissenschaft und Bildung 132. Leipzig 1921, Quelle u. Meyer. 144 S.

14) W. Schulze-Sölde, Der Einzelne und sein Staat. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 196 S.

15) Friedrich Vogt, Französischer und deutscher Nationalgeist im Rolandslied und im Nibelungenlied. Marburg 1922, Elwert. 28 S.

16) Günther Jacoby, Englische und deutsche Mannesart. Deutsche Sammlung. Reihe: Kulturgeschichte und Volkskunde, 1. Bd. Greifswald 1921, K. Moninger. 74 S.

17) Hermann Levy, Die englische Wirtschaft. Handbuch der englisch-amerikan. Kultur. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 153 S.

18) Otto Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England. Handbuch der englisch-amerikan. Kultur. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 122 S.

19) Moritz Hoernes, Kultur der Urzeit. I. Steinzeit, 2. Aufl., neu bearb. von Fr. Behn. Leipzig 1922, Ver. wiss. Verl.

20) K. H. Wels, Das vorgeschichtliche Deutschland. Mit 30 Abbildungen. Bücherei der Volkshochschule 30. Bielefeld 1922, Velhagen u. Klasing. 124 S.

21) Walther Classen, Von der Steinzeit bis zur Hermannsschlacht. Das Werden des deutschen Volkes, Heft 3. Hamburg o. J., Verlag des deutschen Volkstums. 128 S.

22) Max Wilde, Die Bewohner Ostthüringens in vorgeschichtlicher Zeit. Zeitz 1921, Sis-Verlag. 79 S. u. 27 Tafeln.

liche Forschungsinstitut in Tübingen eröffnet eine „volkstümliche Reihe" verheißungsvoll durch eine sehr schön ausgestattete und gut geschriebene Schilderung der Pfahlbauten am Bodensee und ihrer Kultur von H. Reinerth[23]), der Zeichnungen und Karten in großer Zahl beigegeben sind. — Für die Vorgeschichte Oberhessens wirbt um die Teilnahme weitester Kreise das sehr zweckmäßig angelegte Schriftchen von O. Kunkel.[24]) — Einen engsten Bereich hat M. Lienau[25]) gewählt, der die Vorgeschichte der Stadt Frankfurt a. O. bis in die jüngere Steinzeit hinauf verfolgt, um sie durch alle Wechsel des Klimas und der Völker in die Frühgeschichte der Stadt hinüberzuleiten, die dort um 1200 begründet wurde. Auf einem Plan der Stadt sind alle die erhobenen und besprochenen Funde eingetragen. — Reiche kulturgeschichtliche Belehrung bieten auch die neuen Wegweiser durch das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz.[26]) Unter bestimmten Gesichtspunkten wollen sie die unendlich reichen Sammlungen des Museums derart zusammenfassen, daß die verwirrende Fülle der Einzelheiten jeweils zu einer geschlossenen Gruppe verbunden und in solchem Zusammenhange erläutert wird. Acker- und Hausbau liegen zunächst vor.

Die indogermanische Altertumskunde empfängt reiche Förderung durch die Neuauflage des Reallexikons von O. Schrader. Der Verfasser ist nach Erscheinen der 1. Lieferung leider dahingegangen. In der uns vorliegenden 2. und 3., die bis ins H hineinführen, hat A. Nehring die in der Handschrift vollständig hinterlassene Neubearbeitung weiter zum Abdruck gebracht. Sie zeigt überall Änderung, Besserung, Vermehrung in Text und Abbildungen gegenüber der ersten Auflage und wird ein unentbehrliches Handbuch werden.

Überaus rührig trotz aller Ungunst der Zeit zeigt sich die Mannus-Bibliothek.[28]) Als Führer schreitet Kossinna voran. Er entwickelt über die Entstehung des indogermanischen Urvolkes auf Grund knapper sprachlicher und anthropologischer und eingehender archäologischer Erwägungen Ansichten, die unter nochmaliger Abänderung früher geäußerter Anschauungen namentlich die Beziehungen von Finnen und Indogermanen verfolgen. Den interessanten, doch schwer lesbaren Ausführungen hätte man nochmalige Zusammenfassung der nicht leicht festzuhaltenden Grundlinien über die Schlußtabelle hinaus wünschen mögen. Gute Abbildungen und zahlreiche Karten sind beigegeben. — Von der bekannten Schrift über die Herkunft der Germanen ist ein Neudruck erschienen, der in einem Nachtrage die Änderungen angibt, die Kossinna am ursprünglichen Texte vornehmen möchte, auch Tabelle und Karten in neuer Bearbeitung mitteilt. Die Kartierung der Siedlungsgebiete der Germanen in den verschiedenen Abschnitten der Bronzezeit wird besonderen Anteil erwecken. Desselben Verfassers eindringlicher und wohlgelungener Versuch, die Bedeutung der Vorgeschichte für die Erkenntnis von Geschichte und Wesen unseres Volkes darzutun, ist in 3. Auf-

---

23) Hans Reinerth, Pfahlbauten am Bodensee. Veröffentlichungen des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes in Tübingen. Volkstümliche Reihe. Augsburg-Stuttgart 1922, Benno Filser. 84 S.

24) Otto Kunkel, Die Vorgeschichte unserer Heimat. Mit 23 Abbildungen. Grünberg i. Hess. 1921, Buchdruckerei H. Robert. 48 S.

25) Michael Martin Lienau, Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder. Mannus-Bibl. 25. Leipzig 1921, Curt Kabitzsch. 32 S., Abbildungen und 1 Stadtplan.

26) Karl Schumacher, Der Ackerbau in vorrömischer und römischer Zeit. 24 S. — Friedrich Behn, Das Haus in vorrömischer Zeit. 25 S. — Wegweiser durch das Römisch-Germanische Zentralmuseum Nr. 1 u. 2. Mainz 1922, L. Wilckens.

27) O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. 2. verm. u. umgearb. Aufl., herausg. von A. Nehring. 2. u. 3. Lieferung. Ebbe—Haartracht. S. 209—418. Berlin u. Leipzig 1920, Ver. wiss. Verl.

28) Mannus-Bibliothek, herausg. von G. Kossinna. Leipzig, C. Kabitzsch. Nr. 6: G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 2. Aufl. 1920. 30 S. 5 Tafeln. — Nr. 9: G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. 3. Aufl. 1921. 255 S. 50 Tafeln. — Nr. 22: G. Kossinna, 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Mit 161 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. 1922. — Nr. 23: Georg Girke, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit. Bd. I u. II. 1922. 59 + 120 S. 150 + 196 Abbildungen. — Nr. 26: G. Kossinna, Die Indogermanen. I. Das indogermanische Volk. 150 Abbildungen, 7 Karten. 1921. 79 S. — Nr. 28: Erich Frischbier, Germanische Fibeln unter Berücksichtigung des Pyrmonter Brunnenfundes. Mit 1 Abbildung und 14 Tafeln. 1922. 102 S.

lage erschienen. Die Ausführungen über die Aufmerksamkeit, die man der Sache bisher in Deutschland geschenkt hat, gibt manchen interessanten Beitrag zur Tragödie der deutschen Bildung. Die Schrift bietet eine Einführung in die Urgeschichte überhaupt und einen fesselnden Abriß, der eine Fülle von Beobachtungen und Behauptungen enthält, die auch die ernste Aufmerksamkeit des Forschers erfordern. Die Überzeugungskraft des Ganzen würde noch gewinnen, wenn eine gewisse Überspannung des nationalen Gedankens leise gemildert würde. Auch könnte die für den Laien, den man dem Buch doch als Leser wünschen möchte, verwirrende Fülle der Einzelheiten (besonders in der für die Anziehungskraft dieser Wissenschaft immer ein wenig gefährlichen Gefäßkunde) eingeschränkt werden zugunsten eines stärkeren Herausarbeitens der Hauptlinien. Besonders rühmenswert sind die zahlreichen Abbildungen im Text und die technisch vorzüglichen Tafeln. — Die von Kossinna verfolgte Methode der Siedlungsarchäologie und die Schule, die sie gemacht hat, treten achtunggebietend hervor in einer Festschrift, die Schüler ihrem Meister gewidmet haben. Wir können dem mit Abbildungen und schönen Tafeln geschmückten Band nicht ins Einzelne folgen. Die Aufsätze reichen von der Steinzeit bis in die Völkerwanderung. Die Ausführungen über ein germanisches Haus der vorchristlichen Eisenzeit (Quente), die Chronologie der Merowingerzeit (Aberg), die geographische Betrachtung vorgeschichtlicher Zeitabschnitte (Wahle), die Methoden der Vorgeschichtsforschung (Mötefindt) und besonders des Herausgebers Hahne Aufsatz über die einzigartigen Steinreliefs von Hornhausen mit ihren Reiter- und Tierszenen und ihrer Band- und Tierornamentik werden unsere Leser fesseln. — Anknüpfend an den Pyrmonter Brunnenfund versucht E. Frischbier die Fibeln vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis ins 2. nachchristliche Jahrhundert typologisch, chronologisch und siedlungsarchäologisch zu ordnen, vor allem auch den germanischen Anteil an der Entwicklung und seinen inneren Sinn scharf herauszuarbeiten, was bei der angenommenen Zielstrebigkeit der Entwicklung, wenn nicht zu einer Philosophie, so doch einer Psychologie der Fibel und ihrer Formen hinführt. — G. Girke legt eine eindringliche Untersuchung der germanischen Tracht bis ins 8. Jahrhundert hinein vor, die vielfach zu neuen Ergebnissen führt. Die Kritik der üblichen phantastischen Germanendarstellung unserer bildenden Kunst und Bühne sei besonderer Beachtung empfohlen.

Die Geschichte der Germanenforschung hat Th. Bieder[29]) zu erzählen begonnen; der vorliegende Teil führt von den Forschungen der Humanisten bis in die Tage der Begründung der Deutschwissenschaft und gibt einen sehr reichen wissenschaftsgeschichtlichen und bibliographischen Stoff; man vermißt Anführung und Verwertung schon vorliegender Bemühungen auf gleicher Bahn. — Innerhalb der römisch-germanischen Forschung liegt als weitaus bedeutendste Leistung das Buch von E. Norden[30]) über Tacitus' Germania vor. Wenn man sagen darf, daß die klassische Philologie der Bearbeitung des kostbaren Büchleins in neuerer Zeit manches schuldig geblieben ist — sie hat in philologischer Facharbeit den gesicherten Grund zu legen, auf dem doch erst die weitere Ausdeutung und Anwendung des von Tacitus Berichteten, also besonders unsere germanistische Forschung einsetzen kann —, so hat sie durch Nordens Buch mit einem Schlage einen wesentlichen Teil dieser Verpflichtung eingelöst. Es besteht keine Möglichkeit, in diesem Rahmen von der Fülle gelehrtester Arbeit, die in dem Buche steckt, und seinen reichen, überraschenden, ja aufreizenden Ergebnissen eine Anschauung zu geben; es wird das demnächst in dieser Zeitschrift in einem besonderen Aufsatz nachgeholt werden. — Eine Sicherung vor zu weitgehenden Zweifeln an Tacitus' Bericht bietet die archäologische Forschung, und es ist sehr willkommen, daß G. Wilke[31]) in einer sehr übersichtlichen Schrift darlegt, wieweit die germanische Altertumskunde die Ausführungen der Germania bestätigt, wieweit sie sie ergänzt oder berichtigt. Das geschieht gruppenweise für Landschaft und Bodenkultur, äußere Erscheinung, Stämme, Tracht, Schmuck, Bewaffnung usw. bis zur Religion unter Mitteilung von zahlreichen

29) Theobald Bieder, Geschichte der Germanenforschung. I. Teil: 1500—1806. Leipzig 1921, Weicher. 116 S.

30) Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Leipzig 1920, B. G. Teubner. 505 S.

31) Georg Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Mit 74 Abbildungen. Leipzig 1921, Curt Kabitzsch. 84 S.

Abbildungen und reichen Literaturangaben. — Übersetzungen der wichtigeren Abschnitte aus Tacitus' Annalen und Historien, aus Vellejus und sonstigen Quellen zur Varusschlacht, von reichen Anmerkungen begleitet, bietet L. Wilser.[32])

Den beachtenswerten Versuch einer groß angelegten, umfassenden Schilderung urgermanischen Lebens hat R. Goette gemacht.[33]) Sie schenkt allen kulturellen Äußerungen eingehendste Aufmerksamkeit und gibt so ein sehr reiches und eindrucksvolles Bild der Entwicklung bis zum Ablauf des karolingischen Zeitalters. Die Aufgabe ist freilich so groß, daß ihr die Kräfte eines einzelnen nicht überall nachkommen können. Auch in den literarischen Abschnitten, die uns hier besonders angehen, verraten sich weitgehende Belesenheit und gute Kenntnisse (wirkliche Versehen wie das Weihnachtsspiel als gotische Dichtung bleiben vereinzelt), doch konnte die Darstellung nicht eben aus dem Vollen und Eigenen schöpfen. Immerhin wird auch der Philologe sich angeregt fühlen durch manche Verknüpfung in den weiten Zusammenhängen, die hier überall verfolgt werden. — Auf engem Raume versucht F. Vegel[34]) die Kultur der urgermanischen Zeit darzustellen, doch scheint uns der Versuch nicht eben gelungen, und wir können uns nicht denken, daß aus dieser Sammlung gelehrter, doch unbelegter und (z. B. im Sprachlichen) nicht eben kritisch gesichteter Einzelheiten eine Anschauung erwachsen könnte.

Geschichte und Kultur der Germanen in der Völkerwanderungszeit läßt J. Bühler von zeitgenössischen Berichterstattern in einem sehr schön ausgestatteten Buch erzählen.[35]) Er gibt Übersetzungen der zeitgenössischen Geschichtschreibung von Cäsar und Tacitus bis auf Paulus Diakonus, Gregor von Tours und Gildas. Eine geschichtliche Einleitung und erläuternde Zwischenstücke halten das einzelne zusammen, Anmerkungen und sehr schöne Bildtafeln erläutern es.

Aus karolingischer Zeit liegen zwei Lebensgeschichten vor. J. Laux[36]) hat für weite Kreise das Wirken des Apostels der Deutschen sehr lebendig geschildert. Die neue kritische Ausgabe der Bonifatiusbriefe von Tangl lieferte die gesicherte Grundlage, ein Anhang gibt beachtenswerte kritische und bibliographische Bemerkungen. — M. Buchner[37]), auf diesem Felde bekannt durch eine 1919 erschienene Studie über Einhard als Künstler, legt eine breit angelegte Lebensgeschichte Einhards vor, die eine sehr hübsche, an Einzelzügen reiche Schilderung des immer denkwürdigen Kulturlebens um Karl den Großen bietet.

Einen sehr glücklichen Gedanken hat J. Bühler verwirklicht.[37a]) Hinter Klostermauern zu schauen ist der gesteigerten Teilnahme unserer Zeit für das Mittelalter reges Bedürfnis. Bühlers Sammlung gestattet tiefere und vielseitigere Einblicke als eine eingehende Schilderung zu eröffnen vermöchte, indem sie Ausschnitte aus Regeln und Gewohnheiten, aus Chroniken und Lebensbeschreibungen, aus Urkunden und Verordnungen, aus Briefen und Predigten usw. mitteilt, in denen äußere Form und innerer Gehalt mönchischen Lebens reizvoll und eindringlich aufleuchten. Die beigegebenen Tafeln sind technisch vorzüglich, in der Auswahl hätte sich, namentlich bei den Architekturbildern, unseres Erachtens Bezeichnenderes finden lassen; auch den Sankt Galler Grundriß, in dem einmal doch das ganze mittelalterliche Klosterleben keimhaft, mit einem Blicke ablesbar vorliegt, vermißt man ungern. Wünschenswert schiene endlich, daß die vielen zerstreuten Einzelheiten durch eine groß-

32) Ludwig Wilser, Vellejus und die Varusschlacht. 88 S. — Des Publius Cornelius Tacitus Jahrbücher und Geschichten. 93 S. Denkmäler deutscher Geschichte. IV. V. Leipzig 1920, Th. Weicher.

33) Rudolf Goette, Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen Mittelalter. Bonn-Leipzig 1920, Kurt Schroeder. 374 S.

34) Ferdinand Vegel, Söhne des Nordlands. Mit 24 Abbildungen und 8 Tafeln (Deutsche Volkshochschule 1). Bamberg 1920, C. Buchner. 76 S.

35) Johannes Bühler, Die Germanen in der Völkerwanderung. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Tafeln und 1 Karte. Leipzig 1922, Insel-Verlag. 453 S.

36) Joh. Jos. Laux, Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen. Mit 11 Bildern. Freiburg i. B. 1922, Herder u. Co. 307 S.

37) Max Buchner, Einhards Künstler- und Gelehrtenleben. Bücherei der Kultur und Geschichte. Bd. 22. Bonn und Leipzig 1922, K. Schroeder. 452 S.

37a) Johannes Bühler, Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen. Mit 16 Bildtafeln. Leipzig 1921, Insel-Verlag. 528 S.

zügigere Einleitung zusammengefaßt würden, die das Wesen der gesamten Erscheinung umschriebe und seine Entwicklung zeichnete. So mag man denn das Buch, das wir nachdrücklichst empfehlen, als farbenbunte Illustration zu Harnacks bekanntem Vortrage heranziehen, der das leistet, was uns vorschwebt.

Viel anziehenden kulturgeschichtlichen Stoff reichen die Ausschnitte, die B. Crome aus der handschriftlichen Göttinger Chronik eines Geistlichen F. Lübeck († um 1596) mitteilt.[37b]) Sie bieten auch dem Volkskundler manche Nachricht über Aberglauben und Zauberei, Fastnachts- und sonstige Bräuche, Spott- und Kranzlieder, Kinderspiel u. dgl., teilen auch aus dem Wittenberger Universitätsleben Anziehendes mit.

Für die gesamte Kultur des Mittelalters und der Neuzeit bis 1800 haben Reichmann, Schneider und Hoffstaetter[38]) ein sehr interessantes Quellenbuch zusammengestellt. Nach sachlichen Gruppen geordnet (Familien, Wohnstätten, Nahrung, Tracht, Erziehung, Leibespflege, Städte, Gesellschaft, Gewerbe, Handel und Verkehr, Recht und Ordnung, Aberglaube, religiöse und soziale Bewegungen), umsichtig ausgewählt, bietet sich eine Fülle von größeren, kleineren und kleinsten Abschnitten aus Quellen jeder Art an: Dichtungen, Lebensbeschreibungen, Reiseberichten, Chroniken, Urkunden, Inventarien usw. Ein sehr farbiges und ursprüngliches Bild deutscher Kultur steigt aus ihnen auf, man möchte dem Buch nur noch einen gleich umsichtig ausgewählten Bilderatlas zur Seite sehen, um die fruchtbarsten Lehrmittel für kulturgeschichtlichen Unterricht beisammen zu haben. — R. F. Arnolds[39]) bekannte, sehr reichhaltige Kulturgeschichte der Renaissance sieht ihre Brauchbarkeit durch die 3. Auflage bestätigt, in der die mannigfache Forschung der jüngsten Zeit sorgfältig berücksichtigt ist. — Daß E. Devrients[40]) Geschichte Thüringens in derselben Göschensammlung in 2. Auflage vorliegt, bis in die neueste so merkwürdige Entwicklung dieser Landschaft fortgeführt, ist beim Mangel anderweiter zusammenfassender Darstellungen sehr willkommen. — Auch die Landeskunde Badens von Kienitz[41]), deren übersichtliche Darstellung neben den natürlichen und wirtschaftlichen auch die geschichtlichen und volkskundlichen Verhältnisse berücksichtigt, liegt in 2. Auflage vor.

Dem Grenz- und Auslandsdeutschtum haben der Krieg und seine Folgen erhöhte Bedeutung gegeben. Die Großtat des Gesamtvolkes, die Kolonisation des Ostens, ist von K. Hampe dargestellt.[42]) Wer je versucht hat, sich als Nichthistoriker aus der so reichen als unendlich zerstreuten Literatur ein zusammenhängendes Bild von den Vorgängen zu verschaffen, die im Laufe der Jahrhunderte unseren Osten deutsch oder wieder deutsch gemacht haben, der wird dem Verfasser herzlich dankbar sein, daß er eine ebenso übersichtliche wie zuverlässige und warmherzige Darstellung zunächst für das Mittelalter gegeben hat. Man mag sie sich in die neuere Zeit hinein ergänzen durch den Vortrag von E. Marcks[43]), der großzügig und geistreich besonders für die beiden letzten Jahrhunderte darlegt, was der Osten für das gesamte Deutschtum auch in seinem geistigen Leben bedeutet.

Das Verhältnis Deutschlands zu anderen germanischen Staaten ist mehrfach behandelt. A. Wrede[44]) spürt den Beziehungen Kölns zu Flandern und Brabant vom 12. bis 17. Jahrhundert nach, die für uns Philologen durch die vom Verfasser eingehend berücksichtigten sprachlichen Beziehungen gerade auf diesem von der Mundartforschung der letzten Jahre so leb-

37b) Bruno Crome, Kulturgeschichtliche Miniaturen aus einer alten Chronik. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht. 122 S.

38) H. Reichmann, J. Schneider, W. Hoffstaetter, Ein Jahrtausend deutscher Kultur. Quellen von 800—1800. Leipzig 1921, Jul. Klinkhardt. 390 S.

39) Robert F. Arnold, Kultur der Renaissance. Sammlung Göschen 189. 3. Aufl., Leipzig 1920, Ver. wiss. Verl. 141 S.

40) Ernst Devrient, Thüringische Geschichte. Sammlung Göschen 342. 2. Aufl. Berlin u. Leipzig 1921, Ver. wiss. Verl. 136 S.

41) Otto Kienitz, Landeskunde von Baden. Mit 7 Figuren, 8 Tafeln und Karte. Sammlung Göschen 199, Berlin u. Leipzig 1921, Ver. wiss. Verl. 132 S.

42) K. Hampe, Der Zug nach dem Osten. Aus Natur und Geisteswelt 731. Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner. 108 S.

43) Erich Marcks, Ostdeutschland in der deutschen Geschichte. Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. 61 S.

44) Adam Wrede, Köln und Flandern-Brabant. Köln 1920, Heinr. J. Gonski. 151 S.

haft durchpflügten Gebiete besonders wichtig sind. — Die Beziehungen Deutschlands zu Skandinavien hat Jürgens durch die Jahrhunderte verfolgt[45]), neben dem Politischen das Geistige nicht vernachlässigend. Die Stimmungen und Verstimmungen des Weltkrieges sind hier so eingehend behandelt wie in dem Deutsch-Nordischen Jahrbuch[46]), das nach siebenjähriger Unterbrechung wieder zu erscheinen begonnen hat. Die schön gedruckten, mit guten Bildertafeln ausgestatteten Bände gehen in den beiden uns vorliegenden Jahrgängen hauptsächlich den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen und Beziehungen nach. — Die geistigen Fäden, die zwischen Deutschland und Schweden sich hin und her gesponnen haben, hat E. Schröder in einem stoffreichen Vortrag verfolgt.[47])

Die märchenhaft bewegte, blutige Geschichte Rigas seit 1914 hat A. v. Hedenström annalistisch erzählt.[48]) — Der Kalender des Elternverbandes in Lettland bringt viele interessante Beiträge über das gegenwärtige Leben der Deutschen im Lande und die bewundernswerte Organisation ihrer geistigen und völkischen Belange besonders in Riga.[49]) — Als „Verlorenes Land" wird das Auslandsdeutschtum vom Baltikum bis nach Siebenbürgen und ins Elsaß in Aufsätzen verschiedener Verfasser und schwarz und bunten Bildern vorgeführt.[50]) — Die Geschichte der großen Iglauer Sprachinsel erzählt A. Altrichter[51]) in ausführlicher Darstellung, die von Karten und geschichtlichen Bildern begleitet ist (darunter Nachbildung eines Postenbriefs, d. h. Anschlags der Iglauer Meistersinger). Die Gesamtgeschichte Böhmens und Mährens erzählt B. Bretholz[52]) in einer Weise, die für die Geschichte des Deutschtums in diesen Ländern eine völlig neue Auffassung zu begründen sucht. B. leugnet eine deutsche Kolonisation in Böhmen und Mähren, für die alle und jede Zeugnisse fehlten, und nimmt ihre Deutschen als von je hier angesiedelte Ureinwohner in Anspruch: eine Auffassung, die, wenn sie sich bewährt, die ernsteste politische Auswertung suchen müßte. — Pfarrer Schleuning schildert die entsetzlichen Qualen der Deutschen in Rußland, insonderheit der Wolgakolonien während des Krieges und danach, die er zum Teil als Augenzeuge miterlebt hat.[53]) — Der letzte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Schnee[54]), legt noch einmal eingehend dar, aus welchen Gründen Deutschland Kolonien braucht, und wie es seinen Besitz allen Lügen der Feinde zum Trotz verwaltet hat. — Von der Blüte deutschen Schulwesens in Mexiko gibt ein uns vorliegender Jahresbericht erfreuliche Kunde.[55]) Eine Abhandlung von E. Feise über P. Gerhards Abendlied und seine Nachwirkung bis auf Bierbaum begleitet ihn. — Die Geschichte der Deutschen in Japan hat O. Schmiedel[56]) geschildert; im Mittelpunkte stehen seine persönlichen Erlebnisse und Eindrücke aus der Zeit des stärksten deutschen Einflusses in Japan um 1890. — Das Leipziger Institut für Auslands-

45) Ad. Jürgens, Skandinavien und Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart. Lübeck 1921, Pfingstblätter des hanseatischen Geschichtsvereins, XII. 97 S.

46) Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde. Herausg. von W. Georgi 1921. 1923. Jena, Eug. Diederichs. 153 u. 135 S.

47) Edw. Schröder, Deutsch-schwedische und schwedisch-deutsche Kulturbeziehungen in alter und neuer Zeit. Göttingen 1922, Vandenhoeck u. Ruprecht. 18 S.

48) Alfred v. Hedenström, Rigaer Kriegschronik 1914—17. Riga 1922, E. Bruhns. 156 S.

49) Kalender und Jahrbuch des deutschen Elternverbandes in Lettland. Riga 1923, Jonck u. Poliewsky. 141 S.

50) Verlorenes Land — Deutsches Land. Herausg. von P. Ruperti. Bielefeld u. Leipzig 1921, Velhagen u. Klasing. 94 S.

51) A. Altrichter, Heimatbuch der Iglauer Sprachinsel. Iglau 1921, Rippel u. Sohn. 148 S.

52) Berthold Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens. 1. Bd.: Das Vorwalten des Deutschtums bis 1419. - 2. Bd.: Hussitentum und Adelsherrschaft bis 1620. Veröffentlichung der deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Brünn. Reichenberg, P. Sollors Nachf. 237 u. 261 S.

53) Joh. Schleuning, Aus tiefster Not. Schicksale der deutschen Kolonisten in Rußland. Berlin 1922, Flemming u. Wiskott. 128 S.

54) H. Schnee, Braucht Deutschland Kolonien? Leipzig 1921, Quelle u. Meyer. 56 S.

55) C. Böhme, Bericht über das 27. Schuljahr der Schule der deutschen Kolonie zu Mexiko. Mexiko 1921.

56) Otto Schmiedel, Die Deutschen in Japan. Leipzig 1920, K. F. Köhler. 370 S.

kunde und Auslandsdeutschtum erscheint mit einer längeren Reihe von Schriftchen[57]) auf dem Plane, die teils der Geschichte des Deutschtums im Auslande, teils praktischer Orientierung für die Auswanderung dienen. — Sehr empfehlenswerte statistische und geschichtliche Überblicke bietet die von der Münchener Akademischen Ortsgruppe herausgegebene Vortragssammlung über Grenz- und Auslandsdeutschtum.[58]) — In den Schriften des Stuttgarter Auslandsinstituts schreibt P. Traeger, auf Grund persönlicher Erkundung während der Besetzung des Landes durch unser Heer, eingehend die bisher fast unbekannte Geschichte der deutschen Auswanderung in die Dobrudscha.[58a]) Das Buch bietet manches grundsätzlich Interessante für die Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten; den Deutschkunder fesselt besonders die eingehende Berücksichtigung der Volkskunde, vor allem des Volksgesanges: zahlreiche Liedertexte (leider ohne die Weisen) werden mitgeteilt und sachkundig erläutert. Schade, daß über die Sprache der Kolonisten nur ganz flüchtig gehandelt ist. — Wer über den gegenwärtigen Gesamtbestand des Auslandsdeutschtums sich unterrichten will, greife nach dem Jahrbuch des Vereins für das Deutschtum im Ausland[59]), wo er reiche und zuverlässige Auskunft für alle Gebiete findet. — Und eben geht uns noch ein schön ausgestattetes Werk zu[60]), in dem im Auftrage des Reichswanderungsamtes und in Verbindung mit dem genannten Verein eine ganze Schar von Verfassern sich vereinigt hat, um über die Ausbreitung des deutschen Volkes im ganzen und die Verhältnisse der Auslandsdeutschen in den verschiedenen Ländern Europas und der übrigen Weltteile übersichtlich und zuverlässig zu berichten und so auch der Schule ein bequemes Handbuch darzureichen, nach dem unserer Jugend die so dringend nötige Aufklärung über diese Verhältnisse gegeben werden kann.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von Prof. **Julius Stern** in Baden-Baden.

I. Zur Kritik und Methode.

Die Selbstbesinnung der deutschen Literaturforschung, von deren Erwachen ich zu Beginn meines letzten Berichtes sprach, hat auch in diesem Jahre Früchte getragen. Man greift z. B. auf ältere Leistungen der ästhetischen Wissenschaft zurück und ist erstaunt, sie in vielem gar nicht veraltet zu finden. So hat sich Alfred Baeumler ein hohes Verdienst durch die Herausgabe des Wesentlichen von Hegels Ästhetik[1]) erworben. Die vortreffliche Einführung betont, daß deren Gesamttendenz auf eine Philosophie der Geschichte der Kunst geht, und danach hat er die Auswahl und Anordnung der einzelnen Abschnitte aus dem selten gewordenen dreibändigen Werke Hegels getroffen. Da ist es denn überraschend, wie durchaus modern diese Gedankengewebe des Meisters philosophischer Dialektik an-

---

57) Schriften des Instituts für Auslandskunde und Auslandsdeutschtum. Herausg. von H. Grothe. 1. Praesent, Deutschtum in Kongreßpolen. 31 S. — 2. Schirmer, Bauernkolonien in den russischen Schwarzmeerprovinzen. 36 S. — 3. Brunau, Deutsche Ansiedelungen an der Wolga. 22 S. — 4. Strohall, Deutsches Volkstum an den Grenzen des jugoslawischen Staates. 38 S. — 5. Weichert, Südrußland. 30 S. — 6. u. 7. Hassert u. Lutz, Mittelamerika. 39 S. — 8. Schöffer, Nördliches Südamerika. 40 S. — 9. u. 10. Martin u. Hauthal, Argentinien. 44 S. — 11. u. 12. Ende u. Burckhardt, Chile und Paraguay. 51 S. — 13. bis 15. Backhaus u. Geißler u. Rimann, Südamerika. 75 S. — 15. bis 18. Grothe, Auswanderung und Volkswohlfahrt. 83 S.

58) Das Grenz- und Auslandsdeutschtum. Herausg. von H. Nawiasky. 1. H. Nawiasky, Gesamtüberblick über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen. 23 S. — 2. L. Wenger, Das Deutschtum in Kärnten. 35 S. — 3. G. Gesemann, Das Deutschtum in Südslawien. 21 S. München 1922, Franz Pfeiffer u. Co.

58a) Paul Traeger, Die Deutschen in der Dobrudscha. Stuttgart 1922, Ausland und Heimat. 222 S. mit 73 Abb. u. Tafeln. Schriften des Deutschen Auslandsinstituts Stuttgart. Kulturhist. Reihe, Bd. 6.

59) Verein für das Deutschtum im Ausland. Jahrbuch für 1922. 256 S.

60) Deutsche im Ausland. Herausg. von Frd. Wilh. Mohr und Walter v. Hauff. Breslau 1923, Ferd. Hirt. 296 S.

1) Hegels Ästhetik, ausgewählt, eingeleitet und mit verbindendem Text versehen von Dr. A. Baeumler. München, C. H. Beck (O. Beck).

muten. Wenn etwa der Kunsthistoriker Dehio die Aufgabe seiner Wissenschaft darin sieht, die Einzelkunst als Ausfluß eines einheitlichen künstlerischen Gesamtbewußtseins und dieses wiederum nur beschlossen in dem geistig-materiellen Gesamtzustande der jeweiligen Epoche zu begreifen, so hat er damit nur die selbstverständliche Voraussetzung von Hegels ästhetischer Gedankenarbeit ausgesprochen. Besonders bei der Behandlung von Schillers Aufsätzen im Unterricht wird der Lehrer gerne zu diesem Buche greifen. — Auf den Wegen Ernst Cassirers (s. den Schluß meines letzten Berichtes) bewegen sich die Forschungen des österreichischen Gelehrten Herbert Cysarz. Angeregt durch Josef Strzygowskis Kunstbetrachtungen, veröffentlichte er in dessen „Beiträgen zur vergleichenden Kunstforschung" (II. Bd., Wien 1922, bei Holzhausen) einen grundlegenden Aufsatz über „Wesensforschung und Literaturwissenschaft". Da ergeben sich ihm für die Betrachtung jedes Kunstwerkes folgende Gesichtspunkte: 1. Material und Technik; 2. Gegenstand; 3. Gestalt; 4. Form; 5. Inhalt. Diese Theorie erläutert er hier an zwei Beispielen lyrischer Dichtung von Schaukal und Lenau. Eine Erweiterung und Vertiefung und zugleich eine Anwendung auf die Höchstleistung des deutschen Literaturlebens bildet desselben Verfassers umfangreiches Werk „Erfahrung und Idee"[2]). (Schon die Formulierung des Titels erinnert an E. Cassirers „Freiheit und Form" und „Idee und Gestalt", die er neben Worringers „Abstraktion und Einfühlung" als Anregungen nennt.) Einen Beitrag zur empirischen Typologie der Weltanschauung will er hier liefern und wählt dafür den Abschnitt der deutschen Geistesgeschichte, der durch die Namen Hamann und Hegel begrenzt ist. Alle Probleme und Lebensformen, die in der deutschen Literatur dieser bewegungsreichsten Zeit auftauchen, werden hier in tiefgründiger, denkreifer und echt begeisterter Weise erörtert und so das Verhältnis von Erfahrung und Idee und ihre Vermählung in einer höheren Form des Lebens an den erlauchten Beispielen dieser Epoche (Goethe, Schiller, die Romantiker, Kleist, Schelling, Hegel usw.) veranschaulicht, auch die glücklicherweise noch bis in die Gegenwart fühlbare Fortwirkung des idealistisch-romantischen Geistes kurz aufgezeigt. Das Buch ist für ästhetisch-kritische Urteilsbildung eine zuverlässige Anleitung und reiche Fundgrube. — Mit ähnlichen Problemen über die Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und Philosophie, aber in schlicht populärer Weise, beschäftigt sich das schmucke Bändchen von Jul. Rud. Kaim[3]); er plaudert anregend über das Verhältnis von Idee und Geschichte, über die dichterische Form, über das Wesen des Tragischen und des Komischen, über die Sprache als Wesen der Dichtkunst und über die Blütezeiten der deutschen Literatur. — Hermann Hefeles[4]) Vortrag faßt in eigentümlich scharfer Begriffszuspitzung Dichtung als den subjektiven Ausdruck des persönlichen Erlebens, Literatur (im Sinne Herders, des klassizistischen Weimar und der Frühromantik) als strophisch geformten Ausdruck der Erfahrung der Gesamtheit; daraus leitet er die Aufgabe ab, die zersetzenden Wirkungen des „liberalen" Jahrhunderts zu überwinden und wieder die Sprache als das einzige gemeinsame Band zu erkennen, als das nationale Gut, auf dem unsere Zukunftshoffnung beruht. Luther und Herder sind ihm die wichtigsten Stufen der Entwicklung der deutschen „Literatur" als der sprachebegründeten Geistesgemeinschaft, die im 19. Jahrhundert verloren gegangen ist und wieder erobert werden muß. — Was Adolf Bartels[5]) unter „gesundem deutschen Schrifttum" versteht, läßt sich bei seiner bekannten Denkweise leicht erraten: gesund ist ihm gleich deutsch-völkisch im Parteisinne. Das geht so weit, daß ihm sogar Lessing verdächtig ist als Dichter des „Nathan", den „wir (wer?) heute geradezu als objektive Fälschung empfinden" (!). — Einen sehr nützlichen Bericht über die Forschung der letzten Jahre (1914—22) zur neueren deutschen Literatur erstattet Paul Merker.[6]) Es ist zwar nur ein summarischer Überblick, aber alles Wesentliche aus der ungeheuren Fülle der literaturwissenschaftlichen Literatur ist hier methodisch geordnet und

2) Dr. H. Cysarz, Erfahrung und Idee. Wien und Leipzig 1921, Wilh. Braumüller.

3) J. R. Kaim, Der Sinn der Literaturwissenschaft (Philos. Reihe 41). München 1921, Rösl u. Cie.

4) H. Hefele, Literatur und Dichtung. Stuttgart, Fr. Frommann (H. Kurtz).

5) A. Bartels, Gesundes deutsches Schrifttum (Bremer Beiträge 5. Bd.). Bremen 1921, Friedrich u. Co.

6) P. Merker, Neuere deutsche Literaturgeschichte (Wissenschaftliche Forschungsberichte herausg. von Prof. Dr. K. Hönn VIII). Stuttgart/Gotha, Fr. Andr. Perthes A.-G.

in kurzen Hinweisen auf Inhalt und Wert gewürdigt. (S. 76 vermisse ich Gräfs „Goethes Ehe in Briefen", Frankfurt a. M. 1921, Rütten u. Löning. Da vielfach auch die Arbeit des Auslandes berücksichtigt ist, wäre wohl auch eine Erwähnung des stattlichen Werkes von L. M. Price „English-german literary influences", Un. of California Publications 1920 angezeigt.) — Ein für den Unterricht besonders brauchbares Hilfsmittel bietet Berthold Schulze[7]) in seinen „Marksteinen", von denen das 1. Heft vorliegt. Spiegelungen der Dichterpersönlichkeit und der Welt in den lyrischen und anderen Schöpfungen von Klopstock bis Rilke werden hier zum Zwecke der Einführung in die neuere deutsche Dichtung zusammengestellt und durch methodische Aufsätze für den Lehrer erläutert.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Weltliteratur.

Das letzte Werk des bald nach Ausbruch des Weltkrieges verstorbenen Richard M. Meyer war ein geistvoll kritischer Überblick über die Weltliteratur des 20. Jahrhunderts, also mehr eine zeitkritische als geschichtliche Leistung. Das Buch, das, wie alle Schöpfungen des essayistisch vielseitigen und geistreichen Literarhistorikers (von der preisgekrönten Goethebiographie bis zur Gesch. der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts), rasch einen großen Leserkreis fesselte, ist neu herausgegeben und bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführt von Paul Wiegler[8]), der früher durch eine eigene Geschichte der Weltliteratur (s. meinen Bericht von 1915, 30. Jahrg. dieser Ztschr. S. 207) seine Vertrautheit mit dem Stoffe und seine Berufenheit zu solcher Aufgabe bewiesen hat. Zwar sind manche Urteile Meyers trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit überholt; aber auch Zeiten sind nicht nur Quantitätsbegriffe, und die letzten 8 Jahre gehören zu den intensiv erfülltesten der Weltgeschichte auch auf dem Gebiete des Geisteslebens. Trotzdem hat Wiegler aus guten Gründen die scharf gefaßten Urteile Meyers nicht geändert, sondern die durch die Weiterentwicklung bedingte Wandlung der Einstellung in dem Schlußkapitel „Die Weltliteratur seit dem Weltkrieg" zusammengefaßt. (Unter der Lyrik des Krieges hätten die „Deutschen Sonette" von Joachim v. d. Goltz und unter den Dramen der Nachkriegszeit desselben Dichters „Leuchtkugel" und „Vater und Sohn" Erwähnung verdient.)

Einzelforschungen: Seine Hamlet-Erkenntnisse teilt Karl A. Kuhlmann[9]) in einer sehr lesenswerten Abhandlung mit. Sie beziehen sich auf den Zuschauer, auf den Helden des Stückes selbst und auf das Verhältnis des Werkes zu seiner Quelle. Nicht alles ist überzeugend, manches gesucht (im Widerspruch zu Schücking, Landauer u. a.), aber vieles überraschend einleuchtend. — Strindberg als Gottsucher ist von katholischem Gesichtspunkte aus beleuchtet und als unzulänglich erkannt von Max Fischer.[10]) Der nordische Dramatiker erscheint zwar als wertvolles Symptom unserer Zeit und der in ihr aufkeimenden religiösen Sehnsucht; aber er hilft die Wiedergeburt der religiösen Dichtung nur anbahnen. — Einen wertvollen Beitrag zur genaueren Erkenntnis der letzten Lebensperiode Strindbergs liefert die Studie Olaf Molanders[11]) über des Dichters dritte Gattin, die berühmte schwedische Schauspielerin Harriet Bosse. Das schmucke Bändchen enthält 16 Abbildungen der Künstlerin in ihren verschiedenen Rollen und einen interessanten Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Gatten.

2. Deutsche Literatur.

a) Zusammenfassende Darstellungen.

Eine besondere Stellung nimmt das stattliche Werk von Julius Wiegand[12]) ein. Hier ist das persönliche Element absichtlich beiseite gelassen und die deutsche Dichtung sozu-

7) Prof. Dr. B. Schulze, Marksteine der Entwicklung Neudeutscher Dichtung I. Dresden, L. Ehlermann.

8) Meyer-Wiegler, Die Weltliteratur im 20. Jahrh. 2. Aufl. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

9) K. A. Kuhlmann, Hamlet-Erkenntnisse. Kiel, W. G. Mühlau.

10) Dr. M. Fischer, Aug. Strindberg (Religiöse Geister, 6. Bändchen). Mainz 1921, Matthias Grunewald-Verlag. M. 12,—.

11) O. Molander, Harriet Bosse. Eine Studie. Übers. von H. Goebel. Leipzig, H. Haessel.

12) Dr. J. Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung. Mit Bilderanhang. Köln a. Rh., Herm. Schaffstein.

sagen als eine abstrakte Größe „in Längs- und Querschnitten" streng systematisch durchleuchtet. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese Zerlegung und Einteilung des Stoffes nach logisch konstruierten Gesichtspunkten die Ausführungen etwas Unlebendiges bekommen; es hält auch sehr schwer, die etwa nach Zeit und Gehalt zusammengehörigen Abschnitte zusammenzusuchen, wenn man ein Gesamtbild solcher Gruppen und Epochen gewinnen will. Der Verfasser tadelt im Vorwort das Unlogische in den sonst üblichen Einteilungen des literarhistorischen Stoffes; aber lebendiger wirken die zeitgeschichtlich orientierten Darstellungen als diese disiecta membra poetarum. Abgesehen aber von dieser grundsätzlichen Ablehnung ist das Werk ein Beweis gewaltiger Gelehrtenarbeit. Man mag über ältere oder jüngere Erscheinungen der deutschen Dichtung Auskunft suchen nach Ort und Zeit, nach Technik und Sprachstil, nach Wirkung auf Mit- und Nachwelt, nach Abhängigkeit oder Selbständigkeit: immer wird man ein knapp gefaßtes, begründetes Urteil finden, wiewohl das Systematisieren öfter auch zu Gewaltsamkeiten verführt. Als Nachschlagewerk und deshalb für Unterrichtszwecke ist das Buch von unschätzbarem Werte; gerade darum sollte außer dem Schlagwörterverzeichnis auch ein Namenregister vorhanden sein. Sehr belehrend ist der Bilderanhang ausgewählt; dieser wie die gesamte Ausstattung zeugt von der Leistungsfähigkeit des Verlags. — In geschmackvoller Schlichtheit hat E. O. Lessing[13]) in einem prachtvollen Quartbande die Grundzüge der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis zu ihrer klassischen Höhe (Goethes Ausgang) erzählt. Das auf zuverlässiger Forschung beruhende, aber alle unnütze Gelehrsamkeit vermeidende Werk, das sich mit Sicherheit auf das Wesentliche beschränkt (der „Ackermann aus Böhmen" blieb leider unerwähnt) und durch Randbemerkungen und Register die Benutzung erleichtert, eignet sich m. E. besonders für Geschenk- und Prämienzwecke. Der Heranreifende wird sich gerne dadurch fördern und der Reife wieder erinnern lassen. — Mit starker Betonung des Nationalen schildert Karl Kaulfuß-Diesch[14]) den Lebensgang der deutschen Dichtung, indem er sie aus dem Boden der deutschen Gesamtkultur erwachsen läßt. Seine Darstellung ist ausgezeichnet durch Klarheit und Warmherzigkeit und klingt, bis an die Schwelle der Gegenwart fortgeführt, in hoffnungsvolle Zuversicht aus. — Von ähnlichem Geiste getragen, hat es Wilhelm Kosch[15]) unternommen, die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von 1813 bis zum Ende des Weltkrieges darzustellen. Die bis jetzt vorliegende erste Lieferung enthält eine Charakteristik Arndts und Schenkendorfs und die Entstehungsgeschichte der alten deutschen Burschenschaft und damit die ersten kraftvollen Lebensäußerungen des deutschen Nationalgedankens, der über 1848 und 1870 zu 1914 und zur Gegenwart führt. — Ein praktisches Mittel der Belehrung und besonders zu Repetitionszwecken für Prüfungsvorbereitung geeignet sind die drei Bändchen von Felix Leo Göckeritz[16]); zwar in der Form nicht immer einwandfrei, aber in den sachlichen Angaben im allgemeinen zuverlässig und gegenüber den literarischen Erscheinungen der Gegenwart im Urteil zurückhaltend. — Rein praktischen Zwecken dienen auch die Nachschlagebücher von Richard Dohse[17]), der seine „Auskunft"-Bändchen über die deutsche Literatur (s. meine beiden letzten Berichte) durch die vorliegende Behandlung der Anfänge bis auf Klopstock vervollständigt hat (ich vermisse auch hier den „Ackermann aus Böhmen"), und von Joh. Groß[18]), dessen Lexikon die namhaftesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands vom Mittelalter bis zur Gegenwart enthält.

Auch eine ganze Reihe bewährter älterer Literaturgeschichten ist neu bearbeitet er-

13) E. O. Lessing, Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen. Dresden 1921, Carl Reißner.

14) K. Kaulfuß-Diesch, Deutsche Dichtung im Strome deutschen Lebens. Leipzig, R. Voigtländer.

15) W. Kosch, Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der natürlichen Entwicklung 1813—1918. 1. Lieferung. München, Parcus u. Co.

16) F. L. Göckeritz, Geschichte der deutschen Literatur. 3 Teile (Lehrmeister-Bücherei Nr. 586—88, 606—08, 627—29). Leipzig, Hachmeister u. Thal.

17) Prof. Dr. R. Dohse, Deutsche Literatur von den Anfängen bis Klopstock (Die Auskunft 21—22). Heidelberg, W. Ehrig.

18) J. Groß, Biographisch-literarisches Lexikon. Leipzig, O. Hillmann.

schienen. So hat Karl Reuschel[19]) das bekannte Lehrbuch von Ferd. Schultz völlig neu geschaffen und das jetzt in zwei Teile (I. bis zum Blütezeitalter klassischer Dichtung, II. vom Jungen Deutschland bis zur Gegenwart) zerlegte Werk durch Sachlichkeit und Zuverlässigkeit des Urteils, Frische der Darstellung und eine große Anzahl guter Dichterbildnisse zu einem sehr brauchbaren und anmutenden Unterrichtsmittel gestaltet. — Max Kochs[20]) weitverbreitetes Göschen-Bändchen, das die deutsche Literatur von der ältesten Zeit bis 1748 behandelt, liegt in 9. Auflage vor. Es ist bekanntlich durch die beigefügte Angabe der wichtigsten Forschungsschriften auch für wissenschaftliche Arbeiten eine geeignete erste Anleitung. — Wie sehr Alfred Bieses[21]) deutsche Literaturgeschichte dem Bedürfnis der Zeit entgegenkommt, beweist die fast wunderbar klingende Tatsache, daß der dritte, erst im Vorjahre neu aufgelegte Band (von Hebbel bis zur Gegenwart) jetzt schon wieder neu bearbeitet und herausgegeben werden mußte. Auch in der neuen Fassung bewähren sich die Vorzüge des Werkes: die xenophonteische Schlichtheit und Anmut des Stils, die warmherzige Gesinnung, die fast auf alle Einzelheiten sich erstreckende Zuverlässigkeit (S. 751 ist ein Storm-Vers Schiller zugeschrieben) und der energische Wille zur Gerechtigkeit des Urteils, wie er sich besonders in der immer wieder neu und fast jugendlich „werdenden" Gestaltung der Schlußkapitel offenbart. — Als völlige Neubearbeitung erweist sich auch die 3. Auflage von Robert Riemanns[22]) „Neunzehntem Jahrhundert der deutschen Literatur" (vgl. meinen Bericht von 1912, 27. Jahrg. S. 132f.). Das Werk trägt jetzt den Titel „Von Goethe zum Expressionismus" und behandelt die Dichtung und das Geistesleben Deutschlands seit 1800; eine fesselnde, bei aller Unvoreingenommenheit des Urteils von lebendigster Anteilnahme für die vorwärts und aufwärts drängenden Ideen durchpulste Darstellung der letzten 120 Jahre. Die an sich wertvolle, weil selbständige Abhandlung über Goethes „Faust", die einen beträchtlichen Teil der 1. Auflage ausmachte, hat R. weggelassen, dafür konnte die Gegenwart um so mehr zu Wort kommen; Naturalismus und Expressionismus sind jetzt eingehend gewürdigt. Und gerade in diesen Kapiteln zeigt sich die gerechte, klare Denkweise und die kraftvolle Sprachbeherrschung des Verfassers, der auch zu den namhaften Historikern des 19. Jahrhunderts zählt.

b) Einzelforschungen.

Fritz Strich[23]), der sich vor 12 Jahren mit seinem Werke über die Mythologie in der deutschen Literatur seit Klopstock (s. meinen Bericht von 1911, 25. Jahrg. S. 53) in die vorderste Reihe der Forschung stellte, hat jetzt, angeregt durch die Wölfflinsche Kunsttheorie von den „Grundbegriffen", eine Charakteristik der deutschen Klassik und Romantik versucht, die zu den feinsinnigsten Durchleuchtungen dieser vielbetrachteten Höhenzeit deutschen Geistesschaffens gehört. Die Polarität dieser Epoche, die im Untertitel des Buches: „Vollendung und Unendlichkeit" angedeutet ist, wird hier bis in ihre tiefsten Wurzeln aufgehellt und das ewige Streben nach Synthese, das doch nur durch Entsagung nach der einen oder anderen Richtung Befriedigung finden kann, als das tragische Erbteil des deutschen Geistesschicksals erwiesen. Leider verbietet es der Raummangel, auf das anregungsreiche, auch in seiner klassischen Form künstlerisch anmutende Werk näher einzugehen. — Haben wir hier eine kunstpsychologische Neubeurteilung von Klassik und Romantik, so bietet Josef Nadler[24]) eine völkerpsychologische Neuerklärung der Berliner Romantik und damit die Vorveröffentlichung eines wichtigen Kapitels des noch ausstehenden vierten Bandes seiner großen Stammes- und Landschaftsgeschichte der deutschen Literatur, von der in diesen Berichten öfter die Rede war. Die deutsche Romantik ist hier als eine Parallelerscheinung der griechischen und der italienischen Renaissance, d. h. als Versuch nationaler Erneuerung der eigenen Vergangenheit erwiesen. Und in spannender Erzählung wird die Eroberung der Hauptstadt

19) Schultz-Reuschel, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Aufl. 2 Teile in 1 Bd. Dresden, L. Ehlermann.

20) Dr. M. Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 9. Aufl. 1. Bd. (Sammlung Göschen). Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter u. Co.

21) A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte. 3. Bd. 19. Aufl. München, C. H. Beck (O. Beck).

22) R. Riemann, Von Goethe zum Expressionismus. Leipzig, Dieterich.

23) Fr. Strich, Deutsche Klassik und Romantik. München, Meyer u. Jessen.

24) J. Nadler, Die Berliner Romantik 1800—1814. Berlin 1921, Erich Reiß.

Berlin durch die vom Osten kommende Geistesbewegung geschildert, die, etwa mit Hamann und Herder einsetzend, um die Jahrhundertwende ihren Höhepunkt erreicht und in den Schöpfungen der vier Märker, Kleist, Fouqué, Arnim, Tieck, gipfelt. Das Buch ist zugleich eine temperamentvolle Abwehr der gegen Nadlers Standpunkt laut gewordenen Kritik. — In dasselbe Zeitalter, die Geburtsepoche des deutschen Nationalbewußtseins, führt die außerordentlich anregende und gehaltvolle Abhandlung von Eduard Ziehen[25]) über die deutsche Schweizerbegeisterung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende der Befreiungskriege, eine geistige Bewegung, die, bis ins Mittelalter zurückreichend, ihre Höhe in der Napoleonszeit und ihre Krönung in Schillers „Tell" erlebt. Die ungemein fleißige Arbeit hat nicht nur die in Deutschland erschienene und von Deutschen verfaßte Literatur über die Schweiz benutzt, sondern auch die Reiseliteratur, die politischen, historischen und einschlägigen biographischen Schriften herangezogen. (S. 209 fehlt Anm. XI, 6.) — Eine besondere Stellung innerhalb der deutschen Literaturforschung nimmt das Buch des Italieners Lorenzo Bianchi[26]) ein, der die deutsche Sprache geradezu künstlerisch handhabt. Aus dieser Behandlung der deutschen Novellen- und Balladendichtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spricht eine ungewöhnliche Fähigkeit der Einfühlung in die Heimatliebe der deutschen Dichter, so daß die Persönlichkeiten der Droste, Otto Ludwigs, C. F. Meyers, Gottfr. Kellers, Th. Storms, Wilh. Raabes, Liliencrons und Fontanes aus ihrer Lebensverfassung und Lebensstimmung heraus erwachsen und ihr Kunststil, ja die Kunstform der Novelle und Ballade als der eigentliche und restlose Ausdruck dieses Zeitraumes erscheint. Die Darstellung ist vom ersten bis zum letzten Blatt so fesselnd, daß man im Zweifel ist, welchem Abschnitte man die Palme reichen soll, ob der liebevoll gerechten Würdigung Kellers oder der feinnervigen Versenkung in die deutsch besinnliche Eigenart Raabes, der scharflinigen Charakteristik der herb jungfräulichen Droste oder der klaren Zeichnung des ihr im Grunde verwandten, tragisch umwitterten Liliencron, dem plastischen Bilde des vornehmen, kulturgeadelten C. F. Meyer oder der selbst wie eine Elegie anmutenden Untersuchung über den elegischen Holsteiner Storm. Dem Literaturfreunde, der der Seele der Dichtung lauschen möchte, ist hier eine ungemein wertvolle Gabe geschenkt. — Ähnliche Befriedigung schöpft man aus dem zartsinnigen Büchlein Philipp Witkops[27]) über Frauen, die als Mutter, als Schwester, als Gattin, als Geliebte im Leben deutscher Dichter bedeutsam waren. Es sind typische Gestalten, die hier mit der aus Witkops Geschichte der deutschen Lyriker (s. meinen Bericht Jahrg. 1921 S. 312f.) bekannten Einfühlungs- und Seelendeutungskunst in ihrer für sie und für die Dichter schicksalhaften Wesenheit gezeichnet werden: die Mutter Goethes und Kellers, die Schwestern Goethes und Kleists, Christiane Goethe, Immermanns und Hebbels Gattinnen, Friederike Brion, Ulrike v. Levetzow, Heines Mouche und Hölderlins Diotima. Gestützt auf genaueste Kenntnis ihrer Lebensurkunden kann der Psychologe und Historiker diese beispielhaften Persönlichkeiten durch Selbstäußerungen, sozusagen von innen heraus durchleuchten und lebendig machen. Das Buch ist eine sehr willkommene Ergänzung zu dem schon genannten Werke über die deutschen Lyriker von Herder bis Nietzsche, wie es hinwiederum durch jenes ergänzt wird. (Fortsetzung folgt.)

Ausgaben.

Von Walther Hofstaetter.

Die Goethe-Ausgabe von Richard Müller-Freienfels[1]) schreitet rüstig fort. Seit dem letzten Hinweis sind neu erschienen: Bd. 6: Italienische Reise, Bd. 7: Kampagne in Frankreich, Bd. 16: Satiren und Singspiele, Bd. 17: Zeitdramen, Bd. 19: Dramen in Versen II,

25) E. Ziehen, Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815. (Deutsche Forschungen, herausg. von Panzer u. Petersen, Heft 8.) Frankfurt a. M., M. Diesterweg.

26) L. Bianchi, Von der Droste bis Liliencron. Leipzig, H. Haessel.

27) Ph. Witkop, Frauen im Leben deutscher Dichter. Leipzig, H. Haessel.

1) Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. (Hinzu kommen soeben: Bd. 4: Dichtung und Wahrheit, Buch 16—20, Bd. 8: Reisen in die Schweiz, am Main, Rhein und Neckar.)

Bd. 21: Faust II, Bd. 25: Wilhelm Meisters Lehrjahre, Buch 5—7, Bd. 30: Benvenuto Cellini. — Was diese Bände neben der geschmackvollen Ausstattung auszeichnet, sind die Einleitungen. Sie führen wirklich zum Verständnis bei aller Knappheit. Ob ein Werk nun ins Leben eingeordnet wird, ob seine innere Verwandtschaft mit anderen Werken aufgedeckt, seine formale Bedeutung hervorgehoben wird — immer ergeben sich reizvolle Durchblicke. Dazu kommt, daß der Herausgeber getrost von dem allgemeinen Urteil abweicht, wenn er ihm nicht beistimmt. So haben diese Einleitungen einen eigenen Reiz.

Ganz andere Ziele verfolgt die große Schiller-Ausgabe, die von Ludwig Bellermann in erster Ausgabe herausgegeben war, deren zweite Ausgabe er noch im Verein mit Stammler, Leitzmann und Petsch begonnen hatte und die nun unter Robert Petschs Leitung beendet ist. Wie alle Meyerschen Klassikerausgaben ist auch diese streng wissenschaftlich. Einleitungen, Anmerkungen und Nachweise über die Textgestaltung begleiten jedes einzelne Werk. Es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Fleiß hier die gesamte Schillerliteratur verarbeitet ist. So findet hier auch der Fachmann alles, was er braucht, nicht nur zum Einzelverständnis, sondern auch, um das Werk in die gesamte geistige Entwicklung unseres Volkes einzureihen. Die Hauptlast hat Robert Petsch getragen und er darf sich des Abschlusses dieser entsagungsvollen Arbeit mit Recht freuen. Möchte nur ein gütiges Geschick dafür sorgen, daß die Not der Zeit nachläßt, damit diese stattlichen 15 Bände in recht viele Häuser dringen können. Besonders den Deutschlehrern seien sie dringend empfohlen. Es ist — wenn ich recht beobachte — jetzt besonders schwer, unserer Jugend das gesamte Schaffen Schillers nahezubringen, für seine Gedankenlyrik und seine Bemühungen um Philosophie und Ästhetik fehlt in dieser Zeit anscheinend die Aufnahmefähigkeit. Da müssen wir doppelt dankbar sein, daß uns hier ein feingestähltes Rüstzeug mitgegeben wird, damit wir auch der Jugend beweisen können, welche ewigen Werte hier liegen.

„Schillers philosophische Schriften und Gedichte (Auswahl) mit einer ausführlichen Einleitung von Eugen Kühnemann" wollen in Schillers Weltanschauung einführen. Der reiche Band liegt in 3. Auflage vor. Er eignet sich ganz besonders für den Unterricht.[3])

Wilhelm Schellberg, der sich um Clemens Brentano durch ein ausgezeichnetes Lebensbild große Verdienste erworben hat, bietet jetzt eine Auswahl der „Gedichte von Clemens Brentano". Vermögen uns schon die Gedichte an sich zu fesseln, so gewinnen sie noch durch die Anordnung nach der Zeitfolge. So ergibt sich das Gesamtbild einer tief dichterischen Persönlichkeit und eines leidenschaftlichen Menschen, in dem die Romantik einen besonders bezeichneten Ausdruck fand.[4])

Clemens Schwester Bettina, das nicht minder eigenwillige Kind der Romantik, war in ihrem Gesamtschaffen nur wenigen bekannt. Nun ist mit dem 7. Band die große Ausgabe vollendet, deren erste Bände wir schon besprochen haben.[5]) Der Band enthält die Gespräche mit Dämonen, Gedichte, Märchen und Briefe. Dadurch tritt die Dichterin noch einmal in ihrer ganzen Eigenart vor uns. Diese viel umstrittene Frau, deren Phantasie nicht immer ein Glück war, die aber dank dieser Phantasie eine dauernde Rolle in der Geschichte unserer Dichtung spielt. Wenn man die sieben Bände noch einmal durchblättert, dann staunt man immer wieder, was diese Frau gekonnt und was sie sich zugetraut hat. — Die Ausgabe zeichnet sich gleichermaßen aus durch die Sorgfalt, die der Herausgeber auf die Einleitungen und die Textgestaltungen verwandt hat, wie durch die entzückende Ausstattung. Eine Fülle von Bildern begleitet den Text, Einband und Satzbild sind gewählt.

Von Eichendorffs unsterblichem Taugenichts bietet Hermann Jantzen eine Schulausgabe mit kurzer ansprechender Einführung.[6])

In der Taschenausgabe von Conrad Ferd. Meyers Werken liegen nunmehr Huttens letzte Tage vor, das Werk, in dem sich der Dichter zum ersten Male zu seinem deutschen Volke fand. Die kurze Einleitung von Max Nußberger gibt alles Wesentliche über die Entstehung der Dichtung.[7])

---

2) Leipzig, Bibliographisches Institut.
3) Leipzig, Felix Meiner, Grdz. M. 7,—, geb. M. 8,50.
4) München-Gladbach, Volksvereins-Verlag, Grdz. M. 3.50.
5) Bettina von Arnims sämtliche Werke. Bd. 7. Berlin, Propyläen-Verlag.
6) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 7) Leipzig, H. Haessel.

Die Anzengruber-Ausgabe von Rudolf Latzke und Otto Rommel, auf die wir schon mehrmals hingewiesen haben, ist nun abgeschlossen. Als letzte Bände erschienen Band I (Gedichte und Nachgelassene Fragmente), II (Ländliche Schauspiele), XV, 1 (Prähistorische Erzählungen. Zu eigenem und fremdem Schaffen. Wiener Studien sowie eine Würdigung des Erzählers Anzengruber von Latzke), XV, 2 (Kleine Beiträge und Fragmente und ein Aufsatz von Latzke: Anzengruber als Tagesschriftsteller), XV, 3 (Schriften zum Theater und eine Biographie von Rommel sowie allerlei Verzeichnisse).[8]) Man hat wohl gefragt, ob die ungeheure Mühe, die hier für Anzengruber aufgewandt ist, sich lohnt. Aber wir können es verstehen, daß die Herausgeber einmal alles zusammenbringen wollten, was den Kämpfer Anzengruber zeigt. Erst dadurch wird uns klar, welche gewaltige Schaffenskraft in diesem Manne steckte, die auch trotz der Widerstände der Zeit und der Regierung nicht erlahmte. Anzengruber als Mensch wächst durch diese Ausgabe. Sein Bild als Dichter wird nicht verändert, aber mit einzelnen feinen Zügen ausgestattet. Die ganze Ausgabe ist eine beachtliche Leistung der Herausgeber wie des Verlags, der für eine ansprechende Ausstattung gesorgt hat.

Bücherschau.

Von **Walther Hofstaetter.**

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge, Sein Leben und sein Werk. Leipzig, Inselverlag.

Für uns ist das Wertvolle an diesem Buche nicht der Versuch des Verfassers, Runge als Vorläufer der Expressionisten zu erweisen, sondern das ausgezeichnete Gesamtbild der Persönlichkeit. Man kann die Romantik nicht erfassen, ohne daß man Runge neben Novalis stellt. Das starke Erfülltsein von einer gewaltigen Phantasie offenbart sich bei Runge nicht nur in Malerei und Zeichnung, sondern auch in Dichtungen, von denen Schmidt eine Auswahl beigefügt hat. Mögen sie formell nicht immer befriedigen, ihrem geistigen Gehalt nach dürfen sie auch heute noch Aufmerksamkeit beanspruchen. Schmidts Buch bedeutet in jeder Beziehung eine Bereicherung unserer Erkenntnis von der Romantik. Auf die ausgezeichnete Ausstattung und 80 Bildbeilagen sei ausdrücklich hingewiesen.

Heimatbücher. Leipzig, Brandstetter. **Thüringen,** herausg. von E. L. Schellenberg. Grdz. 5,25.

Daß trotz der Not der Zeit die ausgezeichnete Brandstettersche Sammlung noch fortgesetzt werden kann, muß für jeden Freund unseres Volkes eine Freude sein. Natürlich steht in diesem Bande die große Vergangenheit im Vordergrund von den Zeiten der heiligen Elisabeth über Meister Eckhardt zu Luther und Bach, von Goethe und der Romantik bis zu Liszt. Daneben kommt aber auch die Wirtschaft der Vergangenheit und Gegenwart zu ihrem Recht.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben. 7. Bd. Josef Nadler: Von Art und Kunst der deutschen Schweiz. 10. Bd. Johannes Jegerlehner: Walliser Sagen. Leipzig, H. Haessel.

Die Maynesche Sammlung geht erfreulich weiter. Es bedarf keines Hinweises, daß die Nadlersche Darstellung besonders reizvoll ist. Es lag ja nahe, den Mann, der die Geistesgeschichte besonders nach Stämmen behandelt wissen will, heranzuziehen, damit er die Art seiner jetzigen Heimat schilderte. Johannes Jegerlehner aber, der Schweizer Dichter, kann die Sammlung der Walliser Sagen sehr persönlich einleiten. Schildert er uns doch, wie er landauf landab gezogen ist, um diese Schätze zu gewinnen. So sind es Sagen, die heute noch im Volke lebendig sind.

Haldy, Bruno: Die deutschen Bauernregeln. Jena, Diederichs. Grdz. 4,—.

Die Volkskunde versucht es immer mehr mit Glück, die Ergebnisse ihrer Arbeit in weitere Kreise zu tragen und ihnen zu zeigen, welche Schätze noch im deutschen Boden wurzeln. Wenn es sich um so einen fesselnden Gegenstand handelt wie die Bauernregeln mit ihrem Wechsel von trockener Sachlichkeit und Humor, und wenn das Werk dann noch so entzückend ausgestattet ist, dann darf man sicher sein, daß das Buch seinen Zweck erfüllen wird. Möchten ihm für recht viele Gebiete der Volkskunde Nachfolger erstehen.

Thule. 15. Bd. Snorris Königsbuch, 2. Bd. Übertr. von Felix Niedner. Jena, Diederichs. Grdz. 8,—.

Auf diesen Band der trefflichen Sammlung möchte ich ganz besonders hinweisen. Des Gegenstands wegen: bietet es doch das Leben des norwegischen Nationalhelden Olafs des Heiligen, ein Leben voll mannigfaltigster Wechselfälle und inneren Ringens. Des Verfassers wegen: ist doch Snorri ein ausgezeichneter Darsteller. Die silberne Schale für diesen Goldschatz bildet Niedners glänzende Einleitung.

Neuauflagen.

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart. 3. Teil: Die Jüngsten. Leipzig, H. Haessel.

Ich habe erst vor kurzem auf die ersten beiden Bände hingewiesen, nun ist auch der dritte in neuer Auflage erschienen. Er hat seine besondere Bedeutung, gibt es doch zurzeit kein Buch,

8) Wien, Kunstverlag Anton Schroll u. Co. Je Bd. Grdz. M. 7,—, ganz in Leinen Grdz. M. 8,—.

wo man sich in gleichem Maße über die allerjüngste Dichtung Aufschluß holen kann. Ein erstaunliches Material ist hier verarbeitet.

Matthias, Adolf: Praktische Pädagogik. 6. Aufl. Durchges. und ergänzt von A. Nebe. München, Beck. Grdz. 6,—.

Auf dieses Buch habe ich schon mehrmals aufmerksam gemacht und tue es aus Anlaß der 6. Auflage wiederum sehr gern. Spiegelt es doch die ganze feinsinnige Art des Verfassers wider, die uns allen in so dankbarer Erinnerung ist. Der Herausgeber der neuen Auflage hat ergänzt und fortgeführt, wo die Weiterentwicklung es nötig machte.

von der Pfordten, H.: Deutsche Musik. 3. durchges. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Es ist eine wahre Freude feststellen zu dürfen, daß dieses Buch bereits in 3. Aufl. erscheint. Hebt es doch den nationalen Gehalt unserer Musik überall entschieden hervor. So ist es eines der Werke, die unser Volk zum freudigen Bewußtsein seines Wesens führen sollen, ein wahrer Volksschatz.

Kühlmann, Paul: Staatsanschauungen. Quellenstücke zur Geschichte des Staatsgedankens. 2. umgest. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Grdz. 1,50.

Das Buch führt von Demokrit bis Lenin allerlei Quellen vor aus Reden, Aufsätzen, dazu Einzelaussprüche.

Sammlung Göschen. Neuauflagen. Nr. 279. Jacob, Karl: Quellenkunde der deutschen Geschichte im Mittelalter (bis 1400). 1. Band. 3. verm. Aufl. Nr. 565. Moritz Hoernes: Kultur der Urzeit. II. Bronzezeit. 3. Aufl. besorgt von Friedrich Dehn. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissensch. Verleger. Grdz. 1,—.

Das Jacobsche Buch dient sowohl der ersten Einführung wie zum Nachschlagen. Es bringt alles Wesentliche für die älteste Zeit bis zu den Sachsenkaisern in ansprechender übersichtlicher Form. — Die Bedeutung von Hoernes' Buch liegt darin, daß es die Kupfer- und Bronzezeit in Europa und im nahen Morgenlande vergleicht mit der im ferneren Osten und in Amerika. So werden also die Erscheinungen, die uns aus der Geschichte der Antike und unseres eigenen Volkes bekannt sind, in einen weiteren Rahmen gestellt. — Soeben trifft Bd. 566 ein, der in gleicher Weise die Eisenzeit behandelt.

Lebensbilder.

Caspary, Anna: Maria Zanders. Das Leben einer bergischen Frau. Jena, Diederichs.

Lebensbeschreibungen sind augenblicklich Mode. Daß wir aber von dem Leben dieser Frau Näheres hören, das bedeutet eine wirkliche Bereicherung. Eine Frau, die als junge Witwe die Fabrik ihres Mannes übernimmt und zu einem großen Unternehmen ausgestaltet, die nicht nur ihren Kindern, sondern für ihre ganze große Arbeiterschaft eine mütterliche Erzieherin wird, die daneben Zeit und Energie hat, sich als Malerin auszubilden und für ihre Heimatstadt Bergisch-Gladbach die Gründerin vorbildlicher Musikpflege wird, eine Frau endlich, deren persönlicher unermüdlicher Werbetätigkeit wir die Rettung des bergischen Domes in Altenberg verdanken, eine solche Frau kennen zu lernen, ist Gewinn. Das Buch verdient weiteste Verbreitung.

Sinzig, Petrus O. F. M.: Lebendig begraben? Freiburg, Herder.

Petrus Sinzig, ein deutscher Mönch aus dem Rheinland, bedeutet für das Deutschtum in Brasilien Ungeheures. Er ist Gründer des größten Brasilianischen katholischen Tageblattes und Leiter der größten Kinozeitschrift. Er ist Verfasser zahlreicher portugiesischer Romane und wissenschaftlicher Schriften. Er erfreut sich als Komponist hoher Achtung und ist ein beliebter Dirigent des größten Orchesters in Rio de Janeiro. Dabei ist er, der als Novize schon die Heimat als Missionar verlassen hat, stets ein guter Deutscher geblieben, hat die Deutschen im Weltkriege zu machtvollen Kundgebungen zusammengefaßt und wird in diesem Jahre bei der Jahrhundertfeier Brasiliens durch eine große Ausstellung für die deutsche religiöse Kunst werben. Seine Lebenserinnerungen lesen sich stellenweise wie ein Roman.

Diesem Lebensbild reihen wir zwei weitere an:

Kinzig, Joh. S. J.: Der große Schwarzrock. Ebenda.

Der Held dieses Buches ist der holländische Indianermissionar Johannes de Smet, der im Felsengebirge und als Apostel der Sioux gewirkt hat.

Peter, Joh.: Der Richterbub. Ein Heimatbuch. Ebenda.

Ein schlichtes Buch des Böhmerwalddichters, erfüllt von einer starken Liebe zur Heimat, zu jenem Grenzlande von wunderbarer Naturschönheit.

Erzählende Werke.

Herwig, Franz: Die Stunde kommt. Ein Roman vom Gardasee. Freiburg i. B., Herder. Grdz. 4,—.

Herwig ist uns längst bekannt als ein Künder der Vergangenheit. Dies Werk läßt in einer Nacht den Dichter die Schicksale aller derer erleben, die vor ihm einen alten Palast bewohnt haben, und deren jeder die Stunde der inneren Erkenntnis erlebt hat, die nun selbst auch dem Dichter zuteil wird.

Gjellerup, Romulus: (Novellen-Bibliothek.) Leipzig, Quelle u. Meyer.

Der feinsinnige Beobachter der Menschen und der mitfühlende Tierfreund in Gjellerup wirken hier zusammen, um ein ergreifendes Tierschicksal mit der Entwicklung einer Frauenseele zu verbinden. Das Buch ist leicht geschrieben, hat aber eine ernste Bedeutung.

Schmidt, Helmut: Der tolle Magister. Ebenda.

Eine Novelle aus der Zeit unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege, die wieder einmal das Thema anschlägt von der Unterdrückung des Rechts und dem vergeblichen Kampf der Unterdrückten. Die innere Freiheit siegt, auch bei äußerem Untergang.

Scharrelmann, Wilhelm: Traumland. Ebenda.

Ein Buch, das Scharrelmann wieder von ganz neuer Seite zeigt. Dreimal kehrt die Seele eines sehnenden Menschen in die Vergangenheit zurück und erlebt noch einmal, wie ihm dreimal im früheren Dasein die geliebte Frau begegnete und entschwand. Liebessehnsucht und der Glaube an eine Wiederkehr aller Dinge verbinden sich hier zu einem feinen Gewebe, das dauernd in der Erinnerung bleibt.

Schröer, G.: Die Bauern von Siedel. Roman. Ebenda.

Das ist eins der Bücher, wie sie unser deutsches Haus braucht. Das Bauerntum während und nach dem Kriege, all die Gefahren, die ihm drohten, und denen viele erlagen; und all der mutige Kampf, den die anderen führten gegen die Versuchung, sich ungerecht zu bereichern. Ein Buch, das nichts verschweigt und nichts verschönt, aber doch getragen ist von dem Glauben an das Gute in unserem Volk. Ein mutiges, wegweisendes Buch.

Westkirch, Luise: Der Wehrwolf. Leipzig, Reclam.

Was den vorliegenden Roman über die bloße Unterhaltungsliteratur heraushebt, ist der volkskundliche Einschlag. Der alte Glaube an den Wehrwolf, der noch tief in den Seelen der Bauern steckt, trägt die Handlung.

Verschiedenes.

Naumann, Carl W.: Das Paradies der Tiere. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Ein ganz entzückendes Buch. Tiergeschichten, Märchen und Fabeln, von Gellert bis zur Gegenwart. Mit Geschmack gesammelt und geordnet und durch frische Bilder belebt, für unsere Kinder eine Freude, für uns Alte Gelegenheit zum Rückblick in das Land unserer Jugend.

Schmerler, Max: Druhm be runs. Ernste und heitere Geschichten aus dem sächsischen Musikwinkel. Dresden-Wachwitz, Wittig u. Schobloch.

Schon einmal hat Schmerler das heimische Vogtland in Erzählungen gefeiert und sich damit Freunde erworben. Nun kommt er wieder mit kleinen Erzählungen, zum Teil in Mundart, die uns mitten hinein führen in das Leben jener arbeitstüchtigen und doch heiteren Menschen.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1923, herausg. von Wilhelm Kosch. München, Parcus u. Co.

Eichendorff, Novalis, Christian Brentano, Uhland, dazu Philipp Veit; neben dieser alten Romantik Vertreter der heutigen. So ist das Buch auch in seinem 14. Jahrgang ein Sammelpunkt für alles, was romantisches Leben in Deutschland heißt.

Lamer, Hans: Altorientalische Kultur im Bilde. 2. Aufl. (Wiss. u. Bildung 103). Leipzig, Quelle u. Meyer.

Der Band ergänzt trefflich die in der gleichen Sammlung erschienenen Bildbände und regt zu vergleichenden Betrachtungen der alten Kulturen lebhaft an.

Reclams Universalbibliothek. Neue Bände Nr. 2444. Shakespeare: Hamlet (Bühnenbearb.). Nr. 4726. Schopenhauer: Über Religion. Nr. 6353. Ausgewählte Reden des Lysias III. Nr. 6354, 6355. Kommentar zu Dantes Göttlicher Komödie. Nr. 6356. Hu-Kiao-Li, ein chinesischer Familienroman. Nr. 6357, 6358. Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums II. Nr. 6359. Hans Järlin: Vaterfreuden. Nr. 6361. Jakob Bührer: Junger Wein. Nr. 6362, 6363. Brehm: Riesen der Tierwelt. Nr. 6364—6366. Edgar Allen Poe: Die Abenteuer Gorden Pyms. Nr. 6367, 6368. Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums III. Nr. 6369. Hellmuth Unger: Mammon. Nr. 6370. Adolf Obée: Der Globus und Tante Nelly.

Es ist unmöglich, alle diese Werke einzeln zu würdigen. Die meisten Titel sprechen ja schon für sich selbst. Aber gern benutzen wir die Gelegenheit, wiederum festzustellen, wie wir alle dem Verlage zu Dank verpflichtet sind, daß er unermüdlich für die sorgt, denen sonst eine Bereicherung ihrer Bücherei unmöglich wäre.

Zeitschrift: Die schöne Literatur. Herausg. von Will Vesper. Leipzig, Ed. Avenarius. (14tägig 1 Heft, monatl. z. Z. M. 700,—.)

Im neuen Gewand mit erweiterter Mitarbeiterschar erscheint diese Zeitschrift zur Fortbildung der Amtsgenossen sehr geeignet. Sie berichtet über neue Bücher, Zeitschriften und Bühnen und behandelt jedesmal in einem Leitaufsatz einen Dichter oder eine wichtige Neuerscheinung. In den vorliegenden Heften: Christoph Netzles Weltgesang, Gerrit Engelke, den jung gefallenen Arbeiterdichter, E. T. A. Hoffmanns Briefe, Otto Stoessl, den Wiener Dichter, und Robert Brussil. Sehr wesentlich ist die Beigabe der Jahresernte (in Heftform), sie bringt zunächst eine Novelle von Will Vesper, dann eine von Otto Stoessl und beginnt mit Märchen von Wilhelm Schmidtbonn. Ich mache besonders die Lesezirkel der Kollegien auf diese sehr anregende Zeitschrift aufmerksam.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1923 Jahrgang 37
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf Seite 3 des Umschlages

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und **Friedrich Panzer**

Der laufende Jahrgang erscheint in 4 Heften. Abonnementspreis für das 3. Vierteljahr M. 5000; für Mitglieder des „Deutschen Germanisten-Verbandes“ bei Bestellung durch denselben M. 3750. Einzelheft: Grundpreis M. —.65 × Schlüsselzahl des Börsenvereins. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag, da der Postbezug aus technischen Gründen aufgehoben werden mußte.

Argentinien: Peso-Pap. 2.10; Belgien: Fr. 18.—; Brasilien: Milr. 7.20; Bulgarien: Lewa 72.—; Chile: Peso-Pap. 6.60; Dänemark: Kr. 5.40; England: Schill. 4 d 10; Finnland: Marka 30.—; Frankreich: Fr. 15.—; Griechenland: Drach. 36.—; Holland: Fl. 3.—; Japan: Yen 2.40; Italien: Lire 18.—; Jugoslawien: Din. 60.—; Norwegen: Kr. 6.—; Portugal: Milr. 18.—; Rumänien: Lei 180.—; Schweden: Kr. 4.20; Schweiz: Fr. 6.—; Spanien: Pes. 6.—; Tschechoslowakei: Kr. 27.—; Ver. Staaten und Mexiko: Doll. 1.20.

Zur gefl. Beachtung!

Um keine Unterbrechung in der Zustellung der Zeitschrift eintreten zu lassen, wird der Verlag sich erlauben, die für das 3. Vierteljahr 1923 fällig werdenden Bezugsgebühren von

Mark 5000

durch Postnachnahme zuzüglich Spesen zu erheben, falls ihm der Betrag innerhalb 10 Tagen nicht direkt — Postscheckkonto Leipzig 51272 — zugegangen sein sollte.

Leipzig, im Juli 1923. B. G. Teubner.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Aussprachеübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenschau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Aufklärung und Sturm und Drang im Spiegel der Kinderrolle.[1]

Eine Basler Doktorrede.

Von Clara Stockmeyer in Basel.

Das Jahr 1768 brachte dem deutschen Theater eine bedeutsame dramatische Neuschöpfung. Es war Gerstenbergs Ugolino, ein Werk voll ungestümer Leidenschaft, über das die Bewunderer des rührseligen bürgerlichen Schauspiels ebenso bedenklich den Kopf schütteln mochten wie die Anhänger der regelmäßigen Tragödie nach französischem Muster, das aber die literarischen Neuerer als ein erfreuliches Zeichen der Zeit betrachteten.

Dem Drama liegt die bekannte grausige Episode aus Dantes Inferno zugrunde. Ugolino, der seine Macht über Pisa mißbraucht hat, ist vom Haupte der Gegenpartei, dem grausamen Erzbischof Ruggieri, zum Tode verurteilt und samt seinen drei Söhnen im Hungerturm eingeschlossen worden. Hier hungern die Beklagenswerten durch fünf Akte hindurch unter verzweifeltem Jammern und schrecklichen Verwünschungen ihrem qualvollen Ende entgegen. Am Schlusse des Dramas sind die Söhne glücklich tot, Ugolino aber lebt immer

1) Vgl. zu den nachstehenden Ausführungen: Otto Heinr. v. Gemmingen, Der deutsche Hausvater oder die Familie, II, 1. — Gerstenberg, Ugolino. — Goethe, Götz von Berlichingen, vor allem I. Akt. Leiden des jungen Werther, Brief vom 16. Junius. Wilhelm Meisters theatralische Sendung, I. Buch, Kap. 1—15. — F. G. W. Großmann, Nicht mehr als sechs Schüsseln, III, 17; IV, 3; 11; 12; V, 4. — Friedrich Maximilian Klinger, Otto, I, 5; III, 1; 6. Das leidende Weib, I, 3; 6; V, 1; 7. Die Zwillinge I, 2; III, 1. Szenen aus Pyrrhus' Leben und Tod, 1; 5; 7. — J. A. Leisewitz, Julius von Tarent, I, 6; II, 6; IV, 2. — J. M. R. Lenz, Der Hofmeister oder die Vortheile der Privaterziehung, I, 2; 4; 5; 6; II, 2; 5. Der neue Menoza, III, 4. Der tugendhafte Taugenichts: 1. Bearbeitung, I, 1; II, 1; 2. 2. Bearbeitung, I, 2. (Lenzausg. v. Franz Blei, Bd. III.) Die alte Jungfer: 1. Entwurf, 2 (Bd. III, 301 ff.). — Heinr. Ferd. Möller, Sophie oder der gerechte Fürst, III, 5; 8. — Justus Möser, Arminius. — Joseph v. Petrasch, Die altväterische Erziehung. — Gottl. Konr. Pfeffel, Dramatische Kinderspiele. — Schiller, Don Carlos, IV, 9. — Joh. Friedr. Schink, Adelstan und Röschen. — Heinr. Leop. Wagner, Der wohlthätige Unbekannte. Die Reue nach der That, I; III; VI. — Richard Maria Werner, Ludwig Philipp Hahn, Straßburg 1877 (Quellen u. Forschungen, 22), S. 21 ff. — Ferner: Otto Brahm, Das deutsche Ritterdrama im 18. Jahrhundert, Straßburg 1880 (Quellen u. Forschungen, 40), S. 153. — Compayré, Die Entwicklung der Kinderseele, übersetzt v. Chr. Ufer, Altenburg 1900. — Hildegard Schmidt, Das Kind in der englischen Lyrik, Freiburg i. Br. 1915. — James Sully, Untersuchungen über die Kindheit, Leipzig 1897. — Tetzlaff, Die Kindergestalten bei den englischen Dramatikern vor Shakespeare und bei Shakespeare selbst. Halle 1898. — Thümmel, Shakespeares Kindergestalten. Shakespeare-Jahrbuch, Bd. X, 1875. — Rudolf Unger, Hamann und die Aufklärung. Jena 1911, S. 38 ff. — Joseph Zorn, Die Motive der Sturm- und Drang-Dramatiker. Bonn 1909. — Elisabeth Zuber, Kind und Kindheit bei George Eliot. Frauenfeld 1919.

noch, und der Zuschauer verläßt ihn in der peinlichen Ungewißheit, wielange die Quälerei wohl noch dauern werde.

Den Leser von heutzutage vermag das Ugolino-Drama nicht mehr zu erwärmen. Die allzu starke Häufung des Gräßlichen wirkt auf unsre sensibleren Nerven nicht nur peinlich und widerlich, sondern geradezu komisch. Überhaupt kann der Gedanke, diesen schauerlichen Stoff aus dem Epos ins Drama hinüberzunehmen, nicht eben glücklich genannt werden; es gibt eben Dinge, die man allenfalls erzählen hören, niemals aber auf dem Theater mit ansehen mag.

Der historischen Bedeutung des Dramas geschieht aber durch seine Mängel kein Eintrag; der Ugolino bildet einen Markstein in der Geschichte der deutschen Literatur; denn mit ihm tritt diese in jene stürmische aber fruchtbare Periode, die wir als Sturm und Drang zu bezeichnen pflegen. Der Ugolino eröffnet die Reihe der wilden, formlosen, in Shakespearischem Stil gehaltenen Geniedramen.

Von den zahlreichen Neuerungen nach Sprache, Charakterdarstellung, Stoffwahl, Form und Aufbau des Dramas, die von Gerstenberg auf die Geniedramatiker übergegangen sind, soll uns hier nur eine beschäftigen. Der „Ugolino" ist nämlich seit langer Zeit das erste deutsche Drama, wo die Kinderrolle einer eingehenden Beachtung und die Kinderfigur einer verständnisvollen Darstellung gewürdigt wird. Von den drei Söhnen Ugolinos ist der älteste ein zwanzigjähriger Jüngling, die beiden jüngeren sind Knaben von 13 und 6 Jahren. Szenenlang spielt sich die Handlung zwischen den beiden Kindern ab. Und Gerstenberg will diese als Kinder aufgefaßt wissen. Er nennt ausdrücklich ihr Alter, versucht auch, die durch das verschiedene Alter bedingten Wesensunterschiede zur Geltung zu bringen und die kindliche Einfalt des kleinen Gaddo gegen die bubenhafte Keckheit seines älteren Bruders zu kontrastieren. Wieweit ihm seine Intentionen gelungen sind, davon soll später noch die Rede sein.

Gerade diese Neuerung stach den Stürmern und Drängern mächtig in die Augen, und es ist kaum einer unter ihnen, der sie sich nicht auf irgendeine Weise zu eigen gemacht hätte.

Es ist eine große und bunte Kinderschar, die im Geniedrama ihr Wesen treibt. Gleich das nächste bedeutende Stück in Shakespeares Manier, Goethes Götz, bringt zwei Kindergestalten, Georg und den kleinen Karl. Die beiden Erstlingsdramen Friedr. Max. Klingers, des Freundes und Landsmannes von Goethe, enthalten mehrere wohlgelungene Kinderszenen. Heinrich Leopold Wagner fügt seiner „Reue nach der Tat" breit ausgeführte Kinderszenen ein. In Schillers „Don Carlos" tritt eine kleine spanische Infantin auf. In einem zweiten Ugolinodrama, dessen Verfasser Ludwig Philipp Hahn ist, kehren die beiden Knaben Anselmo und Gaddo wieder, usw., die Beispiele ließen sich noch um viele vermehren. Und als ob damit dem Kinde noch nicht genug Ehre angetan wäre, lassen die Geniedramatiker ihre erwachsenen Helden sich in

Kindheitserinnerungen ergehen oder Erinnerungen an Kinder zum besten geben.[1])

Wie kamen Gerstenberg und seine Nachfolger dazu, die Kinderrolle wieder zu Ehren zu bringen und von den Kindern soviel Aufhebens zu machen? Für Gerstenberg selbst scheint die Antwort auf der Hand zu liegen. Er war durch seinen Stoff gewissermaßen zur Darstellung von Kinderfiguren genötigt. Bei Dante sind Ugolinos Söhne Knaben, und es hätte sicher dem Drama nicht zum Vorteil gereicht, wenn der Dichter hierin von seiner Quelle abgewichen wäre. Doch sogleich erhebt sich die weitere Frage: Warum hat Gerstenberg denn diesen Stoff gewählt, wenn es ihm nicht eben um die Schilderung von Kindern zu tun war? Irgendeine andere Episode aus Dante hätte ebensogut als Vorlage dienen können.

Oder liegt hier etwa ein Fall von künstlerischer Abhängigkeit vor, von Beeinflussung durch eine Tradition, von Anlehnung an ein großes literarisches Vorbild? Gerade für die Gestaltung der Kinderrolle existierte ein Vorbild und zwar eins, auf das die Geniedramatiker große Stücke hielten: Shakespeare.

Seit den Zeiten Gottscheds, der selbst noch ein treu ergebener Anhänger der regelmäßigen klassizistischen Tragödie war, war Shakespeares Einfluß in Deutschland stetig gewachsen. Im Sturm und Drang hatte sich das Shakespeareinteresse zur Shakespeareverehrung, ja zum Shakespearekultus gesteigert. Gerstenberg selbst war ein großer Shakespearekenner und hatte in seinen theoretischen Schriften Shakespeares Kunst den Weg zu bereiten gesucht.

Shakespeares Dramen enthalten eine ganze Anzahl von Kinderrollen. Nie weicht er den Kinderfiguren aus, wenn sie ihm durch seine Quellen nahegelegt sind. Neben kecken, übermütigen Schlingeln treten Gestalten voll zarter Lieblichkeit auf, die sich wirkungsvoll von einem dunkeln Hintergrund von Greueln und Verbrechen abheben.

Man ist geneigt, die Frage, ob Shakespeare imstande gewesen sei, kindliche Kindergestalten zu schaffen, unbesehen mit ja zu beantworten, nämlich deshalb, weil auch manche erwachsene Helden seiner Dramen kindliche Züge tragen. Othello z. B. in seiner Triebhaftigkeit und Primitivität ist ein großes Kind.

Im großen und ganzen wird man bei näherem Zusehen diese Vermutung auch bestätigt finden. Der große Seelenkenner Shakespeare hat es tatsächlich vermocht, sich in das kindliche Seelenleben hineinzudenken. Er läßt auch in dieser Beziehung die begabten zeitgenössischen Dramatiker weit hinter sich.

1) So schildert Götz, was er im Gegensatz zu seinem Söhnchen für ein anstelliger Junge gewesen sei. Gretchen (im Urfaust) erzählt vom verstorbenen Schwesterchen, an dem es Mutterstelle vertreten hat. Der wilde Guelfo in Klingers Zwillingen weist bitter darauf hin, wie er dem scheinheiligen Bruder, der ihm überall vorgezogen wird, doch schon als Kind in allen Stücken überlegen gewesen sei. Und der Fürst in Leisewitzens Julius von Tarent erinnert sich, daß sein Sohn Guido, den ein maßloser Ehrgeiz verzehrt, als Knabe beim Spielen immer habe König sein wollen.

Nur muß man seinen Kinderfiguren nicht allzu pedantisch auf die Finger sehen und nicht jedes ihrer Worte auf die Goldwage legen. Nichts ist leichter, als an einzelnen ihrer Aussprüche Verstöße gegen die Naturwahrheit nachzuweisen. Will man ihnen gerecht werden, so muß man über solche Stellen hinweglesen und sich an die großen Züge halten.

Beim Lesen des „Ugolino" stellen sich unwillkürlich die Bilder Shakespearescher Kindergestalten ein, namentlich derjenigen, die, wie Ugolinos Knaben, im Kerker schmachten oder sonstwie in der Gewalt eines bösen Feindes sind: etwa die Arthurs aus dem „König Johann" oder der beiden im Tower gefangenen Prinzen aus „Richard III." oder endlich des jugendlichen Edward III. aus „Heinrich VI.".

Auf die Kinderdarstellung der Stürmer und Dränger hat Shakespeare mittelbar durch Gerstenberg und unmittelbar gewirkt. Denn auch sie kannten und lasen ihn und sahen in ihm ihr Ideal eines Dramatikers, den Repräsentanten jener genialen Regellosigkeit, die sie selber anstrebten.

Es ist kein Zufall, daß gerade die Richtung im Drama, die stofflich Shakespeare am nächsten steht, nämlich das Ritterdrama, die meisten Kinderszenen bringt. Auch hier ließen sich im einzelnen eine Menge Beziehungen nachweisen.[1])

Trotz aller Vergleichsmöglichkeiten besteht aber doch eine große Kluft zwischen Shakespeares Kinderfiguren und denen der Stürmer und Dränger. Bei Shakespeare sind die Kinderrollen auf ein weises Maß beschränkt. Das Kind ist, bei aller Sympathie des Dichters, doch nur Mittel zum Zweck. Es ist um der Erwachsenen willen da, dient dem Dichter zu Kontrastwirkungen oder zur Charakterisierung von Personen und Milieus. Seine Aktionsfähigkeit ist immer durch eine strenge Unterordnung unter den Zweck des Ganzen begrenzt.

Den Kinderfiguren des Geniedramas dagegen spürt man es an, daß sie aus der Freude am Kindlichen heraus geschaffen sind. Sie sind viel mehr als ihre Vorbilder bei Shakespeare um ihrer selbst willen da; sie bewegen sich mit größerer Freiheit, drängen sich mehr in den Vordergrund, oft so sehr, daß die dramatische Geschlossenheit darunter leidet. An die Stelle des Kinderverständnisses ist bei den Stürmern und Drängern die Kinderverehrung, an die Stelle der diskreten Behandlung der Kinderrolle das Schwelgen in Kinderszenen getreten. Die schauspieltechnischen Bedenken, die man gegen die Verwendung und gegen eine so ausgiebige Verwendung der Kinderrolle erheben kann, fochten die Geniedramatiker nicht an; um die Spielbarkeit

1) Um nur ein Beispiel zu nennen: die im Geniedrama häufig vorkommende Figur des gelehrten Musterschülers hat Goethe aus Shakespeares „Lustigen Weibern" in seinen „Götz" hinübergenommen. Von dort ist sie in Klingers Ritterstück „Otto" übergegangen, dann in sein bürgerliches Drama „Das leidende Weib", dann in Lenzens Fragment „Der tugendhafte Taugenichts" und schließlich in Gemmingens „Deutschen Hausvater".

ihrer Stücke haben sie sich keine Sorgen gemacht. — Man sieht: gerade wenn man dem, was der Kinderrolle im Geniedrama ihr charakteristisches Gepräge gibt, auf die Spur kommen will, so läßt einen Shakespeare mehr oder weniger im Stich.

Bevor wir nach weiteren Erklärungen suchen, soll einmal die Frage aufgeworfen werden, worin denn eigentlich die Kindlichkeit des Kindes bestehe.

Das Kindliche gehört zu den Dingen, die sich leichter ahnen und fühlen, als definieren und beschreiben lassen. Wollte man alle die Eigenschaften zusammenfügen, die die Kinderpsychologen als zu dem Begriff Kindlichkeit gehörig bezeichnen, so würde noch lange kein Bild des Kindes entstehen. — Zum Wesentlichen am Kinde gehören, wie uns jene Psychologen sagen, Naivität, Ursprünglichkeit, vor allem ein Vorherrschen der irrationalen Seelenkräfte über die rationalen, des Gefühls und der Phantasie über das logische Denken. Die lebhafte Einbildungskraft macht das Kind zum kleinen Künstler, läßt es in konkreten Bildern denken und in Metaphern sprechen. Das Kind ist ein primitives Wesen, dem die durch die Überlegung geschaffenen Hemmungen fehlen; es ist nicht nur natürlich, sondern naturhaft und triebhaft; die Sinnlichkeit, die animalischen Triebe überwiegen über die Vernunft. Bezeichnend ist auch sein intensiver Tätigkeitstrieb, seine durch keinerlei Zweifel am eigenen Können behinderte Unternehmungslust. — Das Kind vereinigt in sich die größten Widersprüche; es ist gemütvoll, und dabei doch von einem naiven Egoismus, zutraulich und scheu, hilfsbedürftig und selbständig, originell und doch allen fremden Einflüssen offen; träumerisch und praktisch, sorglos und grüblerisch, zugleich Phantasiemensch und Wirklichkeitsmensch.

Mit dieser Charakteristik der Kindesnatur haben wir unversehens auch das Wesen des Sturmes und Dranges bezeichnet. Dieser besaß entweder die eben angeführten Eigenschaften oder er schätzte und erstrebte sie. Phantastisch und realistisch zugleich, dem Irrationalen zugewandt, nach Originalität und Natürlichkeit strebend, gefühlvoll und tatenlustig, war er zu einem besseren Verständnis der Kinderseele prädestiniert. Weil er der Kindesnatur kongenial war, hatte er Neigung und Geschick zur Kinderdarstellung. Ein gütiges Schicksal bot ihm in Shakespeares Kinderszenen die Form dar, in die er seine Kinderverehrung gießen konnte — ein Glücksfall, der selbstverständlich dieser Verehrung noch Vorschub leistete.

Diese Fähigkeit, lebendige Kindergestalten zu schaffen, war nun ein Vorzug, den der Sturm und Drang vor anderen Zeiten voraus hatte, namentlich vor seiner unmittelbaren Vorgängerin, der rationalistischen Aufklärung.

Die rationalistische Aufklärung besaß im rührseligen Familienschauspiel eine Dramenform, die einen günstigen Boden für die Kinderdarstellung hätte abgeben können. Allein man kann Bände solcher Dramen durchblättern, bis man überhaupt auf eine Kinderfigur stößt; und wenn man einmal Kindern begegnet, sind sie so gründlich mißraten, daß man auf ihre Anwesenheit gerne

verzichten würde. Wie beim Sturm und Drang die Fähigkeit zur Kindergestaltung auf einer inneren Wahlverwandtschaft mit dem Kinde beruhte, so lag bei der Aufklärung das mangelnde Geschick in einer Unfähigkeit zum Verständnis begründet.

Woher aber hätte dem Rationalismus das Verständnis für die Kinderseele kommen sollen? Er besitzt — im Gegensatz zum Sturm und Drang — ein unbedingtes Vertrauen in die Allmacht des rationalen Denkens, dagegen ein unbesiegbares Mißtrauen gegen alles begrifflich nicht Faßbare. Er geht auf das Feste, Fertige aus, hat aber wenig Sinn für Werden und allmähliche Entwicklung. Ihm fehlt das Organ für das Naturhafte, Ursprüngliche, für das Schlichte, Einfache und Naive. Er übersieht Ursprung und Weg und richtet seinen Blick einseitig nach dem Ziel, an dessen Erreichung er mit unverwüstlichem Optimismus glaubt.

Nicht als ob der Rationalismus ganz achtlos am Kinde vorübergegangen wäre. Auch er hat an seinem Teil dazu beigetragen, dem 18. Jahrhundert den Ehrentitel eines pädagogischen Jahrhunderts zu erringen. Aber er schätzt das Kind nicht um dessentwillen, was es ist, sondern um dessentwillen, was es werden soll. Sein Streben geht naturgemäß dahin, dem Menschen so schnell wie möglich über dieses beschämende Stadium der Unvernunft und Unfertigkeit hinwegzuhelfen. Dies zeigen u. a. die moralischen Kinderbücher aus der Zeit der rationalistischen Aufklärung.[1])

Das Aufklärungsdrama schaltet, wie gesagt, die Kinderfigur aus, wo es nur immer kann, auch bei Stoffen, wo ein Geniedramatiker ohne Kinderdarstellung niemals ausgekommen wäre. Allerdings, ganz vermeiden ließ sich die Kinderrolle in einer Dramengattung nicht, die, wie das bürgerliche Schauspiel des Aufklärungszeitalters, vorwiegend der Schilderung des häuslichen Milieus gewidmet war. Auch gab es geschichtliche Stoffe, aus denen man, wollte man nicht den historischen Sinn des Zuschauers verletzen, die Kinderfiguren nun einmal nicht streichen konnte. Wie hätte es z. B., um ein mehrmals behandeltes Thema zu nennen, Arminius' Gattin Thusnelda wagen dürfen, am römischen Triumphzug ohne ihr Söhnlein zu erscheinen? So ist denn das Aufklärungsdrama zu einer beschränkten Anzahl von Kindern gekommen. Diese sind freilich nichts weiter als bloße Trabanten der Erwachsenen, die zu deren Charakteristik oder zur Charakteristik irgendeiner Situation dienen und dadurch ihre Daseinsberechtigung erhalten. Man läßt sie auch so wenig wie möglich zu Worte kommen und heißt sie verschwinden, sobald es irgendwie angeht. Der kleine Tumelicus in Justus Mösers „Arminius" spricht keine fünf Sätze und das Kind Arabella in Lessings „Miß Sara" tritt nach dem II. Akt nicht mehr auf.

1) Etwa die von Pfeffel 1769 herausgegebenen für Kinder unter zehn Jahren bestimmten „Dramatischen Kinderspiele", die keine einzige Kinderrolle enthalten. Ihr Zweck ist, „der Jugend eine sinnliche Moral beizubringen", indem sie sie in der Denk- und Redeweise der Erwachsenen üben.

Vor allem aber hält sich das Aufklärungsdrama für die leidige Gegenwart der Kinder dadurch schadlos, daß es diese mehr oder weniger zu Erwachsenen macht; bewußt und absichtlich, indem es die obere Grenze der Kindheit so weit wie möglich hinunterrückt; unbewußt, indem es bei denen, die es selber als Kinder aufgefaßt sehen möchte, eben den kindlichen Ton nicht zu treffen weiß. Die 15 jährige Tochter in Petraschs Stück „Die altväterische Erziehung" oder der 13 jährige Kadettenschüler in Möllers „Sophie" werden bereits zu den Großen gezählt. Wie es aber den ganz Kleinen ergeht, zeigt am besten die Arabella in Lessings „Miß Sara" in der Szene, wo sie ihren Vater Mellefont bittet, zu ihrer Mutter, der Marwood, zurückzukehren. Was für geschraubte Reden fallen von den Lippen des kleinen Mädchens! „Sie uns verlassen? Sie uns auf ewig verlassen? War es nicht schon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jetzt vermißt haben? Wir sollen Sie wieder vermissen? Sie haben uns ja oft gesagt, daß Sie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben; denn ich wünschte, Sie nie zu verlassen." oder: „Er seufzt ja, Madam. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht? So lassen Sie uns doch mit ihm seufzen." Wie viel überzeugender hat doch 150 Jahre früher Shakespeare in der Blendungsszene seines „König Johann" kindliches Bitten darzustellen vermocht! Unwillkürlich kommt einem bei dieser mißlungenen Kinderfigur jenes ebenfalls mißlungene Kinderporträt in den Sinn, das den siebenjährigen Gotthold Ephraim Lessing in Frack und Perücke und seinen etwas jüngeren Bruder in Priestertalar und Bäffchen darstellt. Man könnte vielleicht einwenden, die unkindliche Arabella sei ebensosehr auf Lessings eigenes Konto, als auf das der Aufklärung zu setzen, und Lessing wäre auch zu anderen Zeiten nie ein großer Kinderdarsteller geworden. Allein, Lessing ist nun einmal ein typischer Vertreter des Rationalismus; auch ist die Arabella lange nicht das einzige Kind dieses Schlages, das im Aufklärungsdrama vorkommt. Hören wir z. B., wie noch in einem Rührstück aus dem Jahre 1776, in Schinks „Adelstan und Röschen", ein achtjähriger Knabe das Unglück seiner Schwester beklagt. Er sagt u. a.: „Da kam einer vom Hof, schlich sich mit glatten Worten bei ihr ein, verführte sie und nachher ließ er sie sitzen und sie grämte sich zu Tode." Darauf zitiert er den Verführer vor das jüngste Gericht.

In allen diesen Kinderfiguren tritt eben jene vorwärtsblickende, vom Ursprung weg auf das Ziel gerichtete Tendenz zutage, die ein wesentliches Merkmal der rationalistischen Aufklärung ausmacht.

Eines kommt merkwürdigerweise im Drama des Rationalismus selten vor, nämlich daß man das Kind, um seine Minderwertigkeit zu beweisen, in direkt ungünstigem Lichte darstellt. Unseres Wissens versucht nur ein Stück etwas Derartiges, und dazu noch eins, das halb und halb zum Sturm und Drang gehört: Großmanns „Nicht mehr als sechs Schüsseln". Dort kommt ein ungezoge-

ner, ungehorsamer Junge vor, dessen Bosheit hauptsächlich den Zweck hat, der Vortrefflichkeit des Vaters als Folie zu dienen.

Der Umschwung, der uns im Sturm und Drang als vollendete Tatsache entgegentritt, hatte sich ganz allmählich vorbereitet. Er ging vom Sensualismus, jener zweiten Richtung der Aufklärung, aus, deren Ausgangspunkt von dem des Rationalismus so weit nicht ablag, der aber im Laufe der Entwicklung dazu gekommen war, vieles anzubeten, was jener verbrannt hatte. Er besaß gerade das, was dem Rationalismus abging: Verständnis für die irrationale Seite des menschlichen Seelenlebens, Sinn für das Werdende, das Einfache, das Primitive. Die stärksten Anregungen hat der Sturm und Drang natürlich von Rousseau empfangen, Rousseau, der aus dem Sensualismus hervorgegangen ist, der in sein Denken rationalistische Elemente aufgenommen hat, der aber über beide Richtungen weit hinausführt. Rousseaus rückwärtsgerichtete, den primitiven Zeiten zugewandte Weltbetrachtung bildet die Vorbedingung für sein Interesse am Kinde, für das er übrigens ein unmittelbares Verständnis besessen haben muß. Das Kind ist die letzte Zufluchtstätte, die der reinen, unverfälschten Natur in der Menschheit noch geblieben, und darum ist es ein interessantes und verehrungswürdiges Wesen.

Bekanntlich lernt man aber eine Sprache verstehen, lange bevor man sie sprechen kann; und Rousseau, der sich im „Emile" als feiner Kinderbeobachter zeigt, ist nicht imstande, den in seiner „Neuen Heloise" vorkommenden Kindern warmes Leben einzuflößen. Auch mit seiner eigenen Kindheit weiß er in den „Confessions" literarisch herzlich wenig anzufangen.

Lebensfähige Kindergestalten zu schaffen blieb der englischen und der französischen Romantik vorbehalten und dem deutschen Sturm und Drang. Auch im Aufklärungsdrama, das während der 70 er und 80 er Jahre neben dem eigentlichen Geniedrama her weiterläuft, ist etwas vom Einfluß des „Emile" zu spüren. Ihm ist es zu verdanken, daß ein Rührstück wie Möllers „Sophie, oder der gerechte Fürst", sonst ein Aufklärungsprodukt reinsten Wassers, es zu einer recht leidlichen Kinderszene bringt.

Der Sturm und Drang trägt neben anderen charakteristischen Merkmalen einer Übergangszeit auch das an sich, daß in ihm sich Altes und Neues in buntem Durcheinander mischt. Die jungen Genies wissen gar nicht, wie abhängig sie noch von mancher alten Tradition sind, der sie doch den Tod geschworen haben.

Dies trifft auch für die Kinderdarstellung zu. Der altkluge Kindertypus erscheint noch hin und wieder als ungebetener Gast im Geniedrama, so etwa in Heinrich Leopold Wagners Dramolett „Der wohltätige Unbekannte". Auch die einzige Kindergestalt aus Schillers Sturm- und Drangzeit, die Infantin in „Don Carlos", steht nicht über den Kindergestalten der Aufklärungsdramen. Etwas besser sind ihm später die Knaben Tells gelungen; im ganzen lag ihm jedoch die Darstellung des Naiven nicht.

Außer jener unbewußten Abhängigkeit mag noch anderes die Fortdauer des unkindlichen Kindes begünstigt haben. Viel weniger, als man denken sollte, haben der Kinderfigur die oft sehr aufdringlich hervortretenden pädagogischen Nebenabsichten geschadet, welche die Geniedramatiker häufig mit ihrer Kinderdarstellung zu verbinden pflegen. Denn schließlich läuft doch ihre ganze Pädagogik darauf hinaus, dem Kinde sein Recht auf Kindlichkeit zu wahren.

Dafür ist eine andere Sturm- und Drangtendenz dem Kinde verhängnisvoll geworden. Es ist jener Zug der Zeit zum Kolossalen, aus dem heraus die großen Kerls und die Machtweiber der Dramen entstanden sind. Wenn sich die Geniedramatiker in ihrer kraftgenialen Laune befinden, so reut sie jede Lebensäußerung ihrer Helden, die nicht unter dem Zeichen der Kraftgenialität steht. Sie suchen daher alles, sogar die Kindheit, in deren Bereich zu ziehen.

Schon die Knaben Ugolinos kranken daran, daß Gerstenberg im Kinde den Mann sehen will, wenigstens der ältere von beiden, Anselmo; der kleine Gaddo ist ihm besser gelungen: eine anmutige Kindergestalt, bei der der kindliche Ton im ganzen recht gut getroffen ist. Bei Anselmo dagegen wird der Leser jeden Augenblick daran erinnert, daß er ein Sprosse des berühmten Gherardescageschlechtes und ein zukünftiger Held und Kraftmensch ist, und dies macht, daß er unkindlich wirkt. Sein rednerischer Schwulst, seine tiefsinnigen Reflexionen nehmen sich im Munde eines dreizehnjährigen Knaben sonderbar aus.[1])

Die Gefahr einer unkindlichen Kinderdarstellung ist naturgemäß bei den Rückblicken der erwachsenen Helden auf die eigene Kinderzeit am größten, weil da der Dichter vom Erwachsenen ausgeht und einfach dessen Eigenschaften nach rückwärts projiziert. Die Sturm- und Drang-Helden berichten allerlei Merkwürdiges aus ihrer Kindheit: wie sie sozusagen in der Wiege mit ihren Freunden ewige Freundschaftsschwüre ausgetauscht oder wie sie ihre Feinde vom ersten Stammeln an gehaßt haben; eine berühmte Schönheit eines Lenzschen Dramas weiß sogar, daß sie schon als Schönheit mit einer aristokratischen Adlernase zur Welt gekommen ist.

Der Leser der Geniedramen wird die paar altklugen Kinderfiguren, diese Nachzügler einer überlebten Zeit, bald vergessen über den viel zahlreicheren Kindern, denen Rousseaus Errungenschaften wirklich zugute gekommen sind. Hinter diesen steht jene an Rousseau orientierte Weltanschauung, welche den Akzent vom Ziel nach dem Ursprung, vom Erwachsenen nach dem Kinde hin verschiebt und als Ideal an Stelle des durch Fortschritt zu erreichenden Standes der Vollkommenheit den ursprünglichen Stand der Unschuld setzt. Wie Rousseau versteht sie das Kind und verehrt sie es; es ist in seiner Einfalt weiser und tiefer als der Mann mit all seinem Wissen, ist sein Vorbild, sein Lehrmeister.

Alle Dichter, die aus der Rousseauschen Tendenz heraus ihre Kinder schaf-

1) „Sterben ist grauenvoll — geboren werden ist auch grauenvoll — dies Rätsel ist mir zu schwer" usw.

fen, lassen diese ganz und so lange wie möglich Kinder sein. Eher spähen sie im Erwachsenen nach kindlichen Zügen, als daß sie das Kind auf das Niveau der Erwachsenen hinaufschrauben. — Da die ganze Richtung mehr von einer fertigen Theorie ausgeht als von der Beobachtung konkreter Einzelfälle, so überwiegen bei diesen Kindern gewisse als typisch erkannte Züge, Unschuld, Naivität, Ursprünglichkeit, über die individuellen. Die Kinderdarstellung trägt mehr idealisierenden als realistischen Charakter; man kann sie als eine Kinderromantik bezeichnen, eine Romantik, in der allerdings ein gut Teil Realismus steckt, denn schließlich war ja Rousseaus Theorie erst auf Grund eines besseren Verständnisses und einer unbefangeneren Beobachtung des Kindes möglich.

Wenn die romantische Kindergestalt bei den deutschen Stürmern und Drängern weniger Idealität und mehr Wirklichkeitsgehalt besitzt als etwa in den überschwenglichen Ergüssen der englischen Romantiker, so hängt dies teilweise mit einem Zug der Geniezeit zum Konkreten, derb Realistischen zusammen, teilweise ist es durch den Unterschied der Dichtungsgattungen bedingt. Die Stürmer und Dränger sind vorwiegend Dramatiker, die englischen Romantiker vorwiegend Lyriker, und das Drama verlangt größere Gegenständlichkeit und festere Umrisse als der lyrische Erguß.

Der mehr epische, der dramatischen Konzentration ermangelnde Aufbau mancher ihrer Stücke gibt den Geniedramatikern Gelegenheit, eine sehr wichtige Seite kindlichen Wesens zur Darstellung zu bringen, nämlich das stetig fortschreitende Werden. In Goethes „Götz" und Klingers „Otto", die sich beide durch mehrere Jahre hindurchziehen, entwickeln sich die Kinder gleichsam vor den Augen des Zuschauers.

Der erste Stürmer und Dränger, der die von Gerstenberg ausgehenden Anregungen aufnahm und sie sowohl im Drama wie auch im Roman verwertete, war der junge Goethe. „Götz" und „Werther" enthalten Kinderszenen. Obgleich Goethe gerade damals, als er den Götz schrieb, dem Einfluß Rousseaus offenstand, überwiegt in seiner Kinderschilderung die natürliche Freude am Kinde, das angeborene Verständnis [1]) für das Naive über die Rousseausche Theorie. Bei seinem Landsmann Klinger, dem fruchtbarsten Kinderdarsteller der Geniezeit, ist das Verhältnis gerade umgekehrt; der Kontrast zwischen dem Kinde als einem Vertreter reiner Natur und der verderbten Gesellschaft ist sehr deutlich herausgearbeitet. In seinen Dramen ist wohl die Technik der idealisierenden Kindergestaltung am höchsten entwickelt. Er verfällt bisweilen auf recht glückliche Mittel der Charakterisierung, so, wenn er im „Otto" die schlichte Ursprünglichkeit der Kindersprache dadurch wiederzugeben versucht, daß er die Kinder Frankfurter Dialekt sprechen läßt, während die Erwachsenen schönstes Hochdeutsch reden.

1) Für dieses Verständnis zeugen auch die ersten Kapitel von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung".

Je jünger das Kind ist, desto näher steht es nach Ansicht eines Stürmers und Drängers dem Stande der natürlichen Reinheit. Man wird sich deshalb nicht wundern, wenn im Geniedrama schon ganz kleine Kinder eine gewisse Rolle spielen. Klinger z. B. läßt in seinem Erstlingsdrama ein kleines Mädchen erscheinen, das noch weder gehen noch sprechen kann, das aber doch eine wichtige Persönlichkeit ist, denn in seiner Holdseligkeit bildet es den Trost, an dem sich seine tief im Elend steckende Familie aufrichtet.

Sehr beliebt sind bei den Kinderdarstellern der idealisierenden Richtung die frischen, kecken Knabengestalten — mit Knaben wissen überhaupt die Geniedramatiker im ganzen mehr anzufangen als mit Mädchen. Diese munteren Jungen gleichen einander alle wie Brüder und haben sämtlich eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem zwölfjährigen Knaben Emile, wie ihn Rousseau am Schluß des II. Buches seines Erziehungswerkes schildert. Wenn es von Emile heißt, er sei lebhaft, sorglos, kräftig, munter, offenherzig, ohne frech zu sein; er könne weniger gut in Büchern lesen als andere Kinder, aber desto besser im Buche der Natur; er wisse sich zu helfen; er habe ein natürliches Übergewicht über seine Altersgenossen, die nach der veralteten Methode der Aufklärung erzogen seien — so ist damit, Zug für Zug, eine Charakteristik jener Knaben des Geniedramas gegeben. Sie trifft auf Knabenfiguren in Klingers „Otto", seinem „Leidenden Weib" und seinem „Pyrrhus"-Fragment zu, auf den kleinen Christian in Wagners „Reue nach der That", von dem sein Bruder sagt, er habe mehr natürliche Faßlichkeit als Fleiß und Sitzfleisch; auf das, was Götz von seiner eigenen Kindheit erzählt, endlich auf Götzens Knappen Georg, der, wenigstens im I. Akt, in der Szene, wo Bruder Martin ihm das Bildchen mit seinem Schutzpatron schenkt, noch durchaus Kind ist.

Klingers „Otto" enthält außer dem tatkräftigen Knaben nach dem Muster Emiles noch eine zweite Knabengestalt ganz anderer Art, ein zartes, schüchternes Kind von anschmiegender Weichheit und gewinnender Liebenswürdigkeit des Wesens. Wenn der wilde Bruder im Stall bei den Pferden steckt, so beobachtet er verstohlen die Vogelnester oder liebkost das zahme Eichhörnchen; wenn jener sich mit des Vaters Waffen zu schaffen macht, sitzt er beim kleinen Schwesterlein. Das Urbild dieses sanften Knaben haben wir im kleinen Gaddo in Gerstenbergs „Ugolino" zu suchen. Er steht, wenigstens bei seinem ersten Auftreten, als Gleichberechtigter neben seinem keckeren Bruder und verkörpert ganz einfach ein zweites Ideal der Geniezeit, das den Stürmern und Drängern ebensosehr am Herzen liegt wie die Kraft: die Gefühlsweichheit und Innerlichkeit. Er hat nicht das Zeug zu einem Otto oder Götz, wohl aber zu einem Werther oder Julius von Tarent. Im dritten Akt, wo das Bruderpaar, einige Jahre älter, nochmals erscheint, hat der kraftvolle Bruder dann freilich ein moralisches und geistiges Plus vor dem empfindsamen, denn dieser hat sich seither mit der unseligen, für Kopf und Herz gleich verderblichen Gelehrsamkeit eingelassen.

Der Gegensatz zwischen beiden Knabentypen ist ein beliebtes, häufig wiederkehrendes Motiv des Sturm- und Drang-Dramas. Die Mehrzahl der Geniedramatiker biegt aber den empfindsamen Knaben gleich von vornherein zum gelehrten Knaben um und knüpft an seine Figur ihre ganze Polemik gegen verkehrte Erziehung, einseitige Verstandesbildung, Vergewaltigung der kindlichen Eigenart. Die Gelehrsamkeit schadet dem Verstand, trübt das gesunde Urteil und macht fürs tätige Leben ungeschickt; dies muß schon Götz bei seinem Söhnlein Karl konstatieren, dem eine wohlmeinende Tante den Kopf mit allerlei Weisheit angefüllt hat. Karl hat wenigstens noch einen Rest kindlicher Lieblichkeit behalten, und man sieht, daß unter günstigen Einflüssen etwas aus ihm werden könnte. Anderen gelehrten Kindern wird nicht einmal so viel zugestanden.

Noch schädlicher ist in den Augen der Stürmer und Dränger der Gifthauch der gelehrten Bildung für das Herz, und so weist denn das gelehrte Kind oft bedenkliche Charakterdefekte auf. Schon in Klingers „Leidendem Weib" dämmert die Erkenntnis auf, daß der Mensch je gelehrter, moralisch desto verkehrter sei. Der gelehrte Knabe ist viel weniger gutherzig als sein unwissender Bruder. Denselben Gedanken veranschaulicht in sehr krasser Weise ein Lenzsches Fragment, der „Tugendhafte Taugenichts", in dem der Musterschüler sich als kaltherziger Bösewicht entpuppt, der dem Bruder gegenüber die Rolle des Franz Moor spielt. So ist durch die Ironie des Schicksals die Figur, die ursprünglich aus der Empfindsamkeit der Geniezeit herausgewachsen ist, zur Trägerin des kalt berechnenden Verstandes geworden.

Das durch Gelehrsamkeit verpfuschte Kind ist natürlich ebensogut wie das ungelehrte eine Ausgeburt der romantischen Kinderauffassung. Die Stürmer und Dränger lassen das eine ebenso unbesehen durch die Bildung verdorben werden, wie sie das andere von Natur gut sein lassen. Schließlich ist nicht einzusehen, warum der Musterschüler, der den pythagoräischen Lehrsatz erklären und die Entdeckung Amerikas erzählen kann, durchaus ein hämischer Charakter sein muß. Wenn der eine Typus den ersten Teil des bekannten Rousseauschen Satzes illustriert, das „tout est bon sortant des mains de l'auteur", so der zweite das „tout dégénère entre les mains de l'homme". Wenn aus dem einen heraus die freudige Zuversicht klingt, daß der unverfälschten Natur noch ein Hort auf Erden geblieben sei, so aus der anderen der Ingrimm über die menschliche Torheit, die die Natur aus ihrer letzten Zufluchtstätte vertreiben will.

Keineswegs darf der gelehrte Bösewicht mit der realistischen Kinderfigur vermengt werden. Die Stürmer und Dränger haben es nämlich neben der romantischen noch zu einer realistischen Kinderdarstellung gebracht, die als bewußte Reaktion gegen jene aufzufassen ist. Diese stellt sich ein, sobald der Wirklichkeitssinn, der das Korrektiv zu ihrer Phantasterei bildet, die Oberhand gewinnt, sobald in ihren Dichtungen das Leben über Phantasien, Theorien und Systeme siegt.

Diese realistische Richtung geht von der Beobachtung der Wirklichkeit aus und strebt eine rücksichtslose Wahrhaftigkeit an, die auch vor den Nachtseiten der Kindesnatur den Blick nicht wegwendet. Sie ist nicht einseitig nach dem Ziele hin orientiert wie die Aufklärung, dazu ist sie, die ja auch durch Rousseaus Schule hindurchgegangen ist, nicht fortschrittsgläubig genug, sie ist auch nicht einseitig nach rückwärts gewandt, wie Rousseau — dazu denkt sie nicht optimistisch genug vom Ursprung. Das Aufklärungsdrama stellt den Erwachsenen auf ein Piedestal und läßt das Kind in Ehrfurcht vor ihm knien; die romantische Richtung kehrt dieses Verhältnis um; die realistische holt das Kind wieder zum Erwachsenen auf die Erde herunter. Aus dem Engel, der nur in seiner natürlichen Unschuld erhalten zu werden braucht, macht sie einen mitunter recht ungezogenen Bengel, der nicht nur böse ist, aber das Erziehen sehr nötig hat. Mögen die Kleinen dem Paradiese noch näher stehen als die Erwachsenen, so sind doch dessen Pforten auch für sie geschlossen. Es gibt für sie kein Zurück und keine bequeme Rast auf dem Ruhekissen der Kindlichkeit, auch kein kampflos sich vollziehender Fortschritt, sondern nur ein mühseliges Vorwärtsdringen. Man sieht: auch die realistische Richtung in der Kinderdarstellung ist, auf Grund ihrer Beobachtung, zu einer Theorie vom Kinde gekommen. Diese klingt sehr deutlich an gewisse christliche Vorstellungen — von der Erbsünde, von der natürlichen Sündhaftigkeit des Menschen — an, ist auch jedenfalls von ihnen beeinflußt. In ihnen konnten die Realisten die Bestätigung und zugleich die klassische Formulierung ihrer Beobachtungsresultate sehen. Es ist gewiß kein Zufall, daß ein Theologe, Lenz, der Hauptvertreter der realistischen Kinderdarstellung ist.

Sehr deutlich weht uns dieser christliche Realismus aus Lenzens erstem bedeutenden Drama, dem „Hofmeister", entgegen. Die Kinder, weit entfernt ein Hort der Unschuld zu sein, sind dort in die allgemeine Verderbnis mit einbezogen. Auf den infamen Schlingel von einem ungebändigten Buben, der wie eine Parodie auf den Idealknaben anmutet, würde statt Rousseaus „Tout est bon sortant des mains de l'auteur" viel eher ein gewisser Bibelspruch passen von der Torheit, die dem Knaben im Herzen stecket und durch die Rute der Zucht ausgetrieben werden muß.

Bisweilen stehen romantisches und realistisches Kind friedlich nebeneinander im selben Drama. Wagners „Reue nach der That" z. B. enthält einen Idealknaben vom Schlage Emiles und — ein verwöhntes Mädchen, das seine Umgebung entsetzlich plagt und das so geworden ist, nicht weil man die Natur in ihm zu wenig, sondern weil man sie zu viel respektiert hat.

Mag das realistische Kind oft ein wenig erbaulicher Anblick sein — es hat doch manches vor dem romantischen voraus. Es ist feiner beobachtet, individueller, differenzierter, mit einem Wort viel interessanter. Die realistische Kinderdarstellung, vor allem ihr Hauptvertreter Lenz, hat psychologische Leistungen zuwege gebracht, an die sich die idealisierende niemals hätte wagen dürfen.

Trefflich ist Lenz z. B. im „Tugendhaften Taugenichts" der langsame, schwer begreifende, unbegabte Schulknabe gelungen, den Mißerfolge und beständiges Schelten nervös gemacht haben. Er ist auch der einzige Geniedramatiker, der in Gustchen im „Hofmeister" die komplizierte Seelenverfassung des Mädchens im Entwicklungsalter einigermaßen befriedigend wiedergibt. Die meisten Geniedramatiker machen aus dem heranwachsenden Mädchen eine erwachsene Frauengestalt von einer etwas blassen Idealität.

Als am Ende der Geniezeit das Kind aus dem Drama zu verschwinden begann, stand schon eine andere Literaturgattung bereit, um es gastlich aufzunehmen: der Roman, der dank der ihm eigenen Technik es zu einer viel feineren Charakterisierung des Kindes bringen konnte, als sie dem Drama möglich war. Das Kind erscheint selten mehr im Drama, häufiger in der Lyrik, am häufigsten im Roman. Seine ferneren Schicksale zu verfolgen wäre eine dankbare Aufgabe, nicht nur weil es an und für sich ein reizvolles Untersuchungsobjekt bildet, sondern weil seine Darstellung einer Zeitepoche immer Gelegenheit bietet, ihre Geheimnisse zu verraten — wie ja auch in jedem der drei geschilderten Kindertypen aus dem 18. Jahrhundert sich eine Weltanschauung offenbart.

Ein Brief Bettinens an Clemens Brentano.

Mitgeteilt von Dr. **Wilhelm Willige** in Bautzen.

In der Stralsunder Ratsbibliothek fand sich ein Brief Bettinas an Clemens Brentano, mit dessen Veröffentlichung mich der Leiter der Bibliothek, Dr. Fritz Adler, betraut hat. Er ist offenbar in dem im Briefe genannten „Suld" geschrieben. Er enthält, außer einer kurzen Mitteilung, vor allem eine Anzahl von der Schreiberin aufgezeichneter Volkslieder. Das Ganze ist eng und schwer lesbar auf einen Quartbriefbogen mit Tinte gekritzelt. Von den mitgeteilten Liedern ist keins in der Erstausgabe enthalten, deren erster Band im Herbst 1805 mit der Jahreszahl 1806 erschien, und an die sich die meisten Neuausgaben unserer Tage halten. Nur Lied VII und VIII enthalten Anklänge an zwei Lieder der Erstausgabe und IX, das Lied von Lille, steht dort in ganz abweichender Form. Dagegen hat Bettina einige der von ihr gesammelten Lieder in die von ihr veranlaßte Neuausgabe (1845/46) eingefügt, wenn auch mit manchen Änderungen. Einige der hier wiedergegebenen Lieder sind in keiner der beiden Ausgaben zu finden. Dies sind Lied II, dem der Schluß fehlt, III, dessen letzte Strophe auch unvollständig ist, V, das nicht bedeutend und wohl entstellt ist, VI, ein Handwerkerlied, und X.

Lieber Clemens ich habe hier alle Lieder hingeschrieben worin nur etwas war was Dir interessant sein könnte und habe damit die Zeit verbraucht in welcher ich Dir etwas von mir hätte sagen können, also mit nächstem Posttag.

Ich habe jetzt große Correspondence durch ganz Suld durch ganz Hessen durch einen Theil von Saxen mit Pfarrern Advocaten und Schulmeistern, versteht sich, durch nähere bekannten die ich dafür interessiert habe.

Adieu Bettine.

I.[1])

Der Wächter auf dem Türmlein saß
Er thät sein Hörnlein blasen
Und wer bey seinem Schäzgen leid
Der steh nur auf es ist schon Zeit
Es ist schon Tag im Walde
ja balde.

Das Mädgen sprang im Hemdlein auf
Und wolt den Tag anschauen
Bleib Du nur liegen lieber Knab
Es ist für wahr noch lang nicht Tag
Der Wächter hat uns belogen
betrogen.

Und als die Sonn aufs Bettlein schein
Da nimt er seine Kleider
Komm Du heunt an die große Lind
Wo alle schöne jungfern sind
Da biet ich Dir verborgen
Guten Morgen.

Guten Morgen mein getreuer Schaz
Wo hast Du heut Nacht gelegen?
Ich hab gelegen zu meiner Freud
Zu Deinen Armen ohne Kleid
Ich denk daran mit Schmerzen
Im Herzen.

Laß Dich's nicht gereuen liebes Herz
Geh Dich am Brunnen frischen
Wenn heunt die Stern am Himmel sind
Lieg ich bey meinem Schönen Kind
Da denkst Du nicht der Schmerzen
Im Herzen.

Geh hin und nim ein Kühles Bad
Thu Dich im Thau erlaben
Wenn Feuer und Stroh beisammen leid
Und auch der Schnee derzwischen Schneit
So muß es dennoch Brennen
ja brennen.

II.

Guten Abend mein Schäzgen
jezt hab ich Dich lieb
Sez Dich auf mein Schwarz Pferdgen
Reit mit mir in Krieg.

Haben wir jezt kein Brodgen
Haben wir jezt kein Geld
So hört man die schönen
Trompeten, im Feld.

Die schönen Trompeten
Die schönen Schallemeyn
Ach herze lieb Schäzgen
Jezt gilt dies am Rhein

Geht's an die Bagage
Geht's an die Armee
So giebt es der schönen
Soldaten noch meh.

Die schönen Soldaten
Die haben es Macht
Ihr Schäzgen zu lieben
bey Tag und bey Nacht.

Das wär ja (oder je) meine Freude
wenn ich es könnt haben
Mein Schäzgen alleine — —

III.

Es reißt ein Knab ins Niederland
Eine Bottschaft kam seine Liebste wär krank
Er sollte ja kommen recht eilend geschwind
Auf daß er sein Schäzgen am Leben noch find.

Und als er nun in die Stub hinein kam
Sein Herzallerliebste mit dem Tode rang
Sagst Du mir willkommen getreuer Schaz
Der Todt will jeßt wohnen an Deinem Plaz.

Er faßte sie wohl in seinem Arm
Sie war nicht kalt sie war nicht warm
Sie Thät ihm in seinem Arm verscheiden
Und war eine reine Jungfer geblieben.

Was zog er nun aus der Tasche sein
Von Seide war es ein Tüchelein fein
Er trocknet daran sein Augen und Händ
Ach Gott wenn nimt mein Trauren ein End.

Er ließ sich wohl machen ein schwarzes Kleid
Von wegen seiner großen Traurigkeit
Er trug das Kleid wohl sieben Jahr
Biß daß es gar zerrissen war.

Er trug es kaum einen halben Tag
Bis daß Sie unter der Erden lag.

IV.[2])

Es ging ein Knab Spazieren
Spazieren durch den Wald
begegnet ihm ein adelich Machdelein
Von 18 Jahren ald
In einer so schönen Gestald.

Er nahm das Machdgen gefangen
Gefangen nahm er Sie
Er zog ihr aus ihre Kleider
Sie gab sich willig drein
Gedacht was soll das seyn.

1) Mit kleinen Abweichungen in der Ausgabe von 1845: Das Wiedersehn unter der Linde.
2) Zwei ähnliche Lieder ebenda unter dem Titel „Der Lohn bleibt nicht aus".

Zu Anspach in dem Wirtshaus
Da er so saß und Trank
Da kam seine Frauen Mutter
Mein Sohn was machst Du da
Mein Sohn was hast Du gethan.

Was ich allhier thun machen
Das darf ich sagen Euch
Ich hab ein Adeliches Mädelein
beschlafen also sehr
Gebracht um ihre Ehr.

Zu Anspach in dem Thurme
Da er gefangen saß
Da kam das Adeliche Mädelein
und bracht ihm großen Dank
Du kömst in Ketten und Band.

Ist denn die Briefschaft kommen
Daß ich so Sterben muß
So rüst mir auch kein Wagen nicht
Will lieber gehen zu Fuß
Weil ich heut noch Sterben muß.

Ihr lieben Herren zu Anspach
Ich hab eine Bitt zu Euch
Den Kirchhof thut mir schenken
Darzu ein golden Küßen
Weil ich drauf ruhen muß.

Der Kirchhof hört nicht unser
Der Kirchhof hört der Stadt
Du bist ein reicher Kaufmanßsohn
Must sterben solchen Tod
Der Wellt zur Schand und Spott.

V.

1. Ich habe mir eines erwehlt mein
Schäzgen, das Dir es gefällt,
Ist hübsch und fein
Von Tagen so rein
Viel Tapfer und ehrlich sich hällt.

2. Die Leute thun oftermal sagen,
Du hättest ein ander lieb
Doch glaub es nicht,
Bis daß es geschicht
Biß daß mein Herzelein bricht.

3. Mein Herze lebt annoch vergnügt
Trau nicht den falschen Zungen
Die mir und Dir
Nichts gönnen schier
Nicht gönnen Deinen seidenen Mund.

4. Bleib Ehrlich und fromm
Biß daß ich wieder komm
Es sind vier Wochen
Ja bald herum,
Und wann ich gleich wiederum komm.

5. Mein Herze für Freude (z)erschreye (?)
Ein Augelein klar
Ein Schwarzbraun Haar
Verliebet sich Tausendmal
Verliebet sich Tausendmal.

VI.

1. Frisch auf ihr Gesellen, es ist nun Zeit,
Der Meister ruft zur Arbeit,
Thut nur aufstehen und Thut arbeiten,
Schüßel, Tiegel und Töpfe bereiten.

2. Ach Meister der Kopf ist mir zu schwehr
Der Beutel ist mir auch ganz leer
Drum mag ich nicht mehr Arbeiten im
Batschen
Das Geld ist mir geflogen aus der Taschen.

3. Ihr Gesellen Thut euch nicht mehr be-
trüben
Ihr sollt euer Geld schon wieder kriegen
Thut mir aufstehen und thut arbeiten
Schüßel, Tiegel und Töpfe bereiten.

4. Und wann ein Kind noch nicht reden kann
so muß es schon ein Tiegel hann
Drum seind wir Haffner aller Ehren werth
wir drehen ein Gefäß wohl aus der Erd.

5. Fürsten Grafen und große Herrn
Die können einen Haffner nicht entbehrn
Schüßel und Tiegel müssen sie haben
ein schönen Ofen mit Farb überzogen.

6. Wir haben Courage und haben das Recht
Ein Krohn[1]) zu führen auf Adlers Ge-
schlecht
Eine Krone zu führen, eine Scheibe dar-
bey
Seid lustig Cameraden es stehet uns frey.

---

1) oder Frohn?

VII.[1])

Bruder ich bin geschossen
Der Feind hat mich getroffen,
Führ mich in Dein Quartier
Daß ich kann ruhen bei Dir.

Bruder ich kann Dir nicht helfen
Helf Dir der liebe Gott selbsten
Helf Dir der liebe Gott
Wir müssen marschieren fort.

Des Morgens um halber vier
Müssen wir Soldaten marschieren
Das Gässel auf und ab
Mein Schaz komm zu mir herab.

Zu Dir wollt ich gern kommen
Doch [ich] fürcht ich böse Zungen
Die mir abschneiden mein Ehr
Und haben selbst kein mehr.

Wann sie Dein Ehr abschneiden
Thu es nur geduldig leiden
Halt Dich nur Ehrlich und fromm
Schaz bis ich wieder komm.

Schaz wann wirst wieder kommen
Im Winter oder Sommer
Sag mir die gewisse Stund
Schaz wann Du wieder kommst.

Kein Stund kann ich Dir sagen
Weil ich kein Uhr hör schlagen
Wir müssen ins weite Feld
Wohl um das Koniglich Geld.

VIII.[2])

Es ging ein Mädel graasen, wohl graasen in den Klee
Begegnet ihr ein Jäger der bat sie um die Eh.
Ach Mutter liebe Mutter was gibt sie mir vor ein Rath
Es geht mir alle Abend ein schöner Jager nach.
Ach Tochter liebe Tochter den Rath den geb ich Dir
Laß Dir den Jager fahren bleib noch ein jahr bey mir.
Ach Mutter liebe Mutter der Rath der ist nicht gut
Der Jäger ist mir lieber denn all eur Hab und Gut.
Ist Dir der Jager lieber denn all mein Hab und Gut
So nimm Du Deine Kleider zieh nach dem Jäger zu.
Ach Mutter liebe Mutter der Kleider seind nicht viel
Geb sie mir Tausend Thaler so kauf ich was ich will.
Ach Tochter liebe Tochter der Thaler seind nicht viel
Die hat Dein Vater verrauschet bei Würfel und Kartenspiel.
Hat sie mein Vater verrauschet bei Würfel und Kartenspiel
So thut mirs leid von Herzen daß ich sein Töchterlein bin.
Wär ich zum Knab gebohren so zög ich in das Feld
Und könnte hin marschieren wos meinem Herrn gefällt.

IX.[3])

Lill Du allerschönste Stadt
Die Du bist fein und glatt
Meine Lieb die brennt vor Flammen
Dich lieb ich vor allen Damen
Lill Du allerschönste Stadt.

Lieber Herr was Saget Ihr
wer seid ihr was macht ihr hier
was die Solldaten
Eure Tapfre Cameraden
Liebster das erzählet mir.

Ich bin der Savoyer Held
Bekannt genuch in aller Welt
Prinz Eugenius genennet
Der in deiner Liebe brennet
Lill mein allerschönste Braut.

Lieber Herr fort paket Euch
gehet in das Teutsche Reich
Denn ich habe zum Galanten
Zum Gemahl und Caressanten
König Ludwig von Frankreich.

1) Ähnlich ›Revelge‹: Des Morgens zwischen drein und vieren —, schon in der Ausgabe von 1806.

2) Ähnlich schon in der 1. Ausgabe ›Es wollt ein Mädel grasen . . .‹

3) Diesen Text bringt, mit geringen Änderungen, die Ausgabe 1845, die erste enthält einen ganz abweichenden Wortlaut.

Liebste Deine Schönheit groß
ziehet mich in Deinen Schoos
laß Dich schröken meine Waffen
mit gewallt will ich bey Dir schlafen
Du magst sagen was du willst.

Wollt ihr handlen mit Gewallt
lieber Herre der Gestallt
schallten möget ihr und wallten
Bouflere der kann mich erhalten
Und beschüzen meine Ehr.

Liebe laß doch sagen Dir
Meine Stücke(n?) und[1] Mortier
Bomben und Granatenfeuer
Sollen seyn Dein Hochzeit feuer
Daß ich Dir zu Ehren halt.

Lieber Herr von großer Macht
Glaubet mir es ist gesagt
Meine Mark und Bastionen
Citadell und halbe Monden
Lachen und verspotten Euch.

Halt das Maul und schweige still
Hör was ich Dir sagen will
Hab ich nicht in Ungerlanden
Die Türken gemacht zu Schanden
hunderttausend noch viel mehr.

Lieber Herr das glaub ich wohl
Daß ihr damal waret Toll
aber ihr habt nichts zu schaffen
jetzo mit den Türkischen Affen
Sondern mit der Franzen Blut.

Lill sey nicht so stolz und frech
weise mich nicht von Dir weg
Sieh ich will Dich bombardieren
Deine Mauern ruinieren
Und zerschießen Stein für Stein.

Ey so komm mein Prinz — — —[2]
Der du auch noch liebest Lill
Gott der seegne Deine Waffen
Die Holländer wirst du strafen
Und sie schlagen aus dem Feld.

Ihr Constabler frisch daran
Feuert hunderttausend mann
Donnert daß es kracht in Flammen
Lill die schönste Stadt zu sammen
Lill das allerschönste Weib.

Meint Ihr denn daß mein Dandom
mir nicht bald zu Hülfe komm
Der mit hunderttausend Franzen
Die Holländer wird lernen tanzen
Aus dem edlen Flanderland.

Liebste denk an meine Macht
alle Prinzen unveracht
glaube mir das liebe Mayland
Und das auserwählte Teutschland
hat quittird aus Lieb zu Dir.

Lill mein Engel und mein Kind
warum bist du doch so blind
Daß du mich nicht willst annehmen
Thust du dich denn meiner schämen
oder sag was fehlet dir.

Lill mein Engel und mein Lamm
Ich weiß dir ein Bräutigam
Carolus der Weltbekannte
ich bin nur sein Abgesandte
und des Kaysers General.

Ey wohlan so laß es sayn
Carolus sey der liebste mein
Denn der Ludewig veraltet
Und die Lieb ist ganz verkaltet
Carl ist noch ein junger Held.

X.

Schwarze Zigeunerin
Schwarze Zigeunerin
mein Hand schau an
mir hans mein Herzel gestohlen
sag mirs doch unverholen
wer es gethan

wirst du mir sagen
wer mirs davon hat Tragen
so glaube mir
daß ich mit dir
mein Herze Theilen will
ganz in der Still.

---

1) Im Druck von 1845 steht hier „sind", was auf flüchtigem Lesen beruht, auch keinen rechten Sinn gibt.

2) Das hier fehlende unleserliche Wort ist schon im Druck von 1845 weggelassen, woraus man schließen kann, daß diesem unsere Handschrift zugrunde lag.

Mir liegt zwar stets im Sinn
das du dieselbe bist
Die mirs hat entwendt
denn das du ihm nachgetracht
Daß hab ich längst gedacht
Ich kenn die Händ
alldieweil insgemein
der Herzen Diebin seyn
Zigeuner gesind
Sich wohl drin find
Daß sie gern rauben thun
auch die Herzen nehmen thun.

Seid so schwarz wie ihr wollt
bin ich euch dennoch hold
Und sieh euch gern
wann ihr nur die Augen rührt
wird schon mein Herz entführt
nach eurem Begehrn
Denn sogar eure Augen
Trefflich dazu Taugen
Denn ihr Hexen seid
Die Junggesellen verschreit
Daß sie vor Liebsbegier
Sich ergrämen schier.

Ihr kennt ein Zauberspiel
Durch das der Herzen viel
ihr heimlich raubt
macht durch Herblenderei
Daß man Betrügerei
Vor Wahrheit glaubt
Mit eingebundenen Haaren
Machet ihr liebes Garn
Locket mit der Gestaldt
bis man drein fallt
Und mitten oft im Scherz
Verführt sein Herz.

Ihr singt die Männer an
Daß sich kaum einer kann
vor euch entwehrn
Der euch nur reden hört
Dem wird sein Gemüth verkert
Laßt sich betöhrn.
wann er auch die Maschen sieht
daß er deren Fang nicht flieht
von euch gebannt
haltet den Stand
bis daß der Seidene Mund
ihn richt zu Grund.

Schwarze Zigeunerin
Schwarze Zigeunerin
bist du der Dieb
der mir mein Herz gestohlen
Sag mirs doch unverholen
es ist mir lieb.
Hätt ich eher drauf gedenkt
hätt ich dirs so geschenkt
doch bitt ich dich
lieb du auch mich
Mein Herz laß dein jetzt seyn
Schenk mir das Dein.

Der Brief Bettinens verdiente wohl eine eindringlichere Besprechung. Hier sei nur dies zu vorläufiger Würdigung angemerkt. Da die Handschrift sich in Stralsund befindet, wird sie aus dem Nachlasse von Rudolf Baier stammen, der in Bettinens Auftrag seit 1842 Band 1 und 2 der 3. Auflage des Wunderhorns unter Verwertung von Handschriften aus Arnims Nachlaß bearbeitete und späterhin Bibliothekar in Stralsund war. Aus seinem Nachlaß hatte schon K. Bodes bekanntes Werk über die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn (Berlin 1909) zahlreiche Mitteilungen gebracht, die für die Quellen des Wunderhorns Aufklärung boten. Über Bettinens Anteil am Wunderhorn ist ebenda S. 27ff. gehandelt.

Das 1. Lied hat Baier offenbar nach unserer Handschrift als die eine der beiden Fassungen mitgeteilt, durch die er in der 3. Auflage das „Wiedersehen am Brunnen" der früheren Ausgaben (Es war einmal ein junger Knab, der hat gefreit schon sieben Jahr 1, 317) ersetzte, das von der 7. Strophe an inhaltlich entspricht. Doch hatte die 1. Ausgabe die beiden Schlußstrophen von Bettinens Fassung im 2. Bande, S. 52 unter der Überschrift „Feuerelement" als selbständiges Zwiegespräch bereits mitgeteilt.

3 ist eine anziehende Variante der „guten Sieben" 3, 34 der 1. Ausgabe; anziehend dadurch, daß sie eine Reihe jener Lesarten bietet, für die Bode S. 504ff. Arnim verantwortlich macht.

4 ist eine Variante der „Schuld" Wh. 2, 191, die schon Bode S. 344f. erwähnt und nach Erk teilweise abgedruckt hat, wie er S. 580f. auch 7 nach Erks Abschrift vollständig abdruckt als eine jenen beiden Fassungen nahestehende Variante, aus denen Arnim die „Rewelge" Wh. 1, 72 herausgesponnen hat.

8 ist Variante zu „Wär ich ein Knab geboren" 2, 29, worüber Bode S. 353.

9 ist von Baier in der 3. Auflage gedruckt an Stelle der verkürzten Fassung von 2, 100 anscheinend — ich kann die Auflage leider nicht einsehen — unter der auffallenden Quellenangabe „nach einem fliegenden Blatt in Arnims Besitz" (so Bode S. 419 wie Erk-Böhme 2, 133).

Zu 5 vgl. „Kurzweil" Wh. 3, 146 und Erk-Böhme 2, 413, Nr. 591.

2, 6, 10 kann ich mit dem, was ich im Augenblick zur Verfügung habe, nicht nachweisen; nach freundlicher Mitteilung von Dr. Künzig findet sich auch im Volksliedarchiv nichts Entsprechendes. F. P.

Zum Pakt in Goethes Faust.

Von Studienrat Dr. **Ludwig Mader** in Essen.

Mephistopheles hat Faust versprochen (Vers 1674), er wolle ihm geben, was noch kein Mensch gesehn. Die Antwort, die dieser darauf gibt, gehört zu den umstrittensten Stellen der Dichtung. Auch die Erklärung, die sich in dem Faustkommentar von Ernst Traumann[1]) findet, befriedigt in keiner Weise, sie bedeutet sogar gegenüber älteren Lösungsversuchen einen Rückschritt. Es erscheint daher angebracht, die schwierige Stelle nochmals eingehend zu untersuchen, zumal sie für das Zustandekommen des Paktes selbst, der „Wette", von größter Bedeutung ist.

„Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben
Von deinesgleichen je gefaßt?"

Soweit ist der Sinn klar: Faust, im Abwägen von Leistung und Gegenleistung, betrachtet das Angebot, das ihm gemacht wird, mit kritischen Augen. Der Teufel kann ihm nichts geben, was seinen tiefen Drang, sein „hohes Streben" befriedigt. Dann fährt er fort:

„Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rotes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Äugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
Der Ehre schöne Götterlust,
Die, wie ein Meteor, verschwindet?"

Es liegt zunächst nahe, die Freuden und Genüsse, die Faust hier aufzählt, vom Standpunkt des Moralphilosophen aus zu beurteilen oder auch nur mit den Augen dessen, der eine gereifte Lebenserfahrung hat und über den Dingen steht. Dann muß man natürlich sagen, das alles sind Genüsse, die nur einen Augenblick lang täuschen können oder, wie Traumann[2]) es umschreibt, „alle diese Früchte tragen von Anfang an den Keim der Verwesung in sich, ... sie zerrinnen und faulen, bevor man sie nur gepflückt hat ... Die Speise, das Gold, das Spiel, die Liebe, die Ehre, alle sind flüchtige Kinder des Augenblicks." Das kann aber unmöglich der Sinn sein, den Faust in seine Fragen hineinlegt. Vier Gründe sind es, die dem widersprechen: 1. die Form, die er den Fragen gibt. Wenn man eine verneinende Antwort erwartet, dann fragt man doch in bejahender Form. Wenn also Faust im Sinne der obigen Erklärung seinem Gegner die Antwort suggerieren wollte: „Meine Genüsse bieten keine dauernde Befriedigung und Sättigung," dann würde er fragen: „Hast du Speise, die sättigt? Hast du Gold, das bleibt? Ein Spiel, bei dem man wirklich gewinnt?"

1) Im Vorwort zur 2. Auflage S. XIV u. 282f. 2) S. 282.

2. Die zusammenfassende Beurteilung der genannten Freuden durch Faust:

„Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!"

Das erstere ließe sich zur Not rechtfertigen, als übertreibender Ausdruck, aber das zweite? „Bäume, die sich täglich neu begrünen."[1]) Wie kann das eine Bezeichnung sein für innerlich hohle, rasch verwelkende Freuden?

3. Die logische Verknüpfung mit dem Vorausgehenden. Die Auffassung der Teufelsgenüsse als nichtiger, vergänglicher Dinge wäre doch nur die Fortführung der in den ersten Fragen liegenden Ironie: „Was kannst du armer Teufel geben?", kann ihr also unmöglich mit dem adversativen „doch" gegenübergestellt werden. „Doch hast du Speise, die nicht sättigt?"[2])

4. Die Antwort, die Mephistopheles wirklich gibt.

„Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht,
Mit solchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen."

Wenn wir den oben dargelegten Sinn in Fausts Fragen legen, dann ist die Antwort des Mephistopheles ganz ungereimt und töricht. Traumann sieht sich daher genötigt, ein tatsächliches Mißverständnis des Teufels anzunehmen insofern, als er „die spöttischen Fragen Fausts als wirklich gemeinte hinnimmt". Das wäre eine grobe Verzeichnung im Charakterbild des Mephistopheles, den uns der Dichter sonst durchau als den geistig überlegenen, jeder Lage gewachsenen Dialektiker zeigt. Seine „Dummheit" beginnt erst da, wo die tiefsten sittlichen Probleme in die Handlung hereinspielen.

Georg Witkowski[3]) erklärt die Stelle so: „Faust fordert nicht mehr vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust, sondern nur solche unmittelbar auf die Sinne wirkende Freuden, die ohne Illusion momentan Rausch, Kitzel, Aufregung bewirken. Da jeder dieser Genüsse unmittelbar Ernüchterung, Ekel, Schmerz zum Gefolge hat, so kommt es darauf an, in atemloser Hast sie so zusammenzudrängen, daß kein Raum für die Unlustgefühle bleibt, indem diese jedesmal bei ihrem Entstehen von einem neuen Sinnenrausch übertäubt werden." Es braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, daß diese Erklärung dem Wortlaut der Dichtung Gewalt antut und etwas hineinträgt, was nicht darin liegt. Im übrigen gilt auch hier, was oben unter 1. gegen die Auffassung von Traumann eingewendet wurde: wenn der Genuß „unmittelbar Ernüchterung, Ekel, Schmerz zum Gefolge hat", dann ist das eben keine wahre Sättigung, sondern nur Schein, und Faust kann nicht fragen: „Hast du Speise, die nicht sättigt?" Im übrigen sieht man auch nicht ein, worauf Traumann mit Recht aufmerksam macht[4]), weshalb „man zur Häufung oder Zusammendrängung derartiger Genüsse, wie ungenügende Speise, rollendes Gold, endloses Spiel, lockere

1) Wie der Zusammenhang zeigt, ist das natürlich bildlich gemeint, eben für die genannten Genüsse. Man darf nicht an die Kunststücke denken, die der Zauberer Faust im alten Volksbuch ausführt.

2) Aus diesem Grunde verbietet es sich auch, der Schwierigkeit dadurch aus dem Wege zu gehen, daß man, wie manche Herausgeber es im Anschluß an die Hempelsche Ausgabe tun, die Verse 1678—1685 überhaupt nicht als Fragen, sondern als Aussagen auffaßt.

3) Goethes Faust II S. 228. 4) Vorwort S. XIV.

Mädchen, trügerische Ehre, im Ernst den Teufel bemühen muß? Man braucht bloß ... nach Monte Carlo zu fahren, und man hat ... die ganze 'Teufelsware' beisammen". Ein Faust, der zu diesem Zweck auf den Pakt eingeht, wäre in der Tat nicht zu verstehen.

Auch Erich Schmidts kurze Anmerkung[1]), „Faust, der eben nichts in Ruhe schmausen will, häuft lauter paradoxe Wünsche nach Unbefriedigendem, Unbeharrlichem", bringt uns nicht viel weiter. Fausts Fragen — damit komme ich zur eigenen Erklärung der schwierigen Worte — sind durchaus ernst zu nehmen insofern, als sie der Ausbruch der tiefen Verzweiflung sind, in der sein Wissens- und Erlebensdrang einstweilen geendet hat, und zugleich der Ausdruck seines innersten Wesens insofern, als er schon hier instinktiv fühlt, daß der Drang, der in ihm lebt, und der Genuß, den die Welt ihm bietet, sich in Ewigkeit widerstreiten.

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen,
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen."

Insoweit sind seine Fragen und Wünsche paradox, als er von vornherein fühlt und weiß, daß auch Teufelskunst an diesem Wesen des Genusses nichts ändern kann: das ist Speise, die bald sättigt und dann zum Ekel wird; rotes Gold, das bald ein toter, leerer Besitz ist, eine unnütze Last; Liebesgenuß und Ehre, die ebenso rasch satt machen und dann schal und bitter werden. Um ihm gemäß zu sein, müßten all diese Dinge in ihrer Wirkung ins Gegenteil gekehrt werden: Speise, die nicht[2]) sättigt, die den Hunger ewig wachhält; ein Besitz, der in der Hand zerrinnt, der nie zum Genießen kommen läßt, der dadurch, daß er zerrinnt, immerfort die Begierde anstachelt, ihn zu erwerben und zu halten, Genuß der Liebe und Ehre, der im Genießen selbst, durch die Gefahr des Verlierens, die Sehnsucht ungestillt läßt — mit einem Wort: der Genuß, der ihm gemäß ist, müßte von vornherein aufhören — Genuß zu sein. „Dem Taumel weih ich mich, dem schmerzlichsten Genuß."

„Mit solchen Schätzen kann ich dienen." Von seinem Standpunkt aus hat Mephistopheles recht. Für ihn existiert nur das Körperliche, die Materie. Für „das hohe Streben", für die Form hat er kein Verständnis, sie ist für ihn nicht da. Der Faust, der auch im Genießen nur seiner innersten Natur Ausdruck geben kann, der in seinem Titanendrang das eigne Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern muß, ist für ihn — der nur Genießende. Das Licht, so stolz es tut und soviel es strebt, es bleibt den Körpern verhaftet. Das ist der Kern seiner Philosophie (1350ff.).

„So, hoff ich, dauert es nicht lange,
Und mit den Körpern wird's zugrunde gehn."

Auf Faust angewendet heißt das, durchaus folgerichtig und selbst im Wortlaut anklingend (1862ff.):

„Er soll mir zappeln, starren, kleben ...
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zugrunde gehn!"

1) Jubiläumsausgabe Bd. 13 S. 295.

2) Man betone das „nicht", das „zerrinnt" usw., und der Sinn stellt sich ein. Deine Speisen habe ich bald satt, du hast nur Gold, das in den Händen klebt und eine drückende Last wird, usw.

Zwei Welten sind es, die hier aufeinanderstoßen: die des Stoffes, des Materiellen — die ist es, die der Teufel meint — und die Welt der Ideen, die Faust meint, wenn er das Streben seiner ganzen Kraft einsetzt, das Ringen nach der Form des Lebens, das „der Erde Freuden überspringt", wie es so überaus bezeichnend heißt für ein Streben nach Speise, die nicht sättigt. Faust kann die Wette bieten. Dem Drang nach der Form, nach der ewigen Idee, die uns hinanzieht, ist der Sieg verheißen.

Mignon.

Von Studienrat **Walter Pohle** in Sondershausen.

Im 7. Bande des Goethe-Jahrbuches (1920) hat ein Hamburger Arzt Gustav Cohen eine Arbeit über Mignon veröffentlicht, die mir in vieler Hinsicht der Widerlegung bzw. Ergänzung zu bedürfen scheint.

Der Verfasser bemüht sich nachzuweisen, daß es Goethe bei der Konzeption und Ausgestaltung der Mignonfigur im wesentlichen darauf angekommen sei, das Seelenleben und die innere, geistige Verfassung eines Hermaphroditen, eines Zwitters als sexuelle Anomalie zu zeichnen. Er geht von dem Standpunkte aus, der sich gewiß mit Brief- und Gesprächstellen Goethes bis zu einem gewissen Grade stützen läßt (a. a. O. S. 133f.), daß Goethe es hervorragend geliebt habe, seine Leser zu mystifizieren, allerlei Merkwürdiges, Rätselhaftes, oft an sich geradezu Unverständliches in seine Werke hineinzuheimnissen (das viel mißbrauchte Wort!), um an anderen Stellen wieder die Dichtung gewissermaßen transparent werden und das Geheimnis durchleuchten zu lassen, so daß man nur erfahrener Goethekenner und -„deuter" zu sein braucht, um den allen, die Augen zum Sehen haben, offen daliegenden Schlüssel aufnehmen und nach Belieben gebrauchen zu können.

Zugegeben, daß es dem Wesen der Weimaraner Exzellenz, die auf so souveränem Standpunkt der übrigen Menschheit gegenüber sich späterhin befand und sich dessen wohl bewußt war, zuweilen entsprach, das große Publikum gelegentlich mal „zum besten zu halten" (an Schiller 21. 11. 95 — vgl. Xenien), und daß es ihn manchmal angewandelt haben mag, sein mehr oder minder verstehendes Lachen über dieses seltsame Dasein nicht allein zu lachen, sondern gleichgestimmte Seelen mit teilnehmen zu lassen an dieser erhabenen Menschenverachtung, so kann ich mich dennoch keinesfalls dazu verstehen, wichtige Gestalten Goethescher Schaffenskraft wie die der Mignon von diesem Gesichtspunkte aus zu deuten. Alle diese verstandesmäßige „Deuterei" führt mehr oder weniger immer zu Grotesken, wie m. E. der vorliegende Fall wieder deutlich zeigt. Goethe war in allererster Linie Dichter, d. h. erschütterter Mensch, der diese seine Erschütterung in sinnlich wahrnehmbarer Form gestaltete, aus seinem Innern in die Außenwelt verpflanzte, wo sie allen übrigen Wesen zugänglich wurde, die die Organe besaßen, mit denen sich das Stoffliche dieser Formgebung erfassen ließ. Nur von diesem Standpunkte aus wird man richtig urteilen. Was nützen mir die schönsten Beweise, daß Mignon ein Knabe oder ein Mädchen oder keins von beiden sein soll, wenn ich ihren Wesensgehalt nicht erkenne, wenn ich nicht nacherlebe, aus welchen Urgründen Goetheschen Seins dieses seltsame Geschöpf entsprang, wenn ich nicht erfasse, daß ihre Wesenheit nichts anderes als der adäquate dichterisch geschaute und geformte Ausdruck Goethescher Zustände und Sehnsüchte ist?

Hier gilt es einzusetzen. Cohen weist nach, daß Mignon teils als Maskulinum, teils als Femininum in dem Roman behandelt wird und folgert daraus, daß sie ein Zwitter sei und Goethe mit der Geheimhaltung dieses Tatbestandes beabsichtige, den Leser zu „necken" (a. a. O. S. 137). Ich erspare mir eine Vermutung über das, was der Dichter zu solchen Deuteleien gesagt haben würde, noch dazu C. selbst an anderer Stelle „Neckerei für ausgeschlossen" hält. Gehen wir ganz sachlich auf Cohens Feststellungen ein, so ist zu sagen, daß sie zum großen Teil der Sache nach richtig sind, wenn sich auch oft ganz andere Folgerungen aus den angeführten Tatsachen ziehen lassen. Ich möchte sogar behaupten, daß sich mit demselben Rechte, wo C. den männlichen Artikel und das männliche Fürwort zu erkennen glaubt, das sächliche dem Empfinden nach annehmen läßt, noch dazu ich keine Stelle gefunden habe, die zwingend bewiese, daß Mignon (an sich eine männliche Form) als männlicher Vorname in des Dichters Vorstellung lebte. Die von C. angeführten sechs männlichen Formen bei den Exequien (Lehrj. VIII, 8) beziehen sich auf das Hauptwort der Gespiele, das wenigstens meinem Sprachgefühl nach sich auch in ungeschlechtlicher Weise verwenden läßt.

Um mich davon zu überzeugen, ob C. richtig folgere, habe ich ganz unbefangenen Personen die fraglichen Stellen vorgelesen und übereinstimmend die Antwort erhalten, daß der Eindruck sächlichen Geschlechtes bei solchem Gebrauch des Namens Mignon und seiner Beziehungen vorgelegen habe. Ich meine die nicht gerade häufigen Stellen, wo von „dem Mignon" die Rede ist, was übrigens ausgezeichnet dazu paßt, daß für gewöhnlich ganz neutrale Ausdrücke wie das Kind, das Geschöpf, das Wesen usw. in Hinsicht auf Mignon angewendet werden. Hier überall ausgesprochene Absicht zu suchen, halte ich nur für zur Hälfte richtig, vielmehr liegt ein in der Goetheschen Konzeption bedingtes Dunkelhalten dieser Gestalt vor, das auch darin noch seine Bestätigung finden kann, daß dreizehnjährige Kinder ganz unbewußt in der Vorstellung oft nicht als geschlechtlich bestimmt, sondern eben als Kinder empfunden werden.

C. weist ferner darauf hin, daß von Mignon nur selten und dann an ganz belanglosen Stellen als Mädchen gesprochen würde, „im übrigen wird die Bezeichnung „Mädchen" mit geflissentlicher Absicht vermieden" (a. a. O. S. 136). Das scheint mir nicht ganz zu stimmen. Es lassen sich die zwei Fälle, die er anführt (VII, 7) mit Leichtigkeit vermehren (Lehrj. VIII, 3, S. 293 u. 298, VIII, 5, S. 315 usw.[1]), sogar durch eine Stelle von Wichtigkeit wie die folgende (Lehrj. VII, 4, S. 189), wo von dem Harfenspieler gesagt wird: „Erst fürchtete er sich vor Mignon, eh' er wußte, daß es ein Mädchen war." — Ich unterlasse es, hieraus Schlüsse zu ziehen; ich weise nur wiederholt darauf hin, wie mißlich es ist, Dichtwerke mit der Verstandeslupe zu untersuchen und in ihre Bestandteile zerlegen zu wollen. Nachschaffendes Erlebnis verlangt eine Dichtung, aber nicht Einordnung in eine Klasse oder ein Schema mit Hilfe fertiger Maßstäbe und Klebezettelchen.

Es widerstrebt mir, hier im einzelnen die sämtlichen Cohenschen Beweisstellen kritisch zu beleuchten, noch dazu ja im Grunde genommen bei ihm nichts ausgesprochen Falsches herauskommt, wenn man nur die Tatsachen nimmt, ohne die erwähnten Folgerungen zu ziehen; denn auch ich bin der Ansicht, daß Mignons Geschlecht problematisch ist — allerdings nicht in dem Sinne Cohens. Rein vom äußerlichen Stand-

1) Die Seitenzahlen der Wilhelm-Meister-Zitate beziehen sich auf die entsprechenden Bände der Cottaschen Jub.-Ausgabe.

punkte aus ist sie ein weibliches Wesen, wenn auch eins mit sonderbarer und ungewöhnlicher Veranlagung. Dafür spricht das vorherrschende weibliche Fürwort, dafür alles bisher von mir Eingewendete, dafür daß der Marchese ausschließlich fast von ihr als Nichte redet, dafür daß sie selbst starkes weibliches Gefühl Wilhelm gegenüber zeigt und sogar beim Anblick seiner scheinbar endgültigen Vereinigung mit Theresen an Herzkrampf stirbt, dafür endlich, daß sie alle Beteiligten im Roman als Mädchen, wenn auch als überaus seltsames Mädchen empfinden. In einem höheren Sinne ist sie aber doch geschlechtslos, ist sie das Symbol eines Goetheschen Erlebens, das sich ihm nicht mit einer ausgesprochenen Geschlechtsvorstellung verband. Und das führt uns in den Kern der Sache.

Gundolf, in seinem lichtvollen Buche über Goethe, gibt hier Fingerzeige, die mir sofort zusagten, als ich sie vor Jahren zum erstenmal las, weil sie sich ganz in der Richtung meiner Auffassung bewegen. Von allen Gestalten des Meisterromans sind Mignon und der Harfner am tiefsten in Goethes eigenstem Wesen begründet, sie sind Ausdrücke seelischer Funktionen, die sich bei der dichterischen Gestaltung zu diesen merkwürdigen Phantasiegeschöpfen ver„dichteten".

Mignon ist nicht allein die Kondensierung und Konzentrierung aller Goetheschen Sehnsüchte, der nach Schönheit, nach dem Süden, nach Maß und Form, sie ist vielmehr auch ein Ausfluß des Goetheschen Dämonions, ist Gestalt gewordener Drang, ein Einschlag aus der überpersönlichen Welt des inneren Schauens. Mignon ist ein lebendes Gedicht, ein lyrischer Niederschlag Goethescher Erlebnisse und Träume, ganz wie der Harfner, so gegensätzlich sie an sich sind. Deshalb äußern sich beide auch lyrisch, Mignon mit der ganzen Glut innersten, dämonisch-unirdischen, heißen Sehnens, nach irgendetwas, nach Ideal-Schönem, Fernem, Warmem, Sonnigem, das sie mit dem Heimatsbegriff verbindet, der Harfner mit der ganzen Wucht und Schwermut des am Schicksal Zerbrechenden, des Mannes, der überall Mächte am Werke sieht, die stärker sind als er.

Und nun wird es klar, warum Goethe seine Mignon in diesem täuschenden Halbdunkel hält und um sie so einen märchenhaft-mystischen Schimmer verbreitet. Mignon ist eben kein Wesen von Fleisch und Blut, wie Wilhelm, wie Philine oder Natalie und all die anderen, sie ist ein Traumgeschöpf, ein fleischgewordener Dämon, ein Unbedingtes, das an seiner (geschlechtlichen oder sonstigen) Bedingtheit leidet und schließlich zugrunde geht. Deshalb das Rätsel der Herkunft, deshalb das geheimnisvolle Dunkel über ihrer Person, das unterbewußt oder unbewußt das eigentümliche Schillern des Wesens sogar bis auf die Geschlechtszugehörigkeit ausdehnt, deshalb die zunächst völlig unbekannte Abstammung, die immer noch ungewöhnlich und schauerlich genug bleibt, weil dieses Geschöpf eben nicht normaler Geburt sein darf, sein kann als Dämon, selbst dann noch, nachdem in den letzten die Auflösung aller Verwicklungen bringenden Kapiteln der Schleier auch von diesem Geheimnis gezogen wird.

Mignon ist ein wesentlicher Bestandteil des Romans, der nicht zum wenigsten seine dichterischen Qualitäten ausmacht, davon bin ich überzeugt, aber sie besaß Goethes Liebe gewiß nicht um der psychologischen Probleme willen, die ihre Zwitterhaftigkeit bedingte. Sie war ein Geschöpf seiner Dichterphantasie, eines seiner Lieblingskinder, in dem er zum allereinzigsten Male Stimmungen, Gefühle und Sehnsüchte verdichtete, wie sie sonst nur als Melodie oder Unterton in seinen lyrischen

Schöpfungen enthalten zu sein pflegen. Jede materielle Untersuchung solcher zarten Luftgebilde, die Shakespeare so unvergleichlich duftig und schön zu schaffen verstand, schlägt sie unerbittlich mit Knüppeln tot. Das war es, was ich an Cohens Aufsatz nochmal darlegen wollte.

Zum Schluß möchte ich noch einmal Gundolf anziehen, der zum Vergleich die Geschlechtslosigkeit der Engel anführt, und hinzufügen, daß auch diese in unserer Phantasie unwillkürlich als weibliche Wesen leben, ganz wie das Märchenkind, dem Goethes Kunst so reizvolle Züge leiht und das seine Wirkung auf jeden, der den Wilhelm Meister mit dem Herzen liest, eben um seines dämonischen Wesens willen noch nie verfehlt hat.

Vorschläge zur mittelhochdeutschen Lektüre auf der Schule.

Von Studienrat Dr. G. Salomon in Berlin-Steglitz.

Die Aussicht, daß dem Deutschen auf der Schule mehr Raum gegönnt werde, rückt näher und mit ihr der Augenblick, da das Mittelhochdeutsche aus der Aschenbrödelstellung, die es auf unseren höheren Schulen einnahm, erlöst wird. Es wird nur wenige Lehrer geben, die an der mittelhochdeutschen Klippe nicht Schiffbruch gelitten hätten, kaum einen, dem sehr behaglich auf der Fahrt zumute gewesen wäre.

Welche Werte in der mittelhochdeutschen Sprache und Literatur schlummern, welcher Schatz an Bildungsgut aus ihnen bei ausreichender Zeit gewonnen werden kann, das legt Rosenhagen in Heft 6 dieser Zeitschrift (1920) in feinsinniger Weise dar. Die Vorschläge aber, die er an diese Betrachtung knüpft, rufen an vielen Stellen zum Widerspruch auf.

1. Sicherlich soll die Grammatik nur Helferin sein und der Sinn für sprachliche Formen soll nicht durch abstrakte Formen, sondern durch Anschauung des einzelnen gebildet werden. Dennoch aber wird von Zeit zu Zeit eine Zusammenfassung des einzelnen nicht zu umgehen sein. Gerade daran krankte ja bisher der Unterricht im Mittelhochdeutschen, daß die sichere grammatische Grundlage fehlte. Ich halte es geradezu für gefährlich, von Anfang an das Neuhochdeutsche zum Vergleich heranzuziehen und „am Beispiel die Wege der sprachgeschichtlichen Umwandlungen vorzuführen". Das führt von vornherein zur Vermengung und Vermischung mittelhochdeutscher und niederhochdeutscher Sprachformen und Wortbedeutungen. Zunächst betone man nur das Fremdartige, Unterschiedliche des Mittelhochdeutschen, lasse es — um es ganz scharf auszudrücken — als eine fremde Sprache auffassen und lernen. Denn das Erlernen, auch das abstrakte Erlernen der hauptsächlichen Deklinationen, Konjugationen und Vokabeln wird man dem Schüler nicht ersparen können, wenn anders endlich der ratlosen und ratenden Stümperei beim Übersetzen ein Ende gemacht werden soll. Vielleicht läßt sich auf folgende Art am leichtesten eine vorläufige grammatische Grundlage legen:

Vor dem Beginn der eigentlichen Lektüre wird ein leichter mittelhochdeutscher Abschnitt — vielleicht, wie auch Rosenhagen vorschlägt, ein bîspel des Strickers — sozusagen auf dem Altare der Grammatik geopfert. Dieses Stück wird Wort für Wort nur nach der sprachlichen Seite hin betrachtet und erläutert. Erklärt werden vor allem die Deklinations- und Konjugationsformen und am Schluß in Gruppen zusammengestellt. Das Fehlende wird vom Lehrer ergänzt, und die also gewonnenen Beispiele auswendig gelernt. Ist erst einmal eine solche feste Grundlage geschaffen, so läßt sich bei der dann einsetzenden Lektüre leicht auf ihr weiterbauen, und die in

den ersten Stunden allherrschende Grammatik wird allgemach in die Stellung der Helferin und Dienerin, die ihr auf der Schule gebührt, zurückgedrängt. Dann kann auch, je länger, desto mehr das Neuhochdeutsche zur Beleuchtung des Mittelhochdeutschen und zur Vertiefung des sprachlichen Verständnisses mit wirklichem Gewinn herangezogen werden.

2. Sicherlich kommt für die Auswahl der Werke vor allem „ihre formende Leistung in Betracht und ihre Bedeutung als Inhalt. Erst in zweiter Linie ihr Wert als geschichtliches Zeugnis". Die Auswahl ist aber außerdem bedingt durch die sprachliche Schwierigkeit. Dieser Gesichtspunkt fällt insbesondere bei Wolfram ins Gewicht. Seien wir doch offen: wem von uns hätte sein gedankenschwerer, oft bewußt verhüllender Stil nicht schon oft Kopfzerbrechen gemacht! Natürlich gibt es auch einfachere Strecken, aber sie sind spärlich, und an solchen sparsamen Proben läßt sich gerade das für Wolfram Wesentliche nicht zeigen. Das Bild des faustisch ringenden, nach strebendem Bemühen endlich ans Ziel gelangenden Lebenskämpfers Parzival und damit ein Eindruck der grüblerischen Dichterpersönlichkeit selbst erschließt sich nur dem, der das ganze Werk, wenigstens in seinen Hauptzügen, kennt. Somit wird es für Wolfram im wesentlichen bei einer guten Übersetzung sein Bewenden haben. Schon um des Gegensatzes zu Wolfram willen wird man auf Gottfried von Straßburg nicht verzichten. Aber eine andere Erwägung rät auch bei ihm zur Beschränkung. Gottfried ist unerreichtes Muster formvollendeter Glätte, ihm mangelt in demselben Maße die tiefe deutsche Innerlichkeit, er ist durch beides Meister derer, die in der Nachahmung der Franzosen bis zur Aufgabe des eigenen Selbst ihr Heil sahen. Je sicherer es aber ist, daß fast die ganze mhd. Literatur ohne das französische Vorbild unmöglich wäre, mit um so größerer Liebe lohnt es sich den Dichtern nachzugehen, die trotz allem bodenständige Eigenart und deutsches Wesen treu festgehalten haben. Das weist auf das Nibelungenlied, die Gudrun, Hartmann und Walther, weist auch auf Proben aus dem übrigen Minnesang, vor allem aus Heinrich v. Morungen, der bisher auf der Schule hinter Walther ungebührlich zurücktrat, obwohl er an Glut der Leidenschaft und lebensvoller Anschaulichkeit Walther in seinen lyrischen Gedichten zum mindesten nicht nachsteht.

Was aber soll aus frühmittelhochdeutscher Zeit hinzugenommen werden? Gegen Gedichte aus der Zeit vor 1150 sprechen vor allem sprachliche Gründe. Den Schüler, der vom Mittelhochdeutsch der Blütezeit kommt, wird die altertümliche Sprachform nur verwirren. Inhaltliche Werte aber gehen ihm mit solchen Gedichten kaum verloren. Gewiß ist die geistliche Literatur dieser Zeit „als Zeuge der geistigen Erschütterung beredt", aber nur für reife Menschen; ich wage billig zu bezweifeln, ob z. B. das von Rosenhagen vorgeschlagene Melker Marienlied mit seiner immerhin doch fernliegenden Symbolik ein starkes Echo in Schülerherzen finden wird. Ähnliches gilt von der Mariensequenz aus St. Muri u. a. Will man auf den geistlichen Einschlag nicht verzichten, wähle man lieber das Annolied, das bei allem Sprunghaften der Komposition ein anschauliches Bild kriegerischer Taten gewaffneter Geistlichkeit entrollt. Vom Alexander- und Rolandslied dagegen läßt sich eben wegen der weitschweifigen Komposition durch Proben kein rechter Begriff vermitteln, zudem drängt sich hier das geistliche Element in unangenehmer Weise vor. Viel näher steht dem Empfinden der Jugend der König Rother. An der oft derben Zeichnung der Charaktere und der frischen abwechslungsreichen Handlung sowie an dem Formelreichtum der Sprache läßt sich das Wesen der Spielmannspoesie gut veranschaulichen. An ihn schließen sich zwanglos Stücke aus anderen Volksepen, vor allem dem Laurin, den man bei Rosenhagen ungern vermißt. Auch hier zeigt sich der Spielmann durchaus von seiner vorteilhaften Seite und zugleich etwas von

höfischer Kultur beleckt. Launig und in raschem Zuge rollt die abenteuerreiche Handlung ab. Über Veldekes Eneide kann man dagegen, glaub' ich, nicht „zweifelhaft" sein. Weniger die sprachliche Form hat sie gegen sich[1]) — denn in Behaghels Umschrift darf man doch zum mindesten starke Bedenken setzen — als vielmehr die Unmöglichkeit, an einer Probe zu zeigen, „was das Mittelalter aus dem Vergil gemacht hat". Das läßt sich eben wieder nur am ganzen Werk zeigen.

Die Nachfahren der großen Epiker schätze ich etwas höher ein als Rosenhagen. Vor allem darf den Schülern der kulturhistorisch so lehrreiche „Meier Helmbrecht" mit seiner grausigen Wirklichkeitsschilderung nicht vorenthalten werden. Dieses Werk ist unter dem unmittelbaren Eindruck echten Erlebens geschrieben worden — in der Epik der mhd. Zeit ein seltner Fall. Von Rudolf von Ems empfiehlt sich wegen der sittlichen Durchdringung des anmutigen Stoffes und der Verwandtschaft mit Hartmanns „armer Heinrich" die gehaltvolle Erzählung vom guten Gerhard viel mehr als etwa Abschnitte aus „Barlaam und Josaphat" oder aus dem Alexanderlied, die z. B. Schönfelder bringt. Die Novelle in Versen (Märe) hat außer Konrads „Otto mit dem Bart" noch andere, auch für die Schule passende Vertreter. Wie hübsch ist, um nur eins hervorzuheben, der Schwank vom Kobold und Wasserbär erzählt. Die bürgerliche oder „gotische Periode" des Mittelalters lehnt Rosenhagen für die Schule ab, abgesehen vom Drama, in das einzuführen er sich wohl oder übel bereit erklärt. Es ist ja wahr, der größte Teil dieser Poesie taugt wenig, aber wenn R. den Grundsatz ausspricht, für den Sprach- und Literaturunterricht komme es darauf an, das herauszusuchen, was in die Zukunft weist, so dürfte er eigentlich an dieser Periode nicht mit geschlossenen Augen vorübergehen wollen. Denn in gewissem Sinne steht die ganze spätere deutsche Literatur auf den Schultern gerade dieser Zeit. Starke Fäden führen zurück in die Vergangenheit und verknüpfen mit der Zukunft, und der Meistergesang ist als Zwischenglied gar nicht zu entbehren. Stark ist z. B. sein Anteil an der Ausbildung des historischen Volksliedes, wie überhaupt die Grenzlinien zwischen Meisterlyrik und Volkslyrik verfließen. Der Einwand, daß der Meistergesang einen würdigen Vertreter in Hans Sachs habe und dieser ja den Schülern nahe gebracht werde, verschlägt nicht. Denn gerade durch die Vereinzelung tut man dem Nürnberger Poeten unrecht. Auch vor ihm fehlt es nicht an tüchtigen Sängern, die einerseits an die Volkslyrik anknüpfen, andererseits die Ballade pflegen. So hat Heinrich von Mügeln eine ganze Anzahl von Fabeln und Minneliedern gedichtet, die auch in der Schule Beachtung verdienen, und Muskatblut weist schon durch die Vorliebe für Naturbilder auf den Minnesang zurück und voraus auf die Volkslyrik. Auf Versemacher wie Folz usw. wird man allerdings verzichten.

In der Epik ist gerade das Vordringen der Fabel für diese bürgerliche Zeit im höchsten Grade kennzeichnend. Man kann daher meines Erachtens gar nicht an einem Mann wie Boner vorbeigehen, und sei es auch nur, um bei der Behandlung des „Säculum der Gleime" an ihn erinnern zu können.

Natürlich ist die Prosa der Zeit ebenso wichtig, vor allem die der Mystiker. Gerade weil aber „der wesentliche Inhalt jener Schriften für die Jugend etwas Fremdartiges, Seltsames" ist, wird man in der Schule lieber als zu Seuse zu dem kräftigeren, klareren und doch tief empfindenden Tauler greifen. Das Tor zum „fließenden Licht der Gottheit" Mechtilds muß ja leider wegen der verzweifelt schlechten Überlieferung des Werkes der Jugend verschlossen bleiben. Einen guten Abschluß der

1) Es ist ein kaum entschuldbarer Widerspruch, daß neuerdings in dem Lesebuch Schönfelders die „Eneide" in mnd. Umschrift, die Minnelieder Veldekes dagegen in mhd. Dialekt gedruckt erscheinen!

Prosa dieser Periode, der doch zugleich wegweisend in Neuland führt, findet man in dem ebenfalls von Rosenhagen nicht erwähnten Streitgespräch zwischen dem Ackermann aus Böhmen und dem Tod, nach Burdachs Worten „dem einzigen wirklich überragenden Kunstwerk deutscher Sprache, das die drei Jahrhunderte der Renaissance und Reformation hervorgebracht haben".

Auswertung einer Schulwanderung für den deutschen Unterricht.

Von Stadtschulrat **Fr. Gaile** in Cottbus.

Nach dreitägiger Wanderung im Riesengebirge kehrte die lustige Mädchenschar meiner ersten Klasse (9. Schuljahr) in die Schule zurück, ihr empfängliches vierzehnjähriges Herz noch übervoll von all dem vielen Schönen und Gewaltigen, das es aufgenommen, und noch freudig bewegt von den mancherlei mehr äußerlichen Begebenheiten der lustigen Bergfahrt.

Nun ging's ans Erzählen, nach eigener Wahl natürlich. Meine Amtsgenossen werden mir glauben, daß sie dabei erst über die vielen mehr oder weniger lustigen Vorkommnisse, Späße und kleinen Abenteuer berichteten: wie sie auf der Bahnfahrt Spaß gemacht haben, wie sie in der ersten Herberge vor lauter Aufregung und Unsinnmachen gar nicht schlafen konnten, wie müde sie der Marsch zeitweilig gemacht hat, wie sie alle in der Schneegrubenbaude von freundlichen Hamburgern Torte bekommen haben, wie die Prinz-Heinrich-Baude sie erst nicht aufnehmen wollte, wie Herta den Schneeabhang hinuntergerutscht ist, usw. usw.

Alles durcheinander. Schließlich hatte ich davon genug und ließ mir erzählen, welchen Weg sie eingeschlagen hatten. Während eine darüber berichtete, warfen andere mancherlei Bemerkungen dazwischen, z. B.: „Und der Zackelfall war schön!" „Zur schlesischen Baude geht's aber steil rauf!" „Die Elbquelle hab' ich mir anders gedacht, das ist ja ganz schmutziges Wasser." „An der Prinz-Heinrich-Baude war abends lauter Nebel, am andern Morgen war schöne Aussicht!" u. a.

Damit war ich natürlich nicht befriedigt. Sie mußten mir nun von ihren Eindrücken etwas mehr erzählen. Das ging weniger glatt von der Zunge; es fehlte ihnen in ihrer Erregung an der Sammlung. Schließlich erinnerte ich sie daran, daß ich vor ihrer Abreise die Erwartung ausgesprochen hatte, sie würden mir nach ihrer Heimkehr auch viel Schönes über ihre Reise aufschreiben können. Zarte Pädagogenherzen meinen zwar, man solle der Jugend mit solchen Anforderungen die Wanderungen nicht verleiden. Nun, unsere Schülerinnen wissen, daß die Schulausflüge nicht allein zu ihrer Belustigung gemacht werden, sondern in erster Linie Lehrausflüge sind; und von dem unter Opfern der Schule und des Elternhauses gewährten dreitägigen Ausfluge unter der Führung des Erdkundelehrers war ihnen dies noch besonders eingeschärft worden, wie ja auch die ganze Vorbereitung sie darüber nicht im Zweifel ließ.

Worüber möchtet ihr nun schreiben? Zur Antwort kamen natürlich die verschiedensten Wünsche. Auch Reisebeschreibungen in der — trotz aller neuen Bestrebungen im Aufsatzunterrichte — leider auch heute noch so häufig geübten allgemeinen Form waren darunter („Unsere Reise ins Riesengebirge", „Die Kammwanderung" u. ä.). Diese lehnte ich ab, denn dabei kommt inhaltlich die scharfe Beobachtung, die Grund-

lage für jedes Erlebnis (Erlebnisaufsatz!) zu kurz, und die sprachliche Form bewegt sich in den üblichen nichtssagenden Wendungen, die die Ausdrucksfähigkeit nicht fördern. („Wir gingen", „wir marschierten", dann „zogen wir weiter"...) Zur Aufgabe stellte ich ihnen, nach eigener Wahl bei einem Punkte ihrer Wanderung zu verweilen und nun alles niederzuschreiben, was sie dort sahen, dachten und fühlten. Also kleine engbegrenzte Bilder zu zeichnen; jede mehrere, etwa unter der Hauptüberschrift: „Bilder von unserer Bergfahrt."

Das gab zwar einige enttäuschte Gesichter, aber nur bei denen, die aus Erfahrungen an früheren ähnlichen Arbeiten die Schwierigkeiten dieser Aufgabe fürchteten und fürchten mußten und sich ein bequemeres, mehr allgemeines Gebiet wünschten. Die besseren Schülerinnen fanden bald Verständnis für die Aufgabe, deren Art und Wesen waren ihnen aus früheren Aufsätzen und Niederschriften bekannt, andernfalls hätte sie ja nun ihnen nicht aufs neue aufgegeben werden können. Um aber ein Vorbeigehen an dem Wesentlichen der Aufgabe und einen der oft beobachteten Rückfälle in eine allgemein gehaltene Reisebeschreibung noch mehr zu verhindern, zeigte ich den Schülerinnen an einigen Mustern aus ihrem Lesebuche noch näher, wie sie die Arbeit zu verstehen und anzufassen haben. Ich wählte dazu aber keine Gebirgsschilderung, um die Selbständigkeit ihres Schaffens nicht zu vermindern. Vorgelesen wurde u. a. ein Stück aus „Sonnenaufgang auf Rügen" von Georg Wegner. Ich gebe hier einige Sätze daraus wieder:

> „Schon war ich einige Schritte gewandert, als ich mich noch einmal zum Meere umwandte. Da aber durchzuckte es mich wie ein Schreck! Fern am dunkeln Horizont, der noch soeben unverändert gewesen war, lag ein tiefer Feuerpunkt, anzuschaun wie glühendes Eisen. Langsam quellend wuchs er größer und größer — die Sonne! Ich hatte mich vorher geirrt, keine Wolkenbank stand im Osten, sie war noch gar nicht wirklich aufgegangen. Nun aber stieg der Feuerball vor meinen entzückten Augen empor in einer so fremdartigen Größe, wie ich weder zuvor noch nachher gesehen. Wie es möglich war, weiß ich nicht; aber Meer und Himmel blieben so dunkelblau wie zuvor, und auf ihrem Hintergrunde lag die glühende Scheibe scharf und strahlenlos da. Jetzt stand sie zur Hälfte über der Flut und gewährte ein ganz wundersam zaubrisches Bild; es sah aus, als höbe sich dort in rätselhafter Ferne die goldene Kuppel eines Geisterdomes über den Horizont, dann endlich wurde die Kugel voll, löste sich wie zögernd los von der Linie und schwebte nun ruhig und groß über der Tiefe..."

„Schön!" flüsterten einige, als ich das Buch schloß. Dann noch meine Frage: Was ist denn daran so schön? Was die Schülerinnen mir darauf antworteten, sichtete ich mit kurzen Hinweisen unter Betonung des Wesentlichen: wie der Verfasser das, was das Auge sah, im Geiste umdeutet und in Gefühle umwertet, von denen die ganze Schilderung getragen und durchglüht wird. (Erlebnis!) Nun frisch an die Arbeit! Eine Woche Arbeitszeit!

Und was ist nun herausgekommen? Einige der schwächeren Schülerinnen haben trotz allem doch die Aufgabe verfehlt und sind bei einer Reisebeschreibung gelandet. Die andern haben die Aufgabe richtig erfaßt. Die Mehrzahl von diesen, nicht alle, ist auch mit der Bearbeitung zustande gekommen, darunter viele mit guten und ein halbes Dutzend mit ausgezeichneten Leistungen. Das Gesamtergebnis ist ein für mich

überraschendes Zeugnis von der Fähigkeit vierzehnjähriger Mädchen für Naturbetrachtungen. Es wird am besten sein, wenn ich meinen Lesern jetzt einige Abschnitte aus den besten Arbeiten zum Durchlesen biete. Die allerbeste Leistung ist darunter nicht vertreten, weil sie so ungewöhnlich reife Gedanken brachte, daß mir Bedenken über die Selbständigkeit der Arbeit aufgestiegen sind. Die Verfasserin hat zwar stets Gutes geleistet, auch ihre ganze Art, wie sie ihre Aufsätze bewältigt, spricht für eine besondere Veranlagung. (Sie erzählte mir, daß sie an „Aufsatztagen" stundenlang auf dem Sofa liege und „träume", dann sich hinsetze und den Aufsatz ohne Unterbrechung niederschreibe, manchmal sogar aus dem Bett aufstehe und schreibe. Sie lese viel und stehe gegenwärtig im dritten Band von Goethe.) Aber wie gesagt, ich möchte, bevor nicht alle Zweifel bei mir selbst verschwunden sind, aus ihrer Arbeit hier nichts anführen. Hier nur Proben von Arbeiten, die auf Grund meiner Kenntnis der Verfasserinnen bei mir jene Zweifel ausschließen. Bemerkenswert ist, daß drei von den vier Mädchen, die nun zu Worte kommen, dem „Wandervogel" angehören. Die nun folgenden Arbeiten sind natürlich genau wiedergegeben, wie sie die Verfasserinnen abgeliefert haben, also auch mit den Schwächen und Fehlern.

1. Gerhard Hauptmanns Heim. Unser Weg durch Agnetendorf führte uns an dem Hause Gerhard Hauptmanns vorbei. Stolz ragt aus einem großen Park ein rotes Dach mit vielen Türmchen empor. Ebenso stolz steht das ganze Haus da mit seinen Erkern und hohen Fenstern. Ich war etwas enttäuscht. Ein Dichterheim hatte ich mir anders gedacht. Dieses Haus kam mir mehr wie eine kleine Burg vor. Der Park mit seinen verschlungenen Pfaden gefiel mir besser.

Noch lange winkte uns das rote Dach hinterher mit seinen vom Abendsonnenscheine vergoldeten Türmchen.

2. Zackelklamm und Zackelfall. Wir sind in die dunkle Klamm des Zackerles eingetreten. Zu unsern Seiten ragen schroffe Felsmauern in die Luft, von denen eine kalte Luft ausgeht. Über die Klamm hinweg biegen sich hohe, schon verwitterte Tannen, als wollten sie eine Brücke von einer Felswand zu andern bauen. Zu unsern Füßen hüpft leichtfüßig über Stock und Stein das Zackerle. Aber was für ein herrliches Bild tut sich da vor unsern Augen auf! Die steilen Felswände, die eben noch rechts und links neben uns herliefen, treten zur Seite, um das wildschäumende Zackerle durchzulassen, das da von hoch oben herab seinen Weg gesprungen kommt. In großen Sätzen hüpft es über die riesigen, glitschigen Felsblöcke und bespritzt alles, was ihnen zu nahe kommt, übermütig mit seinem klaren Wasser. Aber das ist ihm noch nicht genug. In seiner Heiterkeit reißt es alles, was es nur fassen kann, mit sich: Sand, kleines Geröll und was sonst noch ist, muß mit ihm springen. Wie ein Kind, das in seinem jugendlichen Frohsinn alles Traurige und Stumpfsinnige ins Heitere verwandelt. Doch alle Lust und aller Übermut haben auch einmal ein Ende. So ist es auch mit dem Zackerle. Hat es sich genug ausgetollt, dann läuft es seinen Weg auch ruhig und verständig weiter.

3. An einem Bächlein. Wir wollen das schöne Riesengebirge verlassen und sind auf dem Rückwege. Ein hoher Wald bietet uns kühlen Schatten. Mit eintönigem Gemurmel zieht ruhig ein Bächlein seines Weges. Sein Wasser ist klar und läßt jedes Steinchen, jedes Körnchen Sand auf dem Grunde seines Bettes erkennen. Mutwillig stochern wir darin herum, und das erst so helle, frische Wasser wird trübe und kann

jetzt nicht getrunken werden. Aber bald klärt es sich wieder. Ich lasse mich an dem Bächlein nieder und betrachte die Umgebung. Durch die Zweige der Bäume lacht der blaue Himmel. In blauen Dunst gehüllt sind auch die Gipfel der höchsten Berge. Am Waldesrande dehnt sich eine grüne Wiese aus. Vergißmeinnicht und andere Blumen schmücken sie. Doch sie ist sehr sumpfig, wie mir mein Schuh beweist. Über den Wald zieht jetzt schnell eine Schar der gefiederten Sänger, die munter und eifrig ihre lieblichen Lieder erschallen lassen. Ein Hauch von Poesie umwebt dieses stille Plätzchen. Ich werde jäh aus dem Schauen erweckt. Wir brechen auf, und nun bald Ade, du schönes Riesengebirge.

4. Der Aufstieg zur Prinz-Heinrich-Baude. Nach wichtiger Beratung an der Spindlerbaude, wohin uns der Weg führen soll, machen wir uns an die Besteigung der kleinen Sturmhaube. War das eine Arbeit! Hier stöhnt eine, da ächzt eine, dort kriegt eine keine Luft, kurz, die Zustände sind schauderhaft, doch der Blick in die nebelverschleierten Gründe (ist) herrlich. Auf leisen Sohlen kommen die Nebelfrauen und weben ihre grauen Schleier, die der Wind über die Berge zieht. Dichter und dichter wird das Gewebe, grauer und grauer die Ferne. Plötzlich taucht ein dunkles Etwas auf, und: „Die Prinz-Heinrich-Baude!" rufen erlöst die Mädels. Ja sie ist's, und müde lehnen wir uns an das Geländer, in die milchweiße Tiefe starrend. Da — ein wunderbares Schauspiel! Lautlos reißt der Nebelvorhang in zwei Hälften und unsern entzückten Augen zeigt sich der große Teich, der weißsilbern heraufschimmert. Auch einige Bäume am Abhang nehmen schon Form und Gestalt an. Doch — wir haben schon zuviel gesehen. Leise, ganz leise wird der Nebelvorhang von Geisterhänden zugezogen, und wieder nur wallt ein silbergraues Nebelmeer zu unsern Füßen auf.

5. Am Hainfall. Wie das Wasser jauchzt und springt, bald ist auf einem Vorsprung, bald in der Tiefe. Dann prallt es wieder auf einen Stein, daß es wie tausend blitzende Perlen aufspritzt. Wie es eifrig rollt und sich überschlägt, als könnte es sich nicht genug austoben. „Brüderchen, nimm uns mit, nimm uns mit!" so rufen unzählige kleine Äderchen, die auch gern zum Meer wollen. Wie sich das tobende Wasser verändert, jetzt ist's nur weißer Schaum, da wird es von einem bemoosten Steine grün gefärbt, nun nimmt es schon wieder blaue Farbe an, bis es sich weiter unten schon etwas beruhigt hat und sich durch die saftigen Wiesen windet.

6. Die Schneekoppe. Erst bedecken düstergrüne Tannen den Abhang, dann sieht man nur noch eine grünliche, und später ins Graue übergehende Fläche. Auf der Kuppel dieses Berges sind ein paar Häuser gebaut, die ein Türmchen überragt. Darüber der blaugrüne Himmel in der ersten Morgendämmerung, aus der die fast verblaßte Mondsichel schaut.

Die beiden letzten Arbeiten sind von derselben Verfasserin. (Gemeinsames Merkmal: Die Auffassung der Farben.) Bei der Rückgabe der Aufsätze wurden einige vorgelesen und beurteilt. Darunter waren solche, die dasselbe Gebiet behandelten. (Mehrere hatten über den Zackelfall geschrieben, der mit seiner Umgebung auf die Kinder der Ebene wohl einen besonders nachhaltigen Eindruck gemacht hat.) Ich lenkte dann die Aufmerksamkeit darauf, wie verschieden doch die Darstellung derselben Gegend in den einzelnen Aufsätzen ist und erhielt auf die Frage nach dem Warum die gewünschte Antwort, daß dies nicht an der Natur liegen könne, die ja von allen zu

gleicher Zeit betrachtet wurde, sondern daß die Ursache in den Beschauern liegen müsse. Was die eine sah, ist der andern entgangen, was der einen wichtig erschien, kam der andern unwichtig vor, was auf die eine einen tiefen Eindruck machte, berührte die andere kaum. Als Ergebnis konnte also herausgestellt werden, daß die Niederschriften keine vollständige und getreue Wiedergabe der Natur enthalten, wohl aber ein getreues Abbild davon, wie der einzelne Geist die Natur gesehen, die aufgenommenen Bilder in sich verarbeitet und was er dabei empfunden hat. Das führte zu einer kurzen Abschweifung in die Bildkunst. Der Hinweis auf Unterschied zwischen Lichtbild und Kunstbild liegt hier nahe. Die Mädchen kamen nun von selbst mit den Gedanken, daß die Kunstwerke nicht die bis ins einzelne getreue Wiedergabe der Natur bezwecken können, sondern aus der Fülle der Natur- und Lebenseindrücke so gewählt und gestaltet sind, daß daraus des Dichters Sehen und Fühlen zum Ausdruck kommt, und daß wir die Werke der Kunst nur genießen können, wenn wir darin die Seele ihres Schöpfers suchen und finden. Dann führte das Gespräch auf den Vergleich zwischen der Skizze und dem ausgeführten Bilde, und die Schülerinnen erkannten, daß die letzte hier wiedergegebene kurze Arbeit (die Schneekoppe) als Skizze zu bezeichnen ist, da sie sich darauf beschränkt, in wenigen treffenden Worten nur das wiederzugeben, was die Verfasserin als bezeichnend erkannt hat.

Dann führte unsere Besprechung zu folgenden Gedanken: Wenn der Mensch — und der Dichter im besonderen — die Wirkung der Natur auf sein Gemüt ausdrücken will, so pflegt er oft die Naturgegenstände und Naturerscheinungen als Personen mit menschlichen Eigenschaften umzudeuten und darzustellen, die das widerspiegeln, was beim Anblick empfunden wird. So geschah es auch in unsern Aufsätzen. Eine Schülerin bezeichnet z. B. den Zackelfall als ein übermütiges Kind, da sein übermütiges Springen über Stock und Stein besonderen Eindruck auf sie gemacht hat; eine andere empfand besonders die unheimliche unbändige Gewalt der wildtosenden Wassermasse und vergleicht es mit einem „wilden Tiere, das seine Freiheit erlangt hat"; eine dritte ist zwar auch von der Kraft des Wassers ergriffen, faßt sie aber nicht so düster auf und deutet es als ein Wesen, das sich „an seiner Macht ergötzen will".

Solche Vergleiche zeugen davon, daß der Darsteller zur Natur in ein persönliches Verhältnis getreten ist; sie bieten ihm in ihrer bildlichen Ausdrucksweise ein vorzügliches Mittel, dem Leser seine seelischen Vorgänge zu veranschaulichen und sind uns bei der Behandlung der Dichtungen während der Deutschstunden schon oft begegnet (Personifizierung); ein gut Teil der Schönheit liegt darin eingeschlossen. Hier nun eine kleine Zusammenstellung bildlicher Wendungen aus den Aufsätzen meiner Schülerinnen. Sie sind ein Zeugnis dafür, wie weit auf diesem Gebiete die Beobachtungs- und Ausdrucksfähigkeit vierzehnjähriger Mädchen reicht. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß in ihre Sprachbilder viel Gelesenes verwoben ist; denn das finden wir in den Werken größerer und größter Geister, weil die Beobachtung ja erst durch das Verarbeiten der neuen Eindrücke mit Hilfe des vorhandenen Geistesinhalts des Beobachters zum tief und nachhaltig wirkenden Erlebnis wird. Wichtig ist freilich, daß die sprachliche Darstellung nicht nur leere Worte, sondern wahres eigenes Empfinden wiedergibt.

Ich entnehme die Beispiele aus verschiedenen Aufsätzen, und zwar wörtlich, und gruppiere sie nach den beobachteten Gegenständen.

1. Felsen und Steine: Das Zackerle rauscht zu den Füßen der Felsen —— Die Felsen treten zur Seite, um das wildschäumende Zackerle durchzulassen —— Die Felsen blicken dem Zackerle ernst und düster zu und schütteln das greise Haupt über dies Getolle ——— Das lustige Wasser und das traurige, öde Gestein —— Die Mittagsteine gleichen Türmen; einer ist wie ein Mann, der ins Tal schaut —— Von ferne grüßt uns Frau Königin (die Schneekoppe) mit ihren vielen Untertanen —— Die Burg reckt trotzige Mauern in die Luft. —— Zwischen Gras und Moos lugen kleine, schwarze Steine hervor, zaghaft, als ob sie sich ihrer Einfachheit schämen ——.

2. Nebel: Nebelgestalten, die über der Tiefe schweben, ruhelos, beängstigend —— Leichte Gestalten des Nebels führen Tänze aus —— Nebelmassen steigen empor, leichten Gestalten gleich, die über der dämmrigen Landschaft leichte Tänze aufzuführen scheinen —— Wechselvolle Reigen —— Leise, ganz leise wird der Nebelvorhang von Geisterhänden zugezogen, und wieder nur wallt ein silbergraues Nebelmeer zu unsern Füßen auf —— Auf leisen Sohlen kommen die Nebelfrauen und weben ihre grünen Schleier, die der Wind über die Berge zieht (!!) ———.

3. See: Der Mond, der über den geheimnisdüstern See hervortritt, baut eine gekräuselte, silberne Brücke über den See —— Die Wasserrosenblätter gleichen glänzenden Schiffen ——— Der Teich ist nicht wie alles in flutendes Gold getaucht, er liegt dunkel und schaurig da. Ihn umsäuselt rings ungestörte Ruhe. So still, so traumhaft, als berge er ein Geheimnis ——— Einen Blick auf den Großen Teich erhaschen —— Der Rasen ist der Rahmen des Sees — Das Ufer des Sees ist mit hohem Gestrüpp umkränzt ——.

4. Beleuchtung: Die Ebene verschwimmt im Sonnenschimmer ——— Der Tag dämmert auf ——— Zwischen den Wipfeln glänzt das Frührot auf ——— Der Morgen erwartet uns ——— Die Sonne blinzelt ——— Langsam wie unwillig zögernd verglomm das feurig glühende Abendrot ——.

5. Verschiedenes: Auf den Felsen rollende Blutstropfen wie blutige Tränen (Kynastsage) ——— Der Vogel trinkt den silbernen Tropfen ——— Mächtige Baumriesen, die von König Sturms starker Hand gebrochen sind ——— Die Tannen biegen sich, als wollten sie (über die Klamm) eine Brücke bauen ——.

Genug der Beispiele. Die seelischen und sprachlichen Fähigkeiten meiner Schülerinnen haben mich angenehm überrascht. Ich habe sie in dieser Stärke auf dem Gebiete des Schulaufsatzes noch nicht beobachtet; und ich kann nur annehmen, daß der starke Eindruck der Gebirgslandschaft Schwingen geliehen hat. Der Wert der Arbeiten wird — wie schon angedeutet — nicht geringer, wenn die Schülerinnen ihnen schon bekannte Bilder auf die neuen Beobachtungen angewandt oder beim Ausarbeiten der Aufsätze in Naturschilderungen schöne sprachliche Ausdrücke gesucht haben, die ihr Schauen und Empfinden treffend wiedergeben. Aber ihr eigenes Schauen und Empfinden muß es sein, keine Anleihe von andern, das gebietet die Wahrhaftigkeit, die Tugend, die an erster Stelle aller Anforderungen an einem guten Aufsatz steht.

Bevor ich über die weitere Auswertung der Reise spreche, seien mir einige allgemeine Gedanken gestattet, auf denen meine weiteren Ausführungen ruhen.

Jenes erwähnte lebhafte Gefühl eines starken Erlebnisses, das den Aufsätzen

vorteilhaft war, ist ja auf allen Gebieten des Unterrichts einer der erfolgreichsten Helfer des Lehrers. Es ist die Ursache für ein entsprechend starkes Interesse der Schüler und wird ja in jeder Lehranweisung gepriesen. Leider wird es noch lange nicht genug ausgewertet. Und daran ist der ganze äußere Zuschnitt unseres Unterrichtsbetriebes schuld: die Stoffverteilungspläne und die Stundenpläne. Denn derartige Stimmungen kommen über Lehrer und Schüler nicht mit dem Glockenzeichen der Schuluhr zum Beginn der Stunde, in dem der planmäßig vorgeschriebene Lehrstoff behandelt werden soll. Sie müssen entweder durch ein starkes Erlebnis von außen in die Schulstube hineingetragen oder während des Unterrichts geschaffen werden. Wie mühsam letzteres oft ist, das wissen wir; und haben manchmal die Herzen die rechte Schmiedewärme, dann — läutet's, und die nächste Stunde ist — Mathematik. Neue Vorstellungen verdrängen die vorhandenen und Erwartungsgefühle mancherlei Art verschütten schnell das innere Feuer. Wie segensvoll wäre eine weitere Auswertung der geistigen Einstellung in einer weiteren Stunde. Einem tüchtigen Lehrer muß daher das Recht gegeben werden, in solchen Fällen vom Lehrplane der Schule abzuweichen und die günstige Gelegenheit auszunützen.

Ebenso hinderlich ist die Zersplitterung in den Stoffverteilungsplänen. Solange wir z. B. die Stoffe im Lesebuche für die Behandlung im Unterricht danach auswählen, wie sie von uns Erwachsenen nach Form und Inhalt gewertet werden, also nach mehr literarischen Gesichtspunkten (weil „ein gebildeter Mensch dies oder jenes Gedicht eben kennen muß"), und nun mit den Kindern vom „Erlkönig" zum „Sänger" und zum „Ring des Polykrates" springen, solange ist auf eine Besserung nicht zu hoffen. Die Stoffe sollten nicht allein nach dem literarischen Wert, sondern in erster Linie nach ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit ausgewählt werden, derart, daß sich eine ganze Reihe von Gedichten, Lesestudien, Sprüchen, häusliche Lesestoffe der Bücherei usw. um einen Hauptgedanken kristallisiert, der dann auch von demselben einheitlichen Gefühl getragen wird, das um so tiefer wird, je mehr wir den Gedanken vertiefen. Dem Lehrer muß es überlassen bleiben, zum Beginn des Schuljahres die Gedankenkreise für das Jahr in großen Zügen festzusetzen und zeitlich in großen Abschnitten unterzubringen. Das wird natürlich bei jedem Lehrer einen andern Plan geben, auch werden manche der seit Jahrzehnten in Schulen „gelernten" Gedichte beiseite stehen müssen. Aber wenn etwas Ersprießliches herauskommen soll, muß die Persönlichkeit des einzelnen Lehrers den Ausschlag geben. Die Lehrstoffe müssen ihm „liegen"; er muß selbst lebhaft darin fühlen, wenn er's „erjagen" will. Ebenso muß es dem Lehrer gestattet sein, Unterrichtsstunden dafür auszunutzen, starke gelegentliche Eindrücke seiner Schüler unterrichtlich auszumünzen. Wie ich solchen Gelegenheitsunterricht im Anschluß an die Riesengebirgsreise weiter erteilt habe, darüber soll nun berichtet werden.

Der starke Eindruck der Reise auf die jungen Seelen war offensichtlich. Dies war aus den mündlichen und schriftlichen Berichten der Schülerinnen klar erkenntlich. Es galt nun, die befruchtende Stimmung zu nützen und den empfänglichen Boden noch fruchtbringender zu verwerten. Das ergab sich als Fortsetzung der Besprechung der zurückgegebenen Aufsätze ganz schlicht natürlich. Wie ich vorhin meinen Lesern bildhafte Darstellungen der Natur nach den Beobachtungsgegenständen geordnet zusammengestellt habe, so hatte ich es auch für meine Klasse getan, um die von einzelnen

dargestellten, zum Teil überraschend schönen Bilder auch auf die andern wirken zu lassen, sie beurteilen zu lassen und zu ähnlicher Naturbeobachtung anzuregen. Daraus ergab sich ganz von selbst ein beschauliches Verweilen in bestimmten Gedankenkreisen: Bäume und Wald, Bach und Wasserfall, Nebellandschaft usw. Einzelne dieser abgegrenzten Gebiete wurden nun vertieft und erweitert. Dabei erhob dann in manchen Schülerinnen der deutsche Dichterwald sein Rauschen. Sie brachten mir früher gelernte Dichterworte, die nun wieder Gestalt und Leben gewonnen hatten, z. B. „Des Knaben Lenzlied" von Uhland, „Abendlied" von H. v. Fallersleben („Nur der Bach ergießet sich am Felsen dort! —"), „Aus dem Walde" von Geibel. Und Eichendorffs wundervolles Preislied auf den deutschen Wald („O Täler weit, o Höhen —") ward angestimmt, schon oft von den Mädchen gesungen, doch wohl nie so innig wie jetzt unter der Gewalt der großen Eindrücke des herrlichen Bergwaldes, und manche mag tiefer empfunden haben:

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Tun und Lieben
Und was der Menschen Hort.

Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Und dann pflanzte ich in den vorbereiteten Acker der offenen Seele neue ihnen bisher unbekannte Blumen aus dem Dichterwalde. Die Vorbedingung für das Wurzelfassen ist ja die Stimmung. Jeder Lehrer weiß, wie schwer diese oft zu erzeugen ist. Hier brachten sie die Schülerinnen mit; töricht wäre es gewesen, sie nicht zu verwerten, sondern zu warten, bis etwa der Stundenplan die Gedichtbehandlung vorschlägt.

Nur ein Beispiel hierfür. In mehreren Aufsätzen war der Gebirgsbach mit einem Kinde verglichen. Was die Mädchen im Gebirge beobachtet hatten, war nur ein kleiner Lebensabschnitt dieses Kindes. Es bedurfte nur einer Anregung, in dem Bilde die Gedanken zurück und vorwärts zu spinnen. Rückwärts: der Ursprung des Bachwassers, die Quelle („Murmelt in den Quellen! Füllt die Brunnen!" Elbquelle!); das Quellwasser kam aus den Wolken, die Wolken entstanden aus den Wasserdünsten der Erde, besonders des Meeres; das Meer die Mutter der Wolken, der Quelle, des Baches. — Dann vorwärts: Der Gebirgsbach „braust in Strömen durch die Lande nieder", bis er in die Arme seiner Mutter, des Meeres, heimkehrt. („Kommet, meine Kinder, kommet wieder!") Lasse ich nun noch einmal den Vergleich von dem Auszuge der Meerkinder bis zu ihrer Heimkehr zusammenstellen, so habe ich den Schülerinnen den Sinn von Conrad Ferdinand Meyers wunderschönem „Gesang des Meeres" geöffnet. Es ist nun wirklich kaum mehr nötig als der schöne Vortrag des Gedichtes durch den Lehrer, eine Wiedergabe der Dichterworte durch das Lesen der Schüler und ein Blick auf die sprachliche Form.

Daß dies oder jenes Gedicht nicht im Lesebuche steht, darf kein Hindernis sein. Es wird dann eben nicht durch das Auge beim Lesen aufgenommen, sondern nur durch das Ohr, und das ist gut; das Empfangen durch das Zuhören wird in unseren Schulen zu wenig gepflegt, und die lautlichen Worte, die Klangworte der Dichtersprache kommen zu kurz. Wir bedenken nicht genug mit Goethe, daß das Lesen nur ein fades „Surrogat" ist. Gewiß wird mancherlei dem jugendlichen Geiste entgehen, sind doch die Gedichte nicht für diese, sondern für reifere Menschen geschaffen, aber was schadet das, wenn nur die Gesamtwirkung erzielt ist. Freilich, mit einem einmaligen Vortrage

des Gedichtes ist es nicht getan. Es muß oft geboten werden. Ich bringe dann meistens mein Buch mit, in dem das Gedicht steht, und lasse die Wiederholungen von einzelnen Schülerinnen lesen. Damit erreiche ich einen doppelten Zweck.

So habe ich bei den Betrachtungen im Anschluß an die Reise manches schöne Gedicht noch vorgelesen und neue köstliche Münze aus den Reisekosten geprägt. Mancher Vers wurde im Gedichtheft der Mädchen für später festgehalten. Natürlich wurde auch die Prosa des Lesebuches ausgenützt, z. B. die köstliche Schilderung des Nadelwaldes von Masius gelesen.

Ehe wir uns von unseren Bergen trennten, ließen wir unseren Blick im Geiste von der Höhe des Riesenkammes noch über unser ganzes deutsches Vaterland schweifen.

„Dieses schöne Land ist mein Heimatland,
S'ist mein liebes deutsches Vaterland!"

Die Blicke nach Westen in die schönen böhmischen Berge mit den vielen Tausenden deutschen Volksgenossen, nach Südosten in die fruchtbare schlesische Ebene und weiter nach Oberschlesien ließen das ganze Riesengespenst der deutschen Not vor uns aufsteigen und uns fühlen, wie wir alles dran setzen müssen, inmitten neidischer und beutegieriger Nachbarn festzustehen und zu arbeiten und zu ringen um den Fortbestand und den Aufstieg unseres deutschen Vaterlandes. Solche Gedanken auf dem Hintergrunde der Geistesbilder von dem schönen deutschen Gebirge sind geeignet, in manche junge Seele den Samen für ernste Entschlüsse zu streuen.

Unsere Schulwanderung läßt sich natürlich auch in anderer Hinsicht deutschkundlich auswerten. Volksleben, -denken und -schaffen (schlesische Mundart, soziale Zustände: Weber, Glashütten, Volkssagen: Rübezahl, Kynast u. a.), alles das kann besprochen werden. Das eilt jedoch nicht, sondern kommt im späteren Unterricht bei passender Gelegenheit noch zurecht. Aber was eilte, war die Ausbeutung der mehr flüchtigen Gefühlswerte der Reise, und wie ich dies versucht habe, wollten meine Zeilen zeigen.

Fr. L. Jahn und die Sprache der Vergangenheit.

Von Studienrat Dr. R. Trögel in Auerbach i. V.

Gerade in den trübsten Zeiten unserer Geschichte, wo Würde und Ansehen des deutschen Volkes unter fremder Willkür gänzlich zu schwinden drohten, wandten sich die Hoffnungen und Sehnungen aller Gemüter, welche die politische Schmach tief empfanden, der deutschen Sprache mit besonderer Verehrung zu. Das ist es, was noch heute an den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts trotz mancher Seltsamkeit bewundernswert erscheint: in der „edlen deutschen Hauptsprache" hegten und pflegten sie den ureigensten Besitz ihres Volkes; ihn rein und unvermischt zu erhalten, bildete ihre Aufgabe. Die gleiche hohe Anschauung von der Würde der Muttersprache beseelte drei Jahrhunderte später, als von neuem der Druck der Fremdherrschaft auf Deutschland lastete, Jahn und viele gleichgesinnte Männer. Auch ihm ist die deutsche Sprache „eine Ursprach ein allen ihren Teilen an Gestalt und Gehalt"[1]); sie hat sich nicht wie das Französische aus einer anderen Sprache herausgebildet, ihre Wurzeln ragen

1) Bruchstück über die deutsche Sprache. Jahns Werke, herausg. von Euler II. 2. Heft S. 1089.

vielmehr in die graueste Vorzeit des deutschen Volkstums hinein. Der Liebe zu ihr gibt Jahn immer neuen Ausdruck, und seine Rede erhebt sich zu dichterischer Schönheit und ersinnt Bilder und Vergleiche, die den tiefen Eindruck auf seine Zeitgenossen wohl verständlich machen. „Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme"[1]) ist und bleibe seine Sprache. Trotz ihres hohen Alters oder vielmehr gerade deswegen dauert ihre Bildungskraft in unverminderter Frische an; in ihr ist nichts Erstarrtes und Abgestorbenes; als ein lebendiger Organismus — Jahn übersetzt dieses Wort durch Glied- und Triebfähigkeit — schafft sie in überquellender Fülle neue Formen. Keine andere Sprache kommt ihr darin gleich, und nur Verächter deutschen Wesens können sich so weit wegwerfen, ihr eine fremde vorzuziehen oder ihr edles Gewand durch „verlappte häßliche Beiseitflecken" zu verunstalten. Im Zorn wie in der Liebe gleich unerschöpflich, gießt Jahn seinen scharfen Spott in immer neuen Wendungen über die „Worttäuscher und Sprachenmenger" aus, die bei fremden Sprachen betteln gehen und im Auslande auf Leih und Borg nehmen, was sie daheim viel besser und schöner haben könnten; in derben Ausdrücken geißelt er die Sprachsünder, welche die deutsche Sprache für einen Spülkumpf halten, ihr ungewaschenes Zeug darin zu beuchen, die Findlinge, die bei der fremden Sprachamme ausgetan waren, und denen nun der welsche Zulp so lieb und wert bleibt, daß sie zeitlebens daran nuckeln.[2]) Die Geschichte lehrt Jahn, daß Völker, die ihre Sprache nicht mehr hochhalten, auch ihre politische Selbständigkeit verlieren; mahnend ruft er darum seinen Volksgenossen zu: „In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt. . . . Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf, und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen . . ., es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Starmenschen."[3]) Volkstum und Sprache sind nach unverbrüchlichen Naturgesetzen miteinander verbunden; die Auflösung des Verhältnisses hat den Untergang der nationalen Eigenart zur Folge. In einer Reihe von Beweisen sucht Jahn diese Ansicht wissenschaftlich zu stützen.

Aus der Grundanschauung Jahns von der Urtümlichkeit der deutschen Sprache, deren Reichtum in der Fülle von „Urwörtern" besteht, geht hervor, daß er immer wieder auf die vergangenen Entwicklungsstufen als den Verjüngungsborn der lebenden Schriftsprache hinweist. Als er 1806 zum erstenmal seine Stimme für das Altdeutsche — unter diesem Namen faßt er die früheren Sprachstufen zusammen — erhob, war die Anschauung des 18. Jahrhunderts noch nicht völlig überwunden, die in dem stolzen Gefühl ihrer Aufgeklärtheit im Mittelalter nichts als eine Zeit tiefster Barbarei sah und natürlich auch die Sprache der vergangenen Jahrhunderte mißachtete. Allerdings gab es bereits Männer, die mit vollem Bewußtsein auf die Sprache der Vorfahren als eine verborgene Schatzkammer hingewiesen hatten, allen voran Lessing, Bodmer, Herder und Möser, und die Dichter hatten ihr manches gute alte Wort entnommen. Aber daß die Reaktion noch mächtig genug war, beweist allein die Tätigkeit Adelungs. Trotz mancher Verdienste um die deutsche Schriftsprache fehlte ihm jede innere Beziehung zum deutschen Altertum. Wie seine 1806 erschienene

1) Deutsches Volkstum. Jahns Werke I S. 238.
2) Jahns Werke II. 1. Heft S. 399. 3) Jahns Werke I S. 30.

„Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, bis zur Völkerwanderung" nach G. Schultheiß[1]) nichts ist als eine giftige Schmähschrift auf die alten Germanen, so steht er auch der (alt- und mittelhochdeutschen) älteren Sprache und deren unmittelbaren Fortsetzungen, den Mundarten, so verständnislos gegenüber, daß er sie als niedrig und pöbelhaft ängstlich meidet und vor ihrem Gebrauch warnt. Es ist darum kein geringes Verdienst Jahns, dem gegenüber mit sicherem Blick den inneren organischen Zusammenhang des Gegenwärtigen in Geschichte und Sprache mit dem Vergangenen erkannt und nachdrücklich betont zu haben.[2]) In scharfen Worten wendet er sich gegen Adelungs Urteilsspruch, wenn derselbe ein Wort als „veraltet" verwirft.

Wackernagel macht einen Unterschied zwischen alten und veralteten Wörtern; jene sind mit der durch sie bezeichneten Sache aus der lebendigen Sprache verschwunden, diese von einem anderen Worte verdrängt worden, während Begriff und Sache noch vorhanden sind. Alte Ausdrücke können nach Wackernagel ohne Bedenken wieder aufgenommen werden, wenn mit der Bezeichnung zugleich die Sache zu neuem Leben erweckt werden soll; dagegen verbietet er den Gebrauch veralteter Wörter. Die Praxis hat die Scheidung nicht beachtet, und gerade von der Gattung der von Wackernagel verworfenen Wörter ist manches wertvolle Sprachgut nicht allein in die Dichtersprache, sondern sogar in die Sprache des Umgangs wieder eingeführt worden. Dem Regelmeister und Sprachrichter Adelung mußten alle der älteren Sprache angehörenden Ausdrücke und Wendungen ohne jeden Unterschied als niedrig und darum verwerflich erscheinen. Diese schroffe Einseitigkeit forderte Jahns Zorn heraus, und die von jenem angefeindeten Wörter fanden in ihm einen warmen Verteidiger. Nach Jahn ist ein Ausdruck nur dann als veraltet zu bezeichnen, wenn Begriff und Sache, die zugrunde liegen, völlig unbekannt geworden sind. Handelt es sich aber darum, einen Gegenstand deutsch zu bezeichnen, der aus törichter Verehrung alles Fremden einen undeutschen Namen erhalten hat, so ist das Altdeutsche die reinste und natürlichste Quelle für eine echtdeutsche Benennung, sei es nun, daß der alte ursprüngliche Name den ihm gebührenden Platz wieder erhält oder daß ein sinnvolles Wort, das dem gesamten Begriffsinhalt möglichst nahekommt, das verschwundene ersetzt. „Treffliche alte Wörter werden übersehen, fristen in abgelegenen Winkeln kümmerlich ihr Dasein und gelten so für veraltet." „Die Sprache der Altvordern ist eine reiche Fundgrube, wo von einem geschickten Taucher noch so manche Perle gefischt werden kann", sagt Jahn in dem Vorwort zu den Denknissen durch den Mund des Herausgebers Karl Schöppach. Gerade hier, bei der Beurteilung von Jahns Stellung zur Sprache des deutschen Altertums und Mittelalters, drängt sich die Einsicht auf, daß das Sprachliche nur einen Zug in dem reichen Charakter des Mannes darstellt, daß darum aber auch für jene Seite seines Wesens zu Recht bestehen bleibt, was von der gesamten Persönlichkeit gilt. G. Schultheiß faßt es in die schönen Worte: „Er hat die Beschwörungsworte für die guten Geister der Vergangenheit unseres Volkes gefunden und sie als Nothelfer in den trüben Zeiten seiner Gegenwart wie für die Zukunft angerufen.... Auch andere haben zugleich mit ihm unter dem Drucke der Zeit sich bemüht, zu den halb verschütteten oder doch vergessenen Quellen deutschen Wesens Zugang zu schaffen,

1) Archiv für Kulturgeschichte V S. 55ff.

2) R. Trögel, Fr. L. Jahn und die deutschen Mundarten. Zeitschr. f. deutsch. Mundarten XVII (1922) H. 1/2 S. 65—74.

mancher gelehrter, beredter und geistreicher als Jahn, aber treuer und ehrlicher keiner."[1])

In Jahns eigenartigem Bildungsgang lag der Grund für die große Vorliebe, welche er dem älteren deutschen Schrifttum entgegenbrachte. An der Lutherbibel hatte der Knabe unter der Leitung seiner gläubigen Mutter das Lesen gelernt, und die Bibel gab dem Manne während seines wechselvollen Lebens immer wieder Kraft und Lebensmut. Wie er sie kannte, wird durch die Fülle von Beweisstellen bezeugt, die er in Rede und Schrift aus dem Gedächtnis anführte. So ist es verständlich, daß seine Sprache durchaus unter dem Einflusse der Bibelsprache steht; die kernhafte, eindringliche Schreibart eines echten Volksmannes, wie es Luther war, mußte mächtig auf ihn, der doch auch für ein ganzes Volk schrieb, einwirken. Der Verehrung für Luthers Sprache hat Jahn an vielen Stellen seiner Werke beredten Ausdruck gegeben. Erinnert sei nur an seine Rede, die er anläßlich der Luthergedächtnisfeier 1817 in der Kirche zu Freyburg gehalten hat, wo er sagt: „Luther hat dem deutschen Volke ein teures Vermächtnis hinterlassen, von dem Anhänger und Gegner gleichen Anteil genießen, die gemeinsame hochdeutsche Sprathe. Muttersprache — Luthersprache! Luthersprache — Muttersprache! Sie ist Ersatz für die Einheit, so die Deutschen zweitausend Jahre gesucht und nicht gefunden haben, noch suchen und zu finden hoffen. Diese allgemein gangbare Luthersprache, Born, Quell und Spring aus dem innersten Volkstum, ist ein Geistes- und Geisterstrom geworden, der seit Jahrhunderten Deutschlands Gauen befruchtet." Ein reicher Schatz von Wörtern und Fügungen der Bibel ist darum von Jahn seiner Sprache bewußt einverleibt worden. Wenn im folgenden eine Zahl solcher Wörter angeführt wird, geschieht dies unter dem Vorbehalt, daß sie nicht unbedingt aus der Bibel geschöpft sein müssen — nur bei einigen bezeugt Jahn diesen Ursprung —, daß aber bei anderen gleichzeitigen Belegen die größere Wahrscheinlichkeit für Luther spricht. Jahn verweist auf ihn bei den Ausdrücken Kogel (Kogelträger), Schorling (der Geschorene, bei Luther Schörling oder Schurling); sicher sind ferner Scheuel, wie bei Luther in beiden Bedeutungen gebraucht, d. h. sowohl Erregung von Abscheu, wie auch als Gegenstand, der Abscheu erregt, als Einzelwort und in der Verbindung Greuel und Scheuel; Niederwat (für Unterkleid, bei Luther 3. Mose 6, 19; 6, 14 Niderwad); dürftiglich; Endechrist; ein- und ausbuben (Luther hat denselben Gegensatz ausbuben, austoben, so sich vielmehr hineinbubt); eräugen; scheinlich (für scheinbar); Trügnisse; Fund, Fünde (Erfundenes, schlau Ersonnenes, List). Als wahrscheinlich in dem oben erklärten Sinne kommen hinzu: Kriegsgurgel als Bezeichnung für einen rohen Prasser, Wehrwort, womit man etwas abwehrt und sich verteidigt; der Genieß-Nutzen, Vorteil (auf Luther weist Heynatz hin, indem er das Wort als veraltet bezeichnet); verbösern; gerahnet = beschmutzt; ausrichtig, wovon Jahn Ausrichtigkeit bildet. Nur einmal in der Basler Bibel von 1523, aber umgelautet, findet sich das Eigenschaftswort neufundig „die neufundige Tracht". Keinem der Wörter ist es beschieden gewesen, in den allgemeinen Gebrauch überzugehen, trotz der Bemühungen Jahns.

Neben der Bibel stehen viele andere Schriftwerke der Vergangenheit, die Jahn gelesen und als Quelle für eine Bereicherung des Neuhochdeutschen benutzt hat. Dies gilt von der althochdeutschen Evangelienharmonie des Otfried wie von Notker;

1) Archiv für Kulturgesch. V S. 55ff.

von mhd. Dichtungen ist es besonders das Nibelungenlied, das er hoch schätzt. In Fischart mußte er einen Wesensverwandten erkennen. Die Beschäftigung mit der deutschen Geschichte führte ihn zum Studium von Chroniken und älteren Geschichtswerken, und ihnen verdankte er nicht nur die Fülle geschichtlichen Wissens, das den Leser seiner Schriften in Erstaunen setzt, sondern auch manche sprachliche Anregung, manches alte Wort.

„Eigentümliche und treffende Wörter einer Sprache vertilgen wollen, ist ein Mordversuch gegen ihr Sein und Wesen." Mit diesen Worten verurteilte Jahn schon 1806 die Anmaßung Adelungs, manche Ausdrücke als veraltet bei Dichtern und Schriftstellern in Mißachtung zu bringen. Er trat gegen eine solche Bevormundung kräftig für die Wörter ein, welche Adelungs Bannstrahl getroffen hatte, obwohl schon längst vor ihm der Sprachgebrauch gegen ihn entschieden hatte. Wie schon K. Phil. Moritz, wies Jahn darauf hin, wie treffend doch das alte Wort bieder sei und wie seine Fruchtbarkeit an Zusammensetzungen und Ableitungen beweise, daß es noch lebenskräftig wie einst sei, und fügte zu den bekannten Wörtern wie Biedersinn und Biedermann neue, z. B. Biedersprache und Biederblut. Hatte schon Eberhard trotz aller Machtsprüche die Ausdrücke Schlacht, Haß, hehr, Harm, Seher, Schemen und viele andere in seine Synonymik aufgenommen, so ging Jahn darin noch weiter. Degen und Kriegsfürst werden als gleichwertig neben Held gestellt; sittig wird als schätzbares Mittel „mit einer feinen Abschattung zu malen" empfohlen, demgegenüber man lieber sittlich veralten lassen solle; Heerbann und Geschmeide, die beide in Aufnahme gekommen waren, empfiehlt er zu häufigerer Anwendung, und Minne ist ihm noch edler als Liebe und wert, daß es neu werde im „Wechsel der Dinge". Alte Stämme benutzt er zur Bildung ganzer Wortfamilien. Am charakteristischsten ist hierfür die Gruppe der Zusammensetzungen mit dem alten Worte mein, nach dem Muster von Meineid gebildet. Von der Bedeutung „falsch, befleckt, boshaft, untreu" ausgehend, die das nd. selbständige mein noch hat, formt er eine Fülle von Zusammensetzungen: Meinrede, -tat, -deutsche, -friede, -freund, -zeuge, -räte, -botschafter, -gesandter, -kür (Probabilismus); meindeutsch (von diesem wieder abgeleitet meindeutschen, Meindeutscher und Meindeutschland und -deutschheit). Ebenso entstehen aus dem alten Hw. wîc = Kampf, das er auch in Wigand wieder aufleben lassen will, die neuen Wörter: Volkwig, Wighaus, Wigstätte und Reichswighaus. In die alt- und mittelhochdeutsche Zeit weisen die Wörter: Meergardt, Tarnkappe und Tarnhaut, nach denen Tarnkraft gebildet ist, Handfeste; Mund, nicht mehr als selbständiges Wort üblich, sondern nur noch in Zusammensetzungen und Ableitungen wie Vormund und Mündel gebräuchlich, mundbar; lobebar, baulich (in der Bedeutung von mhd. bûlich = zum Bauen geeignet) und die aus der germanischen Rechtssprache stammende Verbindung ungehabt und ungestabt zurück. Aus frühneuhochdeutschen Quellen mögen entlehnt sein: Koberlied, einem das Koberlied singen, Siemann und Siemännlein, davon bildet Jahn Siemannschaft, und als Analogon Niemann; Quas (und Fraß) = Schmaus, Schlemmerei, Scheinsal (bei Moscherosch, der Scheinheilige), Harttraber (Fischart), Sichermale (Fischart), Storcher und Storcherbühne, eine Bezeichnung für den Landfahrer und Quacksalber, die im Simplizissimus vorkommt, Fleischscharren statt -bank, Birkenmeier, bei Rollenhagen ein Becher aus Birkenholz, Klatsche, bei Schottel ein klatschhaftes Weib, und Klätscher; Ausleute, von Grimm ein gutes altes Wort genannt,

zuletzt aus Reuchlins Augenspiegel belegt. Groß ist die Zahl alter Eigenschaftswörter: Absinnig, Absinn, abheimisch, allsam, aufsichtig, bösliftig, ringfertig (nach Heynatz Antibarbarus altschweizerisch für schnell, waglich), nachdrucksam für nachdrücklich, so bei Tschudi. Alte Tätigkeiten sind: ein Gedicht stellen; ausmachen für sterben, verleuten, füren, wovon Jahn freikürig bildet. Das alte Hilfszeitwort wesen gebraucht er sowohl in der einfachen Form und als auch in den Zusammensetzungen einwesen, zusammenwesen, überwesen. Nach dem Muster des weiblichen Hw. die Zofe bildet er der Zofe und leitet davon eine Tätigkeit zofen ab, das die Bedeutung „den höfischen Knecht spielen" hat. Gern wählt Jahn statt der nhd. Form die etwas abweichende ältere: Hane statt Hähne (auch bei Hans Sachs und Luther), ohne Gefährde statt Gefahr; die letzte Drohe statt Drohung, Lanke statt Flanke, der Kunstner statt Künstler (Hans Sachs), Anweis statt Anweisung, Dauung statt Verdauung, Gelahrtheit, der Gelahrte, Rank, jetzt nur noch in der Mehrzahl gebräuchlich, mit zieren Waffen statt zierlich und ebenso raum statt geräumig. Zum Schlusse möge auf den allerdings vergeblichen Versuch Jahns hingewiesen werden, die alten deutschen Monatsnamen zu neuen Ehren zu bringen; er ist bald wieder davon abgekommen.

Das Urteil, welches Herm. Wunderlich über Jahns Bemühungen, die Sprache der Gegenwart durch altes Sprachgut zu bereichern, im allgemeinen fällt, daß es im Prinzip durchaus nicht angehe, wenn jeder in jedem Augenblicke alte Wörter mit völlig verblaßter Bedeutung aus dem Dunkel der Vergangenheit in das grelle Licht des Tages ziehen wolle[1]), gilt in ganz besonderem Maße von dem Bestreben Jahns, die im Laufe der Jahrhunderte zu bloßen Nachsilben herabgesunkenen, aber noch im Mhd. selbständigen Hauptwörter tum, heit, schaft, lei in ihrer alten Würde wiederzuerwecken. Indem er an die Grundbedeutung dieser alten germanischen Wörter anknüpfte, versuchte er zunächst sie inhaltlich scharf voneinander abzugrenzen. Dies galt vor allem von tum und heit, die sich am engsten berühren. An Beispielen wie Kindtum — Kindheit, Christentum und Christenheit fand er den Unterschied zwischen den beiden einfachen Wörtern, den er auf die kurze Formel brachte: „Heit scheidet, tum fügt." Jenes drückt nach ihm das Persönliche aus, das als ein Selbständiges „allen ähnlichen Genossamen" in seinem Sondersein und Sonderwesen gegenübertritt. Tum hingegen bedeutet „die innere grundsätzliche Verknüpfung alles Zusammengehörigen". Die Sprachlehre könnte nach Jahn diese alten Wörter vor allem gebrauchen, „von Zeiten und Heiten reden und unter ein höheres Tum begreifen, wo man sonst in einzelne Heiten sondert."[2]) Er ging mit seinem Beispiel voran und wandte sie in seinen Schriften mehrfach an. So lesen wir, abgesehen von jener zusammenhängenden Stelle, wo er seinen Vorschlag begründet, in der Turnkunst: „ordnen nach Ley, Fach, Falt und Art."

Die Entwicklung einer Sprache läßt sich aber nicht willkürlich zurückschrauben, und so mußte auch dieser Versuch vergeblich werden.

1) Die deutsche Philologie und das deutsche Volkstum. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. 1898. Bd. I S. 59.

2) Jahns Werke II. 2. Heft S. 492—494.

Zur Deutung volkstümlicher Redensarten.

Von **Otto Lutsch**, Geh. Studienrat in Kreuznach.

(Fortsetzung und Schluß von S. 77.)

4. Da liegt der Hund begraben. Da liegt ein Musikant begraben.

Die erste Redensart bedeutet: Das ist es, worauf es ankommt. Die zweite gebraucht man, wenn einer über einen Stein oder eine Bodenerhöhung stolpert. Man gibt ihm dann wohl den Rat, wieder umzukehren und die Stelle noch einmal zu passieren. Zur Erklärung der ersteren führt Herm. Schrader (Der Bilderschmuck der deutschen Sprache) an: „Wenn der Hund nach der Sage unterirdische Schätze bewacht, so ist hier an den Haushund gedacht, der den Schatz seines Herrn treu bis zum Tode bewacht. (Werden doch deswegen die Schlösser wohl die Hunde des Schlossers genannt.) Hieraus nun erklärt sich die alte symbolische Sitte, daß man früher bei Neubauten einen Hund in das Fundament vergrub, um das Haus sinnbildlich unter treue Wache und Obhut zu stellen. Da ist nun buchstäblich der Hund begraben. Daraus ergibt sich ungezwungen der ursprüngliche Sinn (den auch Dr. Heyne bestätigt): das ist der Kern der Sache, das Wesentliche, worauf es ankommt. Man möchte sich gern einen Hausvater denken, der nach vollendetem Bau seinen Freunden des neuen Hauses festes Fundament und starkes Gefüge durch alle Teile hindurch zeigt, wodurch es gegen jeden Unbill des Wetters geschützt sei, und der dann hinzufügt: und da liegt der Hund begraben; damit stelle ich (was das beste ist) symbolisch mein Haus noch unter höhere Wacht und Obhut, unter den Segen von oben. — Wir meinen, daß sich recht wohl ungezwungen in solcher Weise das Rätsel lösen läßt."

Mir scheint diese Lösung des Rätsels wenig annehmbar. Wäre sie richtig, dann müßte doch die Sitte des Einmauerns von Hunden in das Fundament eines Hauses allgemein üblich und der Hinweis des Besitzers auf den begrabenen Hund so weit verbreitet gewesen sein, daß seine Äußerung zu einer volkstümlichen Redewendung werden konnte. Das aber hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, ganz abgesehen davon, daß daraus die Bedeutung sich nur gezwungen herleiten ließe. Zu der zweiten Redewendung bemerkt Borchardt-Wustmann: „Die Redensart wird aus der Zeit erklärt, wo Musikanten, Gaukler, Komödianten und was sonst zu diesem Völkchen gehört, vor den Toren der Stadt leben und draußen auf dem Felde auch begraben werden mußten, während sich die Gräber aller „ehrlichen Leute" bis in die neueste Zeit innerhalb der Stadt auf dem Kirchhofe befanden."

Diese Angaben mögen richtig sein; aber ich verstehe nicht, wie sich daraus die Meinung des Volkes hätte bilden können, daß da, wo man stolpert, ein Musikant begraben sei. Man stolpert doch nicht bloß auf dem freien Felde, sondern auch mitten in der Stadt, und gebraucht auch da die Redewendung.

Ich möchte unter Ablehnung dieser Deutungen denen beistimmen, die wenigstens bei dem Hunde an einen vergrabenen Schatz denken und auf die vielen Schatzsucher hinweisen, die es im Laufe der Jahrhunderte gegeben hat. Die Bedeutung der Redensart paßt jedenfalls vortrefflich dazu. Die Bezeichnung „Hund" für Schatz ist nicht ungewöhnlich. Sie berührt sich mit dem „Schäfchen" in der Redensart „Sein Schäfchen ins Trockene bringen", bei der man fälschlicherweise das liebe Tier durch ein Schiffchen hat verdrängen wollen, als ob es den See- oder Flußfahrern darauf ankäme, nach einer Fahrt ihre Fahrzeuge auf den trockenen Strand zu setzen, und der Gebrauch des Deminutivums von Schiff dem Volksmunde geläufig wäre. Wahrscheinlich aber liegt eine Vertauschung des Gehüteten mit dem Hüter vor. In seiner Mythologie führt Grimm aus dem Carmen de Brunsbergo die Verse an:

> Horrendus canis est tenebrosum vinctus ad antrum
> Thesauri custos, qui latet imus ibi,
> igneus est visus, color atque nigerrimus illi,
> os patulum et cunctis halitus usque gravis.

Hier ist also ein Pudel Hüter eines vergrabenen Schatzes, wie es sonst Kröten, Schlangen und Drachen sind. Erinnern wir uns nun, daß in der Heldensage Fafnir auf einem großen Goldschatze lag, daß dieser unter dem Einflusse des Christentums zu einer Schlange oder dem

Teufel wurde, daß in Goethes Faust Mephistopheles sich dem Helden des Dramas in Gestalt eines schwarzen Hundes nähert, auf dessen Pfaden ein Feuerstrudel hinterdrein zieht, und nehmen wir dazu, daß „Du schwarzer Hund!" noch heute ein beliebtes Schimpfwort ist, so wird es nicht befremdlich erscheinen, wenn wir in dem Hunde unserer Redensart den schatzhütenden Teufel sehen, der ja in der Vorstellung des Volkes völlig heimisch war und zum Teil noch ist. Nun nimmt aber im Volksglauben der Teufel gar mancherlei Gestalt an. Unter anderen auch die eines Flötenspielers, eines Musikanten, wie in der Sage vom Rattenfänger von Hameln. So möchte ich denn sowohl in dem Hunde wie in dem Musikanten den verkappten schatzhütenden und bei Beobachtung gewisser Formeln auch schatzspendenden Teufel vermuten. Diese Vermutung wird einigermaßen gestützt durch eine Stelle in Goethes Faust. Im ersten Akte des zweiten Teiles ist der Kaiser in Geldnöten. Da macht Mephistopheles auf die im Boden vergrabenen Schätze aufmerksam und sagt:

Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faselt von Alraunen,
Der andre von dem schwarzen Hund.
Was soll es, daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der sichre Schritt versagt?

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz.

Hier haben wir alles zusammen: den schwarzen Hund, den Musikanten und den unsicheren, stolpernden Schritt. Und der Dichter wird sich bei den Versen doch wohl an die Volksanschauung seiner Zeit angeschlossen haben.

Gedanken anläßlich eines Akademischen Kurses.

Seit mehreren Jahren veranstaltet der Sächsische Philologenverein Akademische Kurse in Leipzig oder Dresden. Diesmal waren die Deutschkundler und Neuphilologen nach Leipzig geladen. Der Plan für die Deutschkundler erfreute durch seine Weite. Neben den Vorlesungen der Fachvertreter: Köster, Geistliche und weltliche Spiele des Mittelalters; Mogk, Deutsche Sitten und Gebräuche in ihrer geschichtlichen Entwicklung; Neumann, Mittelalterliches Weltbild in mittelhochdeutscher Dichtung; Sievers, Aufgaben und Ziele der Schallanalyse; Witkowski, Die jüngste deutsche Dichtung; Seydel, Grundzüge der Sprechkunde, standen solche aus Grenzgebieten: Krüger, Leitgedanken deutscher Philosophie; Litt, Die Frage nach dem Sinn der Geschichte; Pinder, Anleitung zum Erfassen und Erläutern wichtiger Grundbegriffe deutscher Kunst; Schmidt, Verfassungen der jetzigen modernen Kulturstaaten; Volk, Einfluß der Landesnatur auf die politische Entwicklung der Völker. Dazu kamen noch Führungen durch das Museum für Schrift und Buch (Schramm) und durch die deutsche Bücherei (Minde-Pouet), wozu der letztere noch einen Vortrag über die bibliographischen Hilfsmittel bot.

Einmal galt es, zu zeigen, was für neue Gebiete die Universität in den letzten 15 Jahren in Angriff genommen hat, zum andern Überblicke zu geben über die Weiterentwicklung auf den Gebieten, die früher schon bearbeitet wurden, und endlich die Verbindung zu ziehen zwischen unserem Fach und der allgemeinen Wissenschaft. Mit Dank müssen wir anerkennen, mit welchem Geschicke sich alle Dozenten auf das Bedürfnis der Schulmänner einstellten. Nicht daß es gegolten hätte, Dinge vorzutragen, die sich unmittelbar in der Schule ausmünzen ließen, aber sie mußten doch die Arbeit der Schule anregen und dazu anreizen, sie immer wieder wissenschaftlich zu vertiefen. Noch erfreulicher aber war die deutschkundliche Einstellung. Verschiedene Dozenten hoben sie ausdrücklich hervor, andere fanden sie unbewußt. Ja die Tagung dürfte geradezu beigetragen haben, den noch oft mißverstandenen Gedanken der Deutschkunde zu klären. Einer der Dozenten schrieb mir: „Die Vorlesungen schränkten sich gewiß nicht auf das Kleindeutsche, ja nicht mal auf das „Großdeutsche" ein, sondern suchten zu zeigen, daß der Begriff des „Deutschen" viel zu eng ist. Wenn der eine dann bei den

Schweden, dann bei den Hebräern einkehrt, der andere (schon in den zwei Vorlesungen) ohne die alten Römer, die Italiener nicht auskommt und auch sonst stets bei der englischen, holländischen, japanischen usw. Literatur Gastbesuche machen muß, um die deutsche zu verstehen, so wird es auch die für die Schulpraxis bestimmte Literatur tun müssen." Da hatte ich erwünschte Gelegenheit, ihn darauf hinzuweisen, daß es wahrlich nicht das Wesen der Deutschkunde sei, sich nicht um die andern Völker und ihre Kultur zu kümmern und sich einseitig auf das eigene Volk zu beschränken; sie wolle ganz in seinem Sinne alle diese Kulturen heranziehen, „um die deutsche zu verstehen" — aber auf dem letzteren liege der Ton, und daher komme es, daß sie diese Dinge nicht um ihrer selbst willen behandle, sondern nur soweit sie nötig seien, um durch den Vergleich die deutsche Art und Kultur heller zu beleuchten.

Der Gedanke der Deutschkunde greift immer weiter um sich; es ist erstaunlich, wie oft man dem Wort Deutschkunde heute begegnet. Um so wichtiger, daß wir Klarheit darüber schaffen und nicht die Meinung aufkommen lassen, daß sie auf eine Einengung der Wissenschaft abziele oder daß sie nur eine Angelegenheit der Schule sei. Sie stellt sich nur bewußt so ein, wie die Wissenschaft selbst es schon oft unbewußt getan hat.

Daß Hochschule und Schule durch solche Kurse in fruchtbare Wechselwirkung treten und ihre Aufgabe klären, das scheint mir die schönste Frucht solcher Kurse, und deshalb wünsche ich ihnen eine Verbreitung auf möglichst viele Universitäten. W. Hofstaetter.

Literaturberichte 1921/22.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von Prof. **Julius Stern** in Baden-Baden.

(Fortsetzung und Schluß von S. 164.)

Deutsche Literatur: Einzelforschungen.

Landschaftliche Gesichtspunkte bestimmen das schmucke Heftchen von Johannes Günther[28]) über die märkische Dichtung und die fleißige Arbeit von Lucie Hillebrand[29]) über das Riesengebirge in der deutschen Dichtung. Auch Adolf Bartels'[30]) drei Kapitel über die Beziehungen Alt-Weimars, des klassischen Weimar und Neu-Weimars zur deutschen Kultur suchen den Blick der Gegenwart für diese geistig wichtige deutsche Landschaft zu öffnen. — Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Dichtung liefert Max Widmann[31]) durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen G. Keller und Jos. Viktor Widmann 1874—1888. Manche Kellerschen und alle Widmannschen Briefe erscheinen hier zum erstenmal gedruckt. Sie enthalten viel Aufklärendes über die Dichtungen Widmanns, C. Spittelers und vor allem Kellers; von letzterem handeln auch die im Anhange veröffentlichten drei Aufsätze Widmanns (über das „Sinngedicht", den „Grünen Heinrich" und „Martin Salander"). Manches interessante Streiflicht auf Zeitumstände und bemerkenswerte Persönlichkeiten (Brahms, Wilhelms II. u. a.) leuchtet auf. — Der Schweizerdichtung gilt auch der Essay-Band von Robert Faesi.[32]) Mit feinem Sinn und kraftvoller Frische werden hier alle bedeutenden und charakteristischen Gestalten der deutsch-schweizerischen Dichtung vor uns hingestellt und ihre Wandlungen aus den Zeitströmungen abgeleitet, die älteren, wie Meyer, Keller und Adolf Frey, und besonders das jüngste Geschlecht, Schaffner, Steffen, Pulver u. a.; überraschende und überzeugende Parallelen werden durchgeführt, wie zwischen Meyer und Th. Mann, Keller und Goethe; das Hereinwirken der reichsdeutschen in die

---

28) Dr. J. Günther, Die „Streusandbüchse". Berlin-Steglitz, Heimatverlag Hiemesch u. Co.

29) Dr. L. Hillebrand, Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung. Breslau, Ferd. Hirt.

30) A. Bartels, Weimar und die deutsche Kultur. Weimar 1921, Fritz Fink.

31) Dr. M. Widmann, G. Keller u. J. V. Widmann, Briefwechsel. Basel-Leipzig, Rheinverlag.

32) R. Faesi, Gestalten und Wandlungen Schweizerischer Dichtung. 10 Essays. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

schweizerische Heimatdichtung und der Anteil der Schweiz an dem gesamtdeutschen Geistesleben wird in zusammenfassenden Aufsätzen, die, auch stilistisch hervorragend, geradezu künstlerischen Genuß bieten, dargestellt. Durch das Ganze flutet eine stark seelische, echt deutsche Bewegtheit. — Auf anmutige Weise versteht es Manfred Schneider[33]) in die neueste deutsche Dichtung einzuführen. Die „Zeitseele", d. h. das gefühlsmäßige Erleben der letzten zwei Jahrzehnte umschreibt er in einem einleitenden Aufsatze und greift dann ein Dutzend repräsentativer Dichterpersönlichkeiten heraus (G. Hauptmann, Dehmel, Th. Mann, George, Wedekind, Morgenstern, Dauthendey, W. v. Scholz, R. M. Rilke, Lissauer, H. Hesse, Werfel), von denen er scharf gezeichnete Charakterskizzen entwirft; auch vortreffliche Bildnisse sind beigegeben.

Biographisches. Wichtige Ergänzungen zur Jugendgeschichte Dingelstedts liefert Werner Deetjen[34]) durch die Herausgabe des Briefwechsels, den der Dichter mit seinem Schul- und Jugendfreunde Julius Hartmann 1834—41 führte. Das geschmackvolle Bändchen rundet sich unter den erprobten Händen des Herausgebers zu einem lebendigen Bilde einer gehaltvollen Jugendfreundschaft in politisch und literarisch bewegter Zeit. — Diese Abrundung fehlt dem an sich wertvolles Material enthaltenden Bande über Karl Gjellerups[35]) Leben und Schaffen. Der Herausgeber Rosenberg hat allerdings eine zusammenfassende Lebensskizze vorangestellt; aber die eigenen Aufzeichnungen des Dichters sind, so fesselnd sie an sich wichtige Erlebnisse, vor allem die folgenreiche Reise in Griechenland, schildern, zu fragmentarisch, als daß sie tiefere Einblicke in das Wachstum und die geistige Welt des eingedeutschten Dänen gestatteten. Aber als Bekenntnisse und Lebensurkunden und als Vorarbeit für einen Biographen behalten sie ihren Wert. — Eine Vermenschlichung des vielverkannten Friedrich Nietzsche ist die im besten Sinne volkstümliche Darstellung seines Lebens und seiner Lehre von Karl Heckel[36]). Sie beruht neben persönlichen Erinnerungen auf genauester Erforschung der Quellen und zeichnet sich durch Zuverlässigkeit der biographischen Einzelheiten, Überzeugungskraft der ungesuchten Auffassung und durch Eindringlichkeit des Tones aus, die aus herzlicher Anteilnahme an dem tragischen Schicksale des Dichter-Philosophen erwächst. So erscheint diese Biographie durchaus passend in den Rahmen der Universal-Bibliothek. Unter den Literaturangaben vermisse ich zwei Werke: die nun schon in 7. Auflage vorliegenden Nietzsche-Vorlesungen von Richard Grützmacher (Leipzig-Erlangen, A. Deichert) und das von mir vor einem Jahre angezeigte Buch von Martin Havenstein „Nietzsche als Erzieher". Wie dieses letztere, wendet sich an die Jugend ein vornehmes Buch, zu dessen Schöpfung sich zwei Männer aus dem Kreise der „Blätter für die Kunst" zusammengetan haben: Ernst Gundolf[37]) stellt Nietzsche als den Richter unserer Zeit hin; in edel verhaltener Leidenschaft zeigt er die Schwächen der Gegenwart und die Berufenheit des großen Kulturkritikers zum Richteramte; Kurt Hildebrandt aber zeigt in fruchtbarem Vergleiche mit Plato, warum Nietzsche vor dem geahnten Ziele scheitern mußte, einem Ziele, das H. von Stefan George erreicht sieht. — Zum verdammenden Richter über Nietzsche wirft sich der Dichter Reinhard Joh. Sorge[38]) in dithyrambisch-visionären Versen auf.

c) Gesammelte Aufsätze.

Der Philosoph Alois Riehl[39]) hat eine Anzahl seiner Vorträge und Abhandlungen vereinigt, in denen er führende Persönlichkeiten des Geisteslebens in meisterhaften Schatten-

33) M. Schneider, Einführung in die neueste deutsche Dichtung. Stuttgart, W. Meyer-Ilschen.

34) W. Deetjen, Fr. Dingelstedt u. J. Hartmann. Leipzig, Insel-Verlag.

35) K. Gjellerup, der Dichter und Denker. 1. Bd. Leipzig, Quelle u. Meyer.

36) K. Heckel, Nietzsche, sein Leben und seine Lehre. (Un.-Bibl. Nr. 6342—44.) Leipzig, Ph. Reclam jr.

37) E. Gundolf und K. Hildebrandt, Nietzsche als Richter unserer Zeit. Breslau 1923, Ferd. Hirt.

38) R. J. Sorge, Gericht über Zarathustra. Vision. München-Kempten 1921, J. Kösel u. Fr. Pustet.

39) A. Riehl, Führende Denker und Forscher. Leipzig, Quelle u. Meyer.

rissen zeichnet. Es sind meist Philosophen: Plato, Kant, Fichte, die Naturphilosophen G. Bruno, Galilei, Rob. Mayer, Helmholtz; aber zu den trefflichsten literarischen Porträts gehört die Gedenkrede auf Lessing und der Nachruf für den Literarhistoriker Rud. Haym. — Aus Gustav Landauers[40]) Nachlaß hat der von ihm beauftragte Martin Buber eine Reihe von Aufsätzen über Leben und Schrifttum zusammengestellt, die sich durch dieselbe Gabe tiefer Seelendeutung auszeichnen, wie ich sie von seinen Shakespeare-Vorträgen rühmen durfte. (S. meinen Bericht Jahrg. 1921 S. 209f.) Von dem neu werdenden Menschentum handeln sie alle, einige von den auf dieser Linie liegenden Erscheinungen des literarischen Lebens in älterer Zeit und in der Gegenwart, in Deutschland und in der Welt. Einmal werden die politischen Gedanken Goethes enthüllt, dann die erhaben leidvollen und prophetischen Gesichte des Hymnikers Hölderlin enträtselt. In anderen Aufsätzen werden Gestalten der Weltliteratur, wie Walt Whitman, Tolstoi, Strindberg (Historische Miniaturen, Traumspiel, Gespenstersonate) beleuchtet. M. Buber selbst findet eine eingehende Würdigung. Zuletzt wird des zu früh verstorbenen Lyrikers Walter Calé kritisch gedacht und Georg Kaiser, wie mir scheint, etwas überschwenglich als der Dramatiker der Zeit anerkannt. — Ernst Lissauers[41]) Sammlung kritischer Aufsätze besitzt in besonderem Maße jenen Reiz, den Äußerungen von Dichtern über Dichtung und Dichter an sich haben. Ob er im allgemeinen die Sendung des Dichters und seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft und in der Welt oder einzelne dichterisch-schöpferische Leistungen, wie Luthers Bibelübersetzung, kennzeichnet, oder ob er Persönlichkeiten, wie Friedrich d. Gr., Goethe, Jak. Grimm, Mörike, Storm, Keller, den Kritiker Emil Kuh, G. Freytag, Fr. Naumann, Selma Lagerlöf, Wilh. Schäfer, W. v. Scholz, Ernst Heilborn, Chr. Morgenstern, von einer ihrer Schöpfungen aus belichtet: immer spürt man die starke Einfühlungs- und Deutkraft des selbstschöpferischen Geistes und die feste Verwurzelung im Boden der Volkheit. — Oskar Walzel[42]), der Meister der Literaturwissenschaft, erweist sich in seinem neugestalteten Sammelbande auch als Meister des literaturwissenschaftlichen Essays. Hier herrscht der Geist echter Wissenschaftlichkeit im Bunde mit künstlerischer Formgebung, mögen Grundbegriffe der Ästhetik erörtert oder literarhistorische Zusammenhänge und Entwicklungen verfolgt werden. So wird der Begriff der ästhetischen Form, wie ihn Plotin verstand, klar herausgestellt und die Verwandtschaft dieser antiken Auffassung mit den Anschauungen späterer Denker (Julius Cäsar Scaliger, G. Bruno, der junge Goethe, die Romantiker) und die Wandlungen dieser kunstphilosophischen Gedanken bis in die Gegenwart aufgezeigt. Oder: die zweifache Wurzel deutscher Kunst, das „Gotische" und das „Goethische", wird mit überzeugenden Gründen aufgedeckt. Der Begriff des Tragischen bei Lessing, Schopenhauer und bei den Heutigen wird mit souveräner Beherrschung des Stoffes erschöpfend erläutert. Als berufener Deuter des künstlerischen Schaffens erweist sich W. in den Untersuchungen über die Sprache der Kunst (Wackenroder, Schelling, Goethe u. a.) und in den Aufsätzen, die bestimmte Dichterpersönlichkeiten umreißen, wie Henrik Ibsen, oder das Verhältnis einzelner Dichter zu bestimmten Problemen zeichnen (Goethe und die faustische Natur, Schiller und die bildende Kunst, Zach. Werner u. a. und die Rheinromantik). Eine übersichtliche Darstellung wird der Entwicklung des bürgerlichen Dramas in Deutschland zuteil. Maßvolle Kritik übt W. an den Romantik-Büchern der Ricarda Huch. Leider muß ich mich auf diese Andeutungen über den reichen Gehalt des umfangreichen Bandes beschränken.

40) G. Landauer, Der werdende Mensch. Potsdam 1921, G. Kiepenheuer.

41) E. Lissauer, Von der Sendung des Dichters (Krit. Schriften Bd. 1). Jena, E. Diederichs.

42) O. Walzel, Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. Aufsätze. Leipzig, Insel-Verlag.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Von Prof. Dr. **Robert Petsch** in Hamburg.

Die Entwicklung des deutschen Dramas während des 19. Jahrhunderts gewinnt in unseren Tagen immer mehr an Bedeutung; sprechen sich doch die Gewalten, die unser öffentliches Leben beherrschen, in keiner Darstellungsform so stark und unmittelbar ergreifend aus, wie in der Bühnendichtung, die dann auch wieder das reale Leben stark und nicht immer heilsam beeinflußt; und wirkt doch in dem bunten Wirbel der dramatischen Motive und Situationen, der Ausdrucksmittel des Worts und der szenischen Kunst im engeren Sinne alles mit, was sich die dramatische Dichtung in allen ihren Richtungen und Schattierungen, ihren zahlreichen Formen und Schichten seit den Tagen der Klassiker und der Romantiker erobert hat. Schade nur, daß nicht alle, die von einzelnen Führern, Gruppen oder Gebilden dieser Kunst wissenschaftlich handeln, sich dieser Zusammenhänge und dieser unendlichen Auswirkungen des gigantischen Suchens der Vergangenheit bewußt bleiben. Wie sollte man es den jungen Dramatikern verdenken, wenn sie sich gebärden, als finge die Welt erst mit ihnen an und als müßten sie, allenfalls in gläubigem Aufblick zu Strindberg und Wedekind, die dramatische Kunst aus der Taufe heben! Immerhin wird in einigen größeren Darstellungen zusammenfassender Art die durchgehende große Linie gewahrt; hier ist vor allem, auch im Rahmen dieses Berichts, der Fortsetzung von Scherers Literaturgeschichte durch Oskar Walzel zu gedenken[1]), der freilich wesentlich anders als der Meister der philologischen Schule eingestellt ist — ganz abgesehen von seiner erheblich von Scherer abweichenden Beurteilung Richard Wagners u. a. Walzel hat sich seinen eigenen Weg durch die ideengeschichtliche Betrachtung hindurch gebahnt und ist bei einer ganz eigenen, an den Kategorien Wölfflins geschulten Zergliederung der künstlerischen Form angelangt. Wie er sich die Durchführung seines Programms (dessen prinzipielle Grundlagen, ästhetische, allgemein-kunstwissenschaftliche und psychologische, immer noch weiterer Erörterung und Nachprüfung bedürfen) auf dem engeren Gebiete der Wortkunst durchzuführen denkt, hat er erst kürzlich an anderer Stelle nachgewiesen[2]); das größere, literaturgeschichtliche Werk berücksichtigt natürlich mehr die Formung des anschauend erfühlten Lebensgehalts im großen. In der deutschen Kunst und gerade in der des 19. Jahrhunderts sieht Walzel, wie er in der Einleitung der erweiterten Form seiner Arbeit näher ausführt, drei große Stilprinzipien gegen- und ineinander wirken: das antik-romanische mit fühlbarer Betonung der Formung, doch von ruhiger Haltung und ausgesprochener Neigung zu ebenmäßigem Gestalten; das gotische, von wilder Rauschsucht und von dem Bedürfnis nach steter Steigerung erfüllt; das deutsche, das das Geruhige der antiken Form verbindet mit der Neigung, Form überhaupt wenig zu betonen und nur als die notwendige Umgrenzung eines seelischen Inhalts erscheinen zu lassen. Das deutsche Drama zeigt dann im 19. Jahrhundert das Bestreben, über Schillers eigenste künstlerische Äußerungen hinaus zu einer spezifisch deutschen Form des Dramas vorzudringen; doch ist über der seit der Romantik gewohnten Neigung zur Nachbildung fremder Stile die eigene Formkraft verloren gegangen, und der „Formwille" der Jüngsten ist zwar gotisch, aber so wenig deutsch wie möglich. Dabei ergibt sich (und in diesem Nachweis oder in dieser These liegt vielleicht der eigenste Gehalt und der feinste Reiz der Darstellung Walzels), daß in der jüngsten Gegenwart wie in den Tagen des Impressionismus und früher schon aus Frankreich „entlehnt" wird, was in Wahrheit germanischem Formwillen entsprungen war und nur in Frankreich seine besondere nationale Umformung erhalten hatte. Die jüngste Bühnendichtung, wie wir sie an dieser Stelle selbst zu charakterisieren versucht haben[3]), gipfelt eben in einem ausgesprochenen Neu-Barock, d. h. in einer wesentlich gotischen Kunstübung,

---

1) F. Scherer und Oskar Walzel, Geschichte der deutschen Literatur. Mit einer Bibliographie von J. Körner. 3. Aufl. Berlin 1921, Askania-Verlag. — O. Walzel, Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. 2. Aufl. Ebenda 1921.

2) In dem Aufsatz „Wege der Wortkunst", der in der außerordentlich reichhaltigen und auch methodologisch wichtigen Festschrift für Karl Voßler „Idealistische Philosophie" erschien (Heidelberg 1922, Winter. Darin unter anderem Croce, Per una poetica moderna, Klemperer, Romantik und französische Romantik). 3) Bd. 36, S. 420 ff.

wenn wir die bildkünstlerischen (und längst kulturgeschichtlich gebrauchten) Bezeichnungen verwenden wollen: nirgends wird das klarer als in der Entwicklung F. v. Unruhs, dessen Werk O. Walzel inzwischen, auf Grund persönlicher Mitteilungen des Dichters, an anderer Stelle eingehend gewürdigt hat.[4]) Leider zeigt sich der nichtdeutsche Charakter der jüngstdeutschen Dichtung gerade in unseren Tagen besonders peinlich in anderer Richtung, auf die Walzel am Schluß seiner Darstellung (wahrlich nicht engherzig) hingewiesen hat, die aber erst durch Erzeugnisse der jüngsten Zeit, und zwar gerade durch solche von zweifellos starker künstlerischer Begabung und dramatischer Schlagkraft bestätigt worden ist: Dichtungen wie die von H. H. Jahnn, Bronnen und B. Brecht zeigen die fortschreitende „Entsittlichung" deutscher Gegenwartsliteratur in einem Augenblick, wo die deutsche Jugend entschlossen andere Wege zu gehen gewillt scheint. Das widerliche Gemisch von perverser Erotik und eiskalter Blasphemie erinnert bedenklich an die Ausgeburten des russischen Sanninismus. Immerhin scheint es sich um die letzten Nachzuckungen einer übersteigerten Moderichtung von gestern zu handeln, und wir müssen abwarten, ob und wie dieser Most sich klären wird. Während Walzel und neben ihm etwa Paul Wiegler[5]), der Fortsetzer von R. Meyers letztem Werke, mitten darin stehen im Strom der literarischen Bewegung, geben andere, von vornherein auf das Drama beschränkt, mehr positive Belehrung über die Tatsachen selbst. Das bekannte Büchlein des so früh verstorbenen B. Busse liegt in der neuen Bearbeitung, auf vier Bände ausgedehnt, abgeschlossen vor.[6]) In die Bearbeitung der neuen Bände haben sich der Germanist Albert Ludwig und der Romanist Glaser geteilt; bei jenem überrascht immer aufs neue eine ausgebreitete Belesenheit, die sich doch nicht in Notizenkram verliert, bei diesem erfreut uns vor allem die Kunst, in knappster Form farbensatte Charakteristiken zu geben. Beide Bearbeiter zeigen feines Verständnis und die nötige Weitherzigkeit für das künstlerische Wollen der Gegenwart, ohne in kritiklose Verhimmelung zu verfallen. Leider kann das gleiche Lob dem Buche von W. Kosch[7]) nicht zuerteilt werden, das sich in seiner Neubearbeitung vollends zur Tendenzschrift entwickelt hat. Der Verfasser zitiert

4) Bei der Schlußredaktion meines erwähnten Aufsatzes fiel mit zahlreichen anderen Literaturangaben auch der Hinweis auf diese Arbeit fort, den ich hier nachzutragen nicht unterlassen möchte: O. Walzel, Fr. v. Unruh, Germanisch-Romanische Monatsschrift, Bd. IX, S. 200ff., 267ff.

5) R. M. Meyer, Die Weltliteratur im 20. Jahrhundert, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet. 2. Aufl., bis zur Gegenwart fortgeführt von P. Wiegler. Stuttgart u. Berlin 1922, Deutsche Verlagsanstalt. W. schildert ausgiebig die Versuche einzelner Dichter und Gruppen in den verschiedenen Ländern, ihren Werken so etwas wie „internationalen Kulturgehalt" zu geben, soweit derlei möglich ist; seine liebevolle Analyse des „Johann Christoph" kann aber die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Rolland dem Deutschtum in seinen letzten Tiefen und in der ganzen Fülle seines Daseins eigentlich fremd gegenübersteht; auch seine Sympathien gelten einem aus eigenen Träumen aufgebauten Deutschland, das dann mit dem der Wirklichkeit hart aneinanderstoßen muß, wie es schon bei Renan der Fall war. Weniger klar und scharf treten bei W. die Umrisse der Entwicklung der einzelnen Gattungen, insbesondere des Dramas hervor. Inwiefern auch da von „Weltliteratur" gesprochen werden kann, sieht man eigentlich besser bei Walzel. Sehr förderlich aber ist der Schlußabschnitt über die eigentlich geistigen Bewegungen der großen Kulturländer, die sich in der Dichtung spiegeln, dankenswert auch die angehängte Bibliographie.

6) Bruno Busse, Das Drama. 2. Aufl. I. Von der Antike bis zum französischen Klassizismus. Herausg. von Niedlich, Imelmann und Glaser. II. Von Voltaire zu Lessing. Herausg. von Ludwig und Glaser. III. Vom Sturm und Drang bis zum Realismus und IV. Bis zur Gegenwart von denselben Bearbeitern wie II. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 287—290). Leipzig 1918—1922, B. G. Teubner. Ein vollständiges Register über das ganze Werk ist von einer Neuauflage dringend zu wünschen! — In neuer Auflage erschien in derselben Sammlung (Bd. 230) das nützliche und zuverlässige Buch von Chr. Gaehde, Das Theater vom Altertum bis zur Gegenwart. Zur Ergänzung und Vertiefung nach der Seite der deutschen Entwicklung dient die lebendige, durch gute Abbildungen erläuterte Darstellung von Fr. Michael, Deutsches Theater (in: „Jedermanns Bücherei"). Breslau, Ferdinand Hirt.

7) Fr. Kosch, Das deutsche Theater und Drama seit Schillers Tod. 2. Aufl. Leipzig 1922, Vier Quellen-Verlag.

am Schluß Goethes Wort: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, ist der Konflikt des Glaubens und Unglaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt" usw. Aber ob Goethe wohl mit der Anwendung seiner Worte bei Kosch einverstanden gewesen wäre? Wir verdenken es keinem Kritiker, wenn er zu der Behandlung der großen Glaubens- und Lebensfragen in der neueren Dichtung auch von kulturpolitischen und volkserzieherischen Gesichtspunkten aus Stellung nimmt; nur soll das Urteil im wesentlichen beim Künstler verharren und nur vorsichtig den Menschen streifen. Was aber Kosch z. B. S. 253 ff. über Wedekind mitteilt, das grenzt an Klatsch und ist um so bedauerlicher, als über diesen breitgeschwätzigen „Mitteilungen" jede wahrhaft ästhetische Würdigung des Künstlers fehlt. Kosch scheidet nach sattsam bekannten Mustern die Böcke von den Schafen; bezeichnend, daß die Reihe der letzteren mit Adolf Bartels anhebt; natürlich wird auch Sorge zu den „Gesunden" gerechnet, weil er sich löblicherweise von seinen expressionistischen Anfängen bekehrt hat. „Vielleicht hätte er sich zu einem deutschen Calderon entwickelt, vielleicht aber überwog das rein Geistige in ihm doch zu sehr, um noch auf Erden, in der Welt der Sinne Posten fassen zu können" (276). Daß in dieser Gruppe Joachim von der Goltz auftaucht und mit Kleist, aber auch mit Wildenbruch in eine Linie gestellt wird, läßt sich eben nur aus dem Scheidungsprinzip des Verfassers erklären. Übrigens werden seine Darlegungen je länger je mehr zu Listen, die aber doch auch wieder erwünscht sind. Über die Vertreter des gewollt nationalen und christlichen Dramas, den Bühnenvolksbund, die Calderon-Gesellschaft und verwandte Bestrebungen, das Marionettentheater und das geistliche Spiel (Haas-Berckow) findet man rasche, wenn auch nur vorläufige Belehrung, und die angehängten Zeittafeln wird man dankbar benutzen. Dem Drama am Anfang des Jahrhunderts gilt die umsichtige Studie Enzingers[8], die stark von Nadlers landschaftlicher Literaturbetrachtung beeinflußt ist. Sie fügt das „Schicksalsdrama" in einen weiteren geistesgeschichtlichen Rahmen ein und würdigt, stärker als frühere Arbeiten, den katholischen Einfluß auf die allgemeine fatalistische Haltung der Zeit. Zugleich sucht Enzinger die Auffassung einzelner Dichter vom Schicksal aus ihrem besonderen Erlebniskreise abzuleiten.

Mit zwei Gesamtdarstellungen von Gewicht ist die Kleist-Forschung bereichert worden[9]; beide keine Biographien im alten Stil, beide nicht eigentlich „literarhistorisch" eingestellt (wenn auch beide nicht denkbar ohne die „schulmäßige" Kleist-Forschung), suchen sie vor allem der Verbindung zwischen dem Erlebnis und der Dichtung gerecht zu werden, suchen sie den Rhythmus des Herzens zu erfassen, der als organisierendes Prinzip Kunstwerke gestaltet. Die Darstellung von Phil. Witkop[10]) ist mehr auf den Ton des Hymnus gestimmt, diejenige von Gundolf[11]) auf den der Kritik; jene gipfelt in breiten, von starken Gefühlstönen getragenen Analysen, setzt sich nebenher mit den Hauptergebnissen der biographischen und der Quellenforschung auseinander, räumt mit manchem Klatsch und mancher schiefen Einstellung auf und will vor allem des Dichters Glocken wieder erklingen lassen. Diese mißt die Werke an dem strengen Maßstab dessen, was Kleist eigentlich gewollt hat, kommt dabei zu überraschenden neuen Bewertungen und Abwertungen und leistet Hervorragendes in der Interpretation schwieriger Stellen; jener ist es mehr um den Lebensblick des Dichters zu tun, der sich in künstlerischer Formung verrät, diese dringt tiefer in die Formgebung selbst ein und schärft unseren Blick für feine und feinste Abschattungen, wie das etwa Helene Herrmann in ihrer künstlerischen Erläuterung des zweiten Teils des „Faust" erreicht hat.[12]) Freilich weiß seine Kritik am „Zerbrochenen Krug" nicht viel mehr zu loben als die meisterlich gehandhabte Technik, die den „Schulmeistern" gar so sehr imponiert habe; er scheint aber für die ungeheure vis comica des kleinen Dramas wenig übrig zu haben, die doch immer wieder

8) Moriz Enzinger, Das deutsche Schicksalsdrama. Eine akademische Antrittsvorlesung. Innsbruck 1922, Styria.

9) Die kleine Biographie von Kiesgen (Universalbibliothek 4216) erschien in neuer Bearbeitung. Leipzig, Ph. Reclam jun.

10) Philipp Witkop, Heinrich von Kleist. Leipzig 1922, H. Haessel.

11) Friedrich Gundolf, Heinrich von Kleist. Berlin 1922, G. Bondi.

12) Zeitschrift für Ästhetik, Bd. XII.

bedeutendste Darsteller angelockt und mit ihrer Hilfe auf breite Massen (das Wort nicht im üblen Sinne gemeint!) ausgiebig gewirkt hat; ebensowenig kann uns seine Verurteilung des „Kätchens“ als einer unorganischen Verschmelzung visionärer Schau mit allerhand abgestandenem Theaterkitsch überzeugen: andere haben anderes erlebt und sich von Kleist in ein Phantasiereich entrücken lassen, wo das „einzelne zur allgemeinen Weihe gehoben“ wurde. Dagegen weiß Gundolf der künstlerischen Problematik des Guiskard vortrefflich gerecht zu werden, läßt uns den lohenden Atem und die künstlerisch gestaltende Kraft des dämonischen Hasses in der „Hermannsschlacht“ voll erfühlen und zeigt, mit welch überlegener Weisheit er die beiden Gestalten des Großen Kurfürsten und des Prinzen von Homburg gegeneinanderstellt und gleichzeitig zueinander hinführt.[13]) Das unbestrittene Glanzstück in Gundolfs Darstellung aber ist bemerkenswerterweise die Analyse desjenigen Dramas, das am weitesten von Gundolfs eigener Linie entfernt stehen dürfte, der „Penthesilea“; die eigentümliche Seelenspaltung Kleists in das umworbene Ideal (Achill) und die umwerbende Dämonie (Penthesilea), die unvergleichliche Magie der Sprache, die aus innersten Tiefen mit der Gewalt eines Naturereignisses aufquellende Bildkraft, das alles ist in einer wahrhaft kongenialen Weise dargestellt.

Auffallend gering ist diesmal die Ausbeute auf dem Gebiet des österreichischen Dramas; zum älteren Volksstück[14]) liegt uns nichts zur Besprechung vor, doch arbeitet man in dem mit der deutschen Nationalliteratur der Donauländer stark beschäftigten Verlag von Adolf Schroll & Co. in Wien an umfassenden, mit allen wünschenswerten Beigaben ausgestatteten Ausgaben der Werke von Raimund und Nestroy, auf die wir später hier zurückkommen werden. Auch die große Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien (herausg. von A. Sauer), über die bisher infolge des mangelnden Entgegenkommens ihres ursprünglichen Verlegers nicht ausgiebig berichtet werden konnte, wird von der gleichen Firma fortgesetzt werden. Mit Sauers überaus sorgfältigen und reichhaltigen, nur oft den Text erdrückenden Anmerkungen zu dieser Ausgabe berührt sich streckenweise die große Arbeit von A. Fries.[15]) Es ist noch nicht lange her, daß man diese mühseligen, mit Bienenfleiß durchgeführten, aber auch ohne ein ganz besonders feines Ohr und scharfes Auge nicht möglichen Zusammenstel-

13) Bekanntlich ist diese Auffassung nicht ganz neu (obwohl sie G. gegenüber seinen Vorgängern außerordentlich vertieft) und nicht ganz unbestritten. Die Geschichte der Erörterung der schwierigen Fragen, die sich an unser Drama knüpfen, bietet einer seiner besten Erklärer, Hermann Gilow in dem soeben erschienenen ersten Bande des Jahrbuchs der Kleistgesellschaft (Berlin 1922, Weidmannsche Buchhandlung): „H. v. Kl.s P. v. H. 1821 bis 1920“. (Vielleicht darf ich hier auf mein eigenes Büchlein über den P. v. H. erinnern, das 1902 bei B. G. Teubner erschien und das Gilow entgangen zu sein scheint.) Derselbe Band bringt die Veröffentlichungen der Kleistgesellschaft, unter anderem den feinen technologischen Vortrag J. Petersens „Kleists dramatische Kunst“ und eine sehr wertvolle Kleistbiographie 1914—1921.

14) Proben alter Berliner Volksstücke bringt die hübsche Sammlung „Die 50 Bücher“ (Berlin, Ullstein u. Co.) in dem Bande „Das Berliner Volksstück“ (Bd. 20) (mit Einleitung von G. Hermann). Darin: Angely, „Fest der Handwerker“; Glasbrenner, „Der Eckensteher Nante“; Kalisch, „100 000 Taler“. In derselben Sammlung: Proben aus J. v. Voß, „Der Strahlower Fischzug“ u. a. Szenisches von Glasbrenner und Kalisch in dem Bändchen „Altberliner Humor“ (Bd. 8), ebenfalls mit Einführung von G. Hermann. „Gegenbeispiele“ gibt das 23. Bändchen: „Der ästhetische Tee, Die Berliner Gesellschaft von 1800 bis 1900“ von V. Cornius. — Das alte und das neue Wiener Theater sind reichlich vertreten in der wunderhübsch ausgestatteten kleinen Sammlung „Die Wiedergabe“, die in der „Wiener Literarischen Anstalt“ erscheint. Wir erwähnen vor allem die Bändchen 1: J. Gregor, Das Wiener Barocktheater (mit wichtigen Szenenbildern) und 9: E. Rieger, Die gute alte Zeit der Wiener Operette (Strauß). Schauspieler und Bühnenkünstler schildern die Bände 2 (Mell, A. Roller), 3 (Buschbeck, Die Medelsburg), 8 (L. Ullmann, Die Rolland); der Tonkunst sind andere Bände über A. Bahr-Mildenburg, M. Jeritza und W. Furtwängler gewidmet, alle mit künstlerischen Bildern geschmückt.

15) Albert Fries, Intime Beobachtungen zu Grillparzers Stil und Versbau mit Exkursen zu Klopstocks, Goethes und Shakespeares Stil (= Germanische Studien, Heft 18). Berlin 1922, E. Ebering. (Auch Lessing, Bürger, Schiller, Kleist, Platen, Hebbel, Wagner, Wildenbruch und viele andere werden behandelt.)

lungen belächelte, als käme dabei für den Künstler „nichts heraus"; gewiß ist, was Fries gibt, noch keine ästhetisch-stilistische Charakteristik, noch keine volle Bearbeitung der rhythmischen Kunst Grillparzers und einiger anderer großen Dramatiker. Aber eine hieb- und stichfeste „Beschreibung" muß sich auf derartige Sammlungen stützen können, wenn sie nicht ins Blaue hinein konstruieren will. Und Fries darf mit Recht von sich sagen: „Ich schreibe nicht nur für trockne Sachmenschen, ich schreibe für Menschen, in deren Nerven die Rhythmen des Dichters nachschwingen, und besonders auch für jene närrischen Käuze, die das Behorchen des Versklanges und — das Versemachen nicht lassen können: Versmenschen." Diesmal gilt seine Arbeit dem bisher wenig beachteten Forschungsbezirk, der zwischen Metrik und Stilistik mitten inneliegt, wo gewissermaßen das Knochengerüst des Verses bloßgelegt, der Umfang der einzelnen Worte des Verses ins Auge gefaßt wird. Fries' Arbeiten sind nicht mit der Feder nach dem gedruckten Text fürs Auge zurechtgemacht, sondern beruhen auf einer eindringlichen Analyse der Klangbilder; schade nur, daß infolge der Ungunst der Zeiten die einzelnen Abschnitte des vorliegenden Buches sehr verschiedenartig behandelt werden mußten, was den Genuß nicht eben erhöht, wie ja auch der Verfasser nicht gerade über die Kunst der straffen Organisation verfügt. Aber diese kleinen Schönheitsfehler werden aufgewogen durch den Reichtum seiner Beobachtungen über Grillparzers Lieblingswendungen und -worte, über bestimmte Klangfiguren und vieles andere, worauf hier nicht eingegangen werden kann. Möge die Zeit nicht fern sein, wo Beobachtungen von dieser Feinheit und Fülle zu einem geschlossenen und eindrucksvollen Bilde von Grillparzers sprach- und versschöpferischer Persönlichkeit verarbeitet werden. Einen beträchtlichen Zuwachs an nicht durchweg neuem, aber nun doch textlich gesichertem Quellenmaterial erfuhr die Grillparzer-Forschung durch A. Sauers Veröffentlichung jener Geheimschriften[16]), die nach dem Willen der Erbin des Dichters, Katharina Fröhlich, nicht vor dem 21. Januar 1922 geöffnet werden sollten. Zwar waren die allermeisten dieser zumeist tagebuchartigen Aufzeichnungen schon vor ihrer Versiegelung abgeschrieben und veröffentlicht worden, aber nun erst liegt ihre ursprüngliche Form vor, von der uns treffliche Handschriftnachbildungen eine deutliche Vorstellung geben, und nun erst übersehen wir die erschütternden Urkunden über die seelischen Kämpfe des Menschen und des Dichters, über sein Liebesleben und seine Familiensorgen. So als Ganzes gelesen, vermittelt das Buch einen unauslöschlichen Eindruck von Grillparzers Persönlichkeit. Die taktvollen, philologisch gewissenhaften Erläuterungen des Herausgebers tun das ihre dazu.

Zum späteren österreichischen Drama liegt die große Anzengruber-Ausgabe[17]) des Schrollschen Verlags vor, die seinerzeit hier an anderer Stelle gewürdigt wurde; sie ist nun abgeschlossen mit einem XV. Bande, dessen „dritter Teil" uns besonders interessiert: er umfaßt die „Schriften zum Theater". Anzengrubers Äußerungen über das Moralische, über den Ehebruch und über den Tod auf der Bühne, seine „Dramaturgischen Plaudereien" usw. sind aus augenblicklichen Stimmungen und Einstellungen heraus geboren, dringen selten in die Tiefe, führen uns aber in den Kampf der Menschen (in den siebziger Jahren) mitten hinein und ersetzen durch Frische und Lebendigkeit und durch kulturgeschichtliche Werte, was ihnen sozusagen an Ewigkeitsgehalt abgeht. Von besonderem Reiz sind die „Theaterbriefe vom Hoffänger Huber" mit ihren drolligen Bildern. Der Herausgeber des Bandes, Otto Rommel, gibt weiterhin eine Biographie mit sehr wertvollem bibliographischen Anhang. Wie es sich bei dem ausgezeichneten Kenner der österreichischen Bühne von selbst versteht, fällt das Hauptgewicht auf die innere Entwicklung des Dramatikers Anzengruber, während

---

16) Grillparzers Geheimschriften, herausg. von A. Sauer. Mit Handschriften Gr.s in getreuer Wiedergabe auf Lichtdrucktafeln. Wien u. Leipzig 1922, Gerlach u. Wiedling.

17) Ludwig Anzengrubers sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Karl Anzengruber herausg. von Rud. Latzke und Otto Rommel. Kritisch durchgesehene Gesamtausgabe in 15 Bänden (der letzte Band in drei Teilen). Wien, Kunstverlag Anton Schroll u. Co. Ganz kurz seien hier noch die der Ausgabe beigegebenen wissenschaftlichen Abhandlungen erwähnt. Bd. I: Rommel: 1. A. als Lyriker. 2. Zu den Fragmenten usw. II. Rommel: A. als Dramatiker, mit einem Abschnitt über seine dramatische Technik. VIII. Rommel: 1. Der dramatische Nachlaß. 2. Gott und Welt. XVa. Latzke: A. als Erzähler. XVb. Latzke, A. als Tagesschriftsteller.

das Allgemein-Literaturgeschichtliche zurücktritt. Ausgezeichnete Bildbeigaben Anzengrubers und derer, die ihm nahestanden, ergänzen die recht lebhafte Erzählung. Von besonderem Wert aber ist der Abschnitt über Anzengrubers Weltanschauung, der die übliche Theorie vom „Pantheismus" des Dichters gründlicher Nachprüfung unterzieht. Der „Anhang" bringt ausführliche Namen- (leider nicht Sach-) Register zum ganzen Werk und eine Äußerung über die kritischen Grundsätze der Ausgabe, die vielleicht nicht jedem auf den ersten Blick einleuchten, aber durchaus überlegt und bei näherer Prüfung einleuchtend sind. Alles in allem ist die Ausgabe wohl das schönste Denkmal, das Anzengruber bisher gesetzt worden ist. Freilich wird, wer sich mit Anzengruber beschäftigt, niemals der hingebenden Arbeit A. Bettelheims[18]) vergessen, seiner Biographie und seiner Ausgaben und seiner zahlreichen Einzelstudien über den befreundeten Dichter. Hatte er sich in alten „Gängen" mit seinen Lebensurkunden und Briefen beschäftigt, so greift er in einer neuen Sammlung weiter aus. Hier ist es ihm nach seinen eigenen Worten beschieden, „Anzengrubers Lebenskalender aufzublättern, den Inhalt seines Schriftenkastens zu prüfen, seine Kämpfe mit der sträflichen Theaterzensur seiner Zeit aktenmäßig zu buchen, sein verschollenes Wiener Lebensbild „Ein Geschworener" aus dem Archiv des Wiedener Theaters hervorzuholen, seinen Nachlaß zu mustern und seinen grüblerischen, das Tiefste und Höchste berührenden, vielfach prophetischen Selbstgesprächen zu lauschen". Diese zwanglos und in Notizbüchern hingeworfenen Selbstgespräche über Gott und Welt, Staat und Kirche, Kunst und Theater sind vielleicht das Wertvollste, was uns hier beschert wird. Übrigens gedenkt Bettelheim auch anderer Getreuer aus Anzengrubers Lebenskreise: R. Alt, Martinelli u. a. werden geschildert.

Eine ganze Reihe von Schriften, teilweise von beträchtlichem Umfange und Wert sind wiederum den drei Großen von 1813 gewidmet worden, während die Übergangszeit und das junge Deutschland ganz stiefmütterlich bedacht wurden.[19]) Für Richard Wagner liegt eine geschickte, allgemein verständliche[20]) Einführung von K. Weidel vor, weiteren Kreisen dient der Meistersingerband der prächtigen „Domschatz"-Bücherei[21]), der doch auch die Forschung wieder befruchten dürfte; er bringt Deinhartsteins Lustspiele „Hans Sachs" und „Salvator Rosa", deren Bedeutung für Wagners Dichtung erst kürzlich von G. Roethe (Berliner Sitzungsberichte 1919) eingehend gewürdigt worden ist. Dazu kommen Wagners eigener Text und Wagners eigene Auszüge aus Wagenseil. Der Anhang des Verfassers bringt einiges Neue über die Quellenbenutzung, weist auch, besonders für die „Prügelszene", auf das Vorbild des Mimus hin. Näher freilich liegt die Erinnerung an Kotzebues nächtliche Radauszenen, die ja auch wieder in großen „mimischen" Zusammenhängen stehen mögen. — Eine gründliche Untersuchung widmet Graap[22]) dem bedeutsamen Entwurf

18) A. Bettelheim, Neue Gänge mit L. Anzengruber. Wien usw., Ed. Strache.

19) Nur erwähnt sei in diesem Zusammenhange die Erstlingsschrift von Helmut Becker, Grabbes Drama „Napoleon oder die 100 Tage". Leipzig 1921, K. F. Koester. — Nicht gerade als Beitrag zur Geschichte des Dramas, aber als wichtige Quellenpublikation sei genannt: Gustav Freytag als Politiker, Journalist und Mensch. Mit unveröffentlichten Briefen von Freytag und Max Jordan. Eingeleitet und herausg. von J. Hofmann. Leipzig 1922, J. J. Weber. — Die vollständige und kritische, vom Inselverlage aufs würdigste ausgestattete Ausgabe von Georg Büchners „Sämtlichen Werken und Briefen" durch F. Bergemann (1922) traf leider verspätet ein, so daß eine ausführlichere Würdigung dem nächsten Bericht vorbehalten bleiben muß. Für wissenschaftliche B.-Studien kommt künftig nur noch diese Ausgabe in Betracht.

20) Karl Weidel, Richard Wagners Musikdramen. Eine Darstellung ihres Gedankengehaltes. Magdeburg, Heinrichshofen.

21) Franz Zademack, Die Meistersinger von Nürnberg. Richard Wagners Dichtung und ihre Quellen. Berlin, Dom-Verlag. („Der Domschatz", Bd. 5.) In der gleichen Sammlung erschien unter anderem eine Auswahl der Werke von Griepenkerl (herausg. von H. Amelung (Bd. 1, enthaltend: Beide Revolutionsdramen, drei Novellen, kurzes Nachwort des Herausg. mit wichtigen Aktenstücken) und ein wichtiger Band (2), „Der Freischütz" (Friedrich Kinds Dichtung mit ihren Quellen: den „Anregungen von dem Reiche der Geister" und Apels „Volkssagen"; dazu Grillparzers Parodie „Der wilde Jäger").

22) Paul Gerhard Graap, R. Wagners dramatischer Entwurf „Jesus von Nazareth". Entstehungsgeschichte und Versuch einer kurzen Würdigung. Leipzig 1921, Breitkopf u. Härtel.

„Jesus von Nazareth“; freilich steht die „innere Entstehungsgeschichte“, d. h. die Erörterung von Wagners Beziehungen zum jungen Deutschland, zu den philosophischen und revolutionären Strömungen der Zeit durchaus im Vordergrunde, während das Künstlerische stark zu kurz kommt. Ganz auf weltanschauliche Fragen eingestellt (übrigens durchaus nicht blind für Wagners künstlerische Bedeutung) ist die überscharfe Kritik von **Bruno Golz**[23]); es ist immer mißlich, zwei Dichter, die den gleichen Stoff behandelt haben, aneinander zu messen, denn es kommt ja auf den Erlebnisgehalt an, für den auch der beste Stoff ein recht unzulängliches Gefäß ist. Hier aber muß bis in die letzten Motive zurückgegriffen werden, wenn der Vergleich nicht einem beider Teile weh tun soll; daß Wagners „Parsifal“ kein beglückendes Eheleben führen wird wie derjenige Wolframs, ist auch uns klar, aber das lag nicht in den Absichten des Dichters. Daß aber Wagners Held eine „Keuschheit aus innerer Unkeuschheit“ verträte, dafür fehlt in der Dichtung jeder Anhalt. Gewiß wirbt Kundry um ihn mit „blühender Brunst“, gewiß empfindet er einen Augenblick auch in seiner Brust ein gewaltiges Aufwallen, aber nur um es alsbald niederzuringen. Inwieweit dem Dichter die Darstellung des Läuterungsprozesses gelungen sei, ist eine ganz andere Frage; aber seine **Absicht** ging hier sicherlich auf unbedingte innerliche Reinheit.

Eine besonders eindringliche und förderliche Bearbeitung hat **Otto Ludwig** erfahren, und zwar von französischer Seite. **Léon Mis**[24]) bemüht sich um eine gründliche Erfassung der Dramendichtung und der Dramatheorie des thüringischen Dichters im großen, um biographische und literaturgeschichtliche Zusammenhänge und um die „immanente Kritik“ der Werke selbst. Er geht keiner Frage aus dem Wege, die von der Forschung aufgeworfen ist, sieht auch neue Probleme und Schwierigkeiten genug, bleibt aber nicht beim einzelnen stehen, sondern gelangt zu einer wohlbegründeten Gesamtanschauung. Wir sehen Otto Ludwig aus den Banden der Stürmer und Dränger und der Schicksalsdramatiker und aus jener mehr materiellen oder rein dynamischen Auffassung Shakespeares sich befreien und einer tieferen psychologischen Erfassung des englischen Dramas und seiner eigenen künstlerischen Aufgabe sich nähern. Über die ganze Entwicklungslinie wird noch zu sprechen sein, wenn das Werk vollständig vorliegt, dessen 1. Band bis zum Höhepunkt von Ludwigs dramatischem Schaffen, bis zu den „Makkabäern“ führt. Stärker berücksichtigt zu sehen wünschten wir noch die Einflüsse des jungen Deutschland mit seinen politischen, sozialen und sonstigen Emanzipationsbestrebungen. Als geschickter Anwalt verteidigt Mis den „Erbförster“ gegen die üblichen Vorwürfe, kann aber den letzten Grund unseres Unbehagens nicht austilgen: Otto Ludwig motiviert vieles sehr genau und sogar übergenau, ohne daß die Voraussetzungen der Handlung zum Erlebnis würden; er wird eben der Freskotechnik des Dramas nicht immer gerecht. Immerhin nimmt Mis doch den richtigen Standpunkt ein, wenn er betont, daß der Erbförster z. B. von der Ermordung seines Sohnes durch Andreas überzeugt ist und, seiner Naturanlage und seiner augenblicklichen Stimmung nach, überzeugt sein darf und muß, und daß es gar nicht darauf ankommt, daß „wir“ (nämlich als rationale Leser, nicht als Zuschauer im Bann der dramatischen Suggestion) **auch** davon überzeugt sind. Otto Ludwig hat viel darunter gelitten, daß man ihn nach dem „gedruckten Textbuch“ beurteilt hat, statt nach dem Bühneneindruck, der anschauend sein muß. Vortrefflich umreißt auch Mis das Charakterbild des alten Försters (nur sollte seine Rauheit mehr betont sein, die auch die Tochter in den Wald hinaustreibt); schwächer sind die anderen Charaktere bedacht; wenig genug erfahren wir über die Gruppierung der Gestalten, wie überhaupt über feinere Kompositionsgeheimnisse des Dichters, die am besten im zweiten Bande zusammenfassend behandelt werden dürften. Eine gute Grundlage dafür hat ja Mis in seiner ausgezeichneten kritisch-historischen Arbeit über Otto Ludwigs Shakespearestudien geleistet, die uns die Entwicklung und den endlichen Ertrag der mühseligen Arbeit endlich einmal überblicken läßt. Auch darauf ist an anderer Stelle eingehend zurückzukommen. Im Vorübergehen darf der Referent

---

23) Br. Golz, Wagner und Wolfram (= „Deutscher Geist“, Heft 4). Leipzig 1921, R. Voigtländer.

24) Léon Mis: 1. Les œuvres dramatiques d'Otto Ludwig. Prem. partie. 2. Les études sur Shakespeare d'Otto Ludwig, exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Lille, Imprimerie Centrale du Nord, 1922.

vielleicht auf seine eigene Auswahl aus den „Studien" hinweisen, den ersten systematisch gesammelten Auszug aus dem als Ganzes schlechtweg ungenießbaren und für die Schule nicht verwertbaren Werke. Er hofft, durch seine Zusammenstellung sowie durch seine „Deutsche Dramaturgie" die Erörterung dramaturgischer Fragen im deutschen Unterricht der höheren und auch der Hochschulen auf eine solide Grundlage gestellt zu haben.[25])

Aus der älteren Hebbelliteratur sind zwei ältere, längst eingeführte Gesamtdarstellungen in wenig veränderten Neubearbeitungen erschienen. E. A. Georgys[26]) breite, schwerlesbare Analysen, die viel mehr auf den Gedankengehalt der Hebbelschen Tragödien als auf ihre künstlerische Formung eingehen, aber doch eine Fülle von feinen Beobachtungen ausstreuen, werden diesmal mit dem Anspruch hinausgeschickt, unmittelbar an dem geistig-sittlichen Wiederaufbau der Nation mitzuarbeiten. Das entspricht der etwas lehrhaften Haltung des ganzen Buches, der aber Georgy doch wohl einen großen Leserkreis verdankt. Er verspricht diesmal eine Fortsetzung unter dem Titel: „Die Frauengestalten Hebbels", die tatsächlich eine recht eindringliche Behandlung verlohnen. Denn es sind ja fast immer Frauen, in deren Gemüt Fr. Hebbel das Ringen der alten Welt und der neuen sittlichen Werte hineinverlegt und die schon durch die bloße Tatsache der Aktivität über die Grenzen ihres Geschlechts hinwegschreiten und damit die Maßlosigkeit des handelnden Menschen überhaupt symbolisieren. Inwieweit Georgy seiner bedeutsamen Aufgabe gerecht geworden ist, inwiefern er dabei die neuen Errungenschaften der differentiellen geisteswissenschaftlichen Psychologie berücksichtigt hat, darüber wird nach dem Erscheinen des 2. Bandes zu berichten sein. Weit knapper, aber mit einschneidender, bisweilen auch überscharfer Kritik hat W. v. Scholz Hebbels Drama analysiert.[27]) Sein Büchlein gehört zu den gediegensten und anregendsten, was die Hebbelliteratur überhaupt hervorgebracht hat, und durfte auf dem Büchermarkt durchaus nicht fehlen. Er trifft gewiß den Nagel auf den Kopf mit der Feststellung, daß Hebbel den tragischen Vorgang immer schon lange vorhersieht, ehe er den eigentlich dramatischen Willenskonflikt zu formen vermag, daß er für diesen dann allerlei Nebenmotivierungen und Hilfskonstruktionen einfügen muß und sich damit um die beste Wirkung bringt. Es ist eben eine fast unlösbare schwere Aufgabe, metaphysisch erfaßte Weltgegensätze symbolisch in den Rahmen einer menschlichen Handlung zu zwingen, und nicht selten rächt sich das Bemühen, innerhalb engster Grenzen alles motivieren zu wollen, was in Wahrheit aus weit zurückliegenden Wurzeln hervorwächst, durch eine gewisse Lächerlichkeit des Zufalls, wie es vor allem bei Maria Magdalena der Fall ist. Übrigens weiß Scholz sehr wohl, daß eben diese Aufgabe, die Hebbel sich stellte, so unendliche Schwierigkeiten bot, und daß es hier wohl auch heißen muß: In summis voluisse sat est. Im übrigen ist er der verständnisvollste Deuter alles dessen, was Hebbel innerhalb seiner Schranken an künstlerischen Werten gegeben hat, wie des prachtvollen Aufbaus in den beiden Schlußakten der Judith, der Milieuschilderung in der Tragödie des Meister Anton usw. Wie Scholzens ausgezeichnete „Gedanken über das Drama", von denen nun auch schon eine neue Folge erschienen ist, dient sein Hebbelbüchlein dazu, einer in künstlerischen Dingen verworrenen Generation wieder das rechte Augenmaß für dramatische Werte zu geben. — Klarer als seine Vorgänger, die zumeist mit der Welt- und Kunstanschauung Hebbels im allgemeinen zu tun hatten, hat G. Pfannmüller[28])

25) Otto Ludwig, Dramatische Studien, ausgewählt, geordnet und eingeleitet von R. Petsch (= Welt-Bibliothek, Bd. 50—51). Dresden 1922, Deutsches Verlagsbuchhaus. In derselben Sammlung (Bd. 41) O. Ludwigs „Erbförster", herausg. von R. Petsch, 1921. — Von der „Deutschen Dramaturgie" ist der 1. Band („Von Lessing bis Hebbel") in 2. vermehrter Aufl. und mit stark erweiterter Einleitung 1922 im Verlag Paul Hartung zu Hamburg erschienen. Der 2. Band ist in Bearbeitung und soll die Dramaturgie bis zur Gegenwart behandeln. Er erscheint im Verlag der „Hanseatischen Verlagsanstalt" zu Hamburg, die jetzt auch den 1. Band übernommen hat.

26) Ernst Aug. Georgy, Die Tragödie Fr. Hebbels. 1. Bd.: Die Tragödie Fr. Hebbels nach ihrem Ideengehalt. 3. verb. Aufl. Leipzig 1922, H. Haessel. XIX u. 447 S.

27) Wilhelm v. Scholz, Hebbel. Das Drama an der Wende der Zeit. 4. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1922, Deutsche Verlagsanstalt. 70 S. — Derselbe, Gedanken zum Drama. Neue Folge. München, Georg Müller.

28) G. Pfannmüller, Die Religion Fr. Hebbels (= Die Religion der Klassiker, Bd. 8). Göttingen 1922, Vandenhoeck u. Ruprecht.

den religiösen Entwicklungsgang des Menschen und des Dichters dargestellt, mit gelegentlichen Umblicken in seine Umgebung, im wesentlichen aber auf Hebbel beschränkt; die einzelnen Abschnitte werden durch Proben aus den Briefen, Tagebüchern und Dichtungen erläutert, ein zweiter Abschnitt bringt, nach kurzer, zusammenfassender Übersicht Hebbels Äußerungen über die religiösen Hauptfragen, leider nicht in chronologischer Folge; eine Musterung der Dramen, wo nun das Religiöse als Gegenstand erscheint, macht den Schluß. Die anspruchslose, bisweilen etwas nüchterne Darstellung läßt doch die Hauptwandlungen Hebbels bis zur Klärung seines Weltbildes scharf und klar hervortreten; das Verhältnis des jungen Dichters zur Natur wird schärfer umrissen, als es bisher meistens geschah; vielleicht dürfen wir hier eher von Panentheismus als von einer Mittelstellung zwischen Pantheismus und Deismus reden; noch kräftiger dürfte auch betont werden, wie sich Hebbel allmählich den engen Schranken des naturwissenschaftlichen Weltbildes entwindet, indem er das „Leben" im eigentlichen Sinne aus seinen eigenen transzendenten Wurzeln hervorwachsen läßt. Das eigentlich biographische Material ist in unserem Buche im wesentlichen ohne eigene Kritik behandelt und an der für Pfannmüllers Thema doch interessanten Frage nach Hebbels Herkunft geht er schweigend vorüber. Er hat wohl das in unserm vorigen Bericht gekennzeichnete Buch von Janssen nicht gelesen. Ein sehr heftiger Angriff gegen dessen Theorie ist nunmehr durch Adolf Bartels[29]) erfolgt, dessen Büchlein die einzelnen Fragen auf Grund einer vorurteilsfreien und in allem Wesentlichen gerechten Würdigung der geschichtlichen Stellung des Dichters erwägt. Er verneint die These, Hebbel sei der Sohn des Pastors Volckmer und der Frau Antje Hebbel geb. Schubart (vielleicht einer Verwandten des schwäbischen Dichters) gewesen, mit guten Gründen; Bambergs Notiz scheint ganz wohl auf Wesselburener Klatsch zurückzugehen, der ihm auf gar verschiedene Weise übermittelt sein kann. Der zweifelhafte Ruf Frau Antjes ist jedenfalls nicht nachzuweisen; die Weglassung des Wortes „Jungfrau" in der Kirchenbuchniederschrift über ihre Trauung glaube ich allerdings nicht einfach übergehen zu dürfen; hier wäre zu untersuchen, ob die Kirchenbücher tatsächlich auch in dieser Beziehung, wie es Bartels in anderer Hinsicht nachweist, ungenau geführt sind. Da aber von anderer Seite über diese Dinge weiterer Aufschluß zu erwarten ist, so möge die Frage für heute auf sich beruhen. Bezüglich Hebbels Verhältnis zu Elise Lensing tritt er mit Wärme und Überzeugungskraft gegen die immer wieder beliebte Trennung des Menschen und des Dichters auf. Es handelte sich bei Hebbels Bruch mit der Jugendfreundin tatsächlich nicht um Verrat an einer wahren Liebe und nicht bloß um rein äußerliche, streberhafte Beweggründe, sondern um Sein oder Nichtsein als Dichter. Janssens Verdienste um die Aufhellung der Herkunft und der Lebensverhältnisse Elisens werden übrigens völlig anerkannt; über ihre geistige Höhe wird sich schwer etwas Positives ausmachen lassen, da uns ihre Briefe an Hebbel für immer verloren zu sein scheinen. Daß sie neben vielem (moralistisch) Belastenden auch vieles für einen freieren Blick Entlastendes über Hebbel darbieten würden, bezweifle ich keinen Augenblick. Auch Hebbels Beziehungen zu Amalie Schoppe und L. Alberti werden besprochen.

Zum modernen Drama leitet eine englisch geschriebene Arbeit von C. Campbell[30])

29) Adolf Bartels, Hebbels Herkunft und andere Hebbelfragen, gründlich erörtert. Berlin u. Leipzig 1921, Behrs Verlag (Friedrich Feddersen). Verspätet wird mir die eingehendste, von reifem und tiefem Verständnis für alle beteiligten Personen zeugende Darstellung des Problems von Wilhelm Rutz zugesandt, die hier doch noch nachgetragen sei: „Fr. H. und Elise Lensing. Ein Kampf um Leben und Liebe." München, C. H. Beck 1922. R. sucht nichts zu beschönigen, weder H.'s Winkelzüge in seinem brieflichen Verkehr mit El., noch deren leidenschaftliche Anlage, und doch tritt nun erst die furchtbare Notwendigkeit in beider Schicksal, tritt alles menschlich Wertvolle in beider Charakter und in Christine greifbar heraus. Biographisch wertvolle Aufschlüsse über H.'s Lebenshaltung in Wien, über seine finanziellen Leistungen an Elise in den letzten Jahren. Nachprüfung der Beziehungen zwischen H.'s Dramatik und seinem schmerzlichsten Erlebnis. Alles in allem einer der wertvollsten und sympathischsten Beiträge zu Hebbels innerer Biographie. — Nachgetragen sei auch die Baseler Dissertation von F. Weiß, H.'s Verhältnis zur Welt des Gegenständlichen und zur bildenden Kunst. 1919.

30) T. M. Campbell, Hebbel, Ibsen and the analytic exposition. Heidelberg 1922, Winter.

über, die mehr theoretisch als geschichtlich eingestellt ist. Campbell untersucht die dramatischen Werte der „analytischen Exposition", die bei Hebbel und Ibsen (wenigstens unter den Neueren) zum erstenmal wieder bewußt verwendet worden ist; man wird vielleicht „Maria Stuart" und den „Zerbrochenen Krug" gegen diese Behauptung anführen wollen. Aber in Kleists Lustspiel kommt es nicht auf eine lange Vorgeschichte, sondern bloß auf die Feststellung eines einzelnen Falles an; und in Schillers Tragödie liegt insofern eine andere Technik vor wie bei den Modernen, als die Handlung zwar auch nur die „Katastrophe" im wahren Sinne umfaßt, die Vorgeschichte aber doch im wesentlichen verhältnismäßig rasch und vorzugsweise in erzählend erörternder Form abgemacht wird, während sie in Sophokles' Ödipus oder in Ibsens Dramen (übrigens zum Teil auch in der „Braut von Messina") uns bis ans Ende beschäftigt und gleichsam als ein dämonischer Mitspieler am Werke ist, der sein Angesicht fortwährend wandelt und erst am Schluß sein gewichtigstes Wort mitspricht. Rein technisch dient die Analysis dazu, lange Geschichten in die Schranken einer dramatischen Handlung zu bannen und weiterhin, was besonders für das neuere Drama seit Shakespeare in Betracht kommt, die Hauptcharaktere in ihrer Entwicklung zu zeigen; dazu kommt natürlich die Beleuchtung der eigentlichen tragischen Situation von den verschiedensten Seiten durch die vereinzelte Betrachtung und endliche Zusammenfassung der Fäden, aus denen sie zusammengewoben ist. Campbell erörtert die Form der Exposition überhaupt und dabei das Problem der Zeitbehandlung im Zusammenhang mit der dramatischen Technik; leider beschränkt er sich fast ganz auf das ernste Drama, während eine genaue Betrachtung der „Minna von Barnhelm" seiner Untersuchung nur förderlich gewesen wäre. Weiterhin bespricht Campbell (immer im Hinblick auf die Griechen) den Dualismus der Hebbelschen Tragödie („The Divine Antagonist") die Entwicklung der „Charakterperspektive" bei Ibsen (den er doch zu stark in Abhängigkeit von Dumas bringt[31]) und die „sozialen Mächte bei Hebbel und Ibsen", mit sehr feinen Bemerkungen über den „Solneß". Im ganzen weiß Campbell eindrucksvoll zu zeigen, wie bei Ibsen das soziale Interesse hinter dem Individuell-Psychologischen zurücktritt. Am Schluß blickt er in das Nach-Ibsensche Drama und sucht dreierlei zu erweisen: 1. Daß eine Charakterentwicklung auch gegeben werden kann, ohne daß der Dichter unser Zeitbewußtsein in Anspruch nimmt (Beispiel: die Krisis des Helden in Shaws Candida, die freilich auch ohne rechte Überzeugungskraft bleibt). 2. Die Zeit, innerhalb deren ein Charakter sich entwickelt, kann auch durch bloßen Szenenwechsel (nicht bloß auf dem Wege der Analyse) zum Bewußtsein gebracht werden. 3. Der Zeiteindruck kann auch ohne ausdrückliche (stoffliche) Mitteilungen aus der Vergangenheit und ohne eine Voraussage tatsächlicher Änderungen in der Zukunft hervorgerufen werden. (So wenig in den „Einsamen Menschen" von Vockerats Vorgeschichte gesagt wird, so leicht können wir sie uns, besonders angesichts seiner Eltern, rekonstruieren.)

Viel weniger mit der Technik als mit dem Ideengehalt von Ibsens Drama hat es Rolf Engert[32]) zu tun, der den Gedanken vom dritten Reich, die Scheidung zwischen ganzen und gebrochenen Naturen, zwischen reinen Willensmenschen und Vollblutegoisten, wie sie der Dichter in „Kaiser und Galiläer" vortragen läßt, aus der geschichtsphilosophischen Ebene in die sozialphilosophische versetzt und die ganze Lehre zum letzten Erklärungsgrunde für

31) Anders R. Wörners Ibsenbiographie und die in Bd. 35, S. 418 besprochene Studie von Jacobs. — Dem wackeren Vorkämpfer Hebbels, dem „Theaterkritiker Heinrich Theodor Rötscher", dem bedeutendsten Nachfolger Lessings in der Mitte des 19. Jahrhunderts widmet Joh. Günther eine liebevolle und sorgfältige Betrachtung (= Theatergeschichtliche Forschungen, Bd. 31. Leipzig 1921, L. Voß). Für den Historiker besonders wichtig sind die einleitenden Ausführungen über R.s Verhältnis zum Theater und zur Kritik seiner Zeit sowie zu den allgemeinen geistigen Strömungen. Seine Ausführungen über die „Mittel" des Schauspielers sind auch heute noch wertvoll. Dazu neuestens: W. Schnyder, Hebbel und Rötscher unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Beziehungen zu Hegel. Basler Dissertation 1923, soll demnächst in den „Hebbelstudien" bei Behr, Berlin, erscheinen.

32) Rolf Engert, Henrik Ibsen als Verkünder des dritten Reichs. Leipzig 1921, R. Voigtländers Verlag. — Eine recht lebendige und bei aller Knappheit an neuen Gedanken und Gesichtspunkten reiche Darstellung hat K. Th. Strasser Björnson gewidmet (Universalbibliothek Nr. 6295. Leipzig, Phil. Reclam jun.). Besonders hingewiesen sei auf den Nachweis der Beziehungen Bj.s zu Herder, Schiller und Heinrich v. Kleist.

Ibsens Dramatik überhaupt macht. Nun ist ja kein Zweifel, daß jene großen Scheidungen bei Ibsen immer wieder mitgeschwungen und seine Bewertung handelnder Figuren bestimmt haben, aber zu reiner gedanklicher Klärung und zur gründlichen Durchbildung und Nachprüfung der Theorie an den Tatsachen ist es doch nicht gekommen; mehr oder weniger sind Ibsens Idealvorstellungen immer verschwommen geblieben und konnten wohl nicht anders sein. Alles, was sich mit Hilfe jener Kategorien über Ibsens Charaktere und seine dramatischen Probleme sagen läßt, hat Engert mit großem Fleiße und feinem Verständnis ausgeführt, und insofern wird sein Buch gewiß die Ibsenforschung nachhaltig befruchten. Nur will seine immerhin doch einseitige Betrachtungsweise durch andere Methoden ergänzt und jede einzelne Dichtung schließlich aus ihrem eigenen Organisationspunkt erklärt werden, der den Tatsachen näher zu stehen pflegt als der geschichts- und sozialphilosophischen Theorie. Von besonderem Werte sind Engerts Analysen noch deswegen, weil er sich wirklich auf die norwegischen Originaltexte stützen kann, und weil er den Nachlaß des Dichters ausgiebig heranzieht; so werden uns die „gefallenen Könige" und die „verpfuschten Höhenmenschen" in diesen Dramen nur noch klarer, wenn wir sehen, wie Ibsen diesen und jenen Zug erst allmählich unterstreicht und vor allem die gegenseitigen Beziehungen seiner Figuren allmählich zurechtrückt, wobei denn freilich jene Idealvorstellungen besonders stark mitreden. Als treffliches Beispiel einer solchen Erklärung sei diejenige der „Hedda Gabler" hervorgehoben, die auch die Verantwortung der zu Führern bestimmten Naturen für ihre entwicklungsfähigen Mitmenschen scharf hervortreten läßt. Daß aber die Erklärung Engerts, gewaltsam auf einen Blickpunkt eingestellt wie sie ist, auch wohl an den Tatsachen vorbeisieht, zeigt z. B. seine Auffassung des „Großen Krummen" im Peer Gynt. Ich wenigstens vermag darin durchaus nicht die Darstellung des „Chaos zu sehen, in dem die Fülle der Schöpfung noch beschlossen liegt, aus dem sie sich aber, innersten Normen folgend, schon gestaltet hat", kurz, ein Symbol des „dritten Reichs" (S. 84).

Von Ibsen war natürlich oft genug in den Tagen der Gerhart Hauptmann-Feier die Rede. Sie hat eine Fülle von großen und kleinen Veröffentlichungen hervorgerufen, auf die hier mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum leider nur kurz hingewiesen werden kann. Die wichtigste unter allen Veröffentlichungen ist natürlich die große zwölfbändige Ausgabe der gesammelten „Werke"[33]); sie bringt im Schlußbande, außer einigen unveröffentlichten Dichtungen und Bruchstücken eine Fülle von Aufzeichnungen des Dichters über Welt- und Kunstanschauungsfragen und damit die wichtigsten Handhaben zu einer Erklärung der Dramen aus der „Intention" des Dichters; das Märchen von dem „konsequenten Naturalisten" wird sich danach nicht mehr aufrechterhalten lassen. Unter den größeren Gesamtdarstellungen neueren Datums[34]) sei diejenige von Freyhan[35]) wegen ihrer ungewöhnlich schönen Darstellung hervorgehoben; die Erklärung der Werke freilich erfolgt (mit einer ähnlichen Einseitigkeit wie diejenige der Ibsenschen Dramen bei Engert) im wesentlichen von den letzten großen Erzählungen („Quint" und „Ketzer") her, wo sich Hauptmanns Kräfte gleichsam in einem Brennpunkt sammeln, um das große Problem des Eros zu bewältigen; weit kritischer verhält sich die im besten Sinne auch historische Studie von Paul Fechter[36]), vielleicht das Wertvollste, was das Festjahr überhaupt hervorgebracht hat; er beobachtet vor allem das Schwingen Hauptmanns zwischen dem dichterischen und dem schauspielerischen Menschen, läßt sich aber durch seine Grundthese nicht den Blick für die Qualitäten der Einzeldramen verbauen. Unter anderem, systematischem Gesichtspunkt, im Hinblick auf die erstrebte Synthese von verallgemeinerndem Idealismus und charakterisierendem Realismus betrachtet Horst Engert die Werke des angehenden „Naturalisten";

---

33) Berlin 1922, S. Fischer.

34) Von älteren Werken erschien, bis auf die Gegenwart ergänzt, in neuer Bearbeitung das feinsinnige Freundschaftsbuch Paul Schlenthers (verständnisvoll fortgesetzt durch Eloesser), Berlin 1922, S. Fischer, sowie die ganz auf weitere Kreise eingestellte und gut eingeführte Schrift von E. Sulger-Gebing, Gerhart Hauptmann. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 283.) Leipzig 1922, B. G. Teubner.

35) G. Hauptmann. Berlin 1922, E. S. Mittler u. Sohn.

36) G. Hauptmann. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag.

seine Arbeit ist den Lesern dieser Zeitschrift gut bekannt.[37]) Als den ewig Werdenden, aber ewig Unfertigen und insofern als dichterisches Spiegelbild deutscher Art schildert den Dichter E. Kühnemann in seinem Breslauer Festvortrage.[38]) Unter den eigentlichen „Festschriften"[39]) ragt durch ihren inneren Reichtum und ihre prächtige gediegene Ausstattung die von Marcuse[40]) hervor, geschmückt mit der Hauptmannradierung Orliks und mit Szenenbildern (der Hauptmannfestspiele Breslau 1922) von Leistikow. Hier sprechen Dichter wie Fr. v. Unruh, W. v. Scholz und W. v. Molo zu dem Dichter und über ihn; Kritiker schließen sich an mit älteren und neueren Beiträgen (unter denen die Arbeit des Herausgebers über „Hauptmanns Drama: Die Tragödie der Verstockung" genannt sei, während ich mit der verworrenen Arbeit Scittyas über G. Hauptmanns Mystizismus nicht viel anfangen kann. Hauptmanns Beziehungen zu Rußland werden ausgiebig gewürdigt, weiterhin seine „Theatralische Sendung" nach den verschiedensten Seiten beleuchtet durch Bühnenkünstler wie Jeßner, Kayßler, Bassermann, Zeiß u. a. Der Herausgeber einer Dichtung, Bilder und liebevoll eindringende Kritik vereinenden Festgabe, Chr. O. Frenzel[41]), feiert den Dichter von „Indipohdi" als den Überwinder, der, geleitet von Mitleid und Liebe, geläutert durch inneres Erleben, endlich auf dem „Berg der Läuterung" angekommen ist. Ob dem Dichter freilich auf dieser Stufe noch wirklich durchschlagende und dauernde Werke im Sinne der von H. Engert umschriebenen Synthese gelingen werden, bleibt abzuwarten.[42])

---

37) Horst Engert, G. Hauptmanns Sucherdramen. Erschienen als 18. Ergänzungsheft unserer Zeitschrift. Leipzig 1922, B. G. Teubner.

38) E. Kühnemann, Aus dem Leben des deutschen Geistes in der Gegenwart. Fünf Reden. München 1922, C. H. Beck. Außer dem Festvortrag und der Begrüßungsansprache bringt das Bändchen Kühnemanns Reden über Tagore, über deutsche Volksbildung in der Gegenwart, über den deutschen Idealismus und die Gegenwart. Ihm bedeutet (und wir stimmen ihm von Herzen bei) „die Wendung zum Idealismus nicht, daß wir fliehen vor der Wirklichkeit in ein Reich der Träume, sondern daß wir uns hinfinden zum Geiste, der allein uns retten kann".

39) Ein Lebensbild mit reichstem Bilderschmuck gibt H. Spiero, G. Hauptmann. Bielefeld u. Leipzig 1922, Velhagen u. Klasing.

40) Gerhart Hauptmann und sein Werk, herausg. von Dr. Ludwig Marcuse. Berlin u. Leipzig, Franz Schneiders Verlag.

41) Festgabe zum 60. Geburtstag G. Hauptmanns. Bielefeld, Niemeyersche Verlagsbuchhandlung. Der Aufsatz von G. Engel über „Rhythmus und Klang" beruht auf sonderbaren geschichtlichen Voraussetzungen, gibt aber beachtenswerte Winke über G. Hauptmanns „holprige Hexameter" in der „Anna", über die richtige Verteilung von Haupt- und Nebenakzenten usw.

42) Einem anderen Sechzigjährigen hat A. Klaar ein Freundschaftsbuch gewidmet: Ludwig Fulda, Leben und Lebenswerk. Stuttgart 1922, Cotta. Mit Recht betont Kl. die verblüffenden Fertigkeiten des Jubilars in der Schürzung der Handlung und in der Handhabung der sprachlichen Mittel. Bei dieser Gelegenheit sei auf eine sehr erwünschte Sammlung älterer Aufsätze von Klaar hingewiesen, der ja zu den hervorragendsten Kritikern der älteren Generation gehört; seine kleine Sammlung „Probleme der modernen Dramatik" (= Philosophische Reihe, Bd. 36, München 1921, Rösl u. Co.) bekämpft mit Geist und mit zwingender Logik die Auflösung der dramatischen Form in der gegenwärtigen Bühnenkunst und beschäftigt sich weiterhin mit den Fragen des „Anstößigen auf der Szene" und der „Tendenz-Dichtung", mit der künstlerischen Persönlichkeit und mit dem Gegensatz zwischen Naturalismus und Stildichtung („Die Freude am Gleichen", d. h. an Harmonie und Rhythmus.) — In der gleichen Sammlung erscheint soeben, als 72. Band, R. K. Goldschmit, Das Drama, Eine problem- und formgeschichtliche Darstellung. (München, Rösl & Cie., 1923.) Inhalt: I. Weltanschauliche und ästhetische Grundlagen, II. Stilwandlungen der Tragödie. III. Komödie, IV. Schriftstellerstück, V. Musikdrama, VI. Drama der Gegenwart.

Theatergeschichtliche Literatur der Jahre 1920 und 1921.

Von Stadtrat Prof. Dr. **Julius Ziehen** in Frankfurt a. M.

In dem System einer umfassenden, als Kulturpolitik sich darstellenden Volkserziehungswissenschaft, die die verschiedenen Träger des Kulturfortschrittes nach ihren Aufgaben und Wirkungsarten sowie ihren gegenseitigen inneren und äußeren Beziehungen untersucht, erscheint das Theater als ein bedeutsames Volkserziehungsmittel in dem Kreise derjenigen Einrichtungen, die den gemeinsamen Absichten der Volksbildung und der Volkserholung dienen, die Schule aber tritt für die volkserziehungswissenschaftliche Betrachtung zum Theater insofern in Beziehung, als sie das Verständnis für dieses auf dem Gebiete der Volksbildung und Volkserholung erscheinende Werkzeug des Kulturfortschrittes vorbereitet und dadurch seine spätere Wirkung sichert und erhöht: wer im Unterricht die Behandlung des Dramas auf diesen Gesichtspunkt einstellen will, der wird mit großem Nutzen eines der neuesten Bändchen (Nr. 167) der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" heranziehen, in dem K. Borinski Wesen und Geschichte des Theaters von der ethnologischen und politischen Seite aus in ebenso anregender wie übersichtlicher Weise schildert („Das Theater", Leipzig 1921, Quelle u. Meyer). Einzelheiten wie z. B. die Äußerung, daß „die Alten kein Geschichtsspiel hatten" (S. 59ff.), oder daß „gewisse reinste und höchste Anschauungen der Menschheit von sich selbst und ihren letzten Zielen nur auf dem Theater, nur durch den dramatischen Dichter ausgestaltet werden konnten" (S. 118), mögen in ihrer Richtigkeit zweifelhaft sein, die Gesamtdarstellung des Stoffes aber scheint mir einwandfrei vortrefflich, und sie bietet dem Leserkreis dieser Zeitschrift wohl noch ein ganz besonderes Interesse dadurch, daß sie (S. 111ff.) den Wert der Schule für die Theaterkultur aufs glücklichste betont: einem knappen, aber eindrucksvollen Hinweis auf die Geschichte des Schultheaters folgen eine beachtenswerte Andeutung der Möglichkeit, daß „bei der weiteren Fortentwicklung unseres zeitgenössischen Theaterwesens im Dienst der Marktspekulation ähnlich wie in jenen Zeiten wiederum die Schule die letzte Zuflucht für das edlere Theaterwesen" bilden wird, und ein warmherziges Wort über die hohe Aufgabe, die der Schule durch richtige Verwaltung des ererbten Dramenschatzes gegenüber „aller Verführung, Verflachung, Ausschreitung des Theaters" gestellt ist — in ganz ähnliche Gedanken klang seinerzeit mein diese Berichte vorbereitender Aufsatz im 30. Jahrgange unserer Zeitschrift aus. In einer neuen Auflage des „Theaters" müßten meines Erachtens nicht nur einige kleine Versehen (z. B. „Leithurgie", S. 8; „St. Cyre", S. 111) berichtigt, sondern vor allem auch nicht zu sparsame Literaturnachweise beigegeben werden, die namentlich für den letzten Abschnitt, die „staatswissenschaftliche Betrachtung des Theaters und seiner Geschichte", wertvoll sein würden.

Mit der Äußerung des gleichen Wunsches möchte ich die Nennung des 1913 in erster und nun in dritter Auflage erschienenen kleinen Buches von Chr. Gaehde begleiten, das, als 230. Band der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", den volksbildenden Absichten dieses vielfach bewährten Unternehmens durch eine Schilderung des Entwicklungsganges des Theatergebäudes und der Schauspielkunst von ihren ersten Anfängen bis zur Neuzeit dienen will („Das Theater vom Altertum bis zur Gegenwart. 3. Aufl. Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner) und diese Absicht vortrefflich durchführt. Von älteren zusammenfassenden Werken über das Drama sei an dieser Stelle noch das nachträglich bei uns eingegangene, nach Ausweis des Vorwortes 1917 in 2. Auflage erschienene Buch von Hermann Schlag erwähnt, das der Pflege der dramatischen Kunst vor allem durch Darstellung ihrer Gesetze dienen will und zu diesem Zwecke die „genialen Werke der Klassiker und neuerer Dichtergrößen" sowie die „hierauf begründeten Lehren der hervorragendsten Kunstrichter" einer eingehenden Betrachtung unterzieht („Das Drama. Wesen, Theorie und Technik des Dramas. 2., wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Essen (Ruhr) o. J., Fredebeul u. Koenen). Das Buch ist eine Fundgrube treffender Bemerkungen, die auf ausgebreiteter Sachkenntnis und meist sehr gesundem Urteil beruhen; man sollte sich durch die zu breite Anlage des Ganzen und durch gelegentliche, hier nicht näher zu erörternde Wunderlichkeiten nicht abhalten lassen, es sorgfältig durchzuarbeiten; ich werde wohl öfters Gelegenheit haben, auf Schlags Anschauungen im einzelnen zurückzukommen, und will hier durch den Hinweis

auf des Verfassers Ausführungen über „Theatralik" (S. 98ff.) im allgemeinen und Schillers „Semele" im besonderen (S. 98ff.) ein Beispiel an die Hand geben, an dem sich der Lehrer des Deutschen Art und Wert der ganzen Arbeit veranschaulichen kann.

Die Ludwig Geiger zum 70. Geburtstage am 5. Juni 1918 dargebrachten „Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte" (Berlin-Steglitz 1918, B. Behr-F. Feddersen) mögen als Ganzes an dieser Stelle aufgeführt und mit allem Nachdruck empfohlen sein; aus ihrem reichen Inhalt kommen unter anderem die Aufsätze E. Kilians über die ursprüngliche Fassung von Schillers Egmont-Bearbeitung, E. L. Stahls über Charles Kean als „englischen Vorläufer der Meininger" und Adolf Winds' über „Erlebte Theatergeschichte" für uns in Betracht; Winds betont sehr richtig den Wert der Biographien und Autobiographien in der durch den Aufsatztitel bezeichneten Richtung und wünscht ihre Vermehrung zugunsten des Festhaltens der „verfließenden Gebilde der Schauspielkunst" — eine Forderung, auf die wir weiter unten zurückzukommen haben. Als willkommener Nachtrag zu einer bereits vorhandenen Schauspielerbiographie, der des P. A. Wolff von Martersteig (1879), enthält die Geiger-Festschrift einige ungedruckte Briefe, unter denen die eines Dresdner Theaterfreundes über Wolffs dortiges Gastspiel, unter anderem seinen Orest und Leicester, hervorzuheben sind; hoffentlich nur das Vorspiel einer Gesamtveröffentlichung sind H. Holbeins Mitteilungen aus einer ungedruckten Selbstbiographie Franz v. Holbeins über die Anfänge seiner Laufbahn, die 1853 ungefähr gleichzeitig mit dem Buche über das deutsche Bühnenwesen verfaßt sein soll. Auf andere Teile der schönen Festschrift einzugehen, verbietet an dieser Stelle die gebotene Kürze des Berichtes. — Unentbehrlich für jeden, der die Geschichte der Bühne wie der ihr gewidmeten Dichtkunst wirklich verstehen will, ist bekanntlich die Kenntnis der Theatereinrichtungen und ihrer geschichtlichen Entwicklung, und es ist sehr erfreulich, daß dieser Sachverhalt immer stärker betont wird, sowie zu immer neuen, eindringenden Forschungen über den Theaterbau und das Bühnenwesen Anlaß gibt. Wie vieles dabei in dem eben bezeichneten Sinne zutage zu fördern ist, zeigt zunächst Albert Kösters scharfsinnige Studie über „Die Meistersingerbühne des 16. Jahrhunderts. Ein Versuch des Wiederaufbaus" (Halle a. S. 1921, M. Niemeyer); sie widerlegt in eingehender Nachprüfung die Wiederherstellung dieser Bühne, die Max Herrmann 1914 in seinem — natürlich doch als höchst verdienstvoll anerkannten — Buche „Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance" versucht hat, und gewinnt, um aus der methodisch mustergültig durchgeführten Untersuchung nur das Endergebnis hervorzuheben, das Bild eines für jeden kirchlichen und weltlichen Raum passenden Bühnenbaus, dessen wesentlichen Bestandteil ein vor stehenden Zuschauern sich erhebendes, etwa 2 m hohes, an drei Seiten von Vorhängen umschlossenes Gerüst bildet; sein vorderes Drittel ragt über den von den Vorhängen umschlossenen Teil hervor; vor der Mitte des Hintervorhangs befand sich eine Treppe für Versenkungs- und Auftaucherscheinungen; den „Ort", d. h. den Platz der den Darstellern verborgenen, den Zuschauern aber sichtbaren Bühnenfiguren, legt Köster an das obere Ende der zu beiden Seiten des vorhangfreien Vorderraumes hinabführenden Treppen: eine Grundrißskizze und eine Zeichnung des gewonnenen Gesamtbildes sind den aus genauer Analyse der Texte hervorgehenden Ermittlungen beigegeben. Ein Schlußkapitel bekämpft — wie mir scheint, mit Recht — Herrmanns Annahme sehr weitgehender Gebundenheit in der Spielkunst der Meistersinger und fordert unter Hinweis auf die Möglichkeit „stimmqualitativer" Untersuchungen im Sinne von E. Sievers erneute Prüfung der Frage, wieweit sich aus den Dramentexten ein gewisser Naturalismus der Darstellung folgern läßt — die gleiche Frage hat bekanntlich auch für die antike Bühnenkunst zeitweise stark im Vordergrund der Forschung gestanden und ist auch für sie noch nicht ganz erledigt.

Für den Abschnitt der deutschen Bühnenentwicklung, der in mehr oder weniger geringem Abstande auf die Periode der Meistersingerbühne folgt, ist die Forschung insofern besser daran, als ein sehr viel ausgiebigeres Quellenmaterial zur Verfügung steht. Ziemlich genau kennen wir vor allem das Jesuitentheater, bei dem die Schulaufführungen ohne Zweifel nicht selten zugleich die Aufgaben fehlender öffentlicher Theater mit übernommen haben, und die fleißig geschriebene Schrift von Joseph Ehret über „Das Jesuitentheater zu Freiburg in der Schweiz" (Freiburg i. Br. 1921, Herder) gibt in ihrer Zusammenstellung des benutzten Sachschrifttums ein willkommenes Bild des Eifers, mit dem man besonders in den letzten

vier Jahrzehnten diesem Theater in den verschiedensten Richtungen nachgegangen ist. Was Ehret über die Freiburger Verhältnisse bietet, ist, abgesehen von vielen wertvollen Einzelheiten, namentlich durch die Schilderung des Kampfes zwischen Jesuitenbühne und Volksspiel bemerkenswert. Das Endergebnis des Kampfes kennzeichnet Verfasser dahin, „daß das anfänglich über das Volksspiel triumphierende Jesuitenspiel im Laufe des 17. Jahrhunderts durch sein Erstarren in einem Spielschema immer mehr Boden an die Volksdramatik verliert". Sehr lehrreich sind die von dem Verfasser mitgeteilten Spielpläne, bei denen freilich in der Lesung der Akten wohl hin und wieder Irrtümer sich eingeschlichen haben. Die theatergeschichtliche Bedeutung der Jesuiten beruht in erster Linie darauf, daß sie durch Verwendung der italienischen Kulissenbühne und ihrer Maschinerien die „Terenzbühne" der Humanisten ersetzten und den Aufführungen in weitem Maße den Charakter öffentlicher Veranstaltungen gaben, die gegenüber den Darbietungen der Wanderbühnen eine gewisse Stetigkeit des Theaterwesens herbeiführten. Diese Stetigkeit, in England bekanntlich um 1600 bereits voll erreicht, hat dann in Holland weitere Pflege gefunden und vor allem durch Vondels Einfluß — man denke nur an seinen „Gijsbrecht van Aemstel" vom Jahre 1638 — festere Gestalt gewonnen. Das holländische Vorbild aber ist in Deutschland zu unmittelbarster Wirkung dadurch gekommen, daß Andreas Gryphius (1616—1664) in seiner Leidener Studien- und Dozentenzeit (1638—1644) die in der frühen Jugend von dem Jesuitendrama gewonnenen Eindrücke um ganz neue Anschauungen bereicherte und mit der ihm eigenen stark visuellen Begabung nunmehr dazu überging, in seinen Dramen einen neuen Bühnentypus anzubahnen, der im wesentlichen das Bild des Barocktheaters verkörpert und die Ausgestaltung der Hofbühne in die Wege leitet. Willi Flemming hat diese ganze Entwicklung in einer vortrefflichen Arbeit über „A. Gryphius und die Bühne" (Halle a. S. 1921, Niemeyer) sehr eingehend dargestellt und durch sorgsame Nachprüfung der Regiebemerkungen und sonstiger Andeutungen in den Bühnenwerken des großen Schlesiers meines Erachtens über allen Zweifel erhoben, daß diese Werke, weit davon entfernt, Buchdramen zu sein, mit dem vollsten Verständnis und mit der entschiedensten Absicht der Wirkung im Theaterleben geschrieben sind. Nur bei dieser Annahme sind gar manche Einzelheiten, wie z. B. sonderbar eingelegte Szenen, die den Dekorationswechsel auf der Hinterbühne ermöglichen sollen, zu verstehen, und ebenso gewinnen wir für eine Würdigung dieser Stücke erst dann den richtigen Maßstab, wenn wir für ihre Aufführung eine Schauspielkunst voraussetzen, die, über das Drama der Jesuiten hinausgehend, dem eben damals aufkommenden Bildungsideal des „galantuomo" in vielen Beziehungen Rechnung trägt. In manchen Einzelheiten mögen die Darlegungen Flemmings Einwendungen zulassen, im wesentlichen aber hat er, wie ich glaube, den durch Gryphius bezeichneten Fortschritt ebenso sorgsam wie überzeugend dargestellt und die Zusammenhänge zwischen der neuen Bühnenkunst und der allgemeinen Kulturlage sehr glücklich geschildert. Mit Recht ist dabei auch den Wanderjahren des Dichters in Frankreich und Italien (1644—1646) die erforderliche Beachtung zuteil geworden. — Lassen wir der Geschichte der Bühneneinrichtungen die der Schauspieler folgen, so bietet die „Amalthea-Bücherei" in ihrem 8. Bande einen lesenswerten Versuch Friedrich Rosenthals, in sechs Lebensbildern ein Stück wirklicher, über „einen Wust von Wissenskram, ein Mosaik von Biographischem und Anekdotischem" hinausgehobener Theatergeschichte zu geben („Schauspieler aus deutscher Vergangenheit". Zürich, Leipzig u. Wien 1919, Amalthea-Verlag). Die Vorzüge wie die Schwächen des Buches lassen sich schon an den Beiwörtern erkennen, mit denen (S. 9) die sechs Ausgewählten näher bezeichnet sind: „Iffland, der Begründer, Wegbahner und erste Eroberer, Sophie Schröder, die Frau auf der Bühne; Ludwig Devrient, das romantische Genie; Anschütz, der deutsche Hausvater; Seydelmann, der ethische Pädagoge; Mitterwurzer, der erste moderne Mensch", und wenn Verfasser gewiß zu weit geht mit der Behauptung, daß „in diesen sechs Menschenleben alles enthalten ist, was die Wirklichkeit und ihr scheinbares Abbild, das Theater, vom Leben verlangen und aufzeigen können", so hat er, der „lebendige Theatermensch", sich doch dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er aus warmem Mitempfinden heraus diesen sechs Lebensentwicklungen viel Wertvolles für das Verständnis der deutschen Bühnenkultur abzugewinnen weiß. Sehr treffend ist unter anderem die Darstellung der beiden Stilrichtungen (S. 69 f.), die durch die Namen Hamburger und Weimarer Schule bezeichnet sind und deren Synthese der Verfasser

gewiß mit Recht fordert, und für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen Dichter und Darsteller ist in den Ausführungen über die Streitfrage, ob Seydelmann ein Diener oder ein Tyrann der Dichter gewesen sei, eine Reihe anregender Bemerkungen zu lesen; vom Standpunkt der Unterrichtszwecke aus greife ich eine Einzelnotiz heraus und empfehle dem Lehrer, in geeigneter Weise den auch von Rosenthal herangezogenen Bericht zu verwerten, nach dem dem Seydelmannschen Carlos im Clavigo erst der vierte Akt die begeisterte Zustimmung der Theaterbesucher gebracht hat: es gilt, in der Schule zu zeigen, wieweit das — auch abgesehen von dem Spiele Seydelmanns selber — in dem Aufbau des Goetheschen Dramas begründet ist.

Rosenthals geistvolle Skizzen endigen mit einer leisen Klage über die oft hervorgehobene Vergänglichkeit der mimischen Kunst, „die doch nicht endgültig zu umschreiben ist, weil von ihr nichts bleibt als ein leiser Duft des Lebendigen, eine feine Erinnerung ihrer Zeitlichkeit": um so freudiger greifen wir zu dem von Freundeshand aus einzelnen Aufsätzen zusammengestellten Buche, in dem ein verstorbener Meister der deutschkundlichen Forschung die Kunst der Festhaltung von Musterleistungen der Mimik in ganz besonders hohem Grade geübt hat: Jacob Minors von Hugo Thimig herausgegebene Erinnerungen „Aus dem alten und neuen Burgtheater" (Zürich, Leipzig u. Wien o. J., Amalthea-Verlag) sind ein ganz hervorragendes Musterbeispiel „von innen nach außen geschriebener Theatergeschichte" und zeigen den Verfasser, der in seiner Jugend selbst zeitweise an den Schauspielerberuf gedacht hat, als einen der besten in der Reihe der bedeutenden literarischen „Schauspielerporträtisten", aus der er selbst neben Tieck Männer wie Lichtenberg, Goethe, Immermann, Lewald und Laube hervorhebt. Für unsere Zwecke aber ist das Buch deshalb natürlich besonders wichtig, weil die Schilderung der großen Wiener Schauspieler neben der Darstellung ihrer künstlerischen Gesamtpersönlichkeit immer wieder die ihnen eigentümliche Auffassung ihrer Rollen und einzelner Stellen aus vollster Kenntnis der Dichtwerke heraus ins Auge faßt; ich greife, da meines Erachtens jeder Deutschlehrer dies Buch selbst eingehend studieren muß, hier nur ein Beispiel heraus, indem ich auf die vortreffliche Kennzeichnung Friedrich Mitterwurzers hinweise, der eine Rolle wie den König Philipp im Don Carlos aus dem Schillerschen in den geschichtlichen Tatbestand umsetzt und in anderen Fällen aus dem Geiste der Rolle selber hinaus in den des Dichters übergeht, weil er nur so seinem tiefbohrenden Nachdenken über die Absichten des letzteren Rechnung tragen zu können glaubt. Perlen feinster Charakteristik zahlreicher Gestalten älterer und neuerer dramatischer Dichtung sind allenthalben in dem Buche zu finden, und auch der beigegebene Bilderschmuck ist zum großen Teil dankbar zu begrüßen. — Der führende deutsche Theaterkritiker um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist bekanntlich der aus dem Gymnasiallehrerstande hervorgegangene Berliner Heinrich Theodor Rötscher gewesen, dessen Hauptwerk, die „Kunst der dramatischen Darstellung", vor kurzem durch einen sehr stattlichen Neudruck — leider ohne die erforderlichen Anmerkungen — neu belebt worden ist. Es ist sehr dankenswert, daß ein Schüler Max Herrmanns, Johannes Günther, nunmehr den lange erwünschten Versuch unternommen hat, Grundlagen, Absicht und Art der Theaterkritik Rötschers einer sorgsamen Darstellung zu unterziehen und damit in Litzmanns Theatergeschichtlichen Forschungen, als deren 31. Heft die Arbeit erschienen ist, ein willkommenes Gegenstück zu Bitterlings Schink-Buch vom Jahre 1911 zu liefern (Der Theaterkritiker H. Th. Rötscher. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Kritik der theatralischen Darstellung. Leipzig 1921, Leopold Voß). Der Verfasser sieht in dem berufsmäßig ganz dem Theater zugewandten, als Schriftsteller auf seinem Gebiete überaus fruchtbaren Kritiker den von Lessing gewünschten „Erfinder" der Schauspielkunst, den „Vollender" dessen also, was der Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie angesichts der damals wichtigeren Aufgabe des Kampfes gegen die Vorherrschaft der französischen Dichtung und Kunstrichterei nur bruchstückweise hat schaffen können.

Gegenüber Laube als Theaterkritiker wird vom Verfasser der streng wissenschaftliche Charakter von Rötschers Vorgehen rühmend hervorgehoben, das freilich, wie S. 115 richtig angedeutet ist, bei dem Fehlen eigentlichen Künstlerblutes in dem ideal gerichteten Berliner Kritiker doch auch Schattenseiten erkennen läßt. Die Größe von Rötschers Leistung tritt bei jedem Rückblick auf die Theaterkritik der ihm vorausgehenden Zeit besonders klar zutage. Wie diese beschaffen war, läßt sich unter anderem aus einer uns nachträglich zur Besprechung

zugegangenen Schrift von Waldemar Fischer über „Die dramaturgischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts" (Heidelberg 1916, Rößler und Herbert-Paul Braus) entnehmen, aus der besonders der Abschnitt über Sonnenfels und sein Verhältnis zu Lessing den Deutschlehrer fesseln wird.

Ohne von Beruf Theaterkritiker zu sein, hat sich doch E. T. A. Hoffmann auch nach seiner Bamberger Bühnenleitungszeit immer wieder mit der Beurteilung des Theaters und seiner Darbietungen beschäftigt. Ein in mannigfacher Hinsicht überraschendes Gesamtbild dieser Beschäftigung bietet eine sorgsame Arbeit von Werner Mausolf über „E. T. A. Hoffmanns Stellung zu Drama und Theater" (Berlin 1920, E. Ebering, Heft 7 von dessen Germanischen Studien); sie zeigt, wie Hoffmann, stark im Banne der Romantik stehend, ein zum Teil etwas überspanntes Ideal von dramatischem Kunstwerk und von Bühnenkunst vor Augen hat, das ihn zugunsten Shakespeares, Calderons und Gozzis gegen die zeitgenössische Dichtung öfters ungerecht macht, rühmt ihm aber andrerseits mit Recht das Verdienst nach, „als erster den Genius Kleist erkannt zu haben", und bringt aus seinen Schriften sehr zahlreiche vortreffliche Einzelbemerkungen über Schauspieler und Bühnenkunst bei, die ihn in bezug auf die Forderung nach harmonischem Zusammenwirken von Spiel und Dekoration in der Tat zuweilen auf dem später von Richard Wagner betretenen Wege zeigen. Hoffmanns im Grunde ablehnende Haltung gegenüber Schillers Dramen hätte wohl eine etwas eingehendere Darstellung und Beurteilung durch den Verfasser erfahren müssen; den Don Carlos z. B. hat Hoffmann für „ganz undramatisch" gehalten, was doch nicht ganz unwidersprochen oder zum mindesten nicht unerklärt bleiben darf. — Unter den deutschen Bühnenleitern des 19. Jahrhunderts steht Eduard Devrient, der Verfasser der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (1848—1874), als Theoretiker des Theaterwesens mit an erster Stelle; seine „Briefe aus Paris" (1840), die Reformschrift über „Das Nationaltheater des neuen Deutschlands" vom Jahre 1848 und zahlreiche andere dramaturgische Beiträge sind bleibend bedeutsam; daß er auch als Theaterdirektor — unter zum Teil sehr schwierigen Verhältnissen — erfolgreich gewirkt hat, zeigt R. K. Goldschmit in dem Buche „Eduard Devrients Bühnenreform am Karlsruher Hoftheater" (Leipzig 1921, Leopold Voß, Heft 32 von B. Litzmanns Theatergeschichtlichen Forschungen). 1852 in einem Notbau beginnend, hat Devrient in der Zeit bis 1870 seine sehr freie Stellung zu vielfachen Reformen benutzt, unter denen die erzieherische Betonung der Klassiker im Spielplan, die Sorgsamkeit der Einstudierung, auch nach der Seite des Gesamtspiels und der Kostümtreue hin, der Kampf gegen das Virtuosentum und die Pflege „künstlerischen Gewissens" im Theater mit Recht hervorgehoben werden. Von den zahlreichen Stellen des Buches, die für die Zwecke des Deutschlehrers wichtig sind, seien der Kürze halber nur die Bemerkungen über die Aufführung des Käthchen von Heilbronn im Jahre 1854 und über den Shakespeare-Zyklus von 1864 f. erwähnt; das Kleistsche Drama hat Devrient von der Holbeinschen Bearbeitung frei gemacht, bei Shakespeare, dessen Hamlet er später ebenfalls umsichtig auf die Bühne brachte, hat er dem Historiencharakter geschickt Rechnung getragen und unter anderem die Notwendigkeit betont, Richard III. nicht ohne Voranschickung Heinrichs VI. aufzuführen. Beachtenswert sind auch seine Bemühungen um Freytags „Fabier", „dies dramaturgisch geometrische Musterexempel seiner Technik des Dramas", wie Goldschmit sie scharf, aber nicht unzutreffend nennt. — Von Arbeiten zur Bühnengeschichte einzelner Dramen liegt diesmal Heinrich Brandts „als Beitrag zur Theaterwissenschaft" gedachtes Buch über „Goethes Faust auf der Königl. sächsischen Hofbühne zu Dresden" (Germanische Studien von E. Ebering, Heft 8, Berlin 1921, E. Ebering) vor; die sehr eingehende Schrift gibt für die Auffassung beider Teile höchst wertvolle Angaben, die mit Recht auch der Rollenbesetzung entnommen sind, und ein fesselndes Bild des großen Wandels der Anschauungen, der sich von Tiecks Eingreifen bis zu dem von Männern wie Lewinger und Karl Zeiß vollzogen hat. Gemeinsam ist dem ganzen Verlauf das Streben, „den Entwicklungsgang Fausts aus der Dichtung für die Bühnendarstellung herauszuschälen"; der jüngsten Zeit rühmt Verfasser — gewiß mit Rech. — einen „gesunden Realismus" nach, dem es auch gelungen sei, die üblen Einflüsse des für die „Dresdner Stilgeschichte" vielfach nachteiligen Hoftones zu überwinden. Die Behandlung des Faust in den Oberklassen kann der Schrift viele gute Anregungen entnehmen. — Ein Notruf, den die auch von H. M. Elster (Die Erneuerung des deutschen Theaters, Regensburg

1922, Fr. L. Habbel) geteilte Sorge um das Weiterbestehen der deutschen Theaterkultur hervorgebracht hat, ist die „Naturgeschichte eines alten Hauses", die Felix Salten unter dem Titel „Das Burgtheater" in der Sammlung „Die Wiedergabe. Wiener Gegenwart und ihr Besitz" (Wien u. Leipzig 1922, Wiener Literarische Anstalt) geschildert hat; dem Rückblick auf eine große Vergangenheit, die zu der des Théâtre français mit Recht in Vergleich gebracht und aus der unter anderem der Segen einer „unvergleichlichen Zuschauerkultur" treffend hervorgehoben wird, folgt der Hinweis auf die nach allen Seiten hin schwer bedrohte jetzige Notlage, aus der nach des Verfassers Ansicht nur eines retten kann: Höchstleistungen der Schauspieler des Burgtheaters selber, die durch tunlichste Erhaltung der alten Überlieferung unter opferwilligem Zusammenschluß aller Beteiligten zu erreichen sind; einer „andachtlosen", abgestumpften Zeit gilt es eine Stätte zu bieten, an der „die Ehrfurcht wieder tiefere Atemzüge schöpfen lernt" und „die Sehnsucht nach dem Göttlichen wiederbelebt werden kann"; wir werden daran erinnert, daß auch die oben genannte Pariser Bühne die Revolution überdauert hat, und wollen uns dieses tröstlichen Vorgangs gewiß erfreuen. Der Schule fällt jedenfalls die Aufgabe zu, auch der Jugend bereits klarzumachen, daß der Fortfall des Kulturtheaters den Verzicht auf eines der wirksamsten Mittel vertiefter Volkserziehung bedeuten würde. Ebensoviel Nachdenkliches bietet in ähnlicher Richtung auf dem knappen Raum von 80 Seiten Hermann Bahr in seiner als 62. Band der „Zellenbücherei" erschienenen „Schauspielkunst" (Leipzig 1923, Dürr u. Weber); einer feinen Charakteristik der verschiedenen Schauspielertypen und einer lichtvollen Betonung des starken Anteils der Zuschauer an der Entwicklung der Bühnenkunst folgt ein an neuen Gesichtspunkten reicher Überblick über die Geschichte dieser Kunst, aus dem die hohe Wertung des Barocktheaters als sehr beachtenswert, die — durch einen verunglückten Hieb auf „wild gewordene Oberlehrer" entstellte — Beurteilung der Jambenstücke aber als schwerlich gerecht hervorzuheben ist. Bahr erwartet das Ende der bisherigen „bürgerlichen Theaterkultur" und hält eine Weiterentwicklung nur im Sinne des Theaters als „Festspiel der Nation" oder in dem des Wandertheaters der alten deutschen Komödianten für möglich. Für die Schule möchte ich aus seinen Ausführungen die Mahnung herauslesen, der diese ganzen Berichte als Begleittext dienen: tunlichst starke, auf die bloße Wortinterpretation und die einseitige Betonung der „Dramentechnik" verzichtende Behandlung der Theaterstücke im Unterricht.

Der Aufsatzunterricht.

Von **Walther Hofstaetter**.

An die Spitze meines Berichts stelle ich ein kleines Buch, das vom Unterricht der Volksschule ausgeht, aber für allen Aufsatzunterricht sehr förderlich ist. H. Stern[1]) prüft unvoreingenommen alle Voraussetzungen und weist die Übertreibungen der einseitigen Vertreter des freien Aufsatzes zurück. Er betont, daß nicht nur das Erlebte, sondern auch das geistig Erfaßte Gegenstand der Arbeit ist, sofern es der Darstellung wert ist, daß das Gestalten gelernt sein will, nicht angeboren ist. Er findet sehr glückliche Formeln sowohl für den Stoff wie für die Stellung des Themas. Wer in aller Kürze über die wesentlichsten Fragen des Aufsatzes durch einen psychologisch gerichteten, erfahrenen Lehrer mit freiem Sinn unterrichtet sein will, greife zu diesem Büchlein.

Ein alter erfahrener Kämpfer für den freien Aufsatz legt die Ergebnisse seiner Arbeit vor.[2]) Dabei faßt Erler das Wort „frei" erfreulich weit. So gelingt es ihm, eine Fülle von Anregungen zusammenzutragen, die zum Teil auch für die untersten Klassen der höheren Schule wertvoll sind. Auch hier spielt das „geistig Erfaßte" eine große Rolle.

O. Karstädt[3]) legt sein Werk über den freien Aufsatz zum vierten Male vor. Auch hier wertvollste Anregungen in großer Zahl: über 1400 Überschriften und Entwürfe mit 370

1) H. Stern, Aufsatzunterricht. Leipzig, J. Klinkhardt.
2) Joh. Erler, Lebensvoller Aufsatzunterricht. Teil 1: Theorie und Unterstufe. Habelschwerdt, Frankes Buchhandlung, F. Wolf. Grz. M. 2,25.
3) O. Karstädt, Freie Aufsätze und Niederschriften aus Erfahrung und Unterricht. Osterwieck, A. W. Zickfeldt.

ausgeführten Proben. Die Themen beziehen sich auf die Unter- und Mittelstufe, kommen also zum guten Teil auch für die höhere Schule in Betracht. Wesentlich ist die klare Einstellung: der freie Aufsatz ist keine Stoffkreisfrage, sondern ein Darstellungsgrundsatz, es kann sich also nicht nur um die Erlebnisse des Alltags handeln. Die Kinder müssen auch „phantasiemäßig Erschautes und aus den Unterrichtsstoffen her durch Vorstellungsleben Wandelndes" darstellen.

Eine Sammlung von Aufsätzen bietet Otto Berger.[4]) Die Verf. sind Knaben und Mädchen von etwa 15 Jahren. Vom frischen, freien Erzählen des Erlebten und Beobachteten geht es aus, dann führt's ins eigene Innere: Welt und ich und umgekehrt. Diese — wie ähnliche — Sammlungen sind deshalb so wertvoll, weil sie helfen, das Anschauungs-, Gedanken- und Gefühlsleben eines Lebensalters genau zu erforschen; nur wer dies kennt, kann erfolgreich zum eigenen Schaffen anregen.

Aus dem Überblick über die eben genannten Bücher ergibt sich deutlich, daß wir aus dem Sturm und Drang der Aufsatzbewegung heraus sind. Was dem „freien" Aufsatz zuerst viel Gegner schuf, die übermäßige Betonung des äußerlichen Erlebens, des neuen Stoffs, das wird von den jetzigen Vertretern des freien Aufsatzes, etwa Karstädt, keineswegs als sein Kennzeichen angesehen. Anderseits haben sich die meisten, die zunächst nur das gute Alte wahren wollten, dem Gesunden, das in den Forderungen eines freien Aufsatzes liegt, nicht auf die Dauer verschließen können. So bahnt sich eine neue, gemeinsame Auffassung an. Da ist es verdienstlich, daß F. E. Fischer nun das Ergebnis all der Vorschläge zieht und noch einmal die gesamte, ja überreiche Aufsatzliteratur durchmustert, um das bleibend Wertvolle festzuhalten.[5]) Man muß dem Verf. für diese entsagungsvolle Arbeit aufrichtig danken, ermöglicht sie doch auch dem, der nicht an den Quellen sitzt, einen vollen Überblick und ein abschließendes Urteil. Dies um so mehr, als der Verf. möglichst ohnseitig schreibt, das Für und Wider aufzeigt und seine eigene Richtung nicht hervordrängt. Dabei ist's aber nichts weniger als eine unpersönliche Aufzählung von allerlei Meinungen, sondern ein frisch geschriebenes Buch. Gilt's auch vornehmlich der Volksschule, so kann doch auch keiner dran vorübergehen, der auf der höheren Schule unterrichtet. Zum Teil sind ja die Aufgaben gleich, für allen späteren Unterricht aber haben wir hier die Voraussetzungen.

Der höheren Stufe wendet sich E. Hözel zu.[6]) Er meint, die Prosa der Lesebücher und Erzählung sowie Novelle seien noch nicht genügend als Vorbilder für das eigene Gestalten im Aufsatz herangezogen worden. Er geht so weit, daß er für jeden Aufsatz ein prosaisches Lesestück als maßgebende Musterform fordert. Ich muß gestehen, daß ich vom Erfassen und Zergliedern einer Erzählung und Beschreibung in dem Buche mehr gefunden habe als für den Aufsatz. Schon das Zergliedern (in Idee, Fabel, Gliederung der Fabel, Schmuck der Erzählung, Stimmung der Erzählung) müßte ich als allgemeine Forderung ablehnen, noch mehr aber die Auswertung für die Aufsätze. Das stellt den Aufsatz wieder ganz einseitig in den Dienst der Lektüre und fördert wohl das literarische Verständnis (darum ist solch Aufsatz ab und zu wertvoll), nicht aber die Gestaltungskraft.

Wenn man Leonhards Buch[7]) durchgeht, so hat man das Gefühl, bei einem feinen alten Herren zu Gaste zu sein, der sich von dem unruhigen Treiben des Tages zu seinen alten Büchern zurückgezogen hat und sich eine Freude daraus macht, sich immer wieder mit ihnen auseinanderzusetzen. Ihn kümmert's nicht, daß die Bücher veraltet sind und seine Auseinandersetzung darum keine Bedeutung für die Mitwelt mehr hat. Solchem Herrn lauschen wir mit Andacht und freuen uns über manch feine Bemerkung — aber dann treibt's uns doch ins Leben zur Auseinandersetzung mit unserer Zeit und — da wir Erzieher sind — mit unserer Jugend. Daß er's nicht mit Büchern zu tun hat, sondern daß seine Ausführungen

4) Otto Berger, Gefaßte Quellen. Aarau, Sauerländer u. Co. 5 Fr.

5) F. E. Fischer, Neue Wege im Aufsatzunterricht. Leipzig 1922, Schulwiss. Verlag A. Haase.

6) E. Hözel, Zur Naturlehre der Prosaformen und ihrer Verwendung bei der Anfertigung deutscher Aufsätze. I. Erzählung und Beschreibung. Annaberg, Neupädagogischer Verlag.

7) H. Leonhard, Der deutsche Aufsatz auf der Oberstufe als Frucht und als Same. Berlin, Weidmann. Grz. M. 5,10.

über den Aufsatz der lebendigen Jugend zugute kommen sollten, das hat Leonhard des öfteren vergessen. Er ist stark vom Stoff beherrscht. Wohl will er über Laas hinaus, den Aufsatz der Allgemeinbildung dienstbar machen, aber wie trocken klingt doch auch seine Formel: der Aufsatz soll tiefere Zusammenhänge zwischen verschiedenen Lehrfrüchten enthüllen oder auch sie mit anderweitig erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen in fruchtbare Beziehung setzen — das ist zu eng, damit kommen wir nicht nahe genug heran ans Leben. Gut faßt L. den Aufsatz als Maßstab des Bildungsgrades, aber er faßt Bildung zu eng. So sind auch die Themen, die er bietet, einseitig ausgewählt, und die Ausführung, die er oft dazustellt, offenbart, daß er eins nicht hat: die psychologische Einstellung auf die Jugend. Schade, daß L. stehengeblieben ist, die neuere Bewegung lehnt er einfach ab, Anthes Buch ist ein Elaborat; so geht manch feine Bemerkung unter in breiten Auseinandersetzungen, die dem Heutigen zu wenig bieten.

Ungewöhnlich reiche Anregungen gewinnen wir aus einem kleinen Heftchen von Wilhelm Schneider.[8]) Der Verf. stellt mit Recht fest, daß alle unsere Aufsätze eher Prüfungen des Ausdrucksvermögens sind als Übungen. Drum will er nun zeigen, wie man solche Übungen anstellen kann in den Oberklassen. In dieser Einstellung auf die Oberklassen liegt der besondere Wert der Arbeit. Übungen zum Erkennen der Schönheit der Sprache (Etymologie), zur Erweiterung des Wortschatzes, zum Erkennen des treffenden Wortes, zur Knappheit des Wortes und zur Anschaulichkeit und endlich Übungen des Stilgefühls. Mit Recht betont S., welcher Schatz an Anregungen in unserer guten Prosa liegt, und zeigt, wie man ihn heben kann.[9]) Das Büchlein sollte sich jeder Deutschlehrer anschaffen, um sich immer wieder anregen zu lassen.

Lektüre.

Von Dr. **Karl Credner** in Brandenburg (Havel).

I. Kritische und erläuternde Schriften.

Den gesamten Bereich deutscher Dichtung umspannt eine kleine methodische Schrift Paul Verbeeks.[1]) Er hat dabei ausschließlich die Schullektüre im Auge und möchte hier einer selbständigeren Behandlung der Dichtung den Weg bahnen. Zunächst werden ruhig und sachlich die seelischen Voraussetzungen dazu erörtert, das Wesen der Dichtkunst, das Verhältnis von Dichtkunst und Schüler und das Verhältnis von Dichtkunst und Lehrer. Es wirkt erfrischend, daß der innere Widerspruch zwischen Schule und Dichtkunst einmal offen festgestellt wird. Die Schule „kann eines heilsamen Zwanges nicht entbehren, sie ist ein Ort körperlichen und oft auch geistigen Gebundenseins. Die Aufnahme eines Kunstwerkes aber verlangt geistige Freiheit". Diesen Gegensatz auszugleichen und zu überbrücken, weiß Verbeek nur ein Mittel, daß der Lehrer sich selbst das dichterische Kunstwerk zu einem Erlebnis mache und dann auch seine Schüler zu gehobenem Miterleben mit fortreiße. Dabei wird grundsätzlich ebenso stark die Einfühlung wie die verstandesmäßige Durchdringung des Kunstwerks gefordert; in den Ausführungen und Beispielen muß dann freilich auch bei Verbeek das Gefühl immer mehr zurückstehen, denn hier liegt nun einmal der wunde Punkt unseres Lehrsystems und damit aller Methodik, daß sich Gefühle nicht lehren lassen, sondern nur an Gefühlen zu entzünden vermögen. Aber von diesem unvermeidlichen Mangel abgesehen, bietet die kleine Schrift recht frische und dankenswerte Ausführungen über die drei dichterischen Hauptgebiete Lyrik, Epik und Drama, die durch drei entsprechende Lehrbeispiele, „Schäfers Sonntagslied", „Die Kraniche des Ibykus" und „Tell" I, 1 treffend veranschaulicht werden. Mehr das Geschichtliche als das Methodische seiner Aufgabe betont Berthold Schulze.[2]) Er verfolgt in sieben Kapiteln die große Linie der dichterischen Ent-

8) Wilhelm Schneider, Neue Wege der Stilbildung (Wege und Winke, Heft 18). Heidelberg, Willy Ehrig.

9) Vgl. auch Schneider, Die Zukunft des deutschen Aufsatzunterrichts. Monatschr. f. höh. Schulen XXI (1922), 9. u. 10. Heft, S. 257.

1) Der Weg zur Dichtkunst im deutschen Unterricht. Von Dr. Paul Verbeek. Dresden 1921, L. Ehlermann. 84 S.

2) Marksteine der Entwicklung neudeutscher Dichtung. Von Dr. Berthold Schulze. Dresden 1922, L. Ehlermann. 72 S.

wicklung vom Auftreten Klopstocks („Züricher See“, Niederschlag eines echten seelischen Erlebnisses) bis an die Grenze von Eindrucks- und Ausdruckskunst (Rilkes „Weise von Liebe und Tod des Kornetts Christoph Rilke“). Dabei sind nicht nur ästhetische, sondern auch soziale Aufgaben, wie das Wesen des Genies, das Verhältnis von Volk und Menschheit und ähnliches besprochen. Unter den Dichtungen sind solche bevorzugt, die für eine Wende der Entwicklung oder für eine wichtige Kunstrichtung charakteristisch sind. Wenn die einzelnen Abschnitte etwas ungleichartig berühren und bisweilen den inneren Zusammenhang vermissen lassen, so hängt das offenbar mit der Entstehung des Schriftchens zusammen, denn es sind zumeist Aufsätze, die im Laufe der Jahre in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht und hier nun unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammengestellt wurden. Die besprochenen Dichtungen sind gewöhnlich mit abgedruckt, nur bei Hauptmanns „Bahnwärter Thiel“ und bei Rilke hat Schulze, ohne recht ersichtlichen Grund auf jede Textprobe verzichtet. — In streng geschichtlicher Betrachtung zeichnet Th. Klaiber die Entwicklung einer heute wieder besonders geschätzten Literaturgattung, der deutschen Selbstbiographie.[3]) Seine Arbeit ist gedacht als eine Höhenwanderung, die nur bei den Gipfeln deutscher Selbstdarstellung verweilt und diese nach ihrer Bedeutung und Eigenart für die Gesamtentwicklung würdigt. Solche Beschränkung ist dankenswert, denn bei der riesigen Fülle des Stoffes würde der Leser sonst in einem unübersehbaren Meer von Namen und Titeln jede Richtung und Überschau verloren haben. So sind vor allem die bruchstückartigen Aufzeichnungen über einzelne Erlebnisse, ferner die sogenannten Enthüllungsschriften von Skandalmachern u. dgl. grundsätzlich beiseite gelassen. Nicht ganz folgerichtig scheint mir Klaiber gegenüber dem selbstbiographischen Roman verfahren zu sein, einem Literaturzweig, der ja in Deutschland besonders reiche Blüten getrieben hat. Klaiber beginnt seine Betrachtungen mit Lichtensteins „Frauendienst“, der im Grunde ja auch nur ein Ichroman ist, und zeichnet die Entwicklung bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts in engem Zusammenhang mit den allgemeinen geistigen Strömungen. Wie in allen Literaturgeschichten nehmen die beiden letzten Jahrhunderte den breitesten Raum ein, und zwar verweilt Klaiber mit erklärlicher Liebe am längsten bei den beiden überragenden Schöpfungen deutscher Selbstbiographie, bei Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“. In einem Schlußkapitel „Rückblicke und Ergebnisse“ überrascht eine recht fruchtbare Untersuchung über den allgemeinen Wert der Selbstbiographie, über ihre Bedeutung als Geschichtsquelle und als Selbstzeugnis. Das angefügte Register würde an Brauchbarkeit gewinnen, wenn auch Hinweise auf die einschlägigen Werke mit hineingearbeitet wären. Im ganzen bedeutet das umfangreiche Werk als erste zusammenfassende Übersicht über ein bisher vernachlässigtes Literaturgebiet eine sehr willkommene Leistung, und dürfte ebenso zur Lektüre wie zum gelegentlichen Nachschlagen zu empfehlen sein. — Praktisch angelegt ist Hermann Ulrichs Führer durch die historische Literatur.[4]) Bestimmt für gebildete Laien, die das Bedürfnis haben, sich in das große Gebiet der Geschichte einzuarbeiten, mußte sich das Buch auf eine Auswahl des Empfehlenswerten beschränken und konnte vor Minderwertigem nur in gelegentlichen Hinweisen warnen. Die Einteilung des umfangreichen Stoffes ist trotz der acht Abteilungen übersichtlich. Das kritische Urteil des Verfassers vereinigt Takt und wissenschaftliche Sicherheit. Soviel ich sehe, dürfte er etwa der Geschichtsauffassung K. Breysigs nahestehen; daher kommt es wohl auch, daß er den Begriff Geschichte sehr weit faßt und vielfach Grenzgebiete, wie Kunst- und Literaturgeschichte, mit herangezogen hat. Weniger gefallen hat mir die Einleitung. Sie zeichnet im Anschluß an Fueter und Ritter die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft — nicht der Geschichtschreibung — und macht nach Inhalt und Darstellung einen flüchtigen Eindruck. Das Namenregister am Schluß sollte noch durch Einfügung der Hauptwerke eines Ranke, Sybel usw. brauchbarer gemacht werden. — Durch eine Fortsetzung seines bekannten

3) Die deutsche Selbstbiographie. Von Theodor Klaiber. Beschreibungen des eigenen Lebens, Memoiren, Tagebüchern. Stuttgart 1921, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 358 S.

4) Die besten deutschen Geschichtswerke. Mit einer Einleitung über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft von Dr. Hermann Ulrich. Leipzig 1923, Köhler u. Volckmar. 272 S.

Erläuterungswerkes „Die epische Dichtung" überrascht Ernst Weber.[5]) Da es ihm nicht möglich war, die gewünschte Vermehrung der Unterrichtsbeispiele im bisherigen Rahmen vorzunehmen, so formte er den neuen Stoff zu zwei Ergänzungsbänden, wobei er sich die Aufgabe stellte, „durch die Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte zugleich einen Ein- und Überblick in literaturgeschichtlicher Hinsicht zu bieten, damit das Werden und Wandeln der epischen Dichtung, besonders der Entwicklungsgang der deutschen Ballade während der vergangenen anderthalb Jahrhunderte klar zum Bewußtsein käme." Jeder der beiden Bände umspannt eine andere literarische Periode: der erste die Zeit der nachklassischen Dichtung von Uhland bis Fontane, mit einem kurzen Rückblick auf die ältere Balladenform; der zweite die Dichtung der modernen Zeit, also der Naturalisten und Expressionisten. Dabei kommen die Expressionisten aber ziemlich schlecht weg. Nur ein expressionistisches Gedicht „Der Schrei" von Kurt Corrinth wird ausführlich besprochen, sonst sind expressionistische Stücke nur gelegentlich zur Vertiefung herangezogen, z. B. August Stramms „Patrouille" als Gegenstück zu dem gleichnamigen Gedicht von Walter Flex. Weber hält den Expressionismus in Übereinstimmung mit den literarischen Kritikern Falk und Pinthus für eine schon halb überwundene Übergangserscheinung. Auch die Gliederung ist in beiden Bänden verschieden. Der erste Band gruppiert nach landsmannschaftlichen Gesichtspunkten und läßt aus jedem deutschen Stamm von den Schweizern bis zu den Friesen einige Balladendichter zu Worte kommen, ohne daß dabei der poetische Stammescharakter besonders unterstrichen würde. Dagegen ist im letzten Teile nach inhaltlichen Gesichtspunkten gegliedert und neben der heroischen Ballade eine politisch-historische, soziale, psychologische usw. unterschieden. Auf eine nochmalige Darlegung der pädagogischen Theorie hat Weber hier durchweg verzichtet; das ganze Augenmerk ist auf die praktische Seite, auf die Erklärung und Würdigung des einzelnen Gedichtes gerichtet. In sehr feinsinniger eindringender Weise wird die sachliche Eigenart, der Inhalt, die Situation, die Auffassung des Dichters herausgearbeitet und zum Schluß regelmäßig auch auf die besondere Formenschönheit, oft mit Benutzung von Bildskizzen, hingewiesen. Die Darstellung trägt durchweg ein ganz persönliches Gepräge; immer spürt man, daß der Verfasser das Gedicht innerlich selbst nacherlebt hat, daß die herkömmliche Schablone bewußt vermieden ist. Das verleiht den beiden Bänden einen hohen Reiz und macht sie weit über ihre pädagogischen Zwecke hinaus wertvoll; ich bin überzeugt, daß sie den alten Freunden des Verfassers zahlreiche neue hinzugewinnen werden. — Einer stärkeren Auswertung der „erzählenden Dichtung unserer Vorfahren" im Unterricht redet Brüger das Wort.[6]) Er beginnt, einem unverbrüchlichen Herkommen folgend, mit der Edda und betrachtet dann Volkslied und Volkssage, immer nach Nachklängen des alten germanischen Heidentums suchend, um diese für die sittliche Bildung und die geschichtlichen Kenntnisse der Schüler nutzbar zu machen. Obwohl er öfter auch die neuere wissenschaftliche Literatur, insbesondere Wundt und E. H. Meyer hereinzieht, ist das Ergebnis doch sehr dürftig. Zu größerer Berücksichtigung der Ballade in der Schule ermahnt Otto Schreiter[7]) in einer kleinen Schrift, die sich nicht unwesentlich von den üblichen pädagogischen Abhandlungen unterscheidet, auf den ersten Blick nicht vorteilhaft, durch schlechten Druck und einen etwas selbstgefälligen Ton, der auch vor Entgleisungen wie „Balladiker" und „Notzüchtigen der Balladenstimmung" nicht zurückschreckt. In seinen Gedankengängen ist Schreiter unverkennbar stark durch den Kunstwart und die von Avenarius geübte Kunstbetrachtung beeinflußt. In der Betonung des rein Ästhetischen und in der Abweisung alles Nicht-Künstlerischen geht er bis zur äußersten Grenze, doch dürfte er für seine Grundsätze im allgemeinen Zustimmung finden, nur daß er zu sehr im Grundsätzlichen stecken und dem

5) Die epische Dichtung von Dr. Ernst Weber. 2 Bände. Leipzig 1922, B. G. Teubner. Zweiter Teil: Idealistische und realistische Dichtung. Aus den Schatzkammern der Alten. 128 S. Dritter Teil: Naturalistische und symbolistische, impressionistische und expressionistische Dichtung. Aus dem Schatzkasten der Jungen und Jüngsten. 134 S.

6) Erziehung im Geiste des deutschen Volkstums durch die volkstümlichen Überlieferungen der erzählenden Dichtung unserer Vorfahren. Von Karl Brüger. Langensalza 1921, Hermann Beyer u. Söhne. 50 S. Pädagog. Magazin Nr. 835.

7) Ballade und Schule. Ein ästhetisch-pädagogischer Versuch von Otto Schreiter. Annaberg 1922, Neupädagog. Verlag. 40 S.

Praktiker recht viel schuldig bleibt. Noch mehr läßt Kösters in seiner Untersuchung über die Novelle das Methodische zurücktreten.[8]) Mit gründlicher Benutzung der einschlägigen Literatur sowohl der Wissenschaft wie der Dichtung wird zunächst der Begriff Novelle gegenüber der Prosaerzählung im allgemeinen abgegrenzt und dann das Wesen der Novelle nach Stoff, innerer und äußerer Form, dargetan. Erst das letzte Kapitel erteilt Anweisung über die Verwendung der Novelle im Unterricht. Wenn schon in der kleinen Schrift eine etwas trockene Systematik vorherrscht, so finden sich doch auch Winke und Anregungen, die sich im Unterricht nutzbar machen lassen. Unter den großen Erläuterungswerken haben Schnaß-Streubels „Präparationen" durch geschickte Einstellung auf die Bedürfnisse des Tages sich einen festen Platz erobert, so daß abermals zwei Bände neu aufgelegt werden konnten.[9]) Bei beiden fällt sofort die starke Erweiterung des Umfangs ins Auge; die Zahl der Gedichte ist beträchtlich vermehrt worden, und zwar nicht nur der sogenannten Anschlüsse, sondern auch der ausgeführten Behandlungen. Berücksichtigt wurden dabei überwiegend Dichter vom Ausgang des 19. Jahrhunderts, doch sind gelegentlich auch Lebende, wie Spitteler, Avenarius und v. Strauß und Torney, vertreten. Sonst wurden am Text des Oberstufenbandes nur Einzelheiten verbessert, dagegen hat der Band für die Mittelstufe insofern eine beträchtliche Umarbeitung erfahren, als die behandelten Gedichte umgestellt und nach ihrer inneren Verwandtschaft in 17 Gruppen oder Motivkreise neu geordnet sind, wie „Lustige Geschichten", „Kind und Tier", „Wanderlust" u. ä. Damit ist ohne Zweifel die praktische Benutzung nicht unwesentlich gefördert. — Von Polacks Sammlung „Aus deutscher Dichtung" ist nun der zweite Band in neuer umgearbeiteter Auflage dem im Vorjahre hier angezeigten dritten Band gefolgt.[10]) Die Grundsätze der Neubearbeitung, die auf eine maßvolle Modernisierung des behandelten Stoffes und eine freiere Gestaltung der Erläuterungen zielen, sind unverändert beibehalten. Den Inhalt bilden ausschließlich Gedichte für die Mittelstufe in zwei Teilen, einem lyrischen und einem epischen, in denen wieder Gruppen nach stofflichen oder formalen Gesichtspunkten gebildet sind. Eine Übersicht über die Anordnung habe ich vergeblich gesucht. Die Erläuterungen zeichnen sich im allgemeinen durch zielsichere Beschränkung auf das Notwendige aus. Eine Vorbereitung oder Einführung ist meistens vorausgeschickt, der heute so beliebten Einstimmung aber nur wenig Rechnung getragen.

II. Lesewerke.

Aller Teuerung zum Trotz hat uns auch das verflossene Jahr wieder eine Anzahl neuer Lesewerke beschert, die ich mit Freuden begrüße, weil sie als Beweis für die ungebrochene geistige Kraft und Schaffensfreude dienen können. Ganz neue Wege schlagen die drei Geraer Lehrer Göckel, Kaiser und Schmidt mit ihren „Bausteinen"[11]) ein, von denen mir der zweite für die Oberstufe bestimmte Band bereits in neuer, wenig veränderter Auflage zugegangen ist. An Stelle der künstlerisch-ästhetischen Ziele ist hier entsprechend dem Zwecke der ethischen Unterweisung die sittlich-erziehliche Aufgabe in den Vordergrund gerückt. Dementsprechend ist sowohl in der Auswahl des Stoffes wie in der Anordnung eine lehrhafte Absicht unverkennbar, doch wirkt diese, soweit ich sehe, nirgends aufdringlich oder gar verletzend. Am stärksten

---

8) Die Novelle und ihre Behandlung im Unterricht der höheren Schule. Von Dr. Jos. Kösters. Münster i. W. 1921, Heinrich Schöningh. 40 S.

9) Präparationen für den Deutschunterricht. Osterwieck u. Leipzig 1921/22, A. W. Zickfeld. Vierter Teil: Oberstufe, 2. Abt. Gedichtsbehandlungen II. Von Rudolf Streubel. In 4. u. 5. Aufl. bearbeitet und erheblich vermehrt von Dr. Franz Schnaß. 426 S. Fünfter Teil: Mittelstufe. Gedichtsbehandlungen von Rudolf Streubel. In 5. u. 6. Aufl. bearbeitet und erheblich vermehrt von Dr. Franz Schnaß. 288 S.

10) Aus deutscher Dichtung. Bd. II: Dichtungen in Poesie und Prosa für die Mittelstufe. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausg. von Rudolf Dietlein, Woldemar Dietlein und Friedrich Polack. Neueste, umgearb. Aufl. herausg. von Dr. Paul Polack. 1. Teil. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 185 S.

11) Bausteine. Lesebuch zur ethischen Unterweisung. Herausg. von Göckel, Kaiser, H. Schmidt, Lehrern in Gera-Reuß. Leipzig 1921, Dürrsche Buchhandlung. 1. Teil: Unterstufe 1. bis 4. Schuljahr. Mit 12 Bildern. 162 S. 2. Teil: Oberstufe, 5. bis 8. Schuljahr. Mit 10 Bildern. 2. Aufl. 166 S.

scheint sich mir die Eigenart des Werkes im zweiten Band zu verkörpern, während der erste im Grunde nicht allzusehr von den anderen Lesebüchern für die ersten Schuljahre abweicht. Im zweiten Bande sind 16 Gruppen gebildet, Dichtung und Prosa untermischt, wie: „Eltern", „Kinder", „Menschheit", „Blumen und Tiere" u. dgl. Eine Gruppe „Volk und Staat" suchte ich vergeblich; einiges, was dahin gehört, findet sich in der Gruppe „Heimat und Vaterland". Gegen die gewählten Stücke dürfte selbst ein strenger ästhetischer Richter kaum nennenswerte Einwände finden. Aufgefallen ist mir, daß ich von den Mundarten, neben drei niederdeutschen Stücken, nur das Schwäbische, gleichfalls mit drei Stücken, angetroffen habe. Beide Bände sind auch mit guten Bildern ausgestattet, doch ist die Wiedergabe im zweiten Bande wesentlich besser gelungen als im ersten. Bei den Lesebüchern für höhere Schulen tritt immer stärker die Heimatkunde in den Vordergrund und wirkt auf Anlage und Inhalt richtunggebend ein. Vor mir liegen zwei neue Werke, die in ganz verschiedenen deutschen Gauen geboren, das eine im Norden, das andere im Süden, doch beide darin voll übereinstimmen, daß sie die Eigenart ihrer Stammesheimat neben dem großen gemeinsamen Volkstum aufs kräftigste betonen. Das Bendersche Lesebuch, von badischen Schulmännern herausgegeben,[12]) ist ein ausgesprochen badisches Stammesbuch. Es sind drei Bände geplant, deren jeder den Lesestoff für drei Klassen umfassen soll. Die zwei bisher erschienenen Bände sind recht stattlich, gut im Druck und Papier, auch mit einem etwas festeren Rücken, so daß bei glimpflicher Behandlung eine dreijährige Benutzung wohl denkbar ist. Anordnung und Aufbau stimmt in beiden Bänden ziemlich überein. Von dem Verhältnis zur Natur ausgehend steigt das Buch auf zu den verschiedenen Formen des Gemeinschaftslebens und zu den mannigfachen Äußerungen kulturellen Lebens in Arbeit, Religion und Kunst. „Hineinbildung der Jugend in das gemeinsame Leben und Herausbildung der Natur des einzelnen, daß er stark und fähig sei, den Weg in die Zukunft zu finden", war der erzieherische Leitgedanke der Herausgeber. Man kann ihnen das Zeugnis nicht versagen, daß sie bei ihrer Auswahl mit Sachkenntnis und Verständnis für den Lesegeschmack der Jugend verfahren sind. In der Prosa ist weitaus der größte Teil dem deutschen Schrifttum der letzten 50 Jahre entnommen. Bei der Versdichtung, die wohl aus buchhändlerischen Gründen, aber nicht zum Vorteil des Ganzen, in beiden Bänden von dem Prosateil völlig geschieden als eine Art Anhang nachhinkt, ist die Modernisierung nicht so weit fortgeschritten. Hier überwiegt die klassische und nachklassische Zeit, man kann das billigen, nur die moderne Ballade hätte ich im 2. Bande gern noch öfter vertreten gesehen. Das schwäbisch-alemannische Schrifttum ist natürlich besonders berücksichtigt, von Notker angefangen bis Ludwig Finckh, ebenso begegnen in den verschiedensten Teilen schwäbische Stoffe; dagegen sind mundartliche Beiträge sparsam verwandt, im 1. Band finde ich nur je ein Gedicht von Nadler und Ganther, im 2. eine Prosaerzählung von Marie Hart in elsässischer Mundart und Klaus Groths „Min Modersprak". Der Bildschmuck von Ernst Württemberger, schlichte, lebensvolle Strichätzungen als Kopfbild über jedem neuen Abschnitt, fügt sich würdig dem Ganzen ein. Das Neue Hamburger Lesebuch[13]) entlehnt seinen Namen zwar der Heimatstadt der Herausgeber, sucht aber einen weitaus größeren Bereich zu umspannen und möchte ein Lesebuch für die höheren Schulen in ganz Niedersachsen werden. Aus schulpolitischen Gründen, wegen der noch nicht abgeschlossenen Umbildung des Hamburger Schulwesens, haben die Herausgeber zunächst den Sextateil noch zurückgestellt und die Reihe mit den Bänden für Quinta und Quarta begonnen. Beide Bände sind schmaler ausgefallen als wir es bei einem Lesebuch für Unterklassen gewöhnt sind, doch bei der heutigen Buchteuerung wird das manchem nicht unerwünscht sein. Daß in literarischer Hinsicht bei der Auswahl sehr hohe Anforderungen gestellt wurden, dürfte an einem Hamburger Lesebuch niemandem überraschen. Fast durchweg sind nur solche Stücke aufgenommen, die nach Inhalt und Form vollwertig, der Dichtung im weiteren Sinn

12) Deutsches Lesebuch für höhere Schulen herausg. unter Mitarbeit von Christian Caselmann und Dr. Hermann Ruppel von Dr. Ernst Bender. Bildschmuck von Ernst Württemberger. Karlsruhe, F. Brauns Verlag. Ausg. B. Mit Gedichten. 1. Band: Sexta bis Quarta. 320 u. 48 S. 2. Band: Tertia bis Untersekunda. 323 u. 76 S.

13) Hamburger Lesebuch für höhere Schulen von Dr. Karl Lohmeyer und Ulrich Peters. Frankfurt a. M. 1922, Moritz Diesterweg. Quintateil 240 S., Quartateil 235 S.

angehören, so daß sich die Jugend unschwer in sie einfühlen kann. Vernünftigerweise ist auch die Versdichtung nicht abgesondert, sondern in ständigem Wechsel mit der Prosa gegeben. Die Modernisierung geht sehr weit, schon im Quintateil trifft man auf Balladen von Agnes Miegel (Die Nibelungen), Börries von Münchhausen, Ricarda Huch u. a. Manchmal, fürchte ich, ist die kindliche Aufnahmefähigkeit doch überschätzt und die Gefahr der Verfrühung zu wenig beachtet. Andere Bedenken habe ich gegen einige Gedichte, die aus der Zeit des Weltkriegs herübergenommen sind. Verdient das einmal viel bewunderte Stimmungsbild des Obertertianers S. „Für uns!" wirklich einen dauernden Platz im Lesebuch? Sudermanns volkstümliches Reiterlied lasse ich gelten, leider ist aber da in den beiden letzten Versen durch eine verstandeskluge Korrektur die rhythmische Wirkung zerstört. Besonders erfreulich an dem Werke ist die starke Betonung unseres Volkstums, die schon in der klaren und übersichtlichen Anordnung zutage tritt. Die niederdeutsche Heimat bildet Grundlage und Ausgangspunkt; aus der Fülle von Stoff, den die neu aufblühende niederdeutsche Mundartdichtung bereitgestellt hat, sind zahlreiche kindertümliche Stücke aufgenommen worden; im Quintateil allein zähle ich vier Prosastücke und acht Gedichte in niederdeutscher Mundart. Aber über der engeren Heimat kommt das größere Vaterland nicht zu kurz. Auch an unseren heute so arg verkürzten politischen Grenzen wird nicht halt gemacht, sondern dem Auslandsdeutschtum in Lied und Bericht der gebührende Platz eingeräumt. Den deutschen Menschen zu zeigen in Arbeit und Sitte, in Geschichte und Sage, in Dichten und Denken und dadurch den jungen Leser zum seiner selbstbewußten Deutschen zu erziehen, war das schöne Ziel der Herausgeber. Schattenrißartiger Bildschmuck des Hamburger Künstlers Hans Forster verschönt den Text; vielleicht tut der Verlag noch ein übriges und gibt den handlichen Bänden künftig auch einen haltbaren Leinenrücken. Weit über den Rahmen des hergebrachten Lesebuches hinaus greift das schöne Werk, das uns Tim Klein unter dem Titel „Das Erbe" geschenkt hat.[14]) Als höchstes und letztes Wunschbild hat schon immer unseren Lesebuchschöpfern der Gedanke vorgeschwebt, das ganze reiche geistige Erbe unseres Volkes zu erfassen und an die kommenden Geschlechter wohlgeordnet weiterzugeben. Aber die strenge Wirklichkeit widersprach dem Hochflug der Gedanken und erzwang immer neue Einschränkungen, schon allein durch die Anpassung an den praktischen Zweck, an den Gebrauch in der Schule. Von diesen letzten Hemmnissen hat sich Kleins Werk befreit. Es ist nicht als Schulbuch gedacht, sondern wendet sich an das ganze Volk; es will den deutschen Volksgenossen in ihrer gegenwärtigen Not als Helfer beispringen, indem es sie zurückführt zur Besinnung auf sich selbst. „Wir müssen, um mit Nietzsche zu reden, uns auf uns selbst, d. h. auf unsere echten Bedürfnisse zurückbesinnen und die Scheinbedürfnisse absterben lassen. Es handelt sich nicht so sehr um romantische oder ästhetische Stimmung und Sehnsucht nach dem Vergangenen, die in die Klage ausbricht: 'Alles was je geschieht heutigentags, trauriger Nachklang ist's herrlicher Ahnherrn Tage!' — es handelt sich vielmehr um eine gegenwärtige Not, die von uns den Willen heischt, den Weg zu uns selbst als Deutschen zu gehen. In uns wirken keine anderen Grundkräfte als in unseren Vätern, denn jeder Volkscharakter auch ist 'geprägte Form, die lebend sich entwickelt.' Wohl aber wirken diese Kräfte nach anderer neuer Richtung. Nicht Nachahmung, nicht Wiederholung überwundener Lebensformen oder gewaltsames Zurückpressen in Ausdrucksformen, die von uns nichts ausdrücken, oder gar kahles Lob vergangener Zeiten steht uns Lebenden an. Was wir brauchen, ist tiefe Übereinstimmung mit dem Besten, dem Würdigsten, dem Schöpfungskräftigsten, was je und je in das vielhundertjährige Erbe unseres Volkes eingegangen ist." So faßt Klein das Erbe und sein Buch, das uns dies Erbe erschließen will, als nationale Verpflichtung. Er hat sich ihr mit einem heiligen Ernst unterzogen und ein Werk geschaffen, das in seiner Vereinigung von vornehmer Sachlichkeit und urpersönlichem Wollen wenig seinesgleichen hat. Auf Vollständigkeit wurde ebensowenig Wert gelegt wie auf chronologische Anordnung. Um die ungeheure Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf einigen hundert Buchseiten widerzuspiegeln, suchte der Herausgeber den aufgenommenen Stücken einen gewissen symbolischen Wert beizulegen und

14) Das Erbe. Ein deutsches Lesebuch. Herausg. von Tim Klein. Mit 88 Abbildungen nach Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten. München 1921, R. Piper u. Co. 363 S.

sie durch die Anordnung in bedeutsame Beziehung untereinander zu setzen. Was deutsches Schrifttum und deutsche Griffelkunst in den letzten sieben Jahrhunderten an Edelgut hervorgebracht haben, zieht hier an unserem Geiste vorüber. Als ältestes literarisches Gut finde ich Stücke aus Nibelungenlied und Parzival, als jüngstes Aufsätze von Wilhelm Worringer, Möller van den Bruck und Oskar Hagen. Auch die verschiedenen literarischen Gattungen sind in bunter Folge vertreten, doch überwiegt das Nachdenklich-Betrachtende. Mit Dichtung ist Klein sparsam gewesen, lebende Dichter fehlen ganz. Für die Bilder, die keine Illustrationen, sondern selbständige Versinnlichungen deutschen Wesens sein sollen, wurde aus technischen Gründen lediglich Schwarzweißkunst herangezogen und in wunderbar feiner, sauberer Strichätzung wiedergegeben. Obwohl die meisten Bilder dem Betrachter unbekannt sein werden, muten sie doch schon auf den ersten Blick heimisch und vertraut an, ein Ausdruck unseres unverfälschten Volkstums. Der stattliche Band in seiner einfach-gediegenen Hülle schließt sich würdig der langen Reihe unserer Anthologien an. Um seine Aufgabe ganz zu erfüllen, müßte er ein Hausbuch der deutschen Familie, eine Laienbibel werden. Aber auch die Schule kann ihm den Weg ebnen, indem sie ihn bei ihren Preisverteilungen in die Hände reiferer Schüler legt. Für praktische Schulzwecke bestimmt ist das Heftchen, das Reinhold Kern auf Grund von Erfahrungen bei seinen Berliner Kursen zusammengestellt.[15]) Es ist als Vorstufe gedacht zu Paszkowskis bekanntem Lesebuch für ausländische Studierende und wendet sich an solche Ausländer, die mit unzureichender Kenntnis der deutschen Sprache nach Deutschland kommen. Darum sind nur Stücke aufgenommen, die weder im Inhalt noch im Satzbau Schwierigkeiten bieten, meist kleine anekdotenhafte Erzählungen nach Hebel, Äsop, Dähnhardt u. ä. Die Texte sind Wort für Wort sorgfältig abgewogen, schwierigere Ausdrücke in einer Fußnote erklärt, so daß dem Schüler Nacherzählungen oder Niederschriften nicht schwer fallen dürften. (Schluß folgt.)

Das Altertum und sein Nachleben.

Von Walther Hofftaetter.

Eine Reihe von Büchern, die alle auch dem Deutschkundler Anregung geben. Zuvorderst Bethes feine Arbeit über Mythus, Sage und Märchen[1]); sie klärt den Begriff des Mythus, zeigt, wie erst der Dichter ihm Tiefe und Weite gab, wie erst seiner Arbeit Heldensage und Märchen zu danken sind. Wie verschiedene Wege die Gestaltung ging, wird an Beispielen aus dem Schatz der verschiedensten Völker aufgezeigt. Das lebendig geschriebene Büchlein regt stark an. — Derselbe Verf. gibt eine Anleitung zum Verständnis und Genuß der homerischen Dichtung[2]). Auch sie ist nach Bethes ganzer Art großzügig, fesselnd, macht an sich Freude und erweckt Freude an ihrem Gegenstand. Allen, die Homer im Deutschunterricht zu behandeln haben, ist sie ein glückliches Vorbild. — Wer für Einzelheiten Hilfe sucht, findet sie bei Maydorn[3]); er spricht über Dichter und Werk, über den künstlerischen Aufbau und die Personen der Dichtung, stellt alphabetisch alles Antiquarische zusammen und zeigt endlich an Einzelaufgaben, wie man tiefer eindringen kann.

Eine wertvolle Ergänzung ist ein kleines Heftlein von Erich Pernice über die deutschen Ausgrabungen. Leicht lesbar kennzeichnet es den hervorragenden Anteil, den Deutschland an der Erschließung der antiken Denkmäler hat.[4]) Dem Empfinden der Gegenwart will O. Engelhardt die Orestie des Aischylos nahebringen, indem er unverständliche Bilder ersetzte und Andeutungen, die der Grieche sofort verstand, weiter ausführte, auch Bühnenanweisungen hinzufügte. Der Text liest sich im allgemeinen recht gut.[5])

---

15) Deutsches Lesebuch für Ausländer. Herausg. von Dr. Reinhold Kern. Berlin 1921, Weidmannsche Buchhandlung. 93 S.

1) E. Bethe, Mythus, Sage, Märchen. Leipzig, Quelle u. Meyer.

2) Derselbe, Die Gedichte Homers. Ebenda (Wiss. u. Bildung 180).

3) B. Maydorn, Erläuterungen zu Homers Odyssee. Paderborn, Schöningh.

4) E. Pernice, Deutsche Ausgrabungen in den Ländern des klassischen Altertums. Greifswald, Moninger. 60 S.

5) O. Engelhardt, Die Oresteia des Aischylos. 2 Bändchen (Deutsche Schulausgaben). Dresden, Ehlermann.

In seiner bekannten, so anregenden Art plaudert **Theodor Birt** nun auch über die Griechen.[6]) Er sagt selbst: er bringe von allem etwas und über das viele zu wenig, daran seien aber die Griechen selbst schuld. Nun wir danken ihm die Mannigfaltigkeit: die Götter Homers, Homer und seine Griechen, Staatenbildung, Geistiges Regen, die Perserkriege, Delphi und Olympia, Die tragische Bühne, Perikles, Thukydides und der peloponnesische Krieg, Euripides, Aristophanes, Sokrates — all das wird scharf erfaßt und beleuchtet. Birts Bücher haben ja eine seltene Art, Vergangenes aufleben zu lassen, so daß man es nicht wieder vergißt — so ist's hocherfreulich, daß Birt nun auch die Griechen dargestellt hat, die uns in vielem ja näher sind als die Römer.

Durch eine Auswahl von Quellen in deutscher Übersetzung will **Gustav Tögel** ein Bild der gesamten antiken Welt geben, gestützt auf anerkannte Übersetzungen. Bezeichnend ist, daß die alte Dichtung nur in kleiner Auswahl geboten wird. Mehr liegt es dem Herausgeber daran, die alte Weltweisheit und die Kultur zu zeigen, in den Charakter der Völker, in ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, ihre politischen Methoden u. a. einzuführen; endlich wird die Stellung der Römer zu den Germanen eingehend aufgezeigt. Über die Auswahl zu streiten, hat keinen Sinn, jeder wird da eigene Meinung haben. Die Hauptsache ist, daß ein klarer Gesamteindruck gewonnen wird, und das hat Tögel erreicht.[7]) — **Lamers** Bilder zur römischen Kultur, die mehr als viele Darstellungen geholfen haben, römisches Leben zu erfassen, liegen in 4. Auflage vor.[8])

Ein Geschenk ganz besonderer Art ist **Birts** Ausgabe der Elegien des Properz an Cynthia.[9]) Schon die geradezu prunkvolle Ausstattung verrät, daß es sich um ein Kabinettstückchen handelt. Und der Inhalt entspricht dem Äußeren. Ein Meisterstück eines Goldschmieds sowohl die Einführung in Zeit und Art des Dichters wie die Übertragung der Elegien; man erlebt richtig mit, wie der gelehrte Dichter hier feilt und bosselt, um die [illegible] Schmuckkette in neuem Glanze strahlen zu lassen. Für uns ein wertvolles Stück Sprachmeisterung.

Können wir uns hier an dichterischem Nachschaffen erlaben, so bereitet **Domaszewskis** Geschichte der römischen Kaiser höchsten Genuß durch die Kunst der Darstellung. Welche Kraft gehört dazu, das überreiche Leben der Kaiserzeit zusammenzufassen, so daß ein großes Ganzes entsteht; wie ist das gestaltet, so daß wir immer wieder in den Bann des Erzählers gezogen werden. Das Buch gehört mit zu den Meisterbüchern deutscher wissenschaftlicher Prosa. Kein Wunder, daß es schon die 3. Auflage erlebt.[10]) Die Hefte, die das Berliner Zentralinstitut herausgibt, wollen ebenfalls Wissenschaft und Leben verbinden, vorbildlich in klarer Darstellung.[11])

Aus der christlichen Antike Lebendiges zu wahren, unternimmt **A. Heilmann**.[12]) Ein Buch, das die Brücke von alter Zeit zu unserem eigenen Empfinden bildet; erstaunlich, wie hier antiker und neuer Geist sich verbinden.

Ein großer Sprung ins lateinische Mittelalter. Eckehards Waltherlied — wie oft haben wir's in Übersetzung gelesen und uns gefreut an dem deutschen Empfinden des Klosterschülers. Wie dieser Kern unter dem fremden Gewand hervorleuchtet, kann man aber erst im Original erkennen; darum ist's hocherfreulich, daß dies jetzt durch **Bojunga** auch weiteren Kreisen, insbesondere der deutschen Schülerwelt, mit Einleitung und Erläuterungen

---

6) **Theodor Birt**, Von Homer bis Sokrates. Ein Buch über die alten Griechen. Leipzig, Quelle u. Meyer.

7) **Gustav Tögel**, Die antike Welt. Ausgewählte Stücke der griech. und röm. Schriftsteller. Reichenberg i. B., Gebrüder Stiepel.

8) **H. Lamer**, Römische Kultur im Bilde (Wiss. u. Bild., Bd. 81). Leipzig, Quelle u. Meyer.

9) **Th. Birt**, Die Cynthia des Properz. Leipzig, ebenda.

10) **A. v. Domaszewski**, Geschichte der römischen Kaiser. Leipzig, ebenda.

11) **Hermann Diels**, Der antike Pessimismus. **J. Geffcken**, Der Ausgang der Antike. Berlin, E. Mittler u. Sohn. (Schule und Leben, Heft 1 u. 3.)

12) **Alfons Heilmann**, Gottesträger. Das Schönste aus den Kirchenvätern. Freiburg i. Br., Herder.

zugänglich gemacht wird.[13]) Möge der Lateinunterricht es nützen und ebenso das andere Bändchen desselben Herausgebers: Lateinische Lieder aus der Stauferzeit, eine entzückende Sammlung.[14]) Beide Bücher erreichen zweierlei: einmal führen sie in das Empfinden des mittelalterlichen Deutschen ein, sodann aber erwecken sie auch am Latein das Verständnis des dauernden Wandels einer Sprache. An diesen Büchern hat also nicht nur der Deutschkundler lebhaftesten Anteil, sondern auch jeder sprachgeschichtlich eingestellte Philologe.

Und nun zum Schluß ein übermütig Büchlein, letzter Nachklang des liebesfrohen Ovid. Eduard Stemplinger legt's uns vor: Vom Dirndel- und Buabnfang, frei nach Ovids ars amatoria.[15]) Den Schlierseer Dirndeln und ihren Freunden predigt Stemplinger etwas — was sie freilich wohl auch ohne ihn verstehen. Auch ein Nachleben der Antike!

Einzelbesprechungen.

Friedrich Brunstäd, Die Idee der Religion, Prinzipien der Religionsphilosophie. Halle a. S. 1922, Max Niemeyer. VIII u. 308 S.

Das Buch gehört nicht zur Deutschkunde im engeren Sinne, dennoch muß gerade auch in ihrem Kreise darauf hingewiesen werden. Denn wer könnte wahrhaft umspannenden deutschen Unterricht geben, der die höchste Leistung des deutschen Geistes, den Idealismus um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, nicht in sich aufgenommen hätte! Ist doch auch unsere klassische Dichtung ganz aus seinem Geiste geboren und fühlt sich durchaus nicht nur als „Dichtung", d. h. als bloßen schönen Schein, sondern als Führerin zu persönlicher Lebensgestaltung im Sinne dieses Idealismus. Die Aufgabe für uns Heutige ist nur, diese stolzen Gedankenmassen hinüberzutragen in Geist und Sprache der Gegenwart, damit sie, die zu unserem tiefen Verhängnis Menschenalter hindurch vergessen und besonders in das neue Deutsche Reich nicht mit eingebaut worden waren, wieder fruchtbar werden für die Zukunft.

Diese Aufgabe ist eine Lebensaufgabe Friedrich Brunstäds. Für die Staatsphilosophie hat er sie bereits so weittragend gelöst, daß seine „Staatsideen der politischen Parteien" vielen Offenbarung und Wendepunkt wurden. Jetzt liegt auch die Religionsphilosophie vor, und mit ihr gewiß von den noch ausstehenden Teilgebieten der Gipfel, in den überdies, als Untermauerung, ein gut Teil Logik und Erkenntnistheorie eingefügt ist.

Diese Religionsphilosophie aus Hegelschem Geiste, aber voll der verbreiterten Einzelerkenntnis des inzwischen Erarbeiteten, ist darum so bezwingend, weil sie nicht ein Herumreden über die Religion ist, ein Beweisenwollen der sog. religiösen Gegenstände, sondern sie geht von dem aus, was nicht „bewiesen" zu werden braucht, weil es unmittelbar gegeben ist: von der religiösen Erfahrung. Der Widerstreit zwischen Sollen und Sein in allem Wertstreben, und zugleich die Überwindung in dem, was das Wertstreben begründet, in der unbedingten Einheit der Persönlichkeit — dies Urerlebnis der Menschheit läßt uns die verschiedenen geschichtlichen Erscheinungsformen der Religion begreifen als „Typen der religiösen Erfahrung". Indem dann dies Gegebene erkenntniskritisch geprüft wird, und, während der Realismus sich selber auflöst, im kritisch-idealistischen Wahrheitsbegriff seine Gültigkeit erweist, wird die Wahrheit der Religion sichergestellt. Nachdem wir sie darauf im geistigen Zusammenhang mit den großen Wertgebieten der Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit und Kultur überhaupt gesehen haben, erschließt sich uns die Idee der Religion in ihrer ganzen Fülle: als Gottesidee und als religiöse Idee der Welt und des Menschen. Das eine große Ergriffensein wird nun angewendet auf die Erfassung aller Wirklichkeit: Offenbarung, Schöpfung, Theodizee, Vorsehung und Wunder, Buße und Sündenvergebung, ewiges Leben und letzte Dinge — so tönt das Buch in großartigen Klängen aus.

Das Hinreißende des Ganzen liegt in der zuversichtlichen Selbstverständlichkeit, mit der es in seinem Ewigkeitsgehalte ruht. Ohne Anmerkungen und Hinweise, ohne Polemik vor allem und Zeitbeziehung, spricht es sich einfach aus, in jener bloßen Bejahung, mit der alles

13) Klaudius Bojunga, Eckehards Waltherlied, für den Schulgebrauch eingeleitet und erläutert. Leipzig, Freytag. Grz. M. 1,40.
14) Bojunga, Lateinische Lieder fahrender Schüler aus der Stauferzeit. Ebenda.
15) Freising, F. P. Datterer u. Cie.

Schöpferische dasteht. Und in welcher Sprache! Gewiß nicht als bequeme „Einführung" für den Unahnenden — höchste Fragen sind nur mit höchster Anspannung zu durchdenken, und man soll sie nicht leichter machen, als sie sind: so rauht man den Geist auf, daß er bereit und stark wird zum Weg ins letzte. Aber wer genug hat vom Wissen an einzelnem aus Geschichte und Leben, genug auch an Erfahrung der eigenen Brust, der findet hier denkende Zusammenfassung und tiefstes Klarwerden, in dem sich die verwirrende Masse, die ihn bedrängte, zur Einheit aus einem Ursprunge ordnet. Das religiöse Erlebnis ist vorausgesetzt; was uns gegeben wird, ist philosophische Begründung und Rechtfertigung dessen, was zuvor schon in uns war. Nun fügt es sich ineinander zu einem Gebäude, dessen beglückende Geschlossenheit nicht erkauft ist durch Armut der Abstraktion: denn die ganze Fülle der Wirklichkeit ist darin. Das macht das Beherrschende des Buches, sein Gebieten über die ungeheure Breite, die es in sich versammelt in den kleinsten Raum; das macht seine Sätze oft packend dramatisch in der Fülle des verarbeiteten Lebens und gibt ihnen zugleich die hohe Überschau geistiger Bewältigung. Es ist die Sprache der Wissenschaft, und dennoch reich an unmittelbar bewegenden Stellen; nirgends wird gepredigt, und doch ist alles voller Antriebe zu Willensbildung und Lebensgestaltung. Die edle, nur mit den unvermeidbarsten Fachausdrücken beschwerte Sprache fühlt jeder Leser; nur der Fachmann wird ermessen, welch eine Leistung dahintersteht, welch eine Leistung der Erneuerung Hegels in den Stil von heute (z. B. wenn das Hegelsche „Denken", das intellektualistisch mißverstandene, übertragen wird in das uns soviel lebensvollere „Glauben")!

Ein deutschestes Buch — denn welches Land sonst hat eine Philosophie, um die Religion so in der Tiefe denkend zu erfassen? —, aber deutsch eben darin, daß das Wort „deutsch" kaum darin vorkommt! Wo es von der Verbindung der Religion mit dem Volkstum spricht, ehrt es alle Völker gleich, sofern sie Wesenhaftes ergreifen, und stuft sie lediglich nach ihrer Werthaltigkeit und Verwurzelung im Ewigen. Fände nur das Deutsche selbst überall solchen Richterstuhl der Gerechtigkeit! Gerade dies Buch darf mit demütigem Stolze vor ihn treten.

Ewald Geißler, Erlangen.

Deutsche Köpfe des Mittelalters (Auswahl nach Aufnahmen des Kunstgeschichtlichen Seminars mit einer Einleitung von R. Hamann). Verlag des Kunstgeschichtl. Seminars, Marburg a. d. L. 1922. Lamprecht konnte in der ersten Auflage des 3. Bandes seiner Deutschen Geschichte klagen (1893): „In Bamberg ist keine Photographie der Sibylle, in Naumburg sind nur schlechte Abbildungen der Donatoren käuflich. Die glotzäugigen Gestalten der Aegineten weist jedes Museum auf, zahlreiche Gipsabgüsse unserer großen mittelalterlichen Plastik sucht man fast überall vergebens. Wielange noch wird in unserem Volke die selbstmörderische Mißachtung eigener Größe währen?" Im Laufe des Menschenalters, das seit dieser Klage bereits verflossen ist, sind wir immer nachdrücklicher und eingehender mit den wundervollen Gestalten der hochmittelalterlichen Plastik bekannt geworden. Die Veröffentlichung des Kunstgeschichtlichen Seminars in Marburg bedeutet in dieser Linie eine neue eigenartige Erscheinung. Von ausgezeichneten bekannten und weniger bekannten Werken dieser berühmten Plastik sind hier nur die Köpfe in vortrefflichen Photographien wiedergegeben. Man könnte zunächst zweifelhaft sein über die Berechtigung dieses Verfahrens, Werke, die als Ganzes gedacht und geschaut sein wollen, meist in eine bestimmte Umgebung, auf einen bestimmten Hintergrund hin geschaffen, oder auf hohen Säulen und Gesimsen stehend, wohl nur auf Fernwirkung berechnet gewesen sind, — herauszureißen, herunterzuholen und noch dazu nur einen Teil, den Kopf, vor die nahe und unerbittlich scharfe Linse des photographischen Apparates zu bringen. Doch das Ergebnis rechtfertigt das Beginnen. Was gezeigt werden sollte, ist erreicht: wie nämlich trotz aller mittelalterlichen Gebundenheit der künstlerischen Ausdrucksmittel doch aus allen diesen Köpfen eine starke Individualität, ja oft sogar (wie in den Figuren an untergeordneten Stellen der Chorstühle, Kapitelle, Wasserspeier) ein scharfer und derber Realismus hervorleuchtet und wie überall der besondere deutsche Mensch in all seiner Eckigkeit, Kantigkeit und Asymmetrie durchbricht. Die vier Seiten Einleitungsworte R. Hamanns geben eine vorzügliche Anleitung, die 60 Porträts unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Überall bricht durch die Hülle des konventionellen Stils das Wesen des deutschen Menschen kraftvoll durch und ist ein

neuer Beweis dafür, wie von je dem Deutschen statt der Liebe zum Glatten, Geleckten die Freude am Gerade-So-Sein wesenseigentümlich gewesen ist.

Für jeden, der das Beweismaterial für diese Gedankengänge in den Händen haben will, für jeden, der die derben, ringenden, dämonischen, in Liebe und Haß oft noch ins Gigantische wachsenden Gestalten der mittelalterlichen Geschichte und Dichtung lebendig zu machen hat, ist dies Werkchen ein vortreffliches Hilfsmittel.

Dresden. R. Jentzsch.

Zeitschriftenschau.

Das literarische Echo. (Deutsche Verlagsanstalt), 25. Jahrg., Heft 1: Börries Frhr. v. Münchhausen, Archibald Douglas. Hans Frank, Joachim v. d. Goltz. Heft 2, 4 und 6: Richard Müller-Freienfels, Psychologie und Literaturforschung. Heft 3: Hans Roselieb, Josef Ponten. Heft 4: Ernst Traumann, Goethes Sesenheimer Märchen. Heft 5: Schulte, Hans Diedrich Blunck; H. G. Schick, Problemgeschichte der Weltliteratur; A. Hübscher, Deutsche Dichter im Roman. Heft 6: Rodenbach, R. H. Sorge. Heft 9/10: F. Fontane, Th. Fontane und seine Eltern; W. Owankowski, P. Zech. Heft 11/12: Jakob Loewenberg, Zu Kleists Prinz von Homburg.

Die schöne Literatur (Leipzig, Ed. Avenarius). Nr. 6: Otto H. Brandt, Hermann Burte. Nr. 7: Karl Reuschel, Kurt Arnold Findeisen. Nr. 8: Rudolf Paulsen, Neue Lyrik. Nr. 9: Guido K. Brand, Albrecht Schaeffer. Nr. 10: Karl Lehmann, Sophie Reuschle. Nr. 11: W. Kunze, Hermann Hesse. Die Jahresernte (in Buchbogen) bringt Gedichte von Josef Schanderl und Friedrich Schnack sowie Josef Ismanns Lieder für ein Brautpaar, Novellen von Hans Carossa und Emil Schibli sowie den Anfang von Schaeffers Parzival.

Das Inselschiff (Leipzig, Insel-Verlag). 4. Jahrg., 1. Heft: Hugo v. Hofmannsthal, Rede auf Grillparzer, Theodor Däubler, Zwei Klöster, Hans Carossa, Fünf Gedichte, Rudolf Pannwitz, Th. Däublers Hauptwerk. — 2. Heft u. a.: Albrecht Schaeffer, Alltag und Festtag, Hugo von Hofmannsthal, Vier Gedichte, sowie ein Brief über den alten Goethe.

Euphorion (Fromme, Leipzig u. Wien). 24. Bd., 2. Heft. Aufsätze über Klopstock, Wieland, den Boie-Kreis, Schelling, Uhland, Mosen und Hoffmann; Faust und Friedrich der Große von Wilhelm Hertz, Richard Dehmel über Metrik von Friedrich Adler. 3. Heft: Albert Köster, Ziele der Theaterforschung, Arthur Hübscher, Barock als Gestaltung antithetischen Lebensgefühls, Hanna Hellmann, Der Kettenträger, ein Roman von Klinger, Günther Müller, Die Libussadichtungen Brentanos und Grillparzers, Karl Reuschel, Otto Ludwigs „Maria".

Zwölftes Ergänzungsheft, 5. und 6. Abt.: Alfred Rosenbaum, Bibliographie 1914—1918 der Zeitschriftenaufsätze und Bücher zur deutschen Literaturgeschichte.

Der Wächter. München 1923, Parcus u. Co. 1. Heft: Max Koch, Andreas Schmeller, der Schöpfer des bayerischen Wörterbuchs, der Dichter und Pädagog.

Neue Jahrbücher. 49. Bd., Heft 10 (1922): Martin Ninck, Hölderlins dichterisches Erlebnis und sein Verhältnis zur Klassik. 50. Bd., Heft 10 (1922): W. Schnupp, Nieder mit dem deutschen Aufsatz? 52. Bd., Heft 2 (1923): H. Stürenburg, Sprachunterricht an höheren Schulen und Sprachwissenschaft.

Die deutsche Schule. 1922, Heft 11/12: Severin Rütgers, Dichtung und Erziehung. Emil Kundius, Literarische Erziehung tut not. Erich Guder, Die Lesebuchfrage — eine Kulturfrage.

Die Volksschule. 1923, Heft 1/2: Emil Zeißig, Wortkunde als Grundsatz in allen Fächern, Schuljahren und Schularten.

Quickborn. 1923, Nr. 1: D. Steilen, Plattdeutsch in der Schule.

Deutsche Arbeit. Mai 1923 (Heft 8): F. C. Badendiek, Der Daseinskampf der deutschen Schule in der Welt.

Heimatland. (Bleicherode, Heimatlandsverlag). 17. Jahrg. Sonderheft: Günther Holstein, Hermann Hendrich und seine Kunst (mit zahlr. Abb.).

Bücherschau.

Von Walther Hofstaetter.

Ausgaben und Sammlungen.

Thule. Bd. 16. Snorris Königsbuch, Bd. III. Jena, Diederichs. Gr. 8,—.

Mit diesem Bande findet Snorris Königsbuch seinen Abschluß. Eine gewaltige Dichtung, auch in diesem Bande, der uns zuerst in die Kreuzzüge führt und dann als Hauptperson Harald den Harten besingt, reich an Höhepunkten. Mit dieser Übersetzung hat sich Felix Niedner ein bleibendes Verdienst erworben.

Bauer, Peter: Die Weggetreuen. Freiburg, Herder. Gr. 5,80.

Ehegedichte aus deutscher Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart hat Peter Bauer mit tiefem Verständnis ausgewählt — einen Strauß gesammelt aus einem Schatz, der unserem Volke in besonderem Reichtum erblüht ist. Es ist eine Erquickung in diesem Buche zu lesen. Für eine Neuauflage mache ich auf Johanna Wolffs tiefe Gedichte aufmerksam.

Vesper, Wilh: Der deutsche Psalter. Leipzig, Haessel.

Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung, vom Wessobrunner Gebet bis zu Nietzsche, ein deutsches Brevier, ganz erfüllt von der Innigkeit deutschen Empfindens, von der tiefen Hingabe des deutschen Gemüts. Was Vesper an Eigenem hinzugegeben hat, die Übertragung der alten Texte, verrät den feinen Dichter.

Goethes Werke. Herausg. von Müller-Freienfels, Richard. Bd. 9 u. 10. Berlin, Wegweiser-Verlag.

Mit diesen Bänden werden die Gedichte geboten. Die Einleitung hebt hervor, wie hinter allen die Persönlichkeit Goethes steht und wie sie doch allgemein-menschlich empfunden werden. Dann geht die Einleitung feinfühlig dem Schaffen in den einzelnen Perioden nach, endlich stellt sie das menschliche Erleben klar, das hier seinen Niederschlag gefunden hat.

Storm, Theodor: Ausgew. Werke. 2 Bde. Herausg. von Prof. Otto Hellinghaus. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 15,50.

Eine Auswahl, die besonders das ins Auge faßt, was für die Jugend geeignet ist, dabei aber so getroffen, daß ein volles Bild von Storms Dichterpersönlichkeit entsteht.

Walther von der Vogelweide. Die Gedichte. Achte Ausgabe von Karl Lachmann, besorgt von Carl v. Kraus. Berlin, De Gruyter u. Co. Gr. 5,—.

Für unsere Leser genügt es darauf hinzuweisen, daß das berühmte Werk in neuer Auflage vorliegt. Kraus hat alles verwandt, was an neuen Funden Berücksichtigung verlangt, so daß hier nunmehr die vollständigste kritische Ausgabe vorliegt.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausg. von Otto Hellinghaus. 19. u. 20. Bd. Freiburg, Herder.

Mörikes Hutzelmännlein, Scheffels Jugideo, Sealsfields Prärie am Jacinto (Bd. 19); Scheffels Juniperus, Stifters Feldblumen, Anzengruber-Hertingers alte Sixtin — es ist also altes, wertvolles Gut, mit dem die verdiente Sammlung fortgesetzt wird. Sie kommt besonders auch für Schülerbüchereien in Frage.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Leipzig, Haessel. Gr. 2,—, geb. 2,70. Bd. 11: Büchli, Arnold: Zwischen Aar und Rhein. — Bd. 12: Leuthold, Heinrich: Lyrische Dichtungen, ausgew. von Sulger-Gebing. — Bd. 18: Zürcher, Otto: Das Berner Oberland. — Bd. 19 Keller, Gottfried: Gedichte, ausgew. von Sulger-Gebing. — Bd. 20. Keller, Gottfried: Sein Leben und seine Werke. Abriß von Harry Maync.

Die vorliegenden Bände bedeuten einen wertvollen Zuwachs der Mayncschen Sammlung. Büchlis Gedichte zeigen eine herbe Kraft und ein tiefes Einleben in die Natur, Sulger-Gebing wirbt mit Liebe für Leuthold, dessen beste Lieder und Gesänge er hier darbietet; derselbe wählte aus Kellers Gedichten einen bunten Strauß und weiß seine Schönheit zu rühmen. Auch Harry Maync widmet sich nochmals Keller, indem er zusammenfaßt, was er über des Dichters Leben und Werke in der Propylaen-Ausgabe gesagt hat. Otto Zürcher endlich gibt eine genaue Übersicht über alles, was von deutschen Dichtern übers Berner Oberland gesagt ist; vom Schönsten bietet er dann eine reizvolle Auswahl.

Manuel, Niklaus: Die Totenfresser. Herausg. von Ferd. Motter. Leipzig, Haessel.

Auf Grund der einzigen bisher ungedruckten Handschrift wird hier eines der wertvollsten reformatorischen Spiele (Spiel evangelischer Freiheit, 1526) dargeboten mit einer kritischen Darstellung des Gesamtschaffens Manuels. Den Text begleiten Lesarten und Anmerkungen. Eine überaus wertvolle Bereicherung der Reformationsliteratur.

Büchereien.

Flemmings Bücherei. Lebensbilder deutscher Vergangenheit. Herausg. von Börries Frhr. v. Münchhausen. Berlin, Carl Flemming und C. T. Wiskott. Storm, Gertrud: Mein Vater Theodor Storm. — C. Fr. v. Klöden: Jugenderinnerungen. — Tim Klein: Freiherr vom Stein. — Josef Aug. Lux: Franz Schubert. — Werner v. Siemens, Lebenserinnerungen (gekürzt von Paul Landau).

Flemmings Bücher für jung und alt. Herausg. von B. Frhr. v. Münchhausen, ebenda. Georg Asmussen: Einer der es schwer hatte. — Paul Ernst: Lange Rübe und Genossen. — Carl Ferdinands: Der Sieg des Hein Hammerschlag. — Levin Schücking: Eines Kriegsknechts Abenteuer. — Walter von Molo: Luise im Osten. Th. Mügge: Der Retter.

Flemmings Saatbücher. Herausg. von Carl Ferdinands. Ebenda. Friedr. Gerstäcker: Im Inselmeer. — Ludwig Starklof: Sirene. C. Ferdinands: Die Schelmenkappe (Schwänke).

Die drei Sammlungen des Verlags Flemming u. Wiskott beanspruchen nach Auswahl wie Ausstattung besondere Beachtung. Gertrud Storm erzählt gemütvoll von ihrem Vater, bes-

sen menschlichen Wert sie hervorleuchten läßt, Tim Klein verfolgt eingehend den Freiherrn vom Stein und arbeitet seine Bedeutung heraus, Lux widmet sich wiederum dem lieben Franz Schubert. Klöden und Siemens kommen mit ihren bedeutenden Erinnerungen selbst zu Wort. Die Kürzung des Siemensschen Werkes ist sehr günstig, alles mehr Technische ist zusammengefaßt, wodurch die Persönlichkeit des großen Ingenieurs noch klarer heraustritt. — Die Bücher für jung und alt sind bestes Lesegut. Paul Ernsts übermütige Streiche führen ins Rom des beginnenden 17. Jahrhunderts, ein ausruhsames Büchlein, Schückings beide Erzählungen bringen spannende Bilder aus den Kämpfen des 18., die beiden kleineren spannenden Bändchen von Molo und Mügge spielen in den Befreiungskriegen. Asmussen gibt eine wertvolle Werdegeschichte aus der Gegenwart, die ich noch ganz besonders empfehlen möchte, Ferdinands eine romantische Geschichte aus der Eifel und vom Rhein mit entzückenden Einzelbildern. — Die Saatbücher endlich lassen Gerstäcker mit vier Südseegeschichten zu Wort kommen, bringen eine leidenschaftliche Geschichte aus der Rokokozeit und endlich eine Sammlung schönster Schwänke und Geschichten von Hebel u. a., zu denen H. v. Volkmann entzückende Bilder beigesteuert hat. Alle diese Bände sind gleichermaßen für Heranwachsende wie Erwachsene geeignet und sprechen auch äußerlich an.

Die Bücherei der Volkshochschule. Bd. 38. Prof. Dr. Krause, Arthur: Grundbegriffe der Naturlehre. Bd. 39. Dr. Zentner, Wilh.: Die deutsche Oper. Bd. 40. Otto, Herm.: Einführung in die Verfassung des Deutschen Reiches. Bd. 41. Fließ, Bernhard: Einführung in die Philosophie des Als Ob. Bd. 42. Dörries, D. Bernh.: Jesus. Bielefeld, Delhagen u. Klasing.

Richard Jahnkes Sammlung erfreut sich längst besonderer Beachtung. Auch die vorliegenden Bände zeigen, mit welchem Geschick er seine Mitarbeiter zu wählen weiß. Was sie bieten, ist oft nicht leicht, aber wie sie es bieten, ist ausgezeichnet.

Velhagen u. Klasings Sammlung deutscher **Schulausgaben.** Bd. 191. Die deutsche Reichsverfassung 1919. Bd. 192. Droste-Hülshoff: Die Judenbuche. Bd. 193. Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. Bd. 194. Das deutsche Volksschauspiel. Bd. 195. Bilder aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Die Bände sprechen für sich selbst. Nur auf die beiden letzteren sei besonders hingewiesen. Im ersten gibt Karl Reuschel eine Charakteristik des Volksschauspiels mit zahlreichen Proben; alles Ermüdende ist gefallen, das Kennzeichnende geschickt herausgehoben. Im zweiten stellt Ulrich Haacke mit feiner Hand aus Werken der damaligen Zeit und aus Dichtungen der unsrigen ein buntes Bild des Dreißigjährigen Krieges zusammen.

Sammlung Göschen. 164. Grunsky, Karl: Musikgeschichte seit Beginn des 19. Jahrhunderts. I. 165. Dasselbe. II. Bd. 344. Grunsky, Karl: Musikästhetik.

In der knappen Art der Göschenschen Bücher wird hier eine feine Einführung in die neuere Geschichte der Musik wie in ihre inneren Gesetze geboten. Bei aller Kürze lesbar und sehr anregend. Beide Werke schon in 4. Auflage.

Aus Natur und Geisteswelt. Gr. 1,30. 147. Daenell: Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 3. Aufl. — 495. Istel: Die moderne Oper vom Tode Wagners bis zur Gegenwart. 2. Aufl. — 694. Scholz: Die Schreibmaschine und das Maschinenschreiben.

Reclams Universal-Bibliothek. 2623, 24. Heine, Heinrich: Reisebilder. 3602—05. Heine, Heinrich: Italien. 6371. Stoessl, Otto: Opfer. 6372, 73. Wetz, Richard: Anton Bruckner. 6374. Zweig, Stefan: Der verwandelte Komödiant. 6375, 76. v. Bodenstedt, Friedr.: Lieder des Mirza-Schaffy. 6377. Jäger, Fritz: Zahnhygiene. 6378, 79. Simrock, Karl: Doktor Joh. Faust. Puppenspiel. 6380. Fischer, Margarete: Zwischen Haff und See. 6381, Kreutz, Rud. Herm.: Menschen im Schutt. 6382, 83. Brehm, A. E.: Die Haushunde. 6384. Burnett: Das Land der blauen Blume. 6385. Puccini, Giacomo: Madame Butterfly. 6386—88. Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. 4 Bde. 6389. Groth, Ernst Johann: Thrano. 6390. Meißner, Franz Herm.: Das Geheimnis der Nürnberger Madonna.

Man wird jetzt von Tag zu Tag zu einem dankbareren Verehrer der Reclamschen Bändchen. Was sie an altem Gut bringen, was sie für das Erfassen der Kunst und Musik tun, was sie an Neuerem darbieten — all das verdient Dank und Anerkennung.

Geschichtliches.

Pastor, Willy: Das Leben Albrecht Dürers. Mit 50 Bildern. Leipzig, Haessel. Gr. 7,50.

Ein wohltuendes Buch, das in Dürers Werden und Werke einleben läßt; ein Deutscher soll seinem Volke innerlich nahegebracht werden, so daß man den Künstler und den Menschen lieben lernt. Bei allem wissenschaftlichen Ernst doch das Werk eines Dichters und Gestalters, dazu eines deutschen Mannes, der seinem Volke die Größten als Führer vor Augen stellen will.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 1,20. I, 10b: Kurze-Heintz, Gegenreformation und Dreißigjähriger Krieg. I, 11a und 11b: Tschirch: Zeitalter des Absolutismus.

Kaemmel, Otto: Der Werdegang des deutschen Volkes. 4. Bd. Zeitalter Bismarcks und Wilhelms II. 4. Aufl. bearbeitet von Arnold Reimann. Berlin, Walter de Gruyter u. Co. Gr. 2,50.

Mit diesem Bande liegt Kaemmels Werk nun in 4. Auflage abgeschlossen vor. Er ist umstritten worden, wenn man sich aber des Verf. Absicht vorhält, historische Richtlinien für gebildete Leser zu geben, dann wird man das Werk immer noch dankbar anerkennen müssen. Wo man es aufschlägt, sieht man einen gewissenhaften Forscher an der Arbeit, der die großen Linien herausheben und Verständnis für das Werden und das Schicksal unseres Volkes schaffen will. Dabei steht hinter dem allen eine Persönlichkeit, ein ausgeglichener Mensch, der überall nach Klarheit ringt und der schweren Aufgabe genügen will, wie er sine ira et studio schrieb, auch den Leser nicht zum Urteilen, sondern zum Verstehen zu führen. Reimann

hat das Buch in diesem Sinne erweitert und fortgeführt in entsagungsvoller Arbeit. So wird das Werk auch in der neuen Gestalt allen denen helfen, die zur Klarheit durchdringen wollen, unbekümmert um die Einstellung des Tages.

Borch, Rudolf: Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik (mit Text, chronologischer Übersicht und Bücherkunde). Freiburg i. B., Herder. Gr. 4,—.

Vom altgriechischen Schulleben bis zu Natorp und Kerschensteiner, Abbildungen mit Erklärungen und Lebensbeschreibungen, dazu eine eingehende Zeittafel mit Bücherkunde, objektiv gehalten, so daß man keinen bedeutenden Pädagogen vermissen wird. Als Biographie wie als Bücherkunde sehr brauchbar.

Neues Schrifttum.

Briese, Karl-Gerd: Die Befreiung vom Erbe. 2. Aufl. Leipzig, Grunow.

Niemand wird diesen Lebenslauf eines Fürsten ohne tiefe Ergriffenheit lesen. Tritt doch alles hier zurück hinter dem Rein-Menschlichen. Wie hier ein Einsamer einen Führer und Freund gewinnt und dadurch erst Kraft fürs Leben, das ist unendlich feinfühlig gezeichnet.

Krauß, Rudolf: Schicksalstage deutscher Dichter. 2. Reihe. München, Beck. Gr. 4,20.

Die zweite Reihe zeigt denselben Reiz wie die erste: Novellen namhafter Erzähler unserer Zeit, in denen sich das Schicksal großer Dichter spiegelt: Hans Sachs, Klopstock, Lessing, Schiller, Novalis, Eichendorff, Otto Ludwig, Niebergall, Lenau, Hebbel, Grillparzer, Margarete v. Bülow und Löns. Von den Verfassern nennen wir nur: Lilienfein, Sternberg, Hohlbaum, Hegelare und Sophie Hoechstetter als die bekanntesten. Ich habe das Buch mit lebhaftem Anteil gelesen.

Netzle, Chr.: Weltgesang. Leipzig, H. Haessel.

Ein großer Wurf, dessen erster Teil hier vorliegt. Wir Deutschen sind nicht reich an Werken, in denen tiefste, metaphysische Gedanken in Versform geboten werden. So bedarf es erst eines liebevollen Einlesens; nur ein geruhiger Leser wird Netzle folgen können. Er wird sich aber für die Hingabe reich belohnt sehen, denn es ist ein Mann von großer Phantasie und tiefem Sinnen, der hier versucht, den großen Sinn des Weltgeschehens aufzuzeigen. Er macht es uns nicht leicht, ihm zu folgen in seiner rein gedanklichen Welt — aber das Ge... werk hinterläßt doch einen erhebenden E... druck, wir fühlen, daß hier ein deutsches W... am Werk ist, sich mit allen Fragen der W... auseinanderzusetzen oder, wie Netzle s... sagt, die Metaphysik zur Kunst zu steigern. ... ist ganz unmöglich, den überreichen In... auch nur anzudeuten, es muß genügen, fe... stellen, daß hier ein sehr ernstes Werk ... boten wird.

Niese, Charlotte: Tilo Brand und seine ... Leipzig, Grunow.

Für den Kampf, den ihre Heimat um ... Wahrung deutscher Art jetzt führt, sucht ... Dichterin sie zu stählen durch ein Bild aus ... Vergangenheit, halb Chronik, halb Roman ... leidenschaftlicher Kampf um Freiheit und De... tum durchpulst die Erzählung.

Verschiedenes.

Ammon, Hermann: Deutsche Sprache u... Literatur. Studienführer. Dessau, Dünn...

Klar, übersichtlich, anregend, jedenfalls ... guter Wegweiser. Ammon gebraucht das ... „Deutschkunde" als etwas Selbstverständli... es wäre aber gut, wenn er einmal auf ... Begriff einginge, über den noch gro... Klarheit herrscht.

Faßbender, Prof. Martin: Wollen, ... königliche Kunst. Freiburg i. Br., Herd... 4,10.

Das Buch, nun schon in 20. Auflage ... gend, führt ausgezeichnet in die ka... Willensbildung ein; infolge seiner feinen ... logischen Art gibt es aber jedem Erzieher ... Anregung, zumal die katholische Richtung ... verletzend betont wird.

Bei dieser Gelegenheit weisen wir darauf ... daß die im gleichen Verlag erschienenen So... tagsgedanken von Alfons Heilmann, ... schen Alltag und Ewigkeit, im 11. bis 26. ... send erschienen sind.

Klotz, Petrus: Vom Kap zum Nil. Re... bilder. Freiburg, Herder. Gr. 5,50.

Das Wanderbuch eines Ethnologen, der ... vierjähriger Reise die Welt durchzog. Ansch... lich geschrieben, ein Buch, aus dem man ... nießend lernt.

Für die Kleinen. Zwei Häuslein am B... Erzählung von Marg. Lenk. Wer will un... halten sein? Kindergeschichten und Re... (2 Hefte) mit Bildern. Zwickau, Johann... Herrmann. Gr. 0,25.

Mitteilungen.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Berlin W 35, Potsdamer Str. 1... bereitet eine Ausstellung von Schulaufsätzen mit zeichnerischen Bildbeigab... vor. Schulen und Lehrer, die solche Art von Aufsätzen pflegen, werden gebeten, de... Institut baldmöglichst Material oder Nachricht zukommen zu lassen. Den Verleihe... wird alle Gewähr für gute Behandlung der eingesandten Stücke geleistet.

Auf Grund der Besprechung in unserer Zeitschrift sind zahlreiche Bestellungen au... den Bilderatlas Germania Romana an die Römisch-Germanische Kommission gericht... worden. Sie bittet mitzuteilen, daß das Werk bereits vergriffen war, als die Bestellungen eingingen. Ob sich eine 2. Auflage ermöglichen läßt, ist noch ungewiß.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1923 Jahrgang 37
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer



Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und **Friedrich Panzer**

Der laufende Jahrgang erscheint in 4 Heften. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag. Der Postbezug mußte aus technischen Gründen aufgehoben werden.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde" bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Aussprachеübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenschau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke, kleinere Beiträge können nicht honoriert werden. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Inhalt:

Die Fuge in der rhythmischen Reihe und deren Gliederung.

Von Dr. **Rudolf Blümel** in München.

„In gewissen längeren Versen beobachten wir durchgängig oder mit verschwindenden Ausnahmen Zerschneidung des Fußes durch das Wortende, in anderen durchgängig Zusammenfall von Wort- und Fußende. Dort sprechen wir von Zäsur, hier von Diärese. Jene ist gewöhnlich, diese immer an eine bestimmte Stelle im Verse gebunden." So wäre auf die Frage zu antworten, was man schulmäßig unter Zäsur und Diärese versteht.

Auf die Dauer befriedigt diese Angabe nicht. Erstens: Was zwingt uns denn, die Zäsur, die Diärese an einer bestimmten Stelle anzunehmen? Betrachten wir z. B. die ersten drei Verse in Goethes Hermann und Dorothea und die erste Strophe in Platens Grab im Busento:

> Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
> Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig,
> Deucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.

> Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza dumpfe Lieder,
> Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Es muß einen Grund geben, der uns in Goethes Versen nach Straßen, gekehrt und zurück, in Platens Versen nach lispeln und Antwort einen Einschnitt anzunehmen zwingt; die Annahme eines Einschnitts nach Straßen und zurück, sowie nach Antwort scheint ohne weiteres berechtigt; warum aber soll ich den Einschnitt nach gekehrt und nicht nach ausgestorben (5. Fuß), nach lispeln und nicht nach Cosenza (6. Fuß) annehmen? Der stärkere Sinneseinschnitt, der bei Straßen usw. den Ausschlag zu geben scheint, ist doch nach ausgestorben und Cosenza! Zweitens: Wir können weder die Zäsur noch die Diärese in die schulmäßige Verskunde einreihen, weil diese sonst nicht von Einschnitten spricht.

Wir müssen also einfach durch Beobachtung von gesprochenen Versen mit dem Ohr Klarheit zu gewinnen suchen über die Frage: Gibt es im Verse Einschnitte und welche rhythmischen Erscheinungen treten dabei auf?

Die Verskunde hat es unter anderm mit rhythmischen Einheiten zu tun, z. B. mit der Reihe: Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale, mit dem Gliede, z. B. Ein Strom (diese Beispiele sind aus Goethes Sonett Mächtiges Überraschen), über Reihe und Glied s. u.

Jede dieser Einheiten wird durch einen Endeinschnitt, eine nur ihr zukommende kurze Hemmung des rhythmischen Ablaufs von der folgenden abgegrenzt. Die Reihe wird abgegrenzt durch einen Einschnitt, der einem Schritt über einen schmalen Graben gleicht, die Lanke, Zeichen dafür /, vgl. die erste Reihe in Uhlands Frühlingsglauben:

> Die linden Lüfte sind erwacht, /
> Sie wehen und säuseln Tag und Nacht.

Was in Druck oder Schrift in eine Zeile gesetzt ist, der Vers, ist gewöhnlich eine Reihe, unter Umständen aber ein Gebilde der nächsthöheren Ordnung, die Kette, bestehend aus zwei, selten aus drei Reihen, und abgeschlossen durch einen Endeinschnitt, der im Vergleich zur Lanke einen Sprung über den schmalen Graben darstellt, die Kehre,

Zeichen dafür //; die zwei ersten Reihen des Uhlandschen Gedichts bilden zusammen eine Kette:

Die linden Lüfte sind erwacht, /
Sie wehen und säuseln Tag und Nacht, //
Sie schaffen an allen Enden.

Wer an solchen und ähnlichen Beispielen die Reihen- und Kettenunterschiede gelernt hat (dazu eignen sich besonders Blankverse, als selten unterbrochene Folge von Reihen, dann Strophen mit „vierhebigen" Reihen[1]), kann auch an Gebilde wie Platens Grab im Busento oder an Hexameter herangehen; die Gebilde in Platens Gedicht und die aus Hermann und Dorothea angeführten sind Ketten, keine Reihen:

Nächtlich am Busento lispeln, / bei Cosenza dumpfe Lieder //

Hab' ich den Markt und die Straßen / doch nie so einsam gesehen! //

(Es gibt auch Hexameter, die Reihen, keine Ketten sind.)

Die Reihe zerfällt zunächst in Blöcke, die unter sich durch Fugen abgegrenzt sind, bezeichnet durch /, die Blöcke in Glieder, begrenzt durch Gelenke, Zeichen dafür ˙. Die Gelenke, auch die Fugen sind erst nach einiger Übung wahrzunehmen. Eine Reihe umfaßt zwei bis drei Blöcke, ein Block zwei bis drei Glieder, auch kann ein Block durch ein Glied gebildet sein. Über die Blöcke und Fugen s. u. Jedes Glied hat eine Hebung und die etwa dazu gehörige Senkung (oder die dazugehörigen Senkungen). Scheinbar entspricht also das Glied dem Fuß, doch werden sowohl die Blöcke als auch die Glieder durch die natürliche Gliederung beim Sprechen gewonnen (wie überhaupt die rhythmischen Einheiten der neuen Verskunde), es ergibt sich daher oft eine ganz andere Teilung als bei der in Füße, z. B. die 6. Reihen in Goethes Sonett Mächtiges Überraschen ist nach Gliedern so einzuteilen:

Ihr folgten ˙ Berg und ˙ Wald ˙ in Wirbel-winden.

Die Reihe birgt in sich zwei bis sieben Glieder (diese Angabe bloß als eine Art Längenmaß anzusehen!). Dabei gelten auch die pausierenden Glieder. Demgemäß werden die Reihen als Zweier, Dreier usw. bezeichnet.

Die Prosa unterscheidet sich, was die erwähnten Punkte betrifft, von der Dichtung im folgenden:

1. Die höheren Einheiten über der Reihe und die dazu gehörigen Einschnitte sind anderer Art. Es kann nur je eine Prosareihe mit einem Atem gesprochen werden, niemals mehrere, während in der Dichtung auch eine Kette mit zwei, selten drei Reihen mit einem Atem gesprochen werden kann. Durch die Atemprobe kann also die prosaische Reihe leicht abgegrenzt werden.
2. hat die prosaische Reihe zwei bis neun Glieder.

Sonst ist die Prosa in allen erwähnten Punkten der Dichtung gleich.

Die Blöcke und die Fugen haben folgende Merkmale:

Die Blöcke einer Reihe sind im rhythmischen Zug (in der Agogik) voneinander verschieden. Nach volkstümlicher Anschauung wären in der Musik, auch im Gesang z. B. die vier Viertel eines Viervierteltaktes einander an Länge gleich. Diese Anschauung ist auch auf die streng taktmäßige Dichtung übertragen worden. In Wirklichkeit haben wir in Musik und Gesang ein sehr verwickeltes System von 'Länger

[1] Die Strophen sind nicht immer bloß aus Ketten, sondern oft auch aus höheren Gebilden aufgebaut. Man halte sich daher in vierreihigen Strophen an die Reihen 1 und 3 und an die Kette 1.

und 'Kürzer', dergestalt, daß z. B. kein gutes (betontes) Viertel einem schlechten (unbetonten) gleich ist. Entsprechendes gilt in der Dichtung. Man hat bei genauerem Hinhören auf einen richtigen Vortrag das Gefühl, daß das Zeitmaß fortwährend nach einem System wechselt, und dieses System ist das des rhythmischen Zugs. Die Blöcke bilden, wie jede andere zusammengesetzte rhythmische Einheit, ein kleines System, eine Einheit im größeren System; man hat in einem Block das Gefühl der Verlangsamung, im anderen das von Verschnellerung. Hier ein Beispiel aus Uhlands Graf Richard Ohnefurcht 1. Die Fugen sind der Einfachheit und Deutlichkeit halber durch größeren Zwischenraum, das Langsamere, Breitere durch Sperrung gegeben:

> Graf Richard   von der Normandie
> Erschrak   in seinem Leben nie.
> Er schweifte Nacht   wie Tag umher;
> Manchem Gespenst   begegnet' er;
> Doch hat ihm nie was   Grau'n gemacht,
> Bei Tage   noch um Mitternacht.[1])

Vgl. die späteren Beispiele mit Angabe der Fugen.

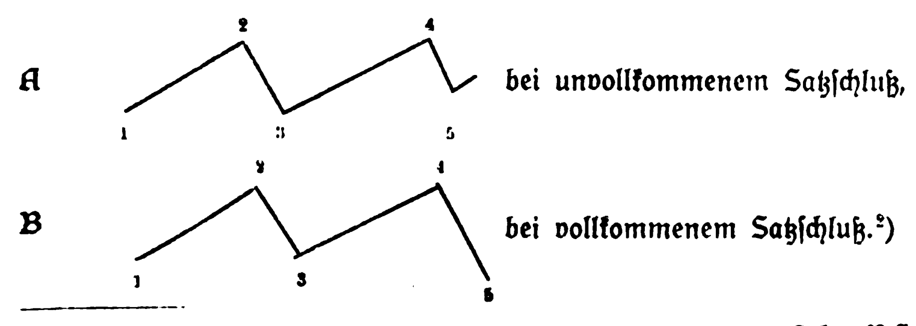
Ferner zeigt die Melodie vor oder nach der Fuge eine deutliche Änderung. Beobachten wir die Fugen in einem melodisch einfachen Beispiel, die ersten sieben Reihen im zweiten Gesang von Platens Abbassiden:

> Auf dem Vorsprung   einer Felsenkuppe,
> Peinlich harrend,   stand indessen Assad.
> Wie die Braut   den Bräutigam erwartet,
> Die, dem vaterländischen   Ruf   gehorsam,
> Taub für Liebe   zog der Schlacht entgegen:
> So   von Ungeduld gequält   erwartet
> Seines Bruders   Wiederkunft   der Jüngling.

Abgesehen von dem leichten Einschnitt ist hier in der Fuge noch folgendes zu bemerken: Der Zusammenhang ist gelockert, indem die vorausgehende Silbe federt (dieses Federn ist dem stoßenden oder Stakkatovortrag verwandt). Auch wenn die ganze Reihe gestoßen vorzutragen ist, zeigt sich Entsprechendes: gegenüber dem Abstoßen in der Fuge halten die dadurch getrennten Blöcke jeder für sich zusammen. Vgl. Mephisto im Faust I:

> Wozu der Lärm?   Was steht dem Herrn   zu Diensten?

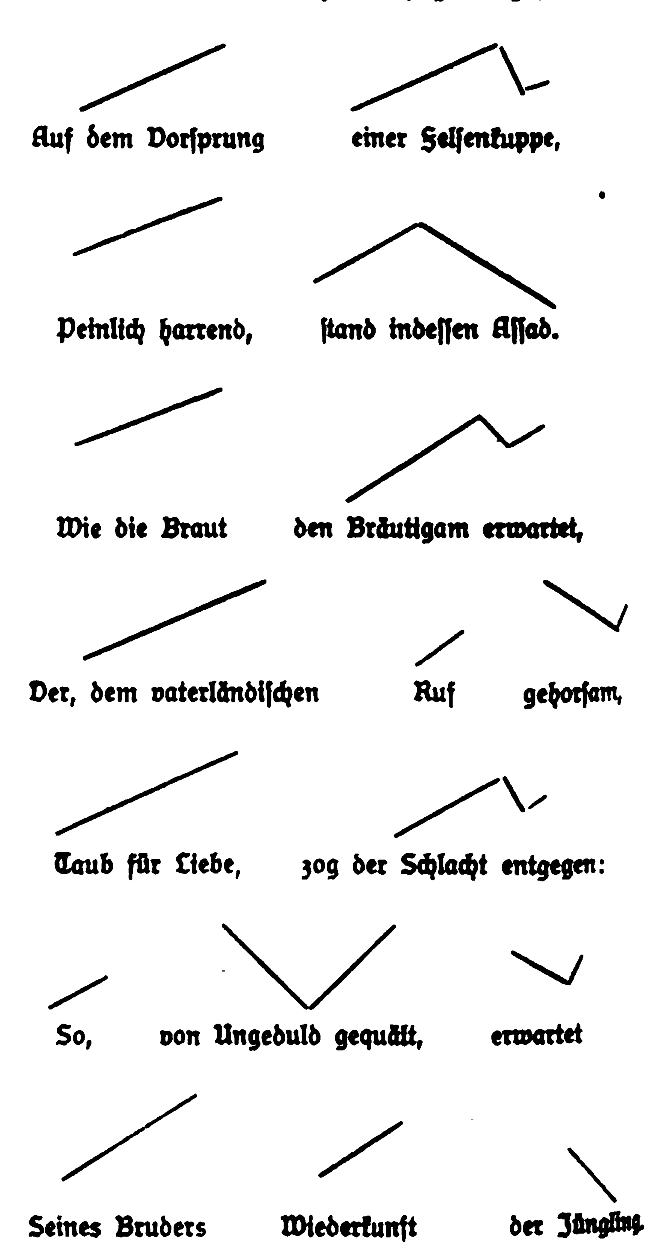
Denken wir uns ferner die hier vorliegenden Reihen aus Platens Abbassiden ohne Fugen (was ja in Wirklichkeit nicht vorkommt), so böte die Melodie folgendes Bild:



1) Breitere und schmälere Strecken wechseln stets in bestimmter Folge, B S, B S . . . oder S B, S B . . . B S, S B, B S, S B . . . oder S B, B S, S B, B S . . .

2) Die erste Reihe des 1., 3., 5. Reihenbündels usw. beginnt ganz tief; nach vollkommenem Satzschluß setzt die folgende Reihe etwas höher ein. Jedes Bündel mit gerader Nummernzahl hat die umgekehrte Melodie.

D. h. die Hebungen wechseln zwischen tiefer und hoher Lage und haben je nachdem, was sich hier aus dem Bilde ergibt, bald nur Steigton: 1 in A und B, oder nur Fallton: 5 in B, oder Steig- und Fallton, Fall- und Steigton (in den übrigen Fällen). Die Senkungen zwischen den Hebungen vermitteln zwischen den Hebungstönen, die Schlußsenkung setzt den Tonschritt der Hebung 5 fort. Nachdem es aber keine fugenlose Reihe gibt, kommt ein derartig reines Melodiebild niemals vor. Vielmehr klappt jedesmal in einer Senkung oder den Senkungen unmittelbar vor oder nach der Fuge der zu erwartende Tonschritt um, also der Fallschritt in Steigschritt, der Steigschritt in Fallschritt. Die Hebungen, die unmittelbar an die Fuge stoßen, biegen nicht um, sie haben nur Steigtöne (oder nur Falltöne). D. h., die Blöcke kehren sich in der Fuge voneinander ab (nur wenn die Fuge zwischen zwei Senkungen fällt, verläuft die Melodie vor oder nach der Fuge ungestört). Die hier angeführten Reihen aus Platens Abbassiden geben also melodisch nebenstehendes Bild.



Wie schon dieses verhältnismäßig einfache Beispiel zeigt, bringt die Fuge in die Melodie durch das Umklappen und Abkehren eine große Abwechslung.

Was die Zahl der Fugen in einer Reihe betrifft, so ist keine Reihe fugenlos. Eine Fuge kommt vom Zweier bis zum Sechser einschließlich vor, zwei Fugen vom Vierer einschließlich aufwärts.[1]) Pausierende Glieder werden jedesmal mitgerechnet, s. u.

Die Stellung der Fugen in den Reihen kann immer die gleiche sein, z. B. in den Scheinalexandrinern, die keine Ketten sind wie die echten, sondern Reihen, ferner z. B. in Hofmannswaldaus Gedicht Die Welt:

---

1) Mehr als zwei Fugen kann eine Reihe nicht enthalten; hat ein Vers, z. B. im Hexameter, drei Einschnitte, so ist der mittlere jedesmal eine Lanke, eine Stufe höher als die Fuge, der Hexameter ist dann eine Kette.

Was ist die Welt und ihr berühmtes Glänzen?
Was ist die Welt und ihre ganze Pracht?
Ein schnöder Schein in kurzgefaßten Grenzen,
Ein schneller Blitz bei schwarzgewölkter Nacht;

Die Stellung kann aber auch frei wechseln, und das ist das Übliche. Die Fuge kann dabei nach Belieben der Hebung oder der Senkung, der ersten oder zweiten (etwa dritten) Senkung folgen.

Die Verbindung 1, 1 kommt nur im Zweier vor.[1]) Sind ungleiche Zahlen verbunden, so ist verschiedene Stellung möglich, sind es zwei gleiche und eine ungleiche, so kann diese an drei verschiedenen Plätzen stehen. Drei ungleiche Zahlen können auf sechs verschiedene Weisen angeordnet werden. Soviel mir bekannt, geht die kürzere Zahl von zweien meist voran. (Die Folge 3, 1 im Vierer scheint selten zu sein.) Es ergeben sich folgende Möglichkeiten:

Reihen	Stellungen	Zahl der Stellungen
Zweier	1, 1	1
Dreier	1, 2. 2, 1	2
Vierer	2, 2. 1, 3. 3, 1. 1, 2, 1	4
Fünfer	2, 3. 3, 2. 1, 3, 1. 1, 2, 2 mit 3 Stellungen	6
Sechser	3, 3. 2, 2, 2. 1, 2, 3 mit 6 Stellungen	8
Siebener	2, 2, 3. 1, 3, 3 mit je 3 Stellungen	6
Achter	2, 3, 3 mit 3 Stellungen	3
Neuner	3, 3, 3	1

Beispiele für Zweier:

Platen, Romanzen und Jugendlieder XXI:

Wo sich gatten Um den Quell, Kommt zu kosen,
Jene Schatten Reich an losen Brüder, schnell!
Über Matten Hage- rosen,

Beispiele für Dreier:

Eichendorff, Mondnacht:

Es war, als hätt' der Himmel 1, 2
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blüten- schimmer 2, 1
Von ihm nun träumen müßt'.

Beispiele für Vierer:

Uhland, Graf Richard Ohnefurcht 1.:

1 Graf Richard von der Normandie 1, 3
3 Er schweifte Nacht wie Tag umher 2, 2
9 Er säh in tiefer Nacht so licht 1, 2, 2
34 Da sah er das Gespenst aufstehn 3, 1

Beispiele für Fünfer:

Hebbel, Mann und Weib:

Dem Weibe ist ein schönes Los beschieden, 1, 2, 2
Was sie auch hat, sie hat es ganz, und immer, 2, 2, 1
Sie freut sich an des fernsten Sternes Schimmer,
Allein sie schließt sich ab in klarem Frieden. 3, 2

1) Diese Zahlen geben im folgenden die Zahl der Glieder in den Blöcken an, die durch die Fuge getrennt sind.

Der Mann wird nie so sehr vom Glück gemieden 1, 3, 1
Als er es meidet, denn er faßt es nimmer, 2, 3
Gleichgültig, wird es besser, wird es schlimmer,
Er hört nicht auf, das Dasein umzuschmieden. 2, 1, 2

Beispiele für Sechser:

Mörike, Waldplage, 2. Absatz:

1—6 So unter meiner Lieblings- fichte saß ich jüngst — 3, 1, 2
Zur Lehne wie gedrechselt für den Rücken, steigt 3, 2, 1
Zwiestämmig, nah dem Boden, sie als Gabel auf — 1, 2, 3
Den Dichter lesend, den ich jahrelang vergaß: 2, 3, 1
An Fanni singt er, Cidli und den Zürcher See, 2, 1, 3
Die frühen Gräber und des Rheines goldnen Wein. 2, 2, 2
18 Zuletzt geboten sie mir flüsternd Mäßigung; 1, 3, 2
22 Das schwebende Geziefer, wie sich eines naht' 3, 3

Beispiele für Siebener:

Ricarda Huch, Heimatlos:

1 Hör mich, Mutter höre mich in deinem dunkeln Grabe 2, 2, 3
4 Zeige mir das Land, das süße Vaterland, im Traume 3, 3, 1
5 Laß mich meine Sterne sehen, eine milde Sonne 3, 1, 3
8 Meine Brüder, meine Schwestern zeig mir, die mich lieben. 2, 3, 2
11 Ich bin krank am Herzen, nur die Heimat kann mich heilen. 3, 2, 2
17 „Kind, dein Vaterland ist ferner, und der Weg ist weiter" 1, 3, 3

Beispiele aus der Prosa mit Reihen, deren Gliederzahl wechselt, darunter ein Achter. Das Zeichen : gibt die Hebungen an, das Zeichen ·· eine vom Dichter nicht bezeichnete Gliedpause.

Arnim, Die Kronenwächter, Erstes Buch: Die Chronik der Stadt:

(2) Erst li:ef er zum Bü:rgermeister, 1, 1
(3) und beri:chtete ihm den se:ltsamen Vo:rgang, 1, 2
(3) inde:m er zugle:ich.. 1, 2
(8) den zi:erlich mit bla:uer und ro:ter Ti:nte geschri:ebenen
Ne:ujahrswu:nsch a:bgab. 3, 2, 3

Beispiele aus der Prosa, Dreier, ein Sechser und ein Neuner:

Novalis, Heinrich von Ofterdingen, 1. Teil, 1. Kapitel:

(3) So:ist mir noch ni:e zumu:te gewesen: 1, 2
(3) es i:st, als hätt' ich vo:rhin geträ:umt, 1, 2
(6) o:der ich wäre in eine a:ndere We:lt hinü:bergeschlu:mmert ··; 3, 3
(3) Denn in der We:lt, in der ich so:nst le:bte, 1, 2
(3) we:r hätte da sich um Blu:men gekü:mmert, 1, 2
(9) und ga:r von einer so se:ltsamen Le:idenschaft fü:r eine Blu:me hab
ich da:mals noch ni:e gehört ··. 3, 3, 3

Besondere Erwähnung verdienen die Blöcke mit einer Pause. Wäre z. B. in dem Gedicht Mondesaufgang von Droste-Hülshoff[1]) die Reihe

Sie drangen ein wie sündige Gedanken Strophe 3, 3

ein Fünfer, so stünde nur eine Fuge (nach ein), nun haben wir aber nach Gedanken ein pausierendes Glied, wie sündige Gedanken und die Pause dazu ergäben einen Block von vier Gliedern, was unmöglich ist; es steht also noch eine Fuge nach sündige. Vgl. hier den Fünfer:

Und aus den Richtern wurden sanfte Greise 5, 4

---

1) In diesem Gedicht bestehen die Strophen 1 bis 4 aus Pausensechsern, die Strophen 5 und 6 aus Fünfern.

Umgekehrt wäre ein Fünfer

Als stehe ein verkümmert   Herz   allein   4, 7

deshalb nicht möglich, weil die Zusammenstellung 1, 1 nur im Zweier vorkommt. Nach allein kommt aber noch eine Gliedpause, die mit allein einen Zweierblock ergibt. Die scheinbaren Einser sind jedesmal durch die Zugehörigkeit einer einfachen oder doppelten Pause Zweier oder Dreier; für den Zweier vgl. aus Mörikes Gedicht Um Mitternacht:

Vom Tage   ··,
Vom heute gewesenen   Tage ··.

Für die Dreier vgl. den Schluß der Iphigenie von Goethe:

Lebt wohl! ·· ··

und das vorangehende, entsprechende:

So geht! ·· ··

Die Doppelpause hat immer den Wert eines Blockes, die einfache hat diesen Wert immer im Zweier. (Pausiert der eine von den zwei Blöcken, so scheint die Reihe fugenlos zu sein, sie ist es jedoch in Wirklichkeit nicht.) Vom Dreier an aufwärts hat die einfache Pause meist Gliedwerte. Vgl. aus Mörikes Gedicht Um Mitternacht:

Vom heute gewesenen   Tage ··.

Schon die obigen Beispiele zeigen einen großen Formenreichtum der durch die Fugen begrenzten Blöcke, in der die Stellung der Fugen (scheinbar willkürlich) in den Reihen wechselt und bald eine Hebung, bald eine Senkung oder zwei unmittelbar vor der Fuge stehen. Durch diesen Formwechsel der Blöcke wird auch die Form der Glieder beeinflußt und auch bei ihnen der Formenstand bereichert. Vgl. das S. 254 gebrachte Sonett von Hebbel und die Stelle aus den Abbassiden, F bedeutet Fall-, St Steigrhythmus, beides auf Tonstärke bezüglich:

Dem Weibe   ist ein · schönes   Los be·schieden,   F
Was sie · auch hat,   sie hat · es ganz,   und immer,   St
Sie freut sich   an des · fernsten   Sternes · Schimmer   F
Allein · sie schließt · sich ab   in kla·rem Frieden.   St

Der Mann   wird nie so · sehr vom · Glück   gemieden,   F
Als er · es meidet,   denn · er faßt · es nimmer,   St
[1])Gleichgültig,   wird es · besser,   wird es · schlimmer,   F
Er hört · nicht auf,   das Dasein   um·zuschmieden.   St

[1])Ihr ist es,   wie ein · zuge·worfner   Faden,   F
[1])Sie hält · sich dran   und schaudert   vor · den Wogen,   St
Die unten · dräun,   und trinkt   des Himmels · Lüfte.   F
[1])Er wi·dersteht nicht,   sich · im Meer · zu baden,   St
Und forscht,   vom hellen · Leben   ab·gezogen,   F
Ob Gott   sich nicht · verbirgt   im Schoß · der Grüfte.   St

Auf dem · Vorsprung   einer · Felsen·kuppe,   F
Pein·lich harrend,   stand · indes·sen Assad.   St
Wie die · Braut   den Bräuti·gam er·wartet,   F
Der, dem va·terländischen   Ruf   gehorsam,   St
Taub für · Liebe,   zog der · Schlacht ent·gegen: F
So,   von Un·geduld · gequält,   erwartet   St
Seines · Bruders   Wieder·kunft   der Jüngling.   F

---

1) Mit Umlegung des Tonhöhenschritts (Fall statt Steigen), aber mit Beibehaltung seiner zu erwartenden Größe.

Jedoch ist der Umfang, damit die Form der Blöcke und hiermit auch die Anordnung der Fugen in der Reihe gesetzmäßig bedingt. In jeder Reihe sind mehrere Inhalte, die für die Dichter solche erster Ordnung sind, Bedeutungsgipfel[1]) im folgenden durch Sperrdruck hervorgehoben. Vgl. in Uhlands Graf Richard Ohnefurcht 1.:

Graf Richard von der Normandie
Erschrak in seinem Leben nie.
Er schweifte Nacht wie Tag umher;
Manchem Gespenst begegnet' er,
Doch hat ihm nie was Graun gemacht
Bei Tage noch um Mitternacht.

Alles übrige in der Reihe gilt als nebensächlich. Sowohl jenen Gipfeln, als den übrigen, nebensächlichen Inhalten entsprechen Lautgebilde, selten Pausen (s. die letzte Anmerkung). Die den nebensächlichen Inhalten entsprechenden Lautgebilde schließen sich rhythmisch an das nahestehende oder eines der nahestehenden anderen an, die einem Gipfel entsprechen: Graf an Richard, von und der an Normandie usw. Steht etwas Nebensächliches zwischen zwei Gipfeln, so wirkt zweierlei: positiv die nähere Zusammengehörigkeit der Bedeutungen, z. B. von der gehört zu Normandie, negativ die unmittelbare Nichtzusammengehörigkeit der Bedeutungen, z. B. gehört von der nicht zu Richard. Alles Nebensächliche, was sich am Anfang oder Ende einer Reihe befindet, kann sich nur in einer Richtung anschließen, ganz gleichgültig, ob engere Bedeutungsbeziehung besteht oder nicht: Graf gehört eng zu dem folgenden Richard, in Reihe 37

Als wollt' es mit Gewalt ihn fassen

gehört wollt' es zu fassen, kann sich aber rhythmisch nur an Gewalt anschließen. Der engere Anschluß zeigt sich immer im rhythmischen Zug, s. o. S. 250: was nämlich in der Reihe infolge des Anschlusses enger zusammengehört, ist sich hinsichtlich des rhythmischen Zugs ähnlich und von anderen, was wieder in sich zusammengehört, verschieden; was in der Bedeutung für den Verfasser wichtiger ist, wird breiter genommen, z. B. Graf Richard ist breiter als von der Normandie usw. So oft nun zwei, z. B. im Zusammenschluß der Teile wie hier verschieden gestaltete Einheiten zusammentreffen, ergibt sich eine Grenze.[2]) So kommt es denn zu der Einheitlichkeit der Blöcke und ihre Trennung durch Fugen:

Graf Richard | von der Normandie | Manchem Gespenst | begegnet' er;
Erschrak | in seinem Leben nie. | Doch hat ihm nie was | Graun gemacht,
Er schweifte Nacht | wie Tag umher; | Bei Tage | noch um Mitternacht.

Was für den Dichter Bedeutungsgipfel, was ihm nebensächlich ist, läßt sich oft auf den ersten Blick erkennen: z. B. in der Reihe Graf Richard von der Normandie kann es sich nur um Richard und Normandie handeln. Hier und da sehen wir zunächst nur eine Doppelheit, z. B. in der Reihe Erschrak in seinem Leben nie ist eine solche

1) Etwas Geistiges muß als Inhalt auch den rhythmischen Einheiten zugehören, die ganz oder zum Teil mit sinnlosen Lautgebilden gefüllt sind, z. B. Radi Ridi Rullala. Jedes dieser sinnlosen „Wörter" hat eine Gefühlsbewertung, die man im weiteren Sinne als Bedeutung rechnen kann, und die zu einer rhythmischen Reihe zusammengehörigen sinnlosen oder sinnvollen und sinnlosen Wörter sind in dieser Gefühlsbewertung abgestuft wie sonst das durchaus Sinnvolle. Auch Glied- und höhere Pausen enthalten Bedeutungen, doch unausgesprochene oder unaussprechbare, für Worte zu allgemeine; hat die Pause Blockwert, so enthält sie einen Bedeutungsgipfel, die Gliedpause enthält wohl stets etwas Nebensächliches. Die Pause steht immer unmittelbar vor oder nach der Lanke oder Fuge.

2) Die Grenze muß dadurch bedingt sein, daß etwas Neues, etwas anderes kommt, womit auch das Alte verlassen werden muß.

Doppelheit in seinem Leben nie. Doch läßt sich auch in dieser Doppelheit noch ein Kern erkennen, nämlich nie. In anderen Fällen weicht die Anschauung des Dichters vielleicht von unserer gewöhnlichen ab. Z. B. in der Reihe Er schweifte Nacht wie Tag umher möchte uns umherschweifen als Gipfel erscheinen, das versteht sich aber beim Ritter für Uhland von selbst, Nacht und Tag sind hier jedenfalls wichtiger. Hie und da scheint sich der Dichter sogar zu widersprechen, vgl.

4 Manchem Gespenst begegnet' er,
12 So oft er wo ein Münster fand,
15 So traf er in der Nacht einmal
16 (Ein Münster an im öden Tal).
43 Er fand sein Pferd am rechten Orte.

Warum ist begegnet und traf Bedeutungsgipfel, fand zweimal nicht? Es handelt sich hier immer um verhältnismäßig Bedeutendes, dem einen Inhalt Gespenst oder Nacht gegenüber ist begegnet' (traf) noch ein anderer Gipfel, aber vor der Zweiheit oft und Münster oder Pferd und rechten kann und muß fand zurücktreten.

Reihen mit weniger Gliedern haben notwendigerweise oft eine ganz andere Auffassung als solche mit mehr Gliedern, vgl. Platens Gedicht in Zweiern:

Wo sich gatten
Jene Schatten
Über Matten
Um den Quell,
Reich an losen
Hage- rosen,
Kommt, zu kosen,
Brüder, schnell!

und Ricarda Huchs Heimatlos in Siebenern:

Hör mich, Mutter, höre mich in deinem dunkeln Grabe,
Sage mir, wo ich Verirrter meine Heimat habe.
Wenn ich schlafe unter deinem Trauerweidenbaume,
Zeige mir das Land, das süße Vaterland, im Traume.

Weil jede Reihe mindestens zwei Bedeutungsgipfel braucht, die in Spannung gegeneinander stehen, so sind hier bei Platen selbst Wörter wie wo, jene, über, um, die sonst sicher nebensächlich wären, als Gipfel gebraucht, mit starkem Gefühlston, wenn möglich stark anschaulich; bei Ricarda Huch gestattet der Siebener sogar, das neue, an sich wichtig erscheinende Wort beim ersten Auftreten als nebensächlich zu behandeln:

Hör mich, Mutter, höre mich ···.
Zeige mir das Land, das süße Vaterland ···.

Somit hat der Zweier einen ganz anderen Stil als der Siebener, überhaupt die kürzere Reihe einen anderen als die längere.

Was als Bedeutungsgipfel, was als nebensächlich zu gelten hat, kann also im einzelnen Fall nur die Probe lehren. Wer sich mit dieser Frage eingehend praktisch beschäftigt, bekommt bald ein geschultes Gefühl. Eingehendere Untersuchungen werden bei einzelnen Dichtern besondere Stilarten erkennen lassen.

Oft stimmt die Gliederung der Reihe durch Fugen mit der syntaktischen Gliederung, z. B.

Graf Richard von der Normandie,

oft aber auch nicht, z. B.

Er schweifte Nacht wie Tag umher:

(syntaktische Gliederung: er schweifte umher — Nacht wie Tag). Man könnte hier erwidern, eine Übereinstimmung sei nicht recht möglich, weil ja schweifte von umher getrennt sei. Doch gibt es Fälle mit widersprechender Gliederung wie

Da ging er fern von seinen Leuten,

(syntaktisch gehört fern von seinen Leuten zusammen). Das kommt sogar in der Prosa häufig vor, vgl. bei Arnim, S. 254.

Den zi:erlich mit bla:uer und ro:ter Ti:nte geschri:ebenen
Ne:ujahrswu:nsch a:bgab,

wo mit blauer und roter vom Folgenden, eng Dazugehörigen, durch die Fuge abgetrennt ist. Vgl. den folgenden Fall, wo nur das Substantiv als Begriff Bedeutungsgipfel, daher sogar vom Artikel abgetrennt ist:

Jetzt verstummten Flöt und Geigen, Denn es war das — Totenglöcklein,
Nur das Glöcklein klang noch bang, Das durchs offne Fenster drang.

Der Glöckchenwalzer von Johann Gabriel Seidl.

Doch kann die Gliederung der Reihe auf die syntaktische Gliederung schließen lassen, vgl. die umstrittene Reihe in Goethes Faust I:

In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt.

Diese Gliederung zwingt dazu, „Der Menschheit" als Dativ zu fassen, Schnitzel kräuselt als eine Doppelheit. (Schnitzel als Bedeutungsgipfel.) Als Genetiv müßte der Menschheit näher mit Schnitzel zusammengehören, dieses infolge davon von kräuselt durch die Fuge abgetrennt werden, aber auch von Menschheit (alle drei wären dann Bedeutungsgipfel, das ergäbe die unmögliche Gliederung 3, 1, 1 — 1, 1 kommt sonst nur im Zweier vor). Auch diese Melodie stimmt zu Menschheit als Dativ.

Enthält eine Zusammensetzung zwei Bedeutungsgipfel (drei kommen hier kaum vor, für sie würde Entsprechendes gelten), so fällt die Fuge zwischen die Teile der Zusammensetzung, vgl. aus dem Beispiel von Mörike S. 254:

So unter meiner Lieblings- fichte saß ich jüngst,

aus dem Gedicht von Platen S. 253

reich an losen
Hage- rosen

und sogar

Keiner höhne, Diese schöne
Musen- söhne, Sym- pathie!

Hier hat Sym-pathie als Zusammensetzung mit deutlich empfundener Bedeutung der Teile zu gelten. In Hage-rosen und noch mehr in Musen-söhne tritt die Bedeutung der Teile stärker hervor als gewöhnlich, etwa wie in einer selteneren Zusammensetzung wie Lieblingsfichte. Wem die Zerteilung eines Wortes durch eine Fuge unwahrscheinlich vorkommt, der sei an die selbstverständlich viel seltenere Teilung einer Zusammensetzung durch die Lanke oder Kehre erinnert, z. B. bei Mörike, Ausgabe von Rudolf Krauß 2, 96, Epistel 3 f. (nach griechischem Vorbild):

Jetzo hat er ein griechisches / Epos, hör' ich, / die Argo- //
Nauten, / heroische Form / auf dem Ambos. Segn' es der Gott ihm! [1])

Der Vollständigkeit halber bemerke ich, daß die Prosa in allen bisher behandelten Punkten, jene S. 250 genannten Unterschiede abgerechnet, mit der Dichtung in der Form übereinstimmt.

Was ist noch von der Zäsur und der Diärese zu sagen und der Angabe, daß jene den Fuß zerschneidet, diese nicht?

1) In dieser Ausgabe sind die Verse 3—4 falsch abgeteilt (Grenze nach „heroisch" angenommen).

Meeres, wo „man das Salz weithin verwirft und die Menschenkinder es dann mit ihren Füßen auf dem Sande zertreten". Das setzt in der Tat die Gewinnung des Salzes aus dem Meerwasser voraus, und da der deutsche Himmel ein solches, durch die Sonne bewirktes Verfahren ausschließt, folgert Jostes mit Recht, daß der Dichter weiter im Süden, an der französischen Küste gelebt haben müsse. Ich behaupte, daß dieser Ort Heri ist, das jetzige Noirmoutier; denn bis auf den heutigen Tag sind auf der Insel sogenannte Salzgärten zu sehen, im späteren Mittelalter haben die Baienflotten der Hansa von der unmittelbar bei Heri gelegenen Bai von Bourgneuf das Baiensalz für den Osten geholt, und gerade im Jahre 820 hat Ludwig der Fromme, der in jener Gegend weilte, den dortigen Küstenbewohnern urkundlich das Recht der Salzgewinnung zugesprochen. Diese hat also gerade während Adalhards Aufenthalt eine brennende Frage dargestellt und ohne Zweifel die Aufmerksamkeit des Abtes auf sich gezogen, eine Tatsache, an der nicht zu rütteln ist. Adalhards Verbannung erklärt vollkommen jene Stelle vom zertretenen Salz, die an sich um so rätselhafter ist, weil Sachsen nur in Holstein (Nordalbingien) an das Meer grenzte.

Wie aber ist diese Anschauung mit der Angabe der lateinischen Vorrede des Heliand über die Entstehung der Dichtung in Einklang zu bringen? — Während Adalhard in Heri die Herausgabe einer Schrift zur Förderung der Mission unter den Sachsen vorbereitete, wirkte Wala in Corbie für denselben Zweck. Die Sachsen, welche damals nach diesem französischen Kloster um ihrer Bekehrung willen gepilgert kamen, brachten Wala zuerst auf den Gedanken, in Sachsen Klöster zu gründen. Er vermochte einen derselben, Theodrad, im Solling Grund und Boden für diesen Zweck herzugeben. Im Jahre 821 rief Ludwig seine Oheime zurück und tat im folgenden Jahre zu Attigny öffentlich Buße, weil er die Brüder ungerechterweise verbannt habe.

Adalhard aber erhielt von dem Kaiser den Auftrag, in Sachsen ein Mönchs- und ein Frauenkloster zu gründen. Mit Genehmigung Ludwigs zog er seinen Bruder Wala hinzu, und es ist augenscheinlich, daß der kaiserliche Auftrag einer Anregung der Brüder folgte oder begegnete. Damals mag Ludwig auch den Auftrag erteilt haben, von dem das lateinische Vorwort des Heliand berichtet. „Er gebot einem gewissen Manne aus sächsischem Stamm, der bei den Seinen für einen hochangesehenen Sänger galt (qui apud suos non ignobilis vates habebatur), das Alte und Neue Testament poetisch ins Deutsche zu übertragen, damit nicht nur unter den Gelehrten, sondern auch unter den Ungelehrten das fromme Lesen der göttlichen Lehren verbreitet werde. Dieser gehorchte den kaiserlichen Befehlen gern und machte sich alsbald an das schwierige Werk..." Wenn Ludwig, der trägen und trüben Geistes war und sonst — im Gegensatz zu seinem großen Vater — seine Mißachtung deutschen Wesens offen an den Tag legte, hier zu einer Dichtung in deutscher Sprache Auftrag erteilte, so wird die Anregung von außen an ihn herangetreten sein. Ein Werk dieser Art konnte er einem Volkssänger nicht befehlen, wenn nicht Vorarbeiten vorhanden waren. Er wird von der literarischen Tätigkeit in Heri gehört haben und hat wegen des geistlichen Charakters des Werkes dessen Vollendung gefördert.

Wer aber war jener „non ignobilis vates"? Wir wissen es nicht; aber die erste Urheberschaft Adalhards wird dadurch keineswegs berührt.

Die Frage, wie sich der weltlich-germanisch-aristokratische Einschlag in der im Grunde geistlichen Dichtung erklärt, ist damit schon zum Teil beantwortet. Aber es kommt noch etwas Tatsächliches hinzu.

Die beiden Brüder begaben sich zur Klostergründung nach Sachsen in die Gegend der Villa Huxori (Höxter), deren Besitzer von Wala überredet war, sie dem Kaiser zu verkaufen. Dort war gerade eine Fehde ausgebrochen, die benachbarten Güter waren verwüstet worden. Adalhard, der die empörten Scharen beruhigen wollte,

wurde nicht gehört. Als man ihnen dann sagte, Wala wolle zu ihnen sprechen, hörten sie zwar zuerst aufmerksam zu, dann aber wollten sie es nicht glauben, daß der hohe, mächtige Mann, der sie einst als Krieger und Regent in Wehr und Waffen beherrscht hatte, jetzt im demütigen Mönchsgewand vor ihnen stehe. „Du willst der sein, den unser ganzes Land als seinen Helden feiert?" sagten sie, und als er bejahte, fügten sie hinzu: „Du bist nicht so viel wert wie der Nagel seines kleinen Fingers." Wohl mag in Wala ein Gefühl schmerzlichen Erinnerns aufgestiegen sein; zugleich aber wurde er in empfindlichster Weise daran erinnert, daß man diesen trotzigen Männern mit einem schwächlichen, weltfremden Christentum nicht kommen dürfe, sondern daß es notwendig sei, an die besten Eigenschaften dieses Stammes, an seine Lebensfreude, seinen frohen Kampfesmut und seine Mannentreue anzuknüpfen. So wurde der Heliand in einer Gestalt vollendet, die sich den altsächsischen Anschauungen und Kunstformen anpaßte. In einer Stabreimdichtung erscheint Christus als der Volkskönig, dem seine Degen, auf ewigen Lohn aus dem Hort seiner Gnade hoffend, treue Gefolgschaft leisten. Aus dem Zusammenwirken der beiden Brüder, von denen, nach dem Zeugnis ihres jungen Mitarbeiters Paschasius Radbertus, keiner etwas ohne den andern tun mochte, erklärt sich zwanglos die Mischung des geistlichen und des weltlichen Elements im Heliand. Die alte Streitfrage, ob der Verfasser ein Geistlicher oder ein Laie war, wäre damit erledigt. Auf altsächsischem Boden, im Rauschen deutscher Wälder, hat sich die Verbindung zwischen dem geistlichen Inspirator und dem sächsischen Volkssänger vollzogen.

Am 6. August 822 fand die feierliche Besitzergreifung des von Adalhard und Wala erwählten Klostergeländes Neu-Corvey statt. Am 27. Juli 823 stellte Ludwig der Fromme, den Wala in Adalhards Auftrag auf seiner Pfalz zu Ingelheim aufsuchte, die Stiftungsurkunde aus, und im Anschluß an diese Gründung entstand auch die Abtei Herford, die der Fürsorge des Abtes von Corvey unterstellt wurde.

Wie aber erklärt sich die Benutzung des Matthäus-Kommentars des Hrabanus Maurus?

Die Gründung von Corvey war ein Ereignis, besonders auch für das Kloster Fulda. Ausgeschlossen, daß bei der Gründung des neuen Missionsklosters, das auf Befehl des Kaisers durch dessen Oheime, den Abt Adalhard und den in Sachsen gefeierten Wala, ins Leben gerufen wurde, der damalige Abt von Fulda, der Nachfolger des heiligen Bonifatius, der gelehrte Hrabanus Maurus, sich nicht irgendwie beteiligt haben sollte. Leicht gelangte man zu Schiff nach Corvey hinunter. Auch wird berichtet, daß letzteres von Fulda aus besiedelt sei und Hrabanus eine Zeitlang als Lehrer in Corvey gewirkt habe. Dieser galt damals als Deutschlands erster Gelehrter, als der Praeceptor Germaniae. Gerade 821 hatte er seinen Matthäus-Kommentar vollendet. Was war natürlicher, als daß er ihn der Bücherei des neuen Klosters stiftete und daß der Verfasser des Heliand diese gelehrte Schrift eifrig benützte! Hraban betrachtete sich als Schüler Alkuins. „Was einst der Meister Alkuin lehrte, das bewahrte sein Herz." Diese Neigung verband ihn mit Adalhard.

Adalhard war der erste Leiter des Klosters, er ist aber bald wieder nach Corbie zurückgekehrt und dort schon am 2. Januar 826 gestorben. Die Quellen lassen erkennen, daß Wala damals den Wunsch hegte, Abt von Corvey zu werden, wohl um seine Tage auf heimatlichem Boden zu beschließen. Seine glühende Liebe (fervens amor) zu Heimat und Verwandten wird bezeugt. Aber es war anders bestimmt. Er wurde der Nachfolger seines Bruders in Corbie. Der Argwohn gegen den ehemaligen Statthalter des Sachsenlandes war in Ludwig wohl immer noch nicht erstorben. Er beschloß sein Leben in dem oberitalienischen Kloster Bobbio, wo er 836 starb.

Über den Ursprung des Heliand, zu urkundlicher Gewißheit zu gelangen, scheint ausgeschlossen; aber es ist doch wohl nicht zu leugnen, daß bei der hier gegebenen Erklärung die Wahrscheinlichkeiten sich überraschend häufen.

Nachwort der Schriftleitung.

Auf Grund eigener Untersuchungen ist F. Böckelmann zu dem vorstehenden Ergebnis gekommen, das er zuerst in den „Gedenkblättern zur Elfhundertjahrfeier der Stadt Herford" (Verlag des Herforder Kreisblattes 1923) veröffentlicht hat und das auf Wunsch von namhaften Fachgenossen hier einem weiteren Kreis vorgelegt wird. In letzter Stunde macht mich aber F. Panzer darauf aufmerksam, daß das Wesentliche dieser Vermutungen bereits 1892 von F. Kauffmann mit eingehender Begründung in der Germania Bd. 37 ausgesprochen ist. Hofstaetter.

Zur Behandlung von Shakespeares „Macbeth" im deutschen Unterricht.

Von **Paul Joachimsen** in München.

In unserem deutschen Unterricht hat sich Shakespeare als der einzige fremdländische Dichter Heimat und Bürgerrecht errungen. Mit Recht, denn er ist unser, nicht nur durch die hingebende Arbeit, die ihm deutsche Gelehrsamkeit gewidmet hat, und auch nicht nur durch den gewaltigen Einfluß, den er seit den Tagen Lessings auf unsere Dichtung, ja auf die geistige Entwicklung Deutschlands überhaupt geübt hat, ein Einfluß, den Gundolfs Buch jetzt in seiner Breite und in seinen Abwandlungen zu verfolgen gestattet, sondern auch dadurch, daß er unleugbar einige Seiten der eigentümlich germanischen Geistesentwicklung schärfer zum Ausdruck gebracht hat als unsere deutsche Dichtung der klassischen Zeit. Das hat schon Herder gesehen, als er Shakespeare den größten Dichter der nordischen Menschen nannte, und Geibel sagt das hölzern aber richtig, wenn er Milton den Poeten der Briten nennt, aber Shakespeare für die germanische Welt in Anspruch nimmt, „soweit sie sich dehnt".

Auf unseren deutschen Schulen ist es nicht möglich, Shakespeare mit derselben Ausführlichkeit zu behandeln wie Schiller und Goethe. Das verbietet die Zeit, und den tieferen Problemen Shakespeares gegenüber würde ein Schülerverstand noch stärker versagen, als er es gegenüber dem „Tasso" oder dem „Faust" zu tun pflegt. Wir müssen uns begnügen, das Einzigartige eines Genies, dem Gervinus mit Recht dieselbe Stellung in der modernen Dichtung anwies, die Homer in der antiken widerspruchslos behauptet, an irgendeinem Beispiel zu erläutern, wo die Einfachheit der Linienführung und der Problematik ein annäherndes Verständnis auch für jugendliche Gemüter ermöglicht, die in die Lebenserfahrungen, die Shakespeare voraussetzt, erst von ferne und ohne eigenen Anteil hineinblicken.

Ich mache unter diesem Gesichtspunkt ein paar Bemerkungen, die sich mir bei wiederholter Behandlung des „Macbeth" mit einer Oberprima ergeben haben. Vielleicht, daß sie Fachgenossen von Interesse sind und eine Aussprache anregen.

Ich setze voraus, daß man „Macbeth" nicht als ein historisches Drama behandelt. Daß es einen historischen König von Schottland dieses Namens gegeben hat, der ein Zeitgenosse unseres Kaisers Heinrich III. war, ist für das Drama Shakespeares gleichgültig. Historisch ist „Macbeth" nur insofern, als er an einer Zeitenwende spielt,

wo eine wilde und grausame, von Gewalt und Trug lebende Zeit versinkt, und eine milde, von einer höheren Sittlichkeit erfüllte heraufkommt, also ein Problem, wie es Hebbel den größten seiner Dramen zugrunde legt, und wie er es am klarsten in seinen „Nibelungen" ausgesprochen hat. Nur in diesem Sinne ist „Macbeth" historisch. Diese Beziehung ist aber auch die wichtigste, die der Lehrer herauszuarbeiten hat. Mit Jahreszahlen oder Einzelheiten der schottischen Geschichte hat sie nichts zu tun.

Auf diesem zeitlos-historischen Hintergrund spielt nun eine Handlung, die so einfach ist, wie die aller großen historischen Werke der Dichtkunst und deshalb in einem Satze erzählt werden kann: Ein ehrgeiziger Feldherr bemächtigt sich durch Ermordung seines Königs des Thrones und wird, da er sich nur durch eine Kette von Verbrechen auf ihm halten zu können glaubt, ein Opfer seiner tyrannischen Freveltaten. Wie das im einzelnen verläuft, wird man nicht umhin können, genau darzulegen. Insbesondere ist der Hergang bei der Ermordung des Königs nach meiner Erfahrung erst aus einer genauen Interpretation des Textes zu gewinnen. Man kann die Probe darauf, daß sie nötig ist, auch bei Erwachsenen machen. — Schon eine solche genaue Darlegung des äußeren Ganges der Handlung zeigt das Atemlose der Verlebendigung, die gerade für dieses Drama Shakespeares bezeichnend ist. Diese fünf Akte umspannen in der Tat ein ganzes Kapitel Geschichte, eine ungeheure Fülle von Ereignissen. Schiller hat in seinem „Wallenstein", um dasselbe Problem zu behandeln, die doppelte Zahl der Akte gebraucht, und doch nur einen Ausschnitt von wenigen Tagen aus dem historischen Bilde sichtbar gemacht. Diese Fülle von Ereignissen ist aber nun von Shakespeare mit einer Kunst geordnet, die er selbst selten erreicht hat. Das zeigt ein Vergleich mit den Königsdramen oder auch mit dem „Coriolan", wo der fünfte Akt überlastet und die äußere Katastrophe angeklebt ist. Man kann auch, wiederum Gervinus folgend, hier sogleich zeigen, wie dieser Dichter, auf den keine Kunstregel der klassischen Poetik zu passen scheint, den Höhepunkt der äußeren Handlung, das Krönungsmahl Macbeths mit dem Erscheinen von Banquos Geist, genau in die Mitte des Stückes gelegt hat.

Aber dies alles ist natürlich Einführung. Die eigentliche Erläuterung des Dramas beginnt mit der Frage Lessings: Wie kann ein so großer Bösewicht ein tragischer Held sein? d. h., wie wir sogleich mit Abweisung aller Katharsis-Spekulation verdeutlichen: Wie kann seine Verbrecherbahn unser Interesse erregen und sein Untergang uns erschüttern? Wir antworten zunächst mit Lessing: Indem wir eine Energie am Werke sehen, die wir bewundern müssen, und indem wir ihre Zwecke furchtbar finden. Wir gehen weiter und fragen: Welches sind die beherrschenden Eigenschaften dieses Charakters? Shakespeare hat es uns leicht gemacht, sie zu erkennen. Wie in den meisten seiner Dramen spricht auch in „Macbeth" eine der Personen des Stückes das Stichwort für den Helden aus. Hier sind es die Worte, die Lady Macbeth (I, 5) von ihm sagt:

> Doch fürcht ich Dein Gemüt;
> Es ist zu voll von Milch der Menschenliebe,
> Das Nächste zu erfassen. Groß möcht'st Du sein,
> Bist ohne Ehrgeiz nicht; doch fehlt die Bosheit,
> Die ihn begleiten muß. Was recht Du möchtest,
> Das möchtst Du rechtlich; möchtest falsch nicht spielen
> Und unrecht doch gewinnen: möchtest gern
> Das haben, großer Glamis, was Dir zuruft:
> „Dies mußt Du tun, wenn Du es haben willst!"
> Und was Du mehr Dich scheust zu tun, als daß
> Du ungetan es wünschest.

Also ein Ehrgeiziger, der das Spiel des Lebens gewinnen will; wenn es sein kann mit Ehre, aber gewinnen will um jeden Preis. Nur daß ihm die Natur die Gabe versagt zu haben scheint, die Dinge zu meistern und zu sich her zu zwingen. Sie sollen ihn, wenn möglich, so umgeben, daß er für Notwendigkeit halten kann, was der innerste Wunsch seines Herzens ist. Das scheidet Macbeth von den Renaissancemenschen, die von vornherein auf den Kampf mit der „Metze Fortuna" gestellt sind und die Shakespeare sonst so großartig geschildert hat. Damit aber erledigt sich auch die Frage über das Verhältnis Macbeths zu den Hexen, über die so viel Tinte vergossen worden ist. Daß sie die Schicksalsschwestern sind, hat Shakespeare selbst gesagt; wir denken an die Erinnyen, besser noch an die Nornen der germanischen Mythologie, die denn auch hier in der christlichen Verzerrung einer geschlechtslosen Häßlichkeit erscheinen. Aber sie wirken nur dem sein Schicksal, der dafür reif ist. Schiller hat es für nötig gehalten, dies in seiner Bearbeitung des „Macbeth", von der man besser bei dem Stücke selbst nicht spricht, zu verdeutlichen. Als ob es nicht Shakespeare selbst am deutlichsten gesagt hätte, wenn er die Hexen dem Macbeth prophezeien läßt, daß er König werden wird, und dann sofort, ohne daß ein Wort der Hexen darauf hindeutet, vor Macbeth das „Bild vom Mord" aufsteigen läßt. Auch das sollte den Lehrer, der zu jugendlichen Menschen spricht, nicht bekümmern, ob diese Hexen nun also die Verkörperung von Macbeths bösem Gewissen oder von jenem Zwang der Welt sind, von dem wir sprachen und den dieser Charakter braucht, um ein Verbrecher zu werden. Wir würden uns damit nicht nur auf ein Gebiet ganz unfruchtbarer Erörterungen begeben, sondern auch an der Heiligkeit der Poesie versündigen. Shakespeare, der, wie Schlegel einmal sagt, das Glück hatte, in einer Zeit zu leben, wo der Mond des Mittelalters noch am Himmel stand, während die Sonne der neuen Zeit schon im Aufgehen war, Shakespeare hat an die Hexen geglaubt, wenn auch nur als an „Blasen der Erde", wie er Banquo sagen läßt, und wir sollen sie auch glauben.

Aber wir müssen tiefer in den Charakter des Macbeth eindringen, wenn wir den Nerv der dramatischen Handlung erfassen wollen. Wir müssen fragen: Gibt es etwas wie eine Philosophie Macbeths? d. h. wie weit steht er seinen Taten selbst betrachtend und wägend gegenüber? Hegel, der den Charakteren Shakespeares im allgemeinen und dem des Macbeth im besonderen in seiner „Ästhetik" regste Aufmerksamkeit zugewandt hat, scheint diese höchste Art der Tragik, die aus der Reflexion auf ein allgemeines sittliches Prinzip springt, ihm zunächst abzusprechen. Es sagt (Teil II, Abschnitt III, Kap. 3): „Besonders in den Tragödien Shakespeares (er nennt Macbeth, Othello, Richard III.) haben wir Individuen vor uns, selbständig, nur auf sich selbst gestellt, mit besonderen Zwecken, die nur die ihrigen sind, aus ihrer Individualität allein sich herschreiben, und welche sie nun mit der unerschütterten Konsequenz der Leidenschaft ohne Nebenreflexion und Allgemeinheit, nur zur eigenen Selbstbefriedigung durchsetzen." Und dann: „Je partikulärer nun der Charakter ist, der nur sich selber festhält und sich dadurch leicht dem Bösen nähert, desto mehr hat er sich in der konkreten Wirklichkeit nicht nur gegen die Hindernisse zu behaupten, die sich ihm in den Weg stellen und seine Realisation hemmen, sondern desto mehr wird er auch durch diese seine Realisation selber dem Untergang entgegengetrieben ... In diesen Charakteren unseres Kreises bei der Zufälligkeit dessen, was sie als ihren Zweck ergreifen, und der Selbständigkeit ihrer Individualität ist keine objektive Versöhnung möglich.

Der Zusammenhang dessen, was sie sind und was ihnen widerfährt, bleibt teils unbestimmt, teils aber ist für sie selber kein Woher und Wohin aufgelöst. Das Fatum als abstrakte Notwendigkeit kehrt hier noch einmal wieder zurück, und die einzige Versöhnung ist für das Individuum sein unendliches Sein in sich, seine eigene Festigkeit, in der es über seiner Leidenschaft und ihrem Schicksal steht. „Es ist so“, und was ihm begegnet, mag es vom waltenden Geschick, der Notwendigkeit oder dem Zufall herkommen, das i st gleichfalls, ohne Reflexion wozu, weshalb. Es geschieht und der Mensch macht sich und will sich diesem Walten gegenüber steinern.“

Für solche Menschen also gibt es dann nur einen Untergang, keinen Zusammenbruch. Das scheint für keinen von Shakespeares Helden mehr zuzutreffen als für Macbeth, der wie ein angebundener Bär bis zu seinem Tode für seine Krone kämpft und als König fällt. Dennoch haben wir damit nur die äußere Problematik dieses Charakters erfaßt. Die innere enthüllen wir, wenn wir von jenem Monolog des Macbeth am Schlusse des I. Aktes ausgehen, den man mit Recht als einen Gegensatz zu dem berühmten Monolog Hamlets „Sein oder Nichtsein“ bezeichnet hat.

> Wär's abgetan, so wie's getan ist, dann wär's gut,
> Man tät es eilig: — Wenn der Meuchelmord
> Aussperren könnt' aus seinem Netz die Folgen
> Und nur Gelingen aus der Tiefe zöge:
> Daß mit dem Stoß, einmal für immer, alles
> Sich abgeschlossen hätte — hier, nur hier —
> Auf dieser Schülerbank der Gegenwart:
> So setzt ich weg mich übers künftige Leben. —
> Doch immer wird bei solcher Tat uns schon
> Vergeltung hier: daß, wie wir ihn gegeben,
> Den blutigen Unterricht, er, kaum gelernt,
> Zurückschlägt, zu bestrafen den Erfinder.
> Dies Recht, mit unabweislich fester Hand,
> Setzt unsern selbstgemischten gift'gen Kelch
> An unsre eignen Lippen.

Hier enthüllen sich deutlicher als in der Charakteristik, die die Lady von ihm entwirft, die Grenzen der moralischen Welt, in der Macbeth lebt. Seine Moral ist nicht jenseits von Gut und Böse. Sie ist ganz diesseits dieser Begriffe, sie ist ganz irdisch. Wenn er mit einem Streich das Glück packen könnte, so wollte er wegspringen über das künftige Leben; jene „Furcht vor etwas nach dem Tode“, die Hamlets Dolch in der Scheide hält, rührt ihn nicht an und das Gewissen, das aus Hamlet einen Feigling macht, ist bei Macbeth ein Ding, das diesen Namen nicht verdient. Es ist eine Mischung aus den primitivsten Begriffen der Gastlichkeit, die auch der Wilde kennt, und einer Vasallentreue, die stets eine rechnerische Unterlage hatte, und die nie einen mittelalterlichen Menschen gehindert hat, sie wegzudisputieren oder sich wegdisputieren zu lassen, wenn ein lockenderer Vorteil winkte. Das ist denn auch das einzige fast, was die Lady, die den Ehrgeiz Macbeths in weiblicher Steigerung verkörpert, zu tun hat. Dazu noch dies, ihn an seine „Mannhaftigkeit“ zu erinnern. Diese Mannhaftigkeit ist nicht die virtù des Macchiavell, es ist jene wilde Tapferkeit der nordischen Berserker, die viel mehr eine Mitgift der Natur als ein Lohn des Lebens ist.

Und nun, nachdem Macbeth sich über diese leichte Schwelle der Hemmungen in die Mordtat hat hineinstoßen lassen, will er — das hat wiederum Gervinus, von

dem wir heute noch so viel zur Psychologie Shakespearescher Charaktere lernen können, hervorgehoben — nur eines: „Sicherheit". Macbeth ist, so sagten wir, nach seiner Anlage kein Mensch, der die Fortuna zwingen möchte, sie soll sich ihm darbieten. Aber nun, wo er in ihrem Kreise steht, will er sie meistern. Daher die plötzliche Hellsichtigkeit, die ihn die Kämmerer ermorden heißt, die seine Frau nur unter den zwingenden Verdacht der Mordtat am König bringen wollte, daher dann der Anschlag auf Banquo, den er seiner Frau bereits verhehlt, daher dann das Aufsuchen der Hexen, die ihm diese Sicherheit geben sollen und nun wiederum nichts mehr zu tun brauchen, als diesen Wahn seines Herzens zu bestärken.

Wie kann ein solcher Charakter innerlich vernichtet werden? Vielleicht dadurch, daß er erfährt, daß diese Sicherheit Trug ist. Dann läge die Lösung da, wo Macbeth Birnams Wald auf Dunsinan anrücken sieht und wo ihm Macduff sagt, daß er, ein neuer Cäsar, aus dem Mutterleibe vor der Zeit geschnitten wurde. Das wäre eine Lösung im Sinne der Griechen, deren Götter mit zweideutigen Orakeln die Menschen äffen, damit sie um so sicherer ihrem Schicksal verfallen.

Es ist nicht die Lösung Shakespeares im „Macbeth". Diese liegt da, wo Macbeth auch das letzte irdische Grauen von sich getan hat und nun noch einmal, wie in den letzten Augenblicken vor dem Entschluß zur Mordtat, in sein Inneres zurückkehrt (Akt V, 5):

> Morgen und morgen und dann wieder morgen,
> Kriecht so mit kleinem Schritt von Tag zu Tag,
> Zur letzten Silb' auf unserm Lebensblatt;
> Und alle unsre Gestern führten Narr'n
> Den Pfad des stäub'gen Tods. — Aus! kleines Licht! —
> Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild;
> Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht
> Sein Stündchen auf der Bühn' und dann nicht mehr
> Vernommen wird; ein Märchen ist's, erzählt
> Von einem Dummkopf voller Klang und Wut,
> Das nichts bedeutet. —

Auch auf diese Worte hat Hegel schon den Finger gelegt. Er spricht an einer früheren Stelle seiner „Ästhetik" (Teil II, Abschnitt I, Kap. III), bezeichnenderweise an einer Stelle, die von den Kunstformen handelt, von der Bedeutung der Gleichnisse im Drama. „Durch sie", sagt er „sucht sich ein Charakter, der bereits eins mit seinen Interessen, seinem Schmerz und Schicksal ist, von dieser unmittelbaren Einheit zu befreien, und läßt die Befreiung eben dadurch, daß er sich zu Gleichnissen noch fähig zeigt, offenbar werden. Hauptsächlich seine verbrecherischen Charaktere hebt Shakespeare durch Größe des Geistes im Verbrechen wie im Unglück zugleich wieder über ihre schlechte Leidenschaft hinaus ... und gibt ihnen diese Kraft der Phantasie, durch welche sie sich ebensosehr als eine andere fremde Gestalt zur Anschauung kommen."

Das ist es. Dieser Mensch, der nur für das Diesseits, für die Welt, Ehre und zeitliche Güter gekämpft und gefrevelt hat und völlig in dieser Welt befangen schien, sieht sie nun als etwas Fremdes vor sich. Er erkennt das Leben als einen Wanderschatten, als ein Komödienspiel, ein Märchen. Es kümmert uns wiederum nicht, ob wir in diesen Worten den Widerhall der damaligen Lebensphilosophie Shakespeares selbst erkennen dürfen, wie diejenigen Erklärer meinen, die den Macbeth in die Learperiode gestellt haben. Sie sind die Schlußworte der Philosophie des Macbeth selbst, sein Zu-

sammenbruch als Mensch und als sittlicher Charakter, wenn man dieses Wort hier gelten lassen will. Dagegen beachten wir wiederum, mit welcher Feinheit der Dichter dieser inneren Katastrophe ihre Stelle im Drama angewiesen hat. Sie steht vor der Meldung des Boten, daß Birnams Wald auf Dunsinan anrücke, nicht hinter derselben. Das heißt, wir sollen nach Shakespeares Meinung die innere Katastrophe Macbeths nicht für eine Folge des Zusammenbrechens jener äußeren Sicherheit halten, die Macbeth aus dem Hexenspruch geschöpft hat. Aber die Worte folgen unmittelbar auf die Kunde vom Tode der Lady. „Sie hätte später sterben können", erwidert er dem Boten. Er hat sich innerlich längst von ihr gelöst, wie von allen Menschen, mit denen er gelebt hat. Das künstlerische Mittel, den Helden zu vereinsamen, hat Shakespeare hier mit vollster Genialität angewendet. Aber mit der Lady ist Macbeth der Mensch weggestorben, der ihn gelehrt hatte, die letzten Brücken abzubrechen, welche von seiner irdischen Welt des Ehrgeizes und des Gewinns in eine andere hätten führen können. Diese irdische Welt stirbt ihr in Macbeth nach.

Von hier aus bahnt sich, denke ich, der Weg zu der ideenhaften Perspektive des ganzen Dramas. Die Welt Macbeths geht unter, um einer neuen Platz zu machen, deren erster Feldherr seinen Sohn als Todesopfer für den Sieg der Gerechtigkeit darbringt, deren erster Herrscher die Frömmigkeit Duncans ohne seine Schwäche wiederbringen wird, deren eigentlicher Vertreter aber jener Eduard der Bekenner ist, dessen Hand durch ihre Berührung die Aussätzigen heilt, wie Macbeths Hand die Gesunden siechen machte, der diese Gabe auf die künftigen Herrscher vererben und damit das Königtum zu einer Quelle des Lebens machen wird, wie es Macbeth zu einem Fluch gemacht hat, der von Gott die Prophetengabe besitzt und daraus also jene Sicherheit schöpft, die Macbeth aus der Fesselung des Schicksals vergeblich sich zu erringen gesucht hatte. Es ist der rex et sacerdos, wie ihn die karolingische Tradition als Herrscherideal geschaffen und allen Völkern des romanisch-germanischen Kulturkreises überliefert hatte.

Der typische Goethe.

Von Eilhard Erich Pauls in Lübeck.

Was ich hier zu einem Thema sagen möchte, das schon von Berufeneren mehrfach abgehandelt wurde, ist etwa so, wie ich es heute niederschreibe, vor jungen mecklenburgischen Landlehrern gesprochen worden, die glaubten, unter meiner bescheidenen Leitung sich fortbilden zu können. Es ist in ähnlicher Weise auch vor Primanern ausgeführt worden. Es könnte vielleicht auch anderswo fruchtbringend werden; darum möchte ich hier abgekürzt niederschreiben, was in der mündlichen Mitteilung des weiteren ausgeführt war.

An den Anfang unserer Beschäftigung mit Goethe stellen wir die Lektüre seiner Selbstbiographie „Aus meinem Leben". Warum tun wir das? Warum lesen wir nicht die beiden Bände, die Bielschowski meisterhaft geschrieben hat, oder den umfangreichen, in dem Gundolf es versucht hat, in neuer Weise von Goethe und seiner Dichtung zu handeln? Weil wir glauben, daß Goethe sein Leben nicht nur in Bruchstücken einer großen Konfession und in zufälligen Auszügen zu dichterischem Niederschlag gebracht hat, nicht nur, soweit er sein Leben selbst erzählt hat, seinen Bericht zu einem Kunstwerk erhoben hat, sondern weil er sein Leben als ein Kunstwerk lebte, weil ihm sein

Leben nicht erst in einer bewußten Erzählung, sondern schon in schicksalhaftem Erleben zu einer Dichtung wurde. „Dichtung und Wahrheit" nannte er seine Biographie, Bismarck sagte: „Gedanken und Erinnerungen", Liliencron nannte dasselbe „Leben und Lüge". Dasselbe und welch ein Unterschied! Was heißt „Dichtung und Wahrheit"? Es ist die Darstellung von Wirklichkeiten, die mit dem Mittel der Dichtung zur wesenhaften Wahrheit erhöht werden. Nichts anderes ist Dichtung, ist Kunst überhaupt, wenn sie die Realität des Erlebens auf ihren wesentlichen Inhalt bringt, so das ewig neu gestellte Rätsel des Lebens lösend, profanen Blicken den Sinn des Lebens aufweisend. Aber so verlief Goethes Erleben schon, ehe es von ihm dargestellt wurde. Wenn Bielschowski uns zu Goethe führt, erzählt er objektiv das Leben, aus dem die Gedichte erwuchsen; er geht den Weg von außen nach innen zu. Gundolf versuchte ein erstes Mal den umgekehrten Weg. Daß es noch ein Versuch blieb, ohne ganz zu gelingen, nimmt ihm den Ruhm nicht, diesen Weg als Erster gegangen zu sein, den Weg von der Dichtung her zu dem Dichter. Wir gehen eine dritte Straße, vielleicht in manchen Strecken der Gundolfischen parallel, vielleicht bescheidener in ihrem Ziel, vielleicht aber anspruchsvoller in ihrem Ausgang. Denn der Ausgangspunkt sind wir selbst, bin jedesmal nur ich. An keiner Dichtung nehme ich lebendigen Anteil, die nicht von mir zu mir spricht. Jeder andere Anteil kann nur ein wissenschaftlicher sein, dieser hier ist ein erlebter. Wenn ich nicht schicksalsgebunden wie Maria Stuart bin, sagt mir Schillers Dichtung nichts, wenn mir nicht die Götter ein ehern Band um meine Stirne schmiedeten, ist Goethes „Iphigenie" für mich tot. Und Fausts dringender Erkenntnistrieb, sein strebend sich Bemühen muß mein eigenes sein, wenn ich die Dichtung von Faust erleben will. Ich bin Weislingen, ich bin Werther, und vor meinen Wagen wurden Egmonts dämonische Sonnenpferde gespannt.

Ist immer Goethesches Erleben so, daß ich mich ihm gleichsetzen darf? Welche Anmaßung aber, ich kleiner, verzagter Epigone, verurteilter Enkel — und will an meinem Dasein des Meisters Leben messen! Da ich zu Schulmeistern spreche, so fordere ich Sie auf, daran zu denken, wie Sie Gedichte vor Ihren Schülern behandeln. Zwei Schillersche Balladen zuerst. Nicht etwa, weil wir Schiller im Vergleich mit seinem Freunde herabsetzen wollen — Sie wissen, daß ich die Mode nicht mitmache —, sondern weil wir im Vergleich beider das Wesentliche ihres verschieden gearteten Erlebens heraus arbeiten. Sie leiten die Bürgschaft ein. Dann sprechen Sie zuerst von dem Erlebnis, das dieser Ballade zugrunde liegt, von der Freundschaft. Sie sprechen nicht zuerst von der Treue, die Andreas Streicher dem fliehenden Schiller hielt, von der Freundeshilfe, die Körner ihm schenkte, oder von anderen Schillerschen Freundschaften, sondern Sie sprechen zuerst von den Knabenfreundschaften Ihrer Schüler, die vor Ihnen sitzen. Vielleicht können Sie ein Freundespaar mit Namen nennen, mit dem Finger bezeichnen. Aber es kann Ihnen auch passieren, daß Ihre Schüler wohl Kameradschaft, aber noch nicht eine Freundschaft erlebt haben, die sich bewährt hat. Dann wird es Ihnen schwer sein, unmittelbar warme Anteilnahme für das Gedicht zu erwecken. Sind nicht auch Menschen denkbar, die in die Grube fahren müssen, ohne die Freundschaft erlebt zu haben? Oder Sie bringen den Kampf mit dem Drachen an Ihre Schüler heran. Sie werden auch da von dem dichterischen Erlebnis, von der Idee ausgehen müssen.

„Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck."

Ja, meine Freunde, für uns Schulmeister ist es freilich ein willkommenes Erlebnis, daß Disziplin über trotzig bewahrte Eigenheit geht. Aber fragen Sie einmal Ihre Schüler nach des Herzens aufrichtiger Meinung. Auch Schiller ist durchaus eine moderne Dichterpersönlichkeit, die nur von innen heraus schaffen kann, ist kein Schriftsteller, der objektiv arbeitet, was gerade verlangt wird. Aber seine Erlebnisse sind rein individuelle, sie sind nicht notwendig und selbstverständlich für jeden Menschen. Nun bringen Sie ein Goethesches Gedicht herbei, den Erlkönig. Ja, welcher von Ihren Jungens, welches von Ihren Mädels ist noch nicht bange gewesen. Freilich, am Tage, wenn unser Wille wach ist, wenn die Augen all derer, vor denen wir uns zu genieren haben, auf uns gerichtet sind, dann wenden wir wohl alle unsere Energie auf, unser Angstgefühl zu bekriegen, und es gelingt uns. Aber in der Nacht ist es uns erlaubt, endlich unser eigenes Leben zu leben, dann fürchten wir uns alle und ziehen die Bettdecke über die Ohren. Wenn sie von ihrem Willen losgelassen sind, sind sie alle bange, auch Achilleus, Siegfried und Hindenburg. Die Furcht, die Angst, daß man daran sterben kann, ist ein Urgefühl. Und wenn Ihre Schüler Ihnen viele Geschichten aus ihrem eigenen kleinen Leben erzählt haben, dann erst sprechen Sie, Schulmeister, ihnen vielleicht von dem Knaben Goethe, der über einen dunklen Flur hinweg in sein Schlafzimmer gehen soll, und der Vater hat sich als Gespenst verkleidet. Ein Urgefühl liegt der Ballade vom Fischerknaben zugrunde. Wenn vor mir ein Schnellzug in die Bahnhofshalle einbraust, trete ich gern einen Schritt zurück, weil irgend etwas mich zieht, daß ich mich auf die Schienen werfe. Und wenn Sie auf einer Brücke stehen, unter der das Wasser ständig fließt, möchten Sie nicht hinunterfallen. Die Anziehungskraft der Gefahr kennen wir alle. Darum ist in Goethes Gedichten von uns die Rede, jedesmal von dir und von mir. Darum sind Goethes Gedichte unmittelbar und immer lebendig.

Aber nicht von seinen Werken, von seinem Leben wollen wir sprechen. Sein Leben, so wie er es uns erzählt hat, und so wie es wahrhaft gewesen ist, ist uns ein typisches Kunstwerk. Ein Kunstwerk zuerst. Da lesen Sie einmal losgelöst für sich und lesen Sie als eine Novelle die Bücher von „Dichtung und Wahrheit", die von der Straßburger Zeit handeln, nur ein Beispiel von vielen. Lesen Sie die Novelle von dem stimmenden Akkord an, der Goethes Aufenthalt auf der Plattform des Münsterturmes erzählt, ringsum die Landschaft, und er erzieht sich zur Schwindelfreiheit eines gesunden Menschen. Das Thema der Novelle: Natur ist angeschlagen, und durch vielerlei Erlebnisse, gotische Kunst, Elsässer Reise, Herder und medizinische Liebhaberei wird dieses Thema fugenmäßig variiert, um — wie das immer bei Goetheschen Krisen ist — in einem Frauenerlebnis geschaute Gestalt zu werden. Da ist dieses Friederikenerlebnis eingeleitet durch die Szene bei den Töchtern des Tanzmeisters. Seine Lippen werden verflucht. Das hätte Shakespeare nicht wirkungsvoller und bedeutender — dies Wort im Goetheschen Sinne — gestalten können. Und da klingt dieses Friederikenerlebnis versöhnend aus, wenn Goethe nach dem letzten Abschied seine Vision erzählt, er selbst im nußbraunen Rocke sich entgegen reitend. Das hat Shakespeare am Ende seines Hamlet nicht so selbstverständlich gefunden. Ich muß gestehen, daß ich früher versucht gewesen bin, solche Kunst als Dichtung, freie Erfindung des Künstlers aufzunehmen. Heute weiß ich, daß Goethe sein Leben als ein Kunstwerk schon lebte, oder daß ein großes Schicksal dem Dichter in seinem Leben das schönste Kunstwerk schenkte.

Und ein typisches Kunstwerk ist uns Goethes Leben und seine Lebensbeschreibung. Mein Leben wird wesentlich geschildert, wenn Goethe das seine wahrhaft erzählt. Goethe beginnt mit einer ersten Erinnerung: er wirft Teller und Geschirr auf die Straße. Nun fragen und forschen wir nach unseren eigenen ersten Erinnerungen. Ein kleines Zimmer, eine braun lackierte Wiege, darauf die Lichter glänzen, eine schwarz gekleidete Frau, die sich weinend über die braune Wiege wirft. Wir Kinder stehen an der Tür, da werden wir mit dem Mädchen nach draußen geschickt. Was mir später gesagt worden ist, ergänzt das Bild: ein kleiner Bruder ist gestorben. Aber ein Bild war es, keine Handlung. Was in meiner Seele haften geblieben ist, könnte ich malen, wenn ich malen könnte; zu erzählen ist da nichts. Aber einer meiner Schüler erzählte: Er steht in Lübeck vor dem Geibeldenkmal, dessen Sockel mit dem schlummernden Genius des Dichters geschmückt ist, und fragt seine Mama: „Wer ist der Mann da oben, dessen Frau heruntergerutscht ist?" Das ist jedoch falsch und ein Irrtum. Eine stolze Mama hat diesen Schnack dem Sprößling erzählt, aber eine eigene Erinnerung ist das nicht. Nach der lustigen Geschirrpolterei fährt Goethe im ersten Buch von Dichtung und Wahrheit anders fort, er spricht nicht mehr von sich, denn es ist nichts von ihm zu erzählen. Er ist noch gar nicht da, das Kind ist ein Stück dessen, wovon Goethe spricht, seiner räumlichen und menschlichen Umgebung, bis am Ende der Kindheit der werdende Mensch mit einer ersten schweren Frage, mit einem ersten quälenden Zweifel an seiner obersten Autorität in das Knabentum hinübertritt. Es braucht nicht immer wie bei Goethe nach dem Erdbeben von Lissabon die Frage gleich an Gott sein, aber die erste Frage und der erste Zweifel beendet die Kindheit — hat auch meine und deine Kindheit beendet; forsche nur und suche und erkenne dein eigenes Leben an dem großen Beispiel des Dichters. Im zweiten Buch von Dichtung und Wahrheit nimmt das Menschlein, dem die Augen aufgetan sind, selbständigen Anteil am Leben, nach außen an den Zeitereignissen, schon kritisch, wenn auch leicht dem Beispiel seiner großen Umgebung folgend, hier fritzisch und bewundernd, und selbständigen Anteil nach dem eigenen Innenleben zu, wofür der alte Goethe um der Wahrheit willen über die Wirklichkeit hinaus dichtend sein Märchen erzählt. Der Knabe wächst in oder trotz der Erziehung — mit der ersten Liebe tritt der Knabe in die Jünglingszeit, immer mit der ersten Liebe, weil dem Knaben seine Männlichkeit erwacht. Und diese erste Liebe ist immer unvergeßlich, weil es eine erste ist und der Eindruck eine noch unberührte Seele trifft, ist immer heilig und rein, weil ein Knabe liebt noch ohne das Begehren des Mannes. Darum tut Goethe recht im Sinne der Wahrheit, wenn er von seinem Gretchen als von einem reinen, unbescholtenen Mädchen berichtet, und es ist uns gar nicht gut zu wissen, daß der Frankfurter Senat die Kriminalakten Wagner gleich nach beendeter Untersuchung vernichtet hat, doch wohl um des Bürgermeisterenkels willen vernichtet hat, doch wohl vernichtet hat, weil die Sache nicht so ganz unbedenklich war. Der Jüngling wird in die Welt geschickt, um sie für sich zu erobern. Er wird das immer am falschen Ende zuerst angreifen, der Junge wird immer zuerst Dandy sein, ehe er ein Verhältnis zur Natur gewinnt. Nur daß für Goethe, nachdem er von der Gesellschaft — nach Leipziger Rokokoschnitt — aus nicht hat zur Welt gelangen können, der Bankrott sichtbare Gestalt gewinnt, weil er ein Künstler ist. Goethe kehrt krank nach Hause zurück. In irgendeiner Form tritt auch an uns, wenn wir genesen, das Fräulein von Klettenberg heran, die Selbstbesinnung

in der Stille. Das zweite Mal aber erobert Goethe die Welt vom festen Boden der Natur aus.

Wir wollen abbrechen. Den Faden weiter zu spinnen, bis ein mehr als achtzigjähriges Leben sich schließt, wird nicht schwer sein, und immer wird die Linie meines eigenen kleinen Lebens, bescheiden freilich und ohne die ausgeprägten Höhenmarken, und die Linie deines Lebens und unser aller müde und doch so schöne Erdenpilgerschaft den größten Strichen seines Lebens parallel laufen. Denn er hat als ein Dichter gelebt auch sein Leben als eine Dichtung. Was tut die Dichtung anderes, als dem profanen Menschen den Sinn seines Lebens angeschaut und anschaulich zu schenken und ihm das Rätsel seiner Welt gestaltet zu lösen? Darum ist Goethe nicht der Olympier, weil wir es nicht sind: darum ist er immer wir selbst, gesteigert und gehöht, daß wir in ihm unser eigen Sein, über uns selbst hinaus göttlich vollkommen gemacht, verehren, darum ist er der typische Mensch — für den Deutschen. Denn daß daneben auch eine starke Divergenz der Linien vorhanden ist, darf doch nicht übersehen werden. Wir anderen sind in einer Millionenstadt oder in Dingerichshausen oder in Bumsdorf geboren, er aber in einer freien Reichsstadt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und das war nicht in Lübeck möglich, sondern nur in Frankfurt am Main. Und wenn Goethe so werden sollte, wie er wurde, konnte er nicht dem Ehmckendorfer Kreise der Sainte Julie angehören, sondern nur dem Weimarer Hofe Karl Augusts. Die Gegenwart hätte in demokratischer Gleichmacherei seine Größe nicht wachsen lassen, und Ullstein hätte ihn nicht verlegt. Jedenfalls aber war er nur in Deutschland möglich. Er ist ja heute noch den Engländern zu innerlich, den Franzosen zu tief, so sehr, daß er eigentlich auch heute noch der deutschen Nationalliteratur allein, nicht der Weltliteratur angehört.

Goethes „Hermann und Dorothea" verglichen mit Schillers „Lied von der Glocke".

Von **Arthur Laudien** in Düsseldorf-Oberkassel.

In demselben Jahre (1797), in welchem Goethe „Hermann und Dorothea" abschloß, begann Schiller ernstlich die Ausführung seines „Glockengießerliedes". Verschiedeneres als diese beiden Dichtungen glaubt man sich nicht vorstellen zu können, und doch findet man je länger um so mehr Ähnlichkeiten zwischen beiden, daß man sie schließlich als ein Werk glaubt ansehen zu müssen und nur in der Art der Stoffbehandlung den Charakterunterschied der schaffenden Meister sich spiegeln zu sehen vermeint.

Gemeinsam ist beiden Gedichten die Beziehung des Einzelschicksals zur Weltgeschichte, gemeinsam beiden der nämliche politische Hintergrund, die deutsche Kleinstadt mit ihrer Arbeit, ihrer Freude und ihrem Leide, die deutsche Bürgerfamilie, der strebende Vater, die liebreiche Mutter, die Jugend in den Jahren des Gefühls. Darüber hinaus lassen sich in Einzelzügen, sogar im Wortlaut zahlreiche Übereinstimmungen und Anklänge feststellen. Ich gehe sie der Reihe nach durch, ohne sie nach dem Grade der Ähnlichkeit oder nach inhaltlicher Beziehung umzuordnen.

	Hermann und Dorothea.	Glocke.
I 1	„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!"	„Markt und Straßen werden stiller."
I 72	„Läuft doch jeder die Flamme zu sehn"	„Alles rennet."
I 96ff.	Wert des Verstandes.	Dazu ward ihm der Verstand.
I 115ff.	Schilderung der geretteten Habe.	Andeutung in Feuersbrunst.

I Ende	Der wohlhabende Vater verwahrt sich als Christ gegen die „Hybris", die den Zorn der Götter herausfordert.	Schiller zieht das antike Motiv vor.
I 200	Die Glocken des Friedens zugleich und der Hochzeit.	„Wenn die hellen Kirchenglocken Laden zu des Festes Glanz." „Friede sei ihr erst Geläute."
II 95	„Hab' ich die Barschaft gerettet und meinen Körper, so hab ich Alles gerettet."	Im Gegensatz dazu: „Ein süßer Trost ist ihm geblieben."
II 105 ff.	Schilderung der Feuersbrunst; dasselbe in der Glocke.	
II 117	„Der Brand lief eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind."	„Durch der Straßen lange Zeile Wächst es fort mit Windeseile." „Heulend kommt der Sturm geflogen, der die Flamme brausend sucht."
II 119	„Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Ernte."	„Prasselnd in die dürre Frucht Fällt sie . . ."
II 125	„Sah ich den Rauch und die Glut und die hohlen Mauern und Essen. Da war beklemmt mein Herz."	„In den öden Fensterhöhlen Wohnt das Grauen."
II 173	Gelderwerb des Mannes.	Tätigkeit des Mannes.
II 175	Leinwand der Hausfrau.	„Den schneeigten Lein."
II 186	„Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen."	„Die Leidenschaft flieht, Die Liebe muß bleiben."
II 200 ff.	Schilderung der Kindheit.	Desgl.
II 203	„Es bleiben die wachsenden Mädchen Endlich billig zu Haus und fliehn die wilderen Spiele."	„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe."
II 250	Der Vater erstrebt Glanz und Schimmer wie in der Glocke die Mutter.	
III 10 ff.	Lob der Ordnung.	„Heilge Ordnung."
III 23	Das Wandern.	Desgl.
III 33	Soziales Wirken.	„Tausend fleiß'ge Hände."
III 45 ff.	Mutterliebe.	„Die Mutter der Kinder."
III 60 ff.	Charakterunterschied von Mann und Weib.	„Denn wo das Strenge mit dem Zarten, Wo Starkes sich und Mildes paarten . . ."
III 70	Streben des Mannes (vgl. II 173).	„Die unendliche Gabe."
IV Anf.	Der Wohlstand der Familie.	„Überzählet sein blühend Glück."
IV 15	„Denn ein geschäftiges Weib tut keine Schritte vergebens."	„Und ruhet nimmer."
IV 34 ff.	Die Freuden der Weinlese entsprechen denen des Erntefestes in der Glocke.	
IV 44	„Um zu verhüten die Sorge Seiner liebenden Mutter."	„Der Mutterliebe zarte Sorgen."
IV 64 ff.	Hermanns Einsamkeit, Tränen.	„er irrt allein, Aus seinen Augen brechen Tränen, Er flieht der Brüder wilden Reihn.
IV 80	Bild des Friedens, des Krieges wie in den letzten Abschnitten der Glocke.	

IV 95	Kriegsdienst der Bürger.	„Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr"
IV 102	Das Treiben des Pöbels.	„Und Würgerbanden ziehn umher."
IV 190	„Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt; Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin."	„ein namenloses Sehnen."
V 15	„Niemals tadl' ich den Mann, der immer, tätig und rastlos Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet."	Im Gegensatz dazu Schillers Auffassung vom Zuviel des irdischen Segens.
V 27	„Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde."	„Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde … Vertraut der Sämann seine Saat."
V 74	„Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet."	„O, daß sie ewig grünen bliebe …
V Ende	Wirken des Richters.	Lob der Ordnung.
VI 20	„sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit, Jedem das Seine versprechend."	„Freiheit und Gleichheit hört man schallen"
VI 36	Willkür der Befreier.	„Der Gute räumt den Platz dem Bösen."
VI 62	„Nichts ist heilig ihm mehr."	„Nichts Heiliges ist mehr."
VI 65	„Grausam, freut sich des Bluts und freut sich des heulenden Jammers."	„Und treiben mit Entsetzen Scherz."
VI 66	„Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke."	„Da zerret an der Glocke Strängen Der Aufruhr, daß sie heulend schallt."
VI 70	„Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wut nun, Das Verlorne zu rächen und zu verteidigen die Reste."	„Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr."
VI 77	„Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung Wiedersehn! Das wütende Tier ist ein besserer Anblick."	„Gefährlich ist's den Leu zu wecken, Verderblich ist des Tigers Zahn; Jedoch der schrecklichste der Schrecken Das ist der Mensch in seinem Wahn."
VI 82	„Trefflicher Mann!" versetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck, „Wenn Ihr den Menschen verkennt, so kann ich Euch darum nicht schelten; Habt Ihr doch Böses genug erlitten vom wüsten Beginnen! Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen, Würdet Ihr selber gestehn, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet, Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen, Regt die Gefahr es nicht auf und drängt die Not nicht den Menschen, Daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott."	

Diesen Gedanken lehnt Schiller gänzlich ab. Er schließt die Schilderung der Greuel mit dem Ausruf:

„Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!“

VII 42	„Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.“	„Und ist von ihrem Gruß beglückt.“
VII 88	„Denn gelöst sind die Bande der Welt.“	„Es lösen Sich alle Bande ...“
VIII	Charakteristik von Vater und Mutter zu vergleichen mit der von Mann und Weib in der Glocke.	
IX 265	nochmals das Bild, daß alles sich löst.	
IX 274	„Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete rückwärts Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.“	„Und als wollte sie im Wehen Mit sich fort der Erde Wucht Reißen in gewalt’ger Flucht Wächst sie in des Himmels Höhen Riesengroß.“
IX Ende	„Und wir erfreuten uns alle des Friedens.“	„Friede sei ihr erst Geläute.“

Der Königin Abschied von ihrer Dienerschaft in Schillers „Maria Stuart“.

Von Prof. **Rudolf Goette** in Spremberg (Lausitz).

Beim Lesen des Dramas nimmt mit dem Beginne des fünften Aufzuges die Teilnahme sehr merklich ab, um sich erst vom siebenten Auftritte an wieder zu steigern.

Auf der Bühne kommt in Akt V, 1—V, 6 wohl in empfänglichen Gemütern die Rührung zum Durchbruch und mag hier für diese eine Art Ersatz für das Nachlassen der Spannung bieten; im Zeitalter der Empfindsamkeit war das sicherlich mehr als jetzt der Fall; aber die Gesamtwirkung bleibt doch ohne Frage unter allen Umständen hinter jener der vorangegangenen Akte zurück. Es gibt da irgendeine Unstimmigkeit, die ich genauer kennzeichnen möchte.

Der fünfte Akt leidet überhaupt unter dem Übelstande, daß schon vorher der Schattenkönigin Schicksal völlig entschieden ist. Ihre Verteidiger sind überwunden oder haben sie aufgegeben; Burleigh hat im Sinne seiner Herrscherin das letzte Hindernis der Vollstreckung des Todesurteils beseitigt. Man muß es deshalb aufs höchste bewundern, wie es dem Dichter gelungen ist, dem letzten Akte dennoch einen bedeutenden Inhalt zu geben, der den Zuschauer schließlich aufs neue gefangen nimmt, als die Heldin ihre Läuterung vollendet und innerlich triumphiert.

Maria triumphiert nach der Anschauung des Dichters im Kreise ihrer Diener, indem sie sich ihnen durch Gefaßtheit, Hoheit und liebevolle Teilnahme als wahre Fürstin erweist. Sie erscheint geläutert und triumphiert gleichzeitig in der Abendmahlsszene, während sie ihre Sünden bekennt und zugleich Gelegenheit findet, sich von ungerechtem Verdacht zu befreien. Endlich triumphiert sie über Lester, dem sie zeigt, daß sie ihre irdische Neigung bezwungen hat. Diese Erfolge sind von anderer, reinerer Art als jener, den sie im dritten Aufzug Elisabeth gegenüber errang; denn sie hat sich jetzt selbst überwunden. Die Vorgänge beim Abendmahl erfahren im Angesichte Lesters ihre Bewährung. Der moralische Sieg der Maria dauert nach ihrem Tode in den Schlußscenen fort; die Königin Elisabeth bemüht sich vergeblich, „mit

des Verbrechens Früchten den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen"; Talbot, der ihr dazu behilflich sein soll, verweigert diese Hilfe mit scharfer Absage, und Lester, auf den sie sich alsdann stützen möchte, hat sich inzwischen ihrer Macht heimlich durch die Flucht nach Frankreich entzogen; so wird sie sich gegen ihren Wunsch zu Burleigh und ihrer Tat bekennen müssen. Diese dramatische Darstellung eines Sieges, der ganz auf sittlichem Gebiete, unabhängig vom äußern Verlauf der Ereignisse errungen wird, konnte nur einem Schiller gelingen. Peinlich aber bleibt der Hiatus zwischen dem vierten und fünften Akte; das Hinabsinken von der Höhe wird durch den Gegensatz zu der dramatischen Kraft, die bis zum Ende des vierten Aufzuges das Schicksal der Schottenkönigin gestaltete, nur um so fühlbarer in den ersten sechs Auftritten des fünften Aktes.

Eine starke Abschwächung der dramatischen Wirkung wird besonders hervorgerufen durch das Erscheinen des Leibarztes und der Dienerschaft, neuer Personen, die eine hier unvorteilhafte Unruhe in den Gang der Dinge hineinbringen, und für welche der Dichter unsere Teilnahme nicht gewinnen kann. Die Einheit der Handlung erscheint an dieser Stelle verletzt, ein Riß, der um so merkbarer wird, je näher er dem Ende liegt. Man sagt sich wohl, daß der Dichter die Dienerschaft erscheinen läßt, um seiner Heldin Gelegenheit zur Enthüllung ihrer Seelengröße im Angesichte des Todes zu geben, gelangt aber erst durch Nachdenken, nicht durch unmittelbaren, starken Eindruck zu diesem Verständnis. Die hoheitsvollen Empfindungen der schönen Abschiedsworte in V, 6, deren Wirkung durch die Anwesenheit der vielen gleichgültigen Personen nur abgeschwächt wird, könnten auch, ohne daß Statisten dabeistehen, gegenüber Melvil und der Kennedy ausgesprochen werden und würden dann stärker in unserer Seele nachklingen.

In der überlieferten Form erscheint der sonst so kraftvolle Bau der Dichtung hier zerstückelt und zerhackt. Einzelheiten, wie die Anrede an die verschiedenen Zofen, die wir nicht kennen, ihre Kennzeichnung und Beschenkung müssen an dieser Stelle stören. Stilmittel des Aufbaues, der Exposition werden höchst unglücklich im Schlußakt verwendet, was darin seine Erklärung findet, daß der Dichter eine neue Handlung einleiten mußte. Diese ließ sich aber enger an das Vorhergegangene anknüpfen. Das Zeugnis der Kurl ist wohl von Bedeutung, rechtfertigt jedoch ihr Erscheinen nicht; es könnte Melvil durch die Kennedy vermittelt werden.

Melvil ist die einzige neu eingeführte Gestalt, die unentbehrlich geworden ist. Er gewinnt uns von vornherein durch seine wahrhafte Ergebenheit; die Teilnahme für ihn steigert sich, wenn wir erfahren, was er Außerordentliches für seine Königin tat und erwirkte. Der siebente Auftritt hat wohl etwas von einer Sensation an sich. Aber wer möchte ihn missen! Er führt uns in das Allerheiligste der Heldin, in geläutertes religiöses Empfinden hinein. Daß der Dichter uns noch einmal zu einem solchen Höhepunkte emporzutragen vermag, muß Ehrfurcht erwecken.

Änderungen an klassischen Dramen hat man im allgemeinen nur aus bühnentechnischen Notwendigkeiten heraus für begründet erkannt. Wenn aber der Gesamteindruck einer einzigartigen dramatischen Dichtung durch einen ziemlich geringfügigen Eingriff wesentlich verstärkt werden könnte, dürfte man eine solche Umgestaltung auch wohl billigen. Durch stärkere Zusammenfassung von Akt V, 1 bis V, 6 unter Beseitigung Bourgoyns, der Margareta Kurl und der übrigen Dienerinnen mit Ausnahme der Amme ließe sich das allzutiefe Tal zwischen Akt IV und V wesentlich erhöhen, eine unvorteilhafte Ablenkung der Teilnahme mindern. Der fünfte Aufzug müßte einsetzen mit dem Zeitpunkt, als die Königin sich von ihrer Dienerschaft verabschiedet und sich zurückgezogen hat:

Die Kennedy ist allein geblieben, Melvil tritt auf. Die Amme berichtet dem Haushofmeister im Gespräch, was wir erfahren sollen, also auch über den Abschied der Königin von dem Gesinde, den Blick auf das Blutgerüst, das Urteil der Kurl über ihren Gatten und über den Wert seiner Aussage. Dann erscheint die Königin, um den Getreuen ihre ganze Seelengröße zu beweisen und sich als würdig darzutun der außerordentlichen Begnadung durch das Sakrament, die ihr bevorsteht. — Der Schluß von V, 6 würde dann fortfallen, was folgt, unverändert bleiben.

Eine solche Zusammenfassung ist unter Einfügung und Umformung von nicht allzu vielen Versen möglich; der Gewinn für das Stück auf der Bühne könnte außerordentlich sein. Deshalb möchte ich mir erlauben, eine derartige Umarbeitung hier vorzuschlagen, trotz der Entrüstung, die bei manchem dieser Vorschlag hervorrufen mag. Freilich müßte sich der Überarbeiter ganz in des Dichters Art hineinfühlen und hineinspinnen können, eine Forderung, die sicherlich leichter zu stellen als zu erfüllen ist. Aber vielleicht lohnt es sich doch, die Sache einmal anzuregen.

Storms Novellenbegriff.

Von **P. J. Arnold** in Hamburg.

Die Anschauung vom Wesen der Novelle, die Storm während der ersten Hälfte seines Schaffens vertritt, hat er nach eigener Aussage von Gervinus übernommen. Er schreibt an Brinkmann am 22. November 1851: „Bei dem Ausdruck „Situation" habe ich an eine Stelle in Gervinus' Literaturgeschichte ... gedacht, wo er sagt, die Novelle sei wesentlich Situation und als solche geeignet, der großen Gattung subordinierter Konversationspoesie, dem Roman, der sich im Geleise des modernen socialen Lebens bewege, eine große, poetische Seite abzugewinnen durch Beschränkung und Isolierung auf einzelne Momente von poetischem Interesse, die sich auch im dürftigsten Alltagsleben finden. In dem Sinne, glaube ich, daß meine prosaischen Stücke recht eigentlich Novellen sind, denn eben dem Bedürfnis, nur das wirklich Poetische darzustellen, haben sie ihre knappe Form zu verdanken."[1]) Vergleicht man diese Angaben Storms mit den Ausführungen von Gervinus, so springt in die Augen, daß Storm nur die zweite Art der Novelle von den beiden dort als möglich angegebenen für sich heraushebt, die zusammengesetztere Form, die durch eine Aneinanderreihung von Situationen entsteht. Deshalb kann er auch mit Recht den Begriff der Situation im geläufigen Sinne nehmen, der das Moment der Handlung bei der einzelnen Situation zurücktreten läßt, und er kann für sie den Ausdruck Bild oder einen ähnlichen einsetzen. Diese Auffassung tritt bei ihm häufiger hervor. Am 5. Mai 1850 schreibt er an Constanze: „Sommergeschichten habe ich auf den Titel geschrieben; um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen" schreiben müssen." Mörike gegenüber äußert er sich, ebenfalls über die „Sommergeschichten", am 12. Juli 1853: „Meine kleinen Situationsstücke anlangend, so sind sie einmal, ich glaube in Kühnes „Europa" „Aquarelle" genannt, und ich habe diese Bezeichnung ... als besonders zutreffend empfunden."[2]) Und im Novemberbrief 1854 nennt er sein „grünes Blatt" „ein kleines Bild". Wie in der Zeitschrift „Europa", so sind auch von anderen seine Prosastücke in ihrem Wesen gleich richtig erkannt worden. R. Prutz

1) Gertrud Storm, Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. 1. Bd. (2. Aufl. 1912).
2) Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausg. von Jakob Bächtold 1891.

schreibt im „Museum" 1855 in einer Kritik über „Im Sonnenschein", „die den Dichter hoch erfreute": „Es liegt wirklich ein sommerlicher Glanz und Duft auf diesen reizenden, kleinen Gemälden, oder wie sonst sollen wir sie nennen? Erzählungen sind es auf keinen Fall, bloße Situationen, Schilderungen."[1]) Und Wilhelm Jensen führt in einem Briefe an Storm über „Hans und Heinz Kirch" aus: „Nur besagt schon die von mir gewählte Bezeichnung „Erzählung", daß es eigentlich keine Novelle ist... Meine obige Meinung begreift darunter, daß Ihrer Geschichte der eigentliche Kern der Novelle gebricht, um den sie sich sammelt und durch den sie als solche befriedigt... Was ich gemeint habe, war, daß die Erzählung mir einem Halsbande aneinander gereihter Perlen glich, Perlen von gleichmäßiger Schönheit, doch auch von gleichmäßiger Dicke; sie schwellen nirgendwo zu einem Mittelstücke an." Er hat danach sich nicht den Gervinusschen Novellenbegriff zu eigen gemacht, charakterisiert die Art Storms zutreffend und vermißt von seinem Standpunkte aus natürlich den Kern, Mittelpunkt, nämlich den Konflikt.

Selbstverständlich ist festzuhalten, daß es sich bei Storms Auffassung nicht um ein a priori aufgestelltes Schema handelt, nach dem nun seine Arbeit mehr oder weniger mechanisch erfolgt, sondern um eine ästhetische Einordnung seiner aus der Notwendigkeit des Stoffes und der Dichterpersönlichkeit geborenen Werke, wenn natürlich auch die gewonnene Erkenntnis den folgenden Werken zugute kommt. Den Grund, aus dem diese Art bei Storm erwachsen ist, findet Hans Eichentopf in einem doppelten Umstande: in Storms lebhaften und reichen Erinnerungen und in seiner Arbeitsweise. „Mit ihnen (den Erinnerungen an Selbsterlebtes) hängt die analytische Darstellung zusammen, ferner das Verfahren, einzelne Eindrücke aus früherer Zeit heraufzuholen und als in sich abgeschlossene Glieder der Handlung aneinanderzureihen, überhaupt die ganze Anlage. Höchst charakteristisch beginnt „Auf dem Staatshof":

> Ich kann nur Einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine Tat war oder nur ein Ereignis, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergibt, so will ich es erzählen."

Und zum andern: „„Ich arbeite übrigens meist auf Lappen und schreibe danach das Ganze zusammen" (Briefwechsel Kuh S. 547). Also: die einzelnen Eindrücke werden einzeln fixiert. Eine derartige Arbeitsweise konnte nicht ohne Einfluß auf die Komposition der Handlung bleiben; sie gibt für die oben angeführte eigentümliche Technik der Aneinanderreihung eine neue, befriedigende Erklärung."[2])

In der Reihe aneinandergefügter Situationen wird in Storms Novellen schließlich ein ganzes Menschenleben, eine menschliche Entwicklung aufgezeigt. Über den „Etatsrat" schreibt er an seinen Neffen E. Esmarch: „Hier kam es nicht auf den Vater, sondern auf die Entwicklung der Kinder durch jenen an. Da lag hier das Problem." Wir dürfen daraus aber nicht folgern, daß der Entwicklungsgang eines Menschen auch nur in dieser Novelle Ziel und Zweck der Darstellung gewesen wäre. Die angeführten Worte sind in ihrer Fassung durch die vorher ausgesprochene Überzeugung bestimmt, daß „bereits fertige Persönlichkeiten", wie es hier der Vater ist, für sal

1) G. Storm, Theodor Storm. 2. Bd.

2) Dr. Hans Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausg. von Prof. Dr. Elster.) S. 34 u. 43.

jede epische Kunstform nötig sind. Das Lebensbild ist vielmehr ein **miterreichtes** Resultat, wie aus einer Äußerung Storms hervorgeht, die ganz allgemein gehalten ist (mitgeteilt von Gilbert, zitiert nach Eichentopf, S. 38): „Meine Novellistik hat sich aus der Lyrik entwickelt und lieferte zunächst nur einzelne Stimmungsbilder oder solche einzelne Scenen, wo dem Verfasser der darzustellende Vorgang einen besonderen Keim zu poetischer Darstellung zu enthalten schien; andeutungsweise eingewebte Verbindungsglieder geben dem Leser die Möglichkeit, sich ein größeres, geschlossenes Ganzes, ein ganzes Menschenschicksal mit der bewegenden Ursache und seinem Verlauf bis zum Schlusse vorzustellen."[1])

Die Vollständigkeit der Entwicklungslinie ist demnach nicht bestimmend für die Auswahl der Situationen. Nach Gervinus ist das dafür Entscheidende das „poetische Interesse". Er unterläßt aber klarzulegen, was er darunter versteht. Bei Storm wissen wir es. Der Brief an Brinkmann vom 8. August 1867 enthält die Stelle: „Ich weiß wohl, daß meine Lyrik das ist, worauf ich zu trotzen habe. Aber auch meine Prosa ist ein ursprünglicher Ausfluß derselben eigenartigen Natur"; so kann er (nach Gilbert) sagen: „Meine Novellistik hat sich aus der Lyrik entwickelt." Im einzelnen betont er es noch in dem erwähnten Briefe an C. Esmarch: „Der Arbeit liegt die Stimmung einer etwas finsteren Weltanschauung zugrunde." — Mit dem Ursprung liegt auch das Ziel seiner Novellen im Gefühlsmäßigen. Dieses selbst ist ihm nicht von den Wirkungen der Lyrik verschieden. Als Emil Kuh ihm am 12. März 1874 schrieb: „Es waltet in ihr (Viola tricolor) eine lyrische Empfindung, welche die lyrische Form als solche nicht mehr zu ertragen imstande wäre"[2]), antwortet er am 21. März: „Nicht einstimmen kann ich darin, daß das lyrische Gedicht nicht auch das Stärkste ertragen könnte." Die Notwendigkeit der novellistischen Form liegt für ihn nur im Stoff begründet, der, um zu dieser Wirkung zu gelangen, nicht als Gedicht geformt werden kann, sondern auf breiterer, epischer Grundlage aufgebaut sein muß. Deshalb fährt er fort: „Aber es gibt Stoffe, die zu ihrer letzten Wirkung einer größeren Vorbereitung bedürfen als das lyrische Gedicht, und zwar nicht bloß räumlich zuläßt. Es gehören episch ausgeführte Scenen dazu, welche die lyrische Form sprengen würden."

Für diese, aus rein lyrischen Regungen, Stimmungen, geborenen Kunstwerke, die folgerichtig zum Ziel haben, diese Stimmungen im Leser wieder tönen zu lassen, erkennt er die von Heyse und Kurz in einer Einleitung des Deutschen Novellenschatzes zu einer seiner Novellen geprägte Begriffsbestimmung „lyrische Novellen" als zutreffend an. Nur meint er Kuh gegenüber dazu (1. September 1872): „Der Ausdruck, die Bezeichnung „lyrisch" scheint auch mir etwas gefährlich, insofern darin die Verneinung des epischen Charakters liegt, der meinen Novellen doch gewiß nicht abgesprochen werden kann." Allerdings hat er früher selbst die Gefahr erkannt, die ihm aus dem Gefühlsmäßigen, dem subjektiven Element seiner Novellen, in seiner ersten Schaffenszeit erwachsen ist. Er gibt Mörikes Ausstellung an „Immensee" recht, man möge vielleicht etwas mehr individuelle Bestimmtheit wünschen, und führt selbst diesen Mangel auf die Art der Komposition zurück. Franz Kugler schreibt ihm am 23. Dezember 1855 über „Angelika": „Sie laufen Gefahr, sich in das Subjektive zu

1) Vgl. Brief an Erich Schmidt vom 17. Okt. 1885. Th. Storms sämtl. Werke, herausg. von A. Köster. Insel-Verlag 1919, Bd. 1, Einleitung S. 23.

2) Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. Jahrg. 1890.

verlieren." Und Storm ist von der Berechtigung der Bemerkung überzeugt; denn in einem an seine Eltern gerichteten Brief (vom 7. April 1856) äußert er: „Für Dich, liebe Mutter, ... füge ich noch besonders hinzu, daß Du in Betreff der Angelica allerdings Recht hast. 'Außer dem zufällig Verfehlten — schreibt mir der stets aufrichtige Kugler — ist die berufene Gefahr da, daß Sie sich ganz in das Subjektive verlieren.' Und er hat darin Recht." [1]) Dieser Erkenntnis folgt ein bewußtes Zurückdrängen der lyrischen Darstellungsmittel, ein Hervorkehren der epischen. Er will die Stimmung nicht unmittelbar geben, sondern der „Dunstkreis einer bestimmten 'Stimmung'", die er erstrebt, ist ihm eine sich „aus den vorgetragenen Tatsachen von selbst beim Lesen entwickelnde Stimmung". Sie liegt also ausschließlich in der Wirkung. Da ihr alle künstlerischen Mittel untergeordnet sein müssen, stellt sie das für die Auswahl der Situationen bestimmende „poetische Interesse" dar.

Der von Gervinus aufgestellte Novellenbegriff ist also von Storm in dem Teile aufgegriffen worden, der eine neue Richtlinie für die Entwicklung der Novelle aufzeigte; das poetische Interesse ist genau bezeichnet in dem subjektiven Moment der Stimmung. Riehl weist auch auf diese Lösung des Novellenproblems hin, wenn er in seinem Vortrag „Novelle und Sonate" von der Situations- und Stimmungsnovelle" redet. Er weiß aber nichts mit ihr anzufangen und hält sie für von Grund aus verfehlt; sie ist ihm „der Anfang vom Ende der Novellistik". Schon Friedrich Schlegel behauptete, die Novelle sei „sehr geeignet, eine subjektive Stimmung und Ansicht, und zwar die tiefsten und eigentümlichsten derselben indirekt und gleichsam sinnbildlich darzustellen", und er wertet gerade die, „in welcher sich das subjektive Gefühl in seiner ganzen Tiefe ausspricht", als den „Gipfel und die eigentliche Blüte der ganzen Gattung". Jedenfalls also gebührt ihm der Ruhm, auf das subjektive Moment, das in der Novelle möglich ist, als erster hingewiesen zu haben. Er will aber dadurch das Interesse des Lesers von dem Werke weg auf die Persönlichkeit des Dichters hinüberleiten und diesen in den Vordergrund rücken. Der Stoff ist ihm ganz und gar Nebensache, ein Nichts, das nur die Bedeutung hat, dem Dichter die direkte Selbstentfaltung zu ermöglichen. Bei Storm dagegen erscheint die Stimmung als Ausstrahlung der Dichtung, der „vorgetragenen Tatsachen" auf das Gemüt des Lesers, nicht mehr als unmittelbare Gefühlsäußerung des Dichters. Die Selbständigkeit des Werkes und sein eigener Wert bleiben gewahrt. Das subjektive Moment zerstört es nicht mehr, sondern Storm hebt dieses durch die ihm zugewiesene Stellung und Aufgabe ins wahrhaft Künstlerische empor. Er vereinigt also die Anschauungen seiner beiden Vorgänger, von denen er allerdings nur den einen als solchen kannte, diesen ergänzend, den anderen veredelnd.

In Goethes grundlegender Begriffsbestimmung der Novelle [2]) und allen Definitionen, die sich ihr mehr oder weniger eng anschließen, ist die Einheit der Novelle in der inneren Handlung und der durch sie bedingten äußeren gegeben oder in der letzteren allein. Jedenfalls stellt sie dadurch ein unmittelbares wesentliches Merkmal des künstlerischen Objekts, der Erzählung selbst dar; demnach ist sie *objektiver* Art. Nach dem eben entwickelten Novellenbegriff Storms verschiebt sich dieses Charakteristikum der Einheit vom Objekt in die *Wirkung auf das genießende Subjekt*.

1) Theodor Storms Briefe in die Heimat. Herausg. von Gertrud Storm. 1907.
2) Arnold, Goethes Novellenbegriff. Lit. Echo. 14. Jahrg. Heft 18.

Alle Teile einer solchen Novelle sind so gewählt, geordnet und gestaltet, daß eine starke, einheitliche Gefühlswirkung, eine tiefgehende Stimmung erzeugt wird. An Stelle der Einheit der Handlung tritt die Einheit der Stimmung. Da Stimmung aber eine Erscheinung unseres Gefühlslebens ist, kann sie nicht in dem Objekt selbst enthalten und gegeben sein. Durch die Art, in der der Stoff künstlerisch verarbeitet worden ist, wird sie notwendig in uns erzeugt; sie ist also etwas aus dem Objekt Herausstrahlendes, etwas, was nicht in ihm dargestellt ist, sondern nur in ihm begründet liegt. Objekt und Subjekt müssen zusammenwirken, um die Einheit hervorzubringen; sie gestaltet sich aber im Leser, ist also subjektiver Art. Sie ist demnach komplizierter, mehr geistiger Natur; man kommt ihr mit dem Verstande nicht auf direktem Wege bei, sie bleibt immer mehr Sache des fein empfindenden, kultivierten Gefühls, und nur über diesen Umweg liegt sie auch dem nachforschenden Intellekt offen. Die Einheit der Handlung erscheint dagegen gehalten derber, realer, offensichtlicher. Man muß sich nur hüten, Werturteile mit diesen Ausdrücken zu verbinden und Wertunterschiede daraus bilden zu wollen; man gerät sofort auf eine schiefe Bahn, wenn man sie anders als rein charakterisierend gebraucht. Bei der durch die Handlung gegebenen Einheit ist ein Komplex von verschiedensten, von entgegengesetzten Stimmungen möglich, die durch sie zusammengeschlossen werden; bei der Einheit der Stimmung ein zeitliches Auseinanderliegen und -ziehen der einzelnen Teile der äußeren Handlung, die durch die herrschende Grundstimmung verschmolzen werden. Dadurch aber, daß das geschieht, daß nur solche Momente äußeren Geschehens und inneren Erlebens herausgestellt werden, die an Gefühlswerte geknüpft sind, die sich in die Gesamtstimmung einfügen, dadurch, daß diese bei jedem Teil und Glied bestimmende, verknüpfende, aufbauende Gewalt hat, bekommt auch die äußere Handlung eine Einheit und Geschlossenheit, eine Stetigkeit, die nur anderer Art ist als die objektive, aber darum nicht weniger streng. Die Einheit der Stimmung wird nicht zur Einförmigkeit, da ja nicht ein einzelnes Gefühl allein maßgebend hervortritt, sondern eine ganze Stimmung, die nach Wundt als Dauerzustand einer intensiven Gefühlsverbindung aufzufassen ist und sich zusammengesetzt zeigt aus Partialgefühlen und einem Totalgefühl, das aus der Verbindung aller Bestandteile resultiert. So ist das Ganze nicht auf einen Ton gestimmt, sondern einer Harmonie vergleichbar. Es können sogar Partialgefühle verwandt werden, die Kontrastwirkungen hervorrufen; so steht z. B. die helle, stolze Fröhlichkeit im „Schimmelreiter", als der Hauke Haien Koog glücklich vollendet ist, mitten in dem strengen, düster-ernsten Werke. Nur muß die Kraft der Gesamtstimmung so groß sein, daß sie auch solche Elemente unter ihren alles überspannenden Bogen zwingt. Die Erinnerungsnovelle ist eine glückliche Form für diese Einheit. Aus einer gegebenen Stimmung heraus wird die eigentliche Erzählung geboren. Dadurch, daß eine Stimmung die Erinnerung heraufruft, ist es begründet, daß diese vollkommen in ihr lebt. Sie selbst wird durch die Erzählung wieder vertieft, neue Teilgefühle treten im Verlaufe der Handlung zu ihr und bauen sie aus. Der ganze Stimmungsgehalt wird so dem Leser mit einer Macht aufgezwungen, daß er sich ihm gar nicht entziehen kann, und die künstlerische Einheit ist in vollendeter Weise begründet. Nur dem könnte Storms Weise, mit Vorliebe „nach rückwärts über die durchmessene Bahn Licht zu verbreiten", als Manier erscheinen, „der ihre Geburt aus der Stimmung heraus nicht begriffen hat" (Erich Schmidt). Daß in dieser einen

Art der Gestaltung die künstlerischen Möglichkeiten nicht erschöpft sind, ist selbstverständlich.

Ist der Ausbau des Novellenbegriffs nach der subjektiven Seite hin durch Storm vollendet worden, so tritt in der Novellendichtung die Stimmung als formgestaltendes Prinzip schon bei den Romantikern auf seit Clemens Brentanos ersten Erzählungen dieser Art. Ihre bezeichnendsten und besten novellistischen Dichtungen sind reine Stimmungskunst, ob sie durch das Wesen Hoffmanns, Eichendorffs oder anderer ihre persönliche Note bekommen. Auch Goethe ist ihren Einflüssen gefolgt in der Novelle „Sankt Joseph der Zweite". Nach den Richtlinien, die er in den „Lehrjahren" 5/7 dem Roman zieht, müßten wir diese Erzählung als Romanskizze bezeichnen; denn es werden „Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt", die Hauptfigur drängt die Entwicklung nicht dem Ende zu, alle Begebenheiten werden in ihrem Sinne gemodelt, sogar der Zufall treibt sein Spiel, wird aber durch „die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet". Doch ist es die eine wunderbar herausgearbeitete biblisch-religiöse Grundstimmung, aus der die ganze Dichtung fließt, aus der sie ihre Geschlossenheit und Schönheit gewinnt. Sie ist daher eine Novelle so gut wie jede andere. — Storms Vorliebe für die besten unter den Romantikern ist nicht zufällig. Er baut auf dem von ihnen geschaffenen Boden weiter und wird dadurch zum Vollender der romantischen Novellistik. Auch in theoretischer Beziehung. Die angeführte Begriffsbestimmung von Gervinus war aus romantischen Schöpfungen gezogen, und Friedrich Schlegel hatte sich auch hier als der geniale Wegweiser der verwandten Geister seiner Zeit gezeigt, indem er in der Betonung des subjektiven Moments in der Novelle ihnen die für sie notwendige Richtung andeutete. Daß die Theorie später mit solchen künstlerischen Gebilden wenig anzufangen wußte, ist wohl mit darin begründet, daß sie sich zu fest an die italienische Novelle klammerte und nicht, wie der rücksichtslos einseitige Fr. Schlegel imstande war, diese bewundernswert objektive Kunst ins Subjektive umzubiegen.

Die Abgrenzung gegen den Roman ist für die Novellen, die ihre Einheit durch die Stimmung erhalten, im einzelnen Falle nicht so einfach wie für die „objektiven"; denn in ihnen liegt häufig eine Entwicklungsreihe vor wie im Roman. Nach Gervinus können sie ja aus ihm entstehen „durch Beschränkung und Absonderung auf einzelne Momente". Die größere oder geringere Vollständigkeit kann man aber wegen der fließenden Grenzen dieser Begriffe nicht zum ausschlaggebenden Kennzeichen stempeln. Das Unterscheidungsmerkmal liegt eben in dem Punkte, daß die Entwicklungslinie nicht um ihrer selbst willen gegeben ist, also nicht nach den Gesetzen gestaltet wurde, die für den Aufbau des Romans maßgebend sind, sondern nach der Einheit der Gefühlswirkung. Unsere ganze Entwicklung ist in der Richtung vorwärts gegangen, daß dem genießenden Subjekt in seiner Beziehung zum Kunstwerk immer mehr Rechnung getragen wird. Wir haben erkannt, daß es für wahrhaft tragische Konflikte nur eine subjektive Lösung gibt, „die gleicherweise im Gemüt des Dichters wie des Zuschauers vor sich geht" (Wundt). Hat die Entwicklung des Dramas notwendig zu diesem Punkte geführt, so gestalten andere Zweige der Kunstausübung, z. B. die moderne Malerei, ihre Werke noch viel deutlicher so, daß deren Einheit nicht in ihnen selbst beschlossen liegt, sondern nur unter der lebendigen Tätigkeit des Beschauers, also durch Wechselwirkung von Objekt und Subjekt zustande kommt. So ist die Aus-

bildung des Novellenbegriffs nach der subjektiven Seite hin keine zusammenhanglose Einzelerscheinung, sondern sie fügt sich vollkommen in die allgemeine Entwicklung ein als eins ihrer ersten Glieder.

Storm hat praktisch und theoretisch an dem subjektiven Novellenbegriff nicht festgehalten. Über die Novelle „Draußen im Heidedorf" schreibt er an Kuh (22. Dezember 1872): „Heyse meinte auf meine Frage, ob schon Greisentum darin sei, im Gegenteil, das sei ja ein ganz neuer Storm. Dieser 'neue' ist aber eben der 'alte', der nicht mehr die Wege seiner Jugend geht." Was er unter dem neuen Wege versteht, erläutert er in dem Briefe vom 24. Februar 1873: „Ich glaube, darin bewiesen zu haben, daß ich auch eine Novelle ohne den Dunstkreis einer bestimmten 'Stimmung'... schreiben kann." Betrachtungen also, die sich an das eigene, wesentlich gewandelte Schaffen knüpfen, und auch Beobachtungen, die er macht, indem er die Novellenliteratur seiner Zeit verfolgt, namentlich das Werk seines Freundes Heyse, drängen ihm eine von seinen früheren Ansichten verschiedene Anschauung vom Wesen der Novelle auf. Er schreibt am 14. August 1881 an Gottfried Keller: „Beunruhigend besuchen mich mitunter theoretische Gedanken über das Wesen der Novelle, wie sie jetzt sich ausbildet, ... ich schrieb auch eine neue Vorrede zu den zwei neuen Doppelbänden meiner Gesamtausgabe, die zu Weihnachten kommen sollen, in dieser Richtung und dergleichen dummes Zeug, was keinen andern Grund hat, als daß man selbst nichts machen kann."[1]) Diese Vorrede, die direkt veranlaßt wurde durch eine wahrscheinlich nie erfolgte Äußerung von Ebers (Briefwechsel, dazu Kösters Ausführung), hat er „in Übereinstimmung mit Heyse von dem Druck zurückgezogen". In ihr (mitgeteilt von A. Köster aus dem Besitze Erich Schmidts) gibt er eine neue, klare Begriffsbestimmung der Novelle: „Gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert, und demzufolge die geschlossenste Form und die Ausscheidung alles Unwesentlichen; sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst." Die tiefsten Probleme, dargestellt in menschlichen Konflikten, sind ihm also die gegebenen Novellenstoffe. Die Handlung ist ausschließlich der Konflikt mit seiner Lösung; nichts Nebensächliches hat sich ablenkend hineinzudrängen. Er weist bestimmt das Sonderbare, den alten Rest aus dem Märchen, den Tieckschen Wendepunkt, der im Grunde denselben Ursprung hat, als nicht zum Wesen der modernen Novelle gehörig zurück: „Sie ist nicht mehr, wie einst, 'die kurzgehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit'." Auch das rein subjektive, aus historischen Studien und der Zeitrichtung stammende Moment aus Heyses Definition, die „Silhouette", erscheint ihm als Formmerkmal nicht nötig. „Den Boccaccioschen Falken laß ich unbekümmert fliegen" (Brief an Keller vom 13. September 1883), äußert er in einer Bemerkung über die in Arbeit befindliche Novelle „Grieshuus". So reizvoll und tiefgründig Kösters Deutung ist, hier müssen wir uns doch an Heyses Ausführungen direkt halten; für ihn ist der „Falke" lediglich „das Specifische, das diese Geschichte von tausend andern unter-

1) Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausg. von **Albert Köster**.

scheidet", und das möglichst so beschaffen sein soll, daß man den Inhalt der Novelle „in wenige Zeilen zusammenfassen" kann.

Storm stellt also einen objektiven Novellenbegriff in einer von allen historischen und persönlichen Zutaten gereinigten Form auf. Bei dieser geläuterten Auffassung darf er der Novelle als Kunstwerk die höchste Stellung zuerkennen, sie ebenbürtig allen übrigen Kunstformen erachten. „Die Novelle, wie sie sich in neuerer Zeit, besonders in den letzten Jahrzehnten ausgebildet hat und jetzt in einzelnen Dichtungen in mehr oder minder vollendeter Durchführung vorliegt, eignet sich zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts, und es wird nur auf den Dichter ankommen, auch in dieser Form das Höchste der Poesie zu leisten" (Vorrede). Ja, er setzt sie wegen ihres strengen, geschlossenen Aufbaus über den Roman: „Die heutige Novelle ist die Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung." An Keller schreibt er mit fast denselben Worten: „Die 'Novelle' ist die strengste und geschlossenste Form der Prosadichtung, die Schwester des Dramas; und es kommt nur auf den Autor an, darin das Höchste der Poesie zu leisten." Interessant, wenn wohl auch etwas äußerlich, ist seine Begründung für die zu diesem Punkte führende Entwicklung der Novelle: „Daß die epische Prosadichtung sich in dieser Weise gegipfelt und gleichsam die Aufgabe des Dramas übernommen hat, ist nicht eben schwer erklärlich. Der Bruchteil der Nation, welchem die Darstellung der Bühne zugute kommt, wird mit jedem Tage kleiner, hinter dem wachsenden Bedürfnis bleibt die Befriedigung immer mehr zurück; dazu kommt, daß gerade die poetisch wertvollen neueren Dramen nur selten die Bühnen erreichen oder nach dem ersten Versuche wieder davon verschwinden. — Aber was solcherweise der dramatischen Schwester entzogen wurde, ist der epischen zugute gekommen."

Wir finden so bei Storm den subjektiven und den objektiven Novellenbegriff in höchster Ausbildung und Reinheit vereinigt. Daß er den ersteren seiner späteren Erkenntnis zuliebe nicht völlig oder wenigstens nicht für immer hat fallen lassen, beweist am besten sein Werk, am glänzendsten seine letzte Novelle „Der Schimmelreiter". So stellt er in seinen theoretischen Ansichten einen Schlußpunkt in der Entwicklung dar, die bei Goethe und Fr. Schlegel ihren Anfang nimmt. Zwar ist eine Ausgestaltung einzelner Gedanken noch nach ihm zu beobachten, aber grundsätzlich Neues hat sich bis zum Auftreten des Expressionismus nicht gezeigt.

Auch Nietzsche.

Gedanken über Nietzsche im höheren Schulunterricht

Von Dr. Arthur Mendt in Chemnitz.

Wen er nicht einmal zu Tode beschämt,
Wen er nicht einmal zu Tode gelähmt,
Hat nie auch nur im Traum geahnt,
Was für ein Geist da gefragt und gemahnt.
Morgenstern.

Die meisten Betrachtungen über den Deutschunterricht gipfeln in irgendeiner Mehrforderung: zunächst fordern wir mehr Deutsch überhaupt, dann mehr Goethe, mehr neueste Literatur, mehr Hebbel, mehr Wagner, mehr Mittelhochdeutsch und wieviel anderes noch mehr — mit Recht! Den Gedanken, Nietzsche in den Deutschunterricht mit einzubeziehen, kann ich nur in der etwas ungewöhnlichen Form meiner

Überschrift ausdrücken: Auch Nietzsche! Es gibt noch immer Leute genug, auch unter den Lehrern des Deutschen, die das Gruseln bekommen bei dem Gedanken, Nietzsche an die Jugend heranzubringen, weil sie diesen Menschen ohne Jenseits, den Antichristen, den Religionsfeind, den Verächter seines Vaterlands, des sozialen Gedankens, den Widerspruchsvollen als Zerstörer, Vernichter heiliger Werte, als Dekadenten usw. ablehnen, als unzeitgemäß empfinden oder mit der Kennmarke „nur für Erwachsene" versehen. Und Nietzsche selbst scheint ihnen in gewisser Hinsicht recht zu geben, warnte er doch immer vor sich, und schrieb er doch einmal an Brandes: „Ich schreibe ganz und gar nicht für die gärende und unreife Altersklasse." Auf der anderen Seite ist es aber jedem, der offene Augen hat, bewußt, daß kein Denker des letzten halben Jahrhunderts unser deutsches, ja das europäische Geistesleben tiefer erregt und beeinflußt hat als Nietzsche. Und wenn es ganz wenige unbedingte Anhänger seiner Lehre nur gibt, die gewiß widerspruchsvoll und „gefährlich" ist: um so größer ist die Zahl der Verehrer seiner Persönlichkeit, seines Menschentums, des im tiefsten Sinne Künstlerischen seines Werkes. Künstler war Nietzsche, Dichter! Dichtung ist der Zarathustra, Dichtungen von höchster Schönheit hat er uns, die wir Hölderlin lieben, gegeben, und auch in den Aphorismen seiner Gedankenbücher erkennen wir oft, daß da ein Dichter zu uns spricht. Nicht nur, daß sie alle glänzend geschrieben sind: Eingebungen waren sie ihm, aus innerer prophetischer Schau geboren, niedergeschrieben unter einem übermächtigen Zwang, der ihm „nie eine Wahl" ließ. Das muß auch der Nietzsche-Gegner zugeben, wenn er nicht von allem Sinn schon allein für Sprachgewalt und -Schönheit verlassen ist. Mancher scheitert an den Schroffen dieser Gedankenwelt, den ihr Anblick begeistert, wie der Anblick der Alpenwelt auch demjenigen tiefen Eindruck machen kann, der die Höhen nie ersteigen können wird. Nietzsches Werke seiner eigentlichen Zeit sind das Abbild der Hochgebirgswelt, in der sie entstanden, mit ihrem Licht und ihren Tiefen, ihrer Steilheit und glühenden Höhensonne, mit überwältigenden Ausblicken und Einsichten!

Das ist ohne weiteres zuzugeben: endgültige Lösungen sind Nietzsches Gedanken nicht, sind nicht ein Ruhebett, wie ein „Glaube". Vielleicht genügt anderen Kulturen ein nie erschütterter Glaube, uns Abendländern ist dieses Paradies versagt, auf „Entwicklung" ist unser Geistesleben eingestellt, „wer sich wandelt, ist mit mir verwandt" sagt Nietzsche. Das ist gewiß ein gefährliches Wort, Kampfruf, wie so viele Aussprüche Nietzsches: wenn nicht gegen jede Beharrung, so doch gegen das Erstarren von Überzeugungen gerichtet und so durchaus darauf angelegt, nicht Ende zu sein, sondern Anfang! Eine Riesenaufgabe hat er uns gestellt, wenn auch nicht gewollt: Die Auseinandersetzung zwischen Christentum und Individualismus, oder vielmehr die Synthese aus beiden, die mehr ist als sie! Er meinte, es gäbe keine Versöhnung zwischen Herren- und Sklavenmoral, gewiß: aber es gibt in seinem Werke und in seinem Wesen genug Ansätze, die zum Weiterbau, eben zu einer Synthese zu führen dienen können. Nietzsche ist nur Übergang, Brennpunkt der Strahlen der milden Sonne der Religion, in welchem sie sich zur Flamme sammeln. Der erbitterte Feind der Religion, des Erlösers, wird in gewissem Sinne dessen Erlöser werden und zum mindesten antreiben, seine Überlieferung erneut zu überprüfen. Wie der Wiltfeber sagt: „Wir wollen nicht am Block vorbeigehen, sondern noch höher springen als er: das ist der Weg zum Reinen Krist. Das ist aber ein Weg, wie ihn die Forelle macht, über das

Mühlrad hinauf, während es läuft.... Wer es nicht vermag, dem ist es nicht gesagt." Es hat keinen Zweck, zu fragen, was Nietzsche noch geworden wäre, wenn er länger hätte schaffen können. Aber zweifellos dürfen wir den Vergleich mit dem „immer strebend sich Bemühenden" ziehen und annehmen, daß auch sein Individualismus sich einst in einem Höheren „erfüllt" haben würde. Nietzsches Nachwirkung, von der noch die Rede sein wird, geht denn auch viel mehr in die Breite, viel mehr in Richtungen, die seiner eigentlichen zuwiderlaufen, als er sich je hätte träumen lassen.

Diese Hinweise auf das Künstlerische, das im tieferen Sinne Zeitgemäße, das Unvollendete seines Schaffens (das anderseits natürlich gerade die Kraft der Gedanken erhöht) und auf die überragende Bedeutung Nietzsches für das Geistesleben der Gegenwart könnten schon genügen, um den Umwerter für die Schule zu „retten": die folgenden Zeilen wollen aus dem riesigen Gedankenkreis, der sich in diesem Zusammenhang darbietet, einige Gesichtspunkte herausgreifen, die die Möglichkeit nicht nur, sondern die Notwendigkeit, Nietzsche in der Schule zu Worte kommen zu lassen, dartun können. „Nietzsche als Erzieher" kann unserer Zeit überhaupt viel geben, tut uns in tausend Hinsichten bitter not: darf die höhere Schule an dieser Aufgabe vorbeigehen?

Nicht der ganze Nietzsche kommt für die Schule in Frage, ebensowenig wie der ganze Goethe. Mit dieser Feststellung möchte ich einem Einwand vorbeugen, der aus seiner eigenen Warnung, die oben erwähnt wurde, abgeleitet werden könnte. Aber sein ganzes Werk war erzieherisch gemeint. Erzieher im höchsten Sinne wollte er sein — sein ganzes Leben lang! Der Plan, eine Erziehungsanstalt für Erzieher zu begründen, ist nicht nur kennzeichnend für seine Frühzeit, wenn er auch später nicht mehr auftaucht. Daß Nietzsche ein hervorragender Lehrer war, ist nicht so allgemein bekannt, wie er es verdiente. Seine Baseler Schüler haben berichtet, welche achtunggebietende Persönlichkeit er war, der ihre tiefe Verehrung ganz selbstverständlich besaß.

In seinen frühen Schriften spielen Fragen der Bildung, der Bildungsanstalten eine große Rolle. Wie vieles von den Erörterungen gilt noch heute, manches sogar noch mehr als damals. Jeder wirkliche Lehrer sollte mindestens die Vorträge über „Die Zukunft unserer Bildungsanstalten" kennen. Gelten sie auch fast ausschließlich den Gymnasien, so sollten doch die grundlegenden Ideen für alle Schulen beherzigt werden, die nicht nur der Lebensnotdurft dienen, sondern wirkliche Bildung vermitteln wollen. Nur eins will ich hier anführen: Aufgabe der Philologie sei es, „sich und der heranwachsenden Jugend das Leben zu verklären", ... „der Lehrer schleppe nicht mehr Wissen mit sich herum, als er leicht und schön tragen kann." Der bildende Wert der Gedanken Nietzsches für die Person des Lehrers wird kurz betrachtet werden müssen, wenn wir unseren Gegenstand erörtern wollen: für je mehr unter den Lesern dieser Zeilen diese Zugabe überflüssig sein sollte, je besser.

Die Grundgedanken über die Wiedererweckung oder Belebung der deutschen Kultur, die in diesen Schriften liegen, können vielleicht überhaupt erst heute fruchtbar werden, da wir endlich bereit sind, einzusehen, was der feinhörige Kulturphilosoph damals schon wahrnahm: „Im lieben niederträchtigen Deutschland liegt jetzt die Bildung so verkommen auf den Straßen, regiert die Scheelsucht auf alles Große so schamlos und tönt der allgemeine Tumult der zum „Glücke" Rennenden so ohrbetäubend, daß man einen starken Glauben, fast im Sinne des 'Credo quia absurdum est' haben

muß, um hier auf eine werdende Kultur doch noch zu hoffen, und für dieselbe öffentlich lehrend, im Gegensatz zu der 'öffentlich meinenden Presse' arbeiten zu können." Aus der Fülle treffender erzieherischer Gedanken dieser Stufe will ich nur einige wenige noch anführen, die ich für besonders zeitgemäß halte: Nietzsche warnt vor dem allzufrühen Selbständigkeitswahn, mahnt zur Bescheidenheit des Wissens, zeigt, daß alle Bildung mit dem Gehorsam anfängt, mit der Zucht und der Dienstbarkeit und mit der Empfänglichkeit für den Gedanken, daß man große Führer braucht, wenn auch die prästabilierte Harmonie zwischen Führern und Geführten da sein muß.

Die Gedanken klingen wiederholt an Fichtes Erziehungsstaat an. Das Wort vom Führer aber ist ein deutlicher Hinweis auf die Lehre vom Herrenmenschen: können wir diese selbst unseren Schülern zeigen, ohne fürchten zu müssen, daß wir Unheil anrichten, daß wir falsche „Nietzscheaner" züchten? Nun, der Gedanke der Herrenmoral steht nicht allein, um ihn herum finden sich mildernde Züge genug, die mindestens gekannt werden sollten, meist aber übersehen werden. Gerade diese Eigenschaften des Herrenmenschen müssen wir heutzutage pflegen, d. h. unserer Jugend ans Herz legen, ihr als „lebendige Bildung" mit auf den Lebensweg geben. Das Chaos unserer Tage schreit danach, daß Achtung und Sinn für das Große, Distanzgefühl, Vornehmheit und Güte wieder zu Ehren kommen: alles Wesenszüge des Herrenmenschen, auch der letzte!! Wenn Nietzsche auch eine Erklärung dieser Eigenschaft gibt, die, in seiner Sprache gesprochen, „immoralisch" ist, so gibt er doch zu, daß man von ihr „das Herz voller hat als jemals sonst". Die psychologische Nachbarschaft der Güte, das Mitleid, mußte natürlich als ganz andersartig hingestellt werden, das anderen Freudemachen als Befriedigen der fünfzig eigenen Triebe in die eisige Höhe des Egoismus gehoben werden. Das tut jedoch der Tatsache keinen Abbruch, daß Nietzsche als Mensch der Philosoph der Güte und der Vornehmheit war! Die Vornehmheit ist überhaupt die Form der Güte, die er lehrte und lebte. „Auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht oder fast nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drang, den Überfluß der Macht erzeugt. Der vornehme Mensch ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst hat."

Ein Blick in Nietzsches Leben verleiht diesen Betrachtungen erst die richtige Bedeutung. Dort liegt der Ursprung dieses Teils der Lehre: seine Herzensgüte wurde ein Bestandteil des neuen Menschenideals, das er aufstellte. Er lebte diesen Teil seiner Philosophie. Raoul Richter hat die feine Unterscheidung zwischen Spinoza, Kant und Fichte einerseits und Schopenhauer, Wagner und Nietzsche anderseits gezogen: jene gestalteten in ihrer Lehre die „platonische Idee" ihres eigenen Wesens, diese die Ergänzungen ihrer Mängel zu ihrem Ideal aus. Gerade in dem soeben angedeuteten Sinn aber gesteht Richter doch zu, daß Nietzsches Übermenschenideal seinen eigenen Charakter spiegelt. An der nach Ernst Horneffer epochemachenden Leistung Nietzsches, daß er als erster gezeigt habe, daß der Pilosoph der Jetztzeit nicht mehr nur die absolute Grundwahrheit erweitern, vertiefen, begründen, sondern sie schaffen soll, sind Zweifel möglich; wir hoffen doch noch, einem absoluten Sinn der Welt näher und näher zu kommen. Aber jene andere Forderung Nietzsches an den Philosophen, die Lebensfülle und Vorleben verlangt, ist von ihm gerade in diesen mit der absoluten Ethik übereinstimmenden Zügen erfüllt worden. Das bezeugen alle, die um ihn waren, Männer wie Frauen, von der Schwester bis zu seinen verschieden-

artigen Wirtsleuten, und an Nietzsches Grabe sprach es Peter Gast noch einmal nachdrücklich aus, was er fast in jedem seiner Briefe an Nietzsche geschrieben hatte: daß er ihm für seine Güte dankte.

Darum gelte unbedingt: Kein Wort über Nietzsche ohne genaue Darstellung seiner Persönlichkeit!

Wir begegnen noch oft Gedanken in seinen Schriften, die ähnlich den Gesamtcharakter der neuen Moral kennzeichnen: da ist die machtvolle Milde in der „Morgenröte" als Herrenideal im allgemeinen — und als Lehrerideal im besonderen; wohlschmeckend und nahrhaft sollen beide sein. Dann die Lebensregel des Aphorismus 556, die im Zarathustra wiederkehrt, vom redlichen, tapferen, großmütigen, höflichen Menschen. Herr über sich sein, ist Aufgabe dessen, der Herr über andere sein will, befehlen ist schwerer als gehorchen; „dem aber wird befohlen, der sich nicht selbst gehorchen kann" ... und: „mancher warf sein Bestes weg, als er seinen Gehorsam wegwarf": das sind gewiß alte Wahrheiten, die dadurch nur an Nachdruck gewinnen können, daß sie bei Nietzsche stehen. Das Alter, in dem es zum Glauben zu spät und zum Wissen noch zu früh ist, wird gerade von ihm solche gute Wahrheiten gerne hinnehmen. „Mit Gründen gewinnt man diese Pulverfässer nicht, das, was sie reizt, ist der Anblick des Eifers, der um eine Sache ist, und gleichsam der Anblick der brennenden Lunte ..."

Über allem, was an dem Gedankenbau Nietzsches hart und eisig anmutet, schwebt ein hohes, auf dem Hintergrund seines ganz auf Selbsttreue gestellten, aufopfernden Lebens doppelt ergreifendes Wort: „Was liegt an mir, ich trachte nach meinem Werke!" Wahrhaftig, ein Stück seiner Seele! Ist das Egoismus, Individualismus, Materialismus irgendwie gefährlicher Prägung? In dem mehr oder weniger landläufigen Bild von Nietzsche treten diese Züge nur allzuoft zurück — jedenfalls sind es nicht die Dinge, die die „Nietzscheaner" von ihm mit Vorliebe gelernt haben ... Philosophenschicksal? Die schlimmste Zeit der Übermännlein und Überweiblein ist gewiß vorbei; aber der mißverstandene Nietzsche spukt noch in allen Ecken. Durch die Schule könnte ihm der Prozeß gemacht werden.

Von der Nachfolge Wagners sagt Nietzsche einmal, er wolle ihm treu bleiben in dem, was an ihm wahr, was ursprünglich sei; „namentlich aber dadurch, daß wir uns selber treu bleiben in dem, was an uns wahr und ursprünglich ist". Das ist der kategorische Imperativ Nietzsches — Dehmel hat ihn wiederholt verherrlicht. Das Leben habe Recht vor sich selber, „dieses Leben, welches jedem von uns zuruft: Sei ein Mann und folge mir nicht nach — sondern dir! Sondern dir!"

Freiheit also für das Ich! Wie für Goethe, wie für Fichte ist für Nietzsche diese Freiheit keine Willkür, keine Ungebundenheit schlechthin, auch kein Geschenk, sondern etwas Errungenes ... „Niemandem fällt sie als ein Wundergeschenk in den Schoß." Die unbedingte Bejahung des Lebens, Nietzsches Überwindung des Pessimismus, verlangte es, daß er das „Sei du!" so nachdrücklich, eben unbedingt aussprach, wie er es getan hat, indem er vieles Gefährliche, das, was die herrschende Moral das Böse nannte, mit bejahte. Er ging darin sehr weit, und wenige können oder dürfen ihm darin folgen. Was er unter dem Bösen verstand, war und ist aber in einem anderen Sinne „gut", den wir doch von ihm erst gelernt haben, weil er uns gezeigt hat, daß unsere moralischen Begriffe erstarrt, unlebendig geworden waren.

Das Bild der Persönlichkeit Nietzsches ist in diesen wenigen Andeutungen über den Geist, in dem er etwa in der Schule zu behandeln wäre — der knappe Raum gestattet kein näheres Eingehen — schon mit einigen Strichen gekennzeichnet; die Quellen für genauere Studien fließen reichlich: die Bücher von Elisabeth Förster-Nietzsche enthalten alle wissenswerten Tatsachen und ein liebevoll gezeichnetes Bild des Reinmenschlichen an dem großen Denker, der in Anführungen aus seinen Briefen selbst oft zu Worte kommt; überhaupt: der Briefwechsel Nietzsches ist eine Fundgrube für rechte Nietzscheerkenntnis. Die Darstellung seiner Entwicklung als Denker von R. Richter ist trotz aller Kritik objektiv und zur Einführung vorzüglich brauchbar. Daneben ist das Buch von Ernst Bertram die Darstellung der „Legende" Nietzsches, also nicht „objektiv" — ein glänzender Versuch, die Doppelseelenhaftigkeit Nietzsches aus seinem Wesen abzuleiten, die Widersprüche als aus gewissen Wurzeln entstammend nachzuweisen, ihre Tragik dort zu zeigen, wo der Gegner oft nur Schlimmes sieht. Besonders das Kapitel „Judas" mit dem Hebbelwort: „Judas ist der Allergläubigste" gilt diesem Ziel.

Nietzsche ein Mythus — wie alles Seiende, alles Gewesene: das ist der Gedanke, der für den Unterricht fruchtbar werden soll! Stellen wir die bedeutendsten Gestaltungen der Nietzsche-Legende neben jenes „objektive" Bild! Die Zahl der Dichtungen, die Nietzsche zum Gegenstand haben, ist groß, ich begnüge mich mit der Erwähnung nur einiger weniger Titel und Namen: Burtes Wiltfeber habe ich schon oben erwähnt, Dehmel und Morgenstern weisen in wieder andere Richtungen, Rudolf Paulsens „Christus und der Wanderer" stellt Christ und Antichrist in bedeutsamer Aussprache einander gegenüber, Zimmermanns „Gemeinschaft der Einsamen" steht ebenfalls unter dem Zeichen des Versuchs einer Synthese; in wenigen schwerwiegenden Zeilen formt Stefan George ein tiefes, eindrucksvolles Gedicht (im „Siebenten Ring"), das allein schon imstande sein könnte, einem Menschen den Kern von Nietzsches Wesen nahezubringen, wenn es nicht zu gut zu einem „Zweck" wäre. Wohl aber wird eine Darstellung Nietzsches gut heißen können, die im stillen die Absicht hätte, dieses Gedicht im besten Sinne des Wortes vorzubereiten.

Die Weiterbildung von Nietzsches Lehre, die Synthese, ist, wie schon aus den wenigen angeführten Beispielen zu ersehen ist, in vollem Gange, ebenso wie eine tiefere Erfassung der Angriffe Nietzsches auf Volk und Vaterland, auf die Religion, die Frau: Brücken sind geschlagen worden zwischen den scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen, die zu einer vertieften Auffassung der großen Lebensfragen führen werden. Ein gewaltiger Strom ziehen die Ideen Nietzsches durch das Geistesleben der Gegenwart und fördern neues Leben, treiben vorwärts und helfen jedem, der sich ihnen hingibt, auf seine Weise. Eine große Reihe von entschiedenen Köpfen hat seinen Einfluß in nachhaltiger Stärke erfahren, von Lili Braun bis Stefan George, vom Rembrandt-Deutschen bis Spengler und Pannwitz. Ein Blick schon in die reiche Sammlung von „Weihgeschenken": „Den Manen Nietzsches" (1921) kann das zeigen. Welche Spannung zwischen dem besteht, was er bewußt wollte, und dem, was er im breitesten Leben bewirkt hat, weist der ihm zutiefst verpflichtete Thomas Mann nach. Wir wundern uns nicht mehr, daß Spengler ihn als Sozialisten deutet, daß Johannes Müller den tiefen Zusammenhang von Religion und Moral mit Beziehung auf Nietzsche darlegt, daß Emil Gött ihn seinen „armen, großen, herrlichen Lehrer, Freund, Geliebten" nennt und die „Menschwerdung" als die richtige Nach-

folge seines großen Lehrers erkannte! „Übermensch, das ist Übermann und Überweib" ruft er ihm zu, und (um auch für die schroffe Feindschaft Nietzsches gegen das Weib eine Ergänzung zu geben, sei es hier angeführt):

„Der Welt vertraust du, und traust dem Weibe nicht?
Den Übermenschen willst du lehren und machst das Weib zum Tier?"

Zu der Frage nun, was denn an Werken Nietzsches zum Lesen in der Schule geeignet sein könnte, muß zunächst einer Schwierigkeit gedacht werden: Es gibt keine billigen Sonderausgaben! Anschaffung je eines ganzen Bandes durch alle Schüler eines Kurses wird nicht immer möglich sein. Das Wie der Behandlung wird von dieser Bedingung abhängen: ob Vorlesen durch je einen, durch den Lehrer, ob überhaupt Lesen in der Schule usw. in Frage kommt. Eins steht jedenfalls fest: der Name Nietzsche hat einen lockenden Klang für jugendliche Gemüter, und die Lektüre einer Schrift von ihm wird fesseln, anziehen oder abstoßen: keinesfalls aber gleichgültig lassen! Das aber wirken Nietzscheschriften immer: sie regen an zum Denken! Was wollen wir mehr?

Daß nur die oberste Stufe für Nietzsche in Betracht kommt, ist selbstverständlich, es muß als eine Auszeichnung gelten, wenn eine Klasse Nietzsche liest. Dann ist es aber auch nicht nötig, eine für die Schule zurechtgestrichene Ausgabe oder Auswahl abzuwarten, sondern eine ganze Schrift kann gelesen werden. Auf dem Gymnasium läge da die Geburt der Tragödie am nächsten — ein Buch freilich für künstlerische Naturen, denen irgendwie das Schicksal der Kunst am Herzen liegt. Den anderen wird mindestens aufgehen, daß es ein Problem des Dramas gibt, daß tief im Menschentum ein Wille gärt, der in die Erscheinung drängt und im symbolischen Spiel „Wahrheiten" offenbart, die gegenüber der Wissenschaft und ihren „Tatsachen" nicht nur Daseinsrecht behaupten, sondern sogar als höherwertig gelten müssen. Wäre nicht schon das ein Ergebnis, das einige Stunden lohnte? Auf den Inhalt kann ich nicht näher eingehen. Der „Versuch einer Selbstkritik" (1886) und die Ecce homo-Stelle über das erste Werk Nietzsches können den späteren Nietzsche ergänzend hinzufügen. Die Ausfälle gegen das deutsche Wesen, die sich in den letzten Schriften ins Maßlose steigern, können ebenso wie die gegen das Christentum aus „Liebeshaß" gedeutet und so nicht nur ihrer äußersten Schärfe entkleidet, sondern sogar in dem, was tief wahr an ihnen war und ist, fruchtbar werden (siehe oben).

Von fast jeder der Vorreden und jedem Abschnitt einer der Schriften der zweiten und dritten Periode aus läßt sich das Wesentliche von Nietzsches Gedanken entwickeln und so ein einigermaßen geschlossener Eindruck erzielen. Das gilt auch von der Ecce homo-Stelle über die zur Schullektüre hervorragend geeignete dritte unzeitgemäße Betrachtung „Schopenhauer als Erzieher". Über Schopenhauer ist darin nicht sehr viel zu erfahren, um so mehr aber über Nietzsches Philosophenideal, sein „Gelöbnis", sein innerstes Werden bis zu jener Zeit. Die Gabe, seine Umwelt zu gestalten, spielte ihm, der hier eben Künstler war, diesen Streich dann auch mit Wagner: auch die vierte Unzeitgemäße müßte unter diesem Gesichtspunkt gelesen werden. Wunschbilder sind die Gestalten seiner beiden „Helden" — Wunschbild ist ihm der Übermensch, ist Zarathustra.

Die „Fröhliche Wissenschaft" und Zarathustra eignen sich unter den späteren Werken am besten zur Behandlung in der Schule. Auswählen wird man da

freilich müssen, wegen des Umfangs und der Schwierigkeit der beiden Bücher. Ich halte folgende Aphorismen für die geeignetsten: 40, 42, 99, 104, 278, 283, 285, 289, 293, 294, 295, 299, 302, 309, 318, 335, 338, 341, 373. Es ist wohl selbstverständlich, daß bei dieser Lektüre mehr als bei jeder anderen das bloße Hinnehmen des Stoffes vom Übel ist! Der Meinungsaustausch wird zudem vieles ergeben, was die Härten, Verstiegenheiten, Ungerechtigkeiten mildert, ergänzt, berichtigt; was tut es schließlich, wenn eine Stellung gegen die Ansichten dabei herauskommt! Wenn nur einiger Sinn für Wucht und Pracht der Sprache, für den heiligen Ernst, für Vornehmheit und Unbedingtheit vorhanden ist, dann muß eine solche Lektüre Wirkungen hinterlassen, die wertvoll sind.

Beim Zarathustra sind die Schwierigkeiten ebensoviel größer, wie der reine Genuß der überwältigenden künstlerischen Schönheiten höher und unmittelbarer ist. Ich trage gern Eulen nach Athen: der Zarathustra ist eine der Menschheitsdichtungen! Peter Gast nannte ihn ein heiliges Buch, als er den ersten Teil seinerzeit als erster Leser empfing. Havenstein, der uns soeben ein bedeutendes Buch „Nietzsche als Erzieher" geschenkt hat, liest ihn, „wie man die Bibel liest", immer wieder. Wie der „Faust" begleitete er Tausende von Jünglingen und Männern ins Feld, als einziges Buch in Monaten schwersten Erlebens; auf dem Kranken- und Sterbebett war dieses Stahlbad manchem ein letzter Halt, ein Lebensquell: es waren die Besten, die den „Faust" und „Zarathustra" so zum Besitz gewannen. Geoffenbart ist dieses Buch, in Stunden verzückten Schauens, „6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit" und am Mittelmeer, in ungünstigsten äußeren Verhältnissen; da war kein Wollen, war Empfängnis. Trotz aller Überspanntheit der Ecce homo-Berichte werden wir nicht den leisesten Zweifel haben dürfen, daß der „Zarathustra" eine Eingebung war.

Wenn ich mir auch hier einige Vorschläge für die Auswahl erlauben darf, so möchte ich nennen: Zarathustras Vorrede, Vom Lesen und Schreiben, Vom Krieg und Kriegsvolk, Vom Wege des Schaffenden, Von der schenkenden Tugend, Von Kind und Ehe, Das Nachtlied, Das Tanzlied, Vom Lande der Bildung, Der Wanderer, Vom Gesicht und Rätsel, Vom Geist der Schwere, Von alten und neuen Tafeln (Auswahl), Das andere Tanzlied, Das Lied der Schwermut (besonders Nr. 5: „Nur Narr"), Das trunkene Lied.

Meine wenigen Worte sollen natürlich keine Darstellung von Nietzsches Grundgedanken sein, sondern nur auf einige Gesichtspunkte hinweisen, die mir für meinen Vorschlag beachtlich erscheinen. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, eine Aussprache über die Frage: „Nietzsche in der Schule" zu eröffnen.

Scheffels Ekkehard in der 1. Realklasse.

Von A. Bill in Buchsweiler (U.-E.).

Mit Recht wird neuerdings vom deutschen Unterricht gefordert, daß er die deutsche Literatur solle erfassen lehren als einen Ausdruck der deutschen Kultur. Die deutsche Dichtung soll nicht allein nach ihrem künstlerischen Werte, sondern nach ihrem ganzen Lebensgehalte begriffen werden. Es soll den Schülern zum Bewußtsein gebracht werden, wie die Dichtungen erwachsen aus dem Streben ihrer Zeit, wie in ihnen das Verhältnis ihrer Schöpfer zu den verschiedenen Gebieten zeitgenössischen Volkslebens zum Ausdruck kommt.

Hier scheint mir nun der besondere Wert des Scheffelschen Ekkehard für die Schule zu liegen. Mag er als Roman seine Schwächen haben, sicherlich haben wir in ihm doch wirkliche Dichtung. Und diese Dichtung führt uns aufs anschaulichste die deutsche Kultur vor Augen, wie sie im frühen Mittelalter im Südwesten des Reiches sich gestaltet hatte. In einer Fülle von Bildern erhalten wir einen starken Gesamteindruck von dem Leben des damaligen süddeutschen Volkes, der Geistlichen und Mönche, der Fürsten und Adligen, der Bauern und Fischer, der Freien und Unfreien. Wie viele Unterrichtsstunden müßte man verwenden, um auch nur annähernd dem Schüler ein solch lebendiges Bild mittelalterlicher deutscher Kultur vermitteln zu können?

Und dieses ganze Kulturleben wird uns vor Augen gestellt, um uns begreifen zu lehren, wie Ekkehard zum Dichter wurde, wie das Waltharilied entstand. Das Waltharilied in seinem Werden unter den damaligen Zeitverhältnissen ist das Ziel des ganzen Scheffelschen Werkes. Wir haben also in ihm geradezu ein Musterbeispiel dessen, was wir im deutschen Unterricht erstreben, der Erklärung des Dichtwerkes aus dem Gesamtleben seiner Zeit.

Nun wird man freilich einwenden, daß Scheffels Ekkehard geschichtlich ja nicht zuverlässig sei, daß die ganze Erzählung sich aufbaue auf der geschichtlich unhaltbaren Gleichsetzung des Schöpfers des Waltharliedes mit dem Lehrer der Herzogin Hadwig. Dazu kämen dann ferner viele rein romanhafte Bestandteile des Werkes. Endlich sei auch die Auffassung der Persönlichkeiten in manchem viel zu neuzeitlich, um geschichtliche Treue beanspruchen zu können.

Das soll nicht bestritten werden, kann aber den Wert des Romans für unsere Zwecke nicht stark herabsetzen. Denn die großen Gesamterscheinungen des damaligen Lebens, Klostersitte, höfisches und bäuerliches Leben sind so gezeichnet, daß man diese Zeichnung als Grundlage für das Verständnis des dichtenden Mönches und seines Werkes sehr wohl verwenden kann. Dabei wird es für die Schüler sehr förderlich sein, wenn sie den Unterschied zwischen der Wahrheit des Gesamtbildes und der Wahrheit jeder einzelnen Tatsache begreifen lernen. Man wird ihnen zeigen müssen, daß Scheffels Dichtung zahlreiche der Geschichte widersprechende oder wenigstens nicht beglaubigte Züge enthält, ohne deshalb an Wert zu verlieren. Es ist dies eine Erkenntnis, die die Wertung eines geschichtlichen Romans überhaupt erst möglich macht. Dann werden die Schüler aber auch einsehen, daß allem Ungeschichtlichen zum Trotz wir aus Scheffels Dichtung für das Verständnis Ekkehards und des Waltharliedes außerordentlich viel gewinnen können.

Das Waltharilied selbst aber lohnt namentlich in der Scheffelschen Übertragung die Behandlung sehr. Ist es doch das einzige altdeutsche Heldenlied, das als Ganzes gelesen werden kann. Zu diesem Vorteile kommt der schlichte und doch mitreißende Inhalt und die ihm so angemessene Erzählungsweise. Die Abhängigkeit der Darstellung von Vergil kann dazu dienen, die Schüler auf die Bedeutung des Altertums für jene Zeit hinzuweisen, wozu Scheffels Roman unter anderem dadurch anleitet, daß er uns die Äneis in ihrer Wirkung auf die Herzogin vorführt.

Besonders wird man das Waltharilied da gern verwenden, wo die Schüler nicht imstande sind, altdeutschen Heldengesang im Urtext kennen zu lernen. In der Oberrealschule und auf dem Gymnasium wird man natürlich altdeutsche Epen auch im

altdeutschen Sprachgewande lesen wollen. Das aber ist für die oberste Klasse einer sechsklassigen Realschule unmöglich. Darum wird hier besonders zweckmäßig die Übertragung des Waltharliedes verwandt werden können. Dabei bleibt immer die Möglichkeit außerdem noch einen knappen Auszug aus dem Nibelungenlied oder der Gudrun in neuhochdeutscher Sprache zu behandeln.

Aber auch an sich, abgesehen von seinem Wert als Grundlage für die Betrachtung des Waltharliedes, bietet Scheffels Ekkehard einen sehr geeigneten Lesestoff für eine einigermaßen fähige 1. Realklasse. Der Fortgang der Handlung ist sehr einfach. Wenn man die Schüler bei der Besprechung auf die Grundrichtung der Entwicklung achten lehrt, erkennen sie den Gang der Handlung ohne Mühe bei der häuslichen Vorbereitung und können ihn in der Schule wiedergeben. Dazu kommt, daß das Ziel der ganzen Handlung, nämlich verständlich zu machen, wie Ekkehard zum Dichter wird, ein Seitenstück ist zu der Betrachtung des Werdens neuerer Dichter; z. B. Goethes, in der gleichen Klasse.

Natürlich wird man außer dem Waltharilied den Scheffelschen Roman im Unterrichte selbst nicht lesen, sondern nur auf Grund häuslicher Vorbereitung in etwa 15—20 Stunden besprechen. Diese Arbeit macht aber den Schülern Freude, und es empfiehlt sich, öfters für diese Klasse zu diesem Stoff zu greifen.

Jakob Boßhart.

Von Dr. Hartwig Jeß in Leipzig.

Seit 1898 veröffentlicht der Schweizer Jakob Boßhart seine Novellen. Nur langsam erweitert sich der Leserkreis, nicht allzu viele wissen, welch köstlichen Schatz die nun in 6 Bänden gesammelten Erzählungen bergen (H. Haessel, Verlag, Leipzig). Federer und Zahn sind bekannter, ob sie Boßhart übertreffen, ist fraglich. Jedenfalls besitzt unser Dichter eine bedeutende Darstellungskraft, und er bewährt sie besonders in der Schilderung des Bauernlebens. Landschaft, Umwelt und Charaktere werden mit der ruhigen Sicherheit des echten Könners hingestellt, mit Notwendigkeit wachsen Ereignisse und Konflikte aus der Seele dieser in Freud und Leid primitiven Menschen, nirgends wird, des stärkeren Eindrucks wegen, gefärbt oder übertrieben. Der reiche Bauer wie das arme Knechtlein, die alte Frau wie das junge Mädchen, auch Kinder und Tiere, sie alle werden lebendig vor uns, schaffen und feiern, irren und sterben, oder kommen spät zur Erkenntnis und erreichen ihr Ziel. Erdegeruch weht in den Geschichten, und doch wirken alle Gestalten, erfüllt von menschlich allgemein gültigem Wesen, zugleich so symbolstark, daß man Boßhart mit der Bezeichnung „Heimatdichter" entschieden unrecht täte. Auch schreibt er nicht nur Bauernnovellen. Die „Barettlitochter" z. B. gibt uns ein farbenvolles Bild des alten Bern. Hier schließt sich Boßhart der ruhmreichen, durch C. F. Meyer geschaffenen Überlieferung an, ohne indes auch in dieser „historischen Novelle" seine Eigenart zu verleugnen. Sein bestes Können entwickelt Boßhart in der kurzen, inhaltlich und seelisch zusammengedrängten eigentlichen Novelle, die, ausgehend von irgendeinem zufälligen Ereignis oder Umstand, die tiefsten Gründe menschlichen Wesens fast blitzartig erleuchtet und mit einer überraschenden Lösung endet. Unverkennbar ist hier, auch in der oft vollendeten Technik, ein gewisser Einfluß Maupassants. Erzählungen, wie „Das Pasquill", „Der Kuhhandel", „Ein Erbteil" u. a. dürfen meisterhaft genannt werden.

Boßhart — er ist 1862 geboren — entstammt selbst einem Bauernhause. „Durch

Schmerzen empor!“ — so lautet der Titel eines Bandes — kann als Motto seines eigenen Lebens gelten. Und wie immer geben eigene Erlebnisse den Grundton seiner künstlerischen Erzeugnisse. Boßhart schildert lieber ringende als glückliche Menschen, das Leben erscheint mehr von seiner tragischen, als von seiner harmlos-heiteren Seite. Aber nie mündet diese Anschauung in Pessimismus oder müde Resignation, statt einer Frage, die nicht beantwortet werden kann, schließt der Dichter lieber mit einer Aufforderung, der man folgen sollte. Und das ist's, was wir heute brauchen. Wir fühlen die ernste, starke Persönlichkeit hinter dem Werke, selbst aufrecht, richtet er uns auf, seine Kunst kommt unserer Wirklichkeit zu Hilfe. „Wir sind Menschen neben Menschen, jeder ist eines anderen Hand und hat kein Recht, sie ihm zu entziehen. Wir sind nicht einzelne, wir sind Glieder, jedes dem Ganzen irgendwie für seine Kraft verantwortlich.“ Jedes Pathos oder aufdringliches Moralisieren liegt dem Dichter fern, solche Sätze ergeben sich vielmehr als natürlicher Abschluß des eben Gestalteten und im Kunstwerk Erlebten. Boßhart bügelt, wie ein Kritiker einmal gesagt hat, nie auf Glanz. Dementsprechend ist auch seine Sprache. Sie hält sich nicht frei von mundartlichen Eigentümlichkeiten, die andrerseits den Reiz der Milieuschilderung erhöhen. Vergleiche und Beiwörter werden dem alltäglichsten Alltag entnommen und erreichen doch eine oft frappante Wirkung. Da wird einer „ins Leben geworfen, wie ein Scheit in einen reißenden Fluß“. Oder, bei einem Liebesverhältnis, „es ist alles zusammengefügt wie ein Melkeimer, es fehlt nur noch der Reif“. Kann man einen Menschen besser und kürzer kennzeichnen, als wenn man ihn „klotzig und massig“ nennt, „wie Kinder ihre Schneemänner bauen“? Auch vor derberen Vergleichen schreckt Boßhart nicht zurück.

Sollte man es glauben? Derselbe Dichter, der uns aus innerster Kenntnis in einer an Jeremias Gotthelf erinnernden Weise von Schweizer Bauern erzählt, führt uns mit den 1918 erschienenen „*Träumen der Wüste*“ (bei Huber u. Co. in Frauenfeld) nach dem Orient. Eigene Anschauung liegt auch hier zugrunde: Boßhart verbrachte fast ein Jahr, um Heilung von schwerer Krankheit zu suchen, in Ägypten. Farbenfreudige, phantasiereiche Schilderung wetteifert mit einer zum Symbol drängenden Geistigkeit. Was schon gelegentlich in den Novellen durchbricht, das tritt hier klarer und mächtiger zutage: die Sehnsucht nach wahrem Menschentum. Und hierin, mehr als im rein Künstlerischen, liegt der Fortschritt, den diese „Novelletten und Märchen“ bedeuten. Beherrschend aber, den ganzen Aufbau und Charakter bestimmend, erscheint der Drang nach neuer Zukunft in Boßharts letztem Werk, dem groß angelegten Roman: „*Ein Rufer in der Wüste*“ (bei Grethlein u. Co., Leipzig, o. J.). Hier sind wir nicht mehr im Orient, diese Wüste ist die Gegenwart, und aus dieser Gegenwart müssen wir heraus zu einem wahrhaftigen Leben aus Geist und Güte. Das ist der Sinn dieses gerade für uns Deutsche sehr lesenswerten Buches. Es stellt Schweizer Zustände dar, aber sie sind typisch, das Zeitproblem überhaupt soll in seiner ganzen Tiefe erfaßt werden. Rücksichtsloses Strebertum in Geschäft und Politik, utopischer Fanatismus und ödes Parteiwesen, Großstadtelend und Wirklichkeitsflucht, Heuchelei in Kirche und Gesellschaft, Verflachung der Jugend beiderlei Geschlechts — alles wird in bunten Gestalten und Erlebnissen anschaulich gemacht, und mitten drin steht der „Held“, ein junger Mensch, Sohn eines reichen Fabrikanten, der, angewidert von diesem Treiben, aus Sehnsucht und Glauben seinen eigenen Weg zu gehen sucht, den Menschen helfen will in selbstlosem Dienen, unter den Armen und Verkommenen — im Hundertseelenhaus — wohnt, Anhänger wirbt, der sozialistischen Partei, der er sich angeschlossen hat, von echtem Sozialismus zu sprechen wagt:

Nicht Proletarier, sondern Mensch!
Nicht Partei, sondern Menschheit!
Nicht Klassenkampf, sondern Menschengemeinschaft!
Nicht Mithassen, sondern Mittragen!
Nicht Erniedrigung durch den Haß, sondern Erhöhung durch die Güte!
Nicht Kampf um die klirrende Macht, sondern Kampf für den Geist!
Nicht Parteiparole, sondern Menschheitsgewissen!
Nicht Gegenwart, sondern Zukunft! (S. 388.)

in diesen Forderungen faßt Reinhart Stapfer sein Ideal zusammen — aber er geht zugrunde an der brutalen Wirklichkeit, er stirbt auf dem Golsterhof, dem Gute, von wo seine Familie ihren Ausgang nahm. Der Gegensatz von Stadt und Land durchzieht den ganzen Roman, wie eine Fata Morgana steigt immer wieder das liebliche Bild des Hofes mit seinen blühenden Feldern und Gärten und seiner harten, aber gesegneten Arbeit auf — eine eindringliche Mahnung, und wie hätte nicht gerade Boßhart sie aussprechen sollen!

Besonders hervorgehoben werden muß Boßharts Stellung zu Deutschland. Schon in der letzten, sich dem Roman nähernden Novelle der „Gesammelten Erzählungen" (Bd. 6. Opfer: Nimrod) hat der Dichter uns in Herrn Stremmel einen Mann hingestellt, der offenbar als Typus des modernen Deutschen gedacht ist. Im „Rufer in der Wüste" findet er sein Gegenstück in Herrn Geierling — der Name hat wie der vorige schon einen symbolischen Anklang. Es ist, mit einem Wort, das ungeistige Deutschland, das in seiner geschäftstüchtigen Rücksichtslosigkeit verkörpert und getroffen werden soll — der Roman spielt vor dem Krieg. In diesem Sinne darf der „Rufer" auch als Spiegel für uns betrachtet werden, und gerade von hier aus gewinnen wir den richtigen Standpunkt gegenüber dem Boßhartschen Buche. Künstlerisch zeigt es vielleicht keine Fortschritte, die Verhältnisse haben zweifellos ein stärkeres Leben als die Persönlichkeit, der „Held" erscheint sozusagen als Schnur für die Aneinanderreihung der Ereignisse und Zeitrichtungen — es kann dann auch nur ein gewaltsames Ende gefunden werden. Anderseits ist eine Fülle dichterischer Einzelschönheiten über das Buch gebreitet. Aber seine Bedeutung liegt im Geistigen, hier gewinnt Boßhart eine bisher nicht erreichte Höhe. Um das Geistige aber geht es heute. Immer lauter werden die Stimmen der Anklage, immer dringender die Rufe nach Erlösung aus einer Zeit, die taumelnd dem Abgrund entgegenzueilen scheint. Erwachet! Auch der Dichter, der sehende, kann sich dieser Forderung nicht entziehen, so gebieterisch macht sie sich geltend, daß er ihrer als Dichter kaum Herr wird. Aber Boßhart, der sich jetzt, nach einem langen Leben schwerer und erfolgreicher Berufstätigkeit ganz der Kunst widmen kann in seiner Bergeinsamkeit, wird die Vereinigung von Geist und künstlerischer Darstellung, ohne gegenseitige Beeinträchtigung, schon finden. Der Martin Bodmer-Preis, den Boßhart für den „Rufer in der Wüste" erhielt, ist jedenfalls an einen dessen ganz Würdigen verliehen!

Allerlei Sprachliches.

Von Professor **Richard Eickhoff** in Remscheid.

Etwas von Dalben und Dückdalben.

Eine parlamentarische Erinnerung.

Es ist nicht gerade selten, daß dem Gesetzgeber in den Parlamentsakten Ausdrücke begegnen, die einer älteren Sprache angehören und ihn deshalb fremdartig anmuten.

So war es auch in der 21. Legislaturperiode (1908/09), als dem preußischen Abgeordnetenhause unterm 6. Januar 1909 ein „Staatsvertrag zwischen Preußen und Hamburg vom 14. November 1908, betreffend die Verbesserung des Fahrwassers der Elbe und andere

Maßnahmen zur Förderung der Seeschiffahrt nach Hamburg, Altona und Harburg" nebst dem Entwurfe zu einem „Gesetze über die Änderung der Landesgrenze gegen die Freie und Hansestadt Hamburg im Landkreise Harburg" zur verfassungsmäßigen Zustimmung bzw. Beschlußfassung vorgelegt wurde. Denn dieser Vertrag, den man kurz den Köhlbrand-Vertrag nannte — Köhlbrand heißt ein Teil der Süderelbe, um dessen Verlegung es sich in jenem Vertrage handelte —, interessierte den Philologen weit mehr als den Parlamentarier, weil sich an mehreren Stellen der seltsame Ausdruck „Dalben", in einer beigegebenen Denkschrift auch der Ausdruck „Dückdalben" fand.

Sofort zog ich die einschlägigen Wörterbücher zu Rate, um zu erfahren, was denn eigentlich „Dalben" seien, denn der Ausdruck war den meisten Abgeordneten natürlich fremd. Da las ich denn bei Duden, Orthographisches Wörterbuch, 7. Aufl., S. 85: Ducdalbe, Dückdalbe (franz. duc d'Albe), Verbindung von drei schräg zueinander stehenden, in das Wasser eingelassenen starken Pfählen zum Anlegen von Schiffen, und bei Kluge, Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache, heißt es S. 89: ndd. dîk, Dike, Diek, Dieck (Damm), dîk asächs., τεῖχος.[1]) Damit war denn völlige Klarheit in das scheinbare Dunkel gebracht. Wir haben hier offenbar wieder eines der vielen Beispiele für die Tatsache vor uns, daß sich manche Ausdrücke der älteren niederdeutschen Sprache in die neuhochdeutsche Sprache herübergerettet haben. Und es ist gewiß nicht verwunderlich, wenn solche Ausdrücke uns gerade in Staatsverträgen und ähnlichen Urkunden begegnen, weil sich in ihnen die altertümliche Sprache am längsten zu erhalten pflegt.

Vielleicht erfährt der geneigte Leser durch diese kleine parlamentarische Erinnerung zum ersten Male, was „Dückdalben" sind, und er läßt sich auch durch das „duc d'Albe", das die französische Volksetymologie aus den „Dückdalben" gemacht hat, wie uns Duden belehrt, darin nicht irre machen, daß wir hier einen gut deutschen Ausdruck vor uns haben, der, wie so manche anderen der niederdeutschen Sprache, dem heutigen Geschlecht nahezu fremd geworden ist.

Zur Erläuterung des Wortes „Dalbe" mag noch auf Grimms Wörterbuch, 2. Band, 1860, S. 1227, hingewiesen werden, wo das Wort dole, dolle, als ein Wort von gleicher Bedeutung, erklärt wird. Auch Brockhaus[14] (1908) erklärt „Dückdalbe" als ein im Seebau zur Befestigung der Schiffe dienendes festes Gerüst aus eingerammten und unter sich verbundenen Pfählen inmitten des freien Wassers eines Hafens, und er weist mit Recht schon die französische Volksetymologie zurück, indem er sagt: „Der Name „Dückdalben", franz. duc d'Albe, rührt wahrscheinlich nicht vom Herzog von Alba her, sondern vom niederdeutschen Diek (Deich) und Dalle, Dolle (Pfahl)." Daß dieser Name mit dem Herzog von Alba nichts zu tun hat, den andere Wörterbücher zum „Erfinder" jenes Gerüstes machen wollen, erscheint mir nach alledem unzweifelhaft.

Auch eine „Sprachdummheit".

Wem ist es nicht längst aufgefallen, daß der Abschiedsgruß „Auf Wiedersehen!" als Ersatz für das französische „Adieu!" sich immer mehr einbürgert, selbst in solchen Fällen einbürgert, wo er geradezu unpassend ist? Denn es leuchtet doch ein, daß dieser Gruß, der etwas Gefühlvolles, Herzliches, Feierliches an sich hat, sich nicht zum einfachen, gewöhnlichen Abschiedsgruß eignet, den man im alltäglichen Leben anwenden könnte. Mit Recht machte Professor Dr. Georg Wegener vor einiger Zeit im „Berliner Tageblatt" darauf aufmerksam und bezeichnete es als eine der sonderbarsten Sprachlaunen, daß wir das „Guten Tag!" nur für den Begegnungsanfang, nicht aber für das Auseinandergehen anwenden. Aber gibt es nicht ein viel schöneres Abschiedswort, das sich für den alltäglichen Gebrauch ganz vortrefflich eignet? Wir kennen es alle aus dem Liede: „Ade, du mein lieb Heimatlied!" Und doch glaube man nicht, daß dieses „Ade!" nur der dichterischen Sprache eigen sei, denn ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit vor 60 Jahren genau, daß dieser Gruß in meiner niedersächsischen Heimat auf dem Lande allgemein gebräuchlich war. Gewiß wird dieses „Ade!" seinen Ursprung auch im französischen „Adieu!" haben. Aber dieses Wort ist so urdeutsch geworden,

1) Vgl. auch Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl., Gießen 1909/1910, S. 339, wo es u. a. heißt: „identisch mit Teich".

daß niemand ihm seine französische Abstammung ansehen wird, wenn er nicht gerade Etymologe ist. Und deshalb möchte ich es an Stelle des „Auf Wiedersehen!" als alltäglichen Abschiedsgruß wegen seiner Schlichtheit und Einfachheit um so mehr empfehlen, als es auch unsere Väter schon kannten und anzuwenden liebten.

Mutterseelenallein!

Wer kennt nicht diesen im Volke beliebten Ausdruck? und wer hat nicht schon darüber nachgedacht, wie er zu deuten sei? Aber mir scheint, alle Versuche der Deutung sind bisher mehr oder weniger gescheitert. Da wurde mir jüngst von befreundeter Seite im Münsterlande eine Deutung nahegelegt, die mir bisher unbekannt war und die auch in weiteren Volkskreisen unbekannt geblieben zu sein scheint. Ich möchte sie den Lesern dieser Zeitschrift um so weniger vorenthalten, als sie so einfach wie nur möglich ist. „Mutterseelenallein" entstammt danach, wie so viele Volksausdrücke im Westen unseres Vaterlandes, auf die ich schon vor Jahren an dieser Stelle hingewiesen habe, dem Französischen und ist vom Volke aus „moi tout seul", das es nicht verstand, gebildet worden. Kann es in der Tat eine einfachere Deutung geben?"

Das neue deutschkundliche Lehramt in Bayern.

Von Oberstudiendirektor Dr. **H. Weber** in Rosenheim.

Zwei Jahre vor dem Weltkrieg, in dem Augenblicke, wo Deutschland sich auf seine tiefste innere Kraft besinnen sollte, ließ sich die bayerische Regierung bestimmen, das Lehramt aufzuheben, das der nationalen Aufgabe der Selbstbesinnung auf das eigene Wesen, soweit es im Rahmen einer Schule überhaupt möglich ist, am gerechtesten werden konnte, das Lehramt für Deutsch, Geschichte und Erdkunde, das wie kein anderes geschaffen war, das gesamte Volkstum zu erfassen. — Der Weltkrieg und seine Folgen schufen auch hierin Wandel. Der besseren Erkenntnis folgte die Tat. Das Ministerium stellte das alte Lehramt wieder her, erfüllte eine Reihe von Forderungen seiner bisherigen Vertreter und näherte das Lehramt bedeutsam dem Geiste des Germanistenverbandes.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß das Lehramt äußerlich sich ganz den übrigen Lehrämtern anpaßt (vierjähriges Hochschulstudium, darauf schriftliche und mündliche Prüfung, dann ein Jahr Seminar mit größerer pädagogischer Arbeit und abschließender pädagogischer Prüfung, sodann innerhalb der nächsten 10 Jahre eine freiwillige besondere rein wissenschaftliche, eine Art Doktor-Prüfung).

Stand die Prüfungsordnung von 1912 für die sprachlich-geschichtlichen Fächer zu einseitig unter dem rein geschichtlichen Gesichtspunkte, so lenkt das neue Lehramt wieder den Blick auch auf die lebende Gegenwart, und verbindet Gegenwart und Vergangenheit. — Trennte umgekehrt jene Prüfungsordnung seltsamerweise die Erdkunde ganz von der geschichtlichen Betrachtung, so gewinnt diese jetzt wieder ihr Recht.

Das neue Lehramt ist wirklich ein deutschkundliches. Der Fortschritt ist wesentlich. Für das Universitätsstudium gesellt sich zu dem Nachweise philosophischer, deutschphilologischer, geschichtlicher und erdkundlicher Vorlesungen der Nachweis von Vorlesungen und Übungen über deutsche Phonetik, Stimmpflege, über Betrachtung deutscher Kunstwerke unter Berücksichtigung der altdeutschen Kunst, der Teilnahme an kulturhistorischen Führungen.

In der schriftlichen Prüfung bleibt die literargeschichtliche Arbeit und die Übersetzung eines mittelhochdeutschen Textes. Allein die textsprachliche Betrachtung wird vertieft durch Zurückgehen auf das Althochdeutsche und das Indogermanische. Der frühere deutsche Aufsatz kehrt wieder, um die stilistische Gewandtheit zu bekunden. Neu tritt hinzu die Bearbeitung von Aufgaben aus der neuhochdeutschen Sprachlehre, aus der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache, und zwar der Schrift- und Mundsprache und aus der deutschen Rechtschreibung — die mündliche Prüfung zieht sprachlich-geschichtlich nicht nur das Althochdeutsche und Gotische, sondern auch das Frühneuhochdeutsche und die ältere Verslehre heran, prüft nicht nur die gesamte deutsche Literatur und die nähere Bekanntschaft mit den Hauptwerken, besonders der zweiten Blütezeit, sondern geht auch auf die deutsche Philosophie seit Leibniz und die philosophischen Grundlagen unserer größten Dichter ein. Von der Vergangenheit wendet sie sich zur Gegenwart; sie läßt einen neuhochdeutschen Prosa- oder Verstext sprachrichtig, lautrein, mit Ausdruck lesen, stellt Fragen aus der Phonetik, dem Sprachgebrauch, der Bedeutungslehre und der neuhochdeutschen Verslehre, fordert Bekanntschaft mit deutscher Volks- und Altertumskunde und mit den Mundarten Bayerns, die Kenntnis der deutschen Kunstdenkmäler aus einem nicht zu engen Gebiete und die Fähigkeit, vorgelegte Werke zu erklären.

In der Geschichte tritt zu der politischen Geschichte deutsche Kulturgeschichte — schriftlich und mündlich — und in der Erdkunde zu der mathematischen oder physikalischen Erdkunde Anthropogeographie (Menschenrassen, Wirtschafts-, Siedelungs-, Verkehrs- und politische Geographie) und die Grundzüge der Biographie; der wissenschaftlichen Behandlung eines nach natürlichen Verhältnissen abgegrenzten Erdraumes reiht sich an die Behandlung eines politisch abgegrenzten Raumes nach seinen politischen, anthropologischen und wirtschaftlichen Verhältnissen insbesondere des deutschen Heimatgebietes.

Demnach kommt in der Prüfung das gesamte deutsche Sprach- und Kunstleben — mit Ausnahme der Musik —, die gesamte Volkskunde und das ganze deutsche Kultur- und Wirtschaftsleben zur Geltung, und es hängt nur noch von der Fragestellung der Prüfenden ab, um durch die Prüfung ein großes einheitliches, ineinandergreifendes Bild des ganzen deutschen Vaterlandes erstehen zu lassen.

Es mag uns vielleicht als ein tröstlicher Ausblick und als ein günstiges Vorzeichen gelten, daß aus dem tiefsten Verfalle unseres Vaterlandes solch ein reindeutsches Lehramt geboren wurde, das endlich selbstverständliche Forderungen an einen Deutschlehrer erfüllt.

Literaturberichte 1921/22.

Sprache und Sprachwissenschaft.

Von Geheimrat Prof. Dr. Oskar Weise in Eisenberg (S.-A.).

I. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Der Einführung in das Alt- und Mittelfranzösische ist in der Teubnerschen Sammlung philologischer Studienbücher jetzt Sigmund Feists[1]) „Einführung in das Gotische" gefolgt. Wie jene paßt es sich den Bedürfnissen der Studierenden an, verzichtet auf Streitigkeiten über die Textbehandlung und bietet überall nur die sicheren Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Die Abschnitte der gotischen Bibel (S. 14—98), denen die Ausgabe Streitbergs zugrunde gelegt wird, sind geschickt ausgewählt, gut übersetzt und trefflich erklärt, die Grammatik (S. 99—146) beschränkt sich um der Raumersparnis willen auf Laut- und Formenlehre, die Eigentümlichkeiten des Satzbaus werden bei Gelegenheit der Texterläuterung besprochen. Die gotischen Wörter sind etymologisch gedeutet, besonders werden die verwandten althochdeutschen Sprachformen herangezogen. Ein Verzeichnis der in den Texterläuterungen besprochenen Ausdrücke (S. 147—156) und die Nachbildung einer Seite des Wolfenbütteler Codex Carolinus bilden den Schluß. — Das Repetitorium der deutschen Sprache von Hermann Ammon[2]) beschäftigt sich auf S. 1—44 mit dem Gotischen, auf S. 45—73 mit dem Althochdeutschen und auf S. 74—79 mit dem Altsächsischen. Links stehen die Fragen, rechts die Antworten. Die Arbeit ist aus der Tätigkeit des Verfassers als akademischer Wiederholer erwachsen und verfolgt vor allem pädagogische Zwecke. Sie fußt auf den Handbüchern von Braune, Kluge, Schulz u. a., also auf guter Grundlage. Nur selten vermißt man etwas Wesentliches, wie S. 3 bei der Aufzählung der romanischen Sprachen das Provençalische und das Ladinische oder Rätoromanische.

II. Die neuhochdeutsche Schriftsprache.

A. Schriften allgemeineren Inhalts.

Oskar Weises[3]) Buch „Blicke in das Leben und das Wesen unserer deutschen Sprache" bildet ein Seitenstück zu den beiden Büchern desselben Verfassers „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen" (9. Aufl. 1919) und „Ästhetik der deutschen Sprache" (4. Aufl. 1915). Es enthält 32 Abhandlungen aus sechs verschiedenen Stoffgebieten: 1. Zur Geschichte der deutschen Sprache (S. 1—30). 2. Sprache und Kulturgeschichte (S. 31—61). 3. Beiträge zur deutschen Satzlehre (S. 62—84). 4. Zur deutschen Stillehre (S. 85—134). 5. Zur Geschichte und Bedeutung einzelner Wörter (S. 135—148). 6. Mundartliches (S. 149—176). Innerhalb dieser Abschnitte wird möglichst Abwechslung und Mannigfaltigkeit erstrebt. Unwesentliches und Unsicheres ist beiseite gelassen, dagegen alles berücksichtigt, was zum tieferen Verständnis der deutschen Sprache beiträgt. Das Buch bringt viel Neues, doch soll es in erster Linie dazu dienen, das bisher von der Wissenschaft Erforschte in leicht verständlicher Form einem größeren Leserkreise vorzulegen, besonders den Lehrern und Lehrerinnen, die dazu berufen sind, bei der Jugend Interesse für die Eigenart unserer Muttersprache zu wecken. —

1) Sigmund Feist, Einführung in das Gotische (Texte, Übersetzungen, Erläuterungen). Teubners philologische Studienbücher. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 156 S. u. 1 Tafel. M. 2.20 × Schlüsselz. d. B.-V.

2) Hermann Ammon, Repetitorium der deutschen Sprache (Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch). Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger W. de Gruyter u. Co. 79 S.

3) Oskar Weise, Blicke in das Leben und das Wesen unserer deutschen Sprache. Jena, Frommannsche Buchhandlung. 176 S.

Alfred Götze[4]) führt uns in fesselnder und anregender Form die Leiden und Bedrängnisse vor, denen die deutsch sprechenden Bewohner der unserem Vaterlande entrissenen Gebiete im Osten und Westen sowie die deutschen Brüder in den früheren Kaiserreichen Rußland und Österreich ausgesetzt sind, wie man sie entrechtet, verjagt und zwingt, ihre Geschäftsschilder zu ändern, die deutschen Schulen und Theater beraubt usw. — Ernst Wasserzieher hat sprachgeschichtliche Plaudereien veröffentlicht (Ferd. Dümmler, Berlin u. Bonn, 288 S.); Albert Debrunner einen Aufsatz über Sprachwissenschaft und Sprachrichtigkeit geschrieben (Neue Jahrb. für das klass. Altert. 25. Jahrg. II, 201—204).

B. Grammatik.

Die 1905 verfaßte und seitdem viermal wieder abgedruckte deutsche Grammatik des Amerikaners Georg Curme[5]) ist jetzt in zweiter, durchgesehener und erweiterter Auflage erschienen. Das vortreffliche Werk, das dem Verfasser zu großer Ehre gereicht, behandelt die gesprochene und geschriebene Sprache der Gegenwart mit Sorgfalt und Umsicht. Zahlreiche Beispiele aus allen möglichen Gebieten des Schrifttums dienen als Belege, die neuesten einschlägigen Schriften deutscher und amerikanischer Gelehrter werden zu Rate gezogen. Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch bleiben im allgemeinen unberücksichtigt, werden aber im einzelnen hier und da zur Erklärung der Sprachformen verwertet, z. B. bei nur = mittelhochdeutsch ne waere; ab und zu wird auch auf die geschichtliche Entwicklung eingegangen, z. B. bei den Anredeformen. Am ausführlichsten ist die Formenlehre behandelt (S. 58—400), nächstdem die Wortfügung (S. 405—586), dagegen treten Lautlehre (S. 7—57) und Wortbildung (S. 402—454) zurück. Das Buch ist in erster Linie für amerikanische Studenten bestimmt, kann aber allen mit der englischen Sprache Vertrauten als zuverlässiger Berater warm empfohlen werden. Für eine neue Auflage möchte ich folgende Verbesserungen vorschlagen: 1. daß in den Fußnoten die wichtigsten Abhandlungen über einzelne Spracherscheinungen angeführt werden, z. B. die von H. Paul über den Gebrauch von haben und sein bei der Perfektbildung. 2. daß undeutsche Ausdrucksweisen bei Anführung von Schriftwerken gemieden werden, wie „Schillers Wallensteins Lager" (= Wallensteins Lager von Schiller oder Schiller, Wallensteins Lager) oder „Grillparzers Der Traum ein Leben" (= Grillparzers Drama ...) u. a. 3. daß die Reste früherer Sprachperioden noch mehr herangezogen werden, so S. 259 beim Mittelwort der Vergangenheit ohne die Vorsilbe ge (vgl. die Eigennamen Wolzogen = Wohlgezogen, Wahnschaffe = Wahngeschaffen, Schöntan = Schöngetan, ferner Branntwein = gebrannter Wein u. a. 4. daß die Spracherscheinungen noch öfter begründet werden, z. B. das männliche Geschlecht bei Flußnamen wie Main, Rhein, Neckar, Lech; Bober, Queiß, Niemen, Bug mit Hinweis auf ihre keltische und slawische Herkunft und das sächliche Geschlecht von Konsulat, Majorat durch Einwirkung von Wörtern wie Postulat (lat. postulatum), Mandat u. a. 5. daß das Verbreitungsgebiet mundartlicher Wörter genauer angegeben wird; so findet sich das Wort zwei in dreigeschlechtiger Form auch im westlichen Mitteldeutschland (Moselfränkisch), der Dual es, enk außer im Bayrisch-Österreichischen auch in Teilen der Rheinprovinz und Westfalens sowie Ostfrieslands und das verallgemeinernde Relativ wer da, was da im Ostmitteldeutschen sowie in den deutschen Gemeinden Ungarns und Italiens. — In der vorliegenden 5. Auflage der deutschen Sprach- und Stillehre von Oskar Weise[6]) ist der erste Teil, abgesehen von Druckfehlern und anderen kleineren Mängeln, fast unverändert geblieben, dagegen sind in der Stillehre die Musterbeispiele auf mehrseitig geäußerten Wunsch größtenteils (19 von 27) durch andere ersetzt worden aus Werken der hervorragendsten Schriftsteller der neuesten Zeit. — Der Verfasser des Buches „Lebensvolle Sprachlehre", Paul Cretius[7]), will im Hildebrandschen Sinne wirken und die Lehrer und Schüler zu einer liebe-

4) Alfred Götze, Das Schicksal der deutschen Sprache in der Gegenwart. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. 25. Jahrg. II, S. 113—128.

5) George O. Curme, A Grammar of the German Language. 2. verbesserte u. ver-
6 Auflage. Neuyork u. London, Macmillan Co. 623 S.
mehrte) Oskar Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 197 S.

7) Paul Cretius, Lebensvolle Sprachlehre (Der Bücherschatz des Lehrers Bd. XIV, 9). Osterwieck a. H. u. Leipzig, A. W. Zickfeldt. 132 S. Grundpreis M. 1,65, geb. 2,60.

vollen Betrachtung der Sprache anregen. Manches Unwesentliche, wie die Verhältniswörter mit dem zweiten Fall, hat er beiseite gelassen, um mehr Raum für seine Zwecke zu gewinnen. Bald lehrt, bald plaudert er, aber immer veranlaßt er die Kinder, um sich zu schauen und zu reden. Außer Laut-, Formen- und Satzlehre zieht er auch den Bedeutungswandel, die bildliche Redeweise, die Redensarten und die Besonderheiten der mundartlichen Rede heran. Überall merkt man, daß hier ein tüchtiger Schulmann aus langjähriger Erfahrung spricht. Wenig ist an dem Buche auszusetzen, so S. 102, wo behauptet wird, daß in Wörtern wie Hemde (mittelhochdeutsch hemede), Bette, Fritze, feste das e vom Volksmunde angefügt sei, während es umgekehrt in der Schriftsprache abgefallen ist, oder S. 101, wo angegeben werden mußte, daß sich das ö in Löffel, Hölle, zwölf im Mitteldeutschen unter dem Einflusse benachbarter Laute entwickelt hat. — Wie der 1. und 2. Teil von Carl Frankes[8]) Grundzügen der Schriftsprache Luthers ist auch der 3. in der neuen Auflage bedeutend vermehrt und im einzelnen mannigfach geändert worden, vor allem sind die §§ 4—6 ausführlicher dargestellt. Das Hauptaugenmerk hat der Verfasser auf die Entwicklung des Satzbaues gerichtet und dabei die verschiedenen Zeitabschnitte der Textverbesserung in der Lutherbibel (1516—21, 1522—31, 1532—35) sorgfältig auseinandergehalten. Die fremden Fachausdrücke haben deutschen weichen müssen. Ein gutes Wortverzeichnis (S. 384—419) erleichtert das Nachschlagen. So hat sich denn das Buch wesentlich vervollkommnet und wird allen, die es gebrauchen, Nutzen bringen. — Entsprechend der Neubearbeitung des Handbuchs der deutschen Sprache von Lyon-Scheel, die besonderen Wert auf die psychologische Vertiefung legt, ist nun auch das dazugehörige Aufgabenbuch von W. Scheel und A. Knospe[9]) umgestaltet worden und zwar unter Berücksichtigung der für die Arbeits- und Heimatschule aufgestellten Grundsätze. Auf engem Raume wird hier reicher Stoff geboten bald in Form von Beispielen, bald in Frage- oder Befehlsform. Alles ist leicht faßlich dargestellt. S. 1—39 behandeln die Satzlehre und S. 40—84 die Wortlehre (Wortbeugung, Wortbildung, Wortbedeutung). Selten vermißt man etwas, wie S. 2, wo erwähnt werden konnte, daß auch Bindewörter und Empfindungswörter Satzgegenstand werden können, und daß „es" nicht nur bei Wettererscheinungen (z. B. es regnet) förmliches Subjekt ist, sondern auch bei Gemütsbewegungen (z. B. es reut mich). — O. Briegleb[10]) fordert mit Recht, das alteingewurzelte -s- der Wortfuge in Zusammensetzungen unangetastet zu lassen, sowohl wenn es beim Wesfall steht (z. B. Feldzugsplan, Schiffsbau) als auch, wenn es Bindungs-s ist (z. B. Freiheitsdrang, Liebesbrief, Hoffnungsglück).

C. Sprachstil.

Hans Hörtnagl[11]) beabsichtigt in seiner Schrift „Bausteine zu einer Grammatik der Bildsprache" eine wissenschaftliche Grundlage zur Wesensbestimmung und Deutung der Vergleiche, Bildsprüche, Fabeln, Allegorien und Parabeln zu bieten. Er setzt sich mit der bekannten Lessingschen Begriffsbestimmung der Fabel auseinander, die er zu vertiefen sucht, und behandelt besonders eingehend die biblischen Parabeln, deren Wesen, Sinn und Gefühlswert er feststellt. So wird der Leser, auch wenn er nicht überall die scharfe Kritik des Bibeltextes und der Schillerschen Dramen billigt, vieles daraus lernen. Störend wirken aber die zahlreichen Fremdwörter und unschöne Neubildungen wie S. 97 Sauretraubenausrede und Dummenjungenzuversicht, noch störender ungerechtfertigte Äußerungen wie S. 132 „der Narr unseres Jahrhunderts, (Kaiser) Wilhelm II." oder S. 167, wo der Inhalt der Parabel von den Arbeitern im Weinberge als ein „Überlausbubenstreich des Herrn" bezeichnet wird. — Die Amtssprache, d. h. das geschriebene Deutsch der Beamten in den Schreibstuben der schwei-

8) Karl Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. 3. Teil: Satzlehre. 2. wesentlich veränderte u. vermehrte Auflage. Halle, Waisenhaus. 419 S.

9) W. Scheel u. A. Knospe, Aufgaben zur deutschen Sprachlehre für die unteren und mittleren Stufen der höheren Schulen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 84 S. Kart. M. —.85 × Schlüsselz. d. B.-V.

10) Otto Bringleb, Vom Verluste unserer Sprachformen, ein Mahnruf.' Hannover, Selbstverlag. 11 S. M. 6,50.

11) Hans Hörtnagl, Bausteine zu einer Grammatik der Bildsprache. Innsbruck, Wagner. 208 S. M. 60,—.

zerischen Bundesbehörden erörtert J. Hugentobler[12]). Im ersten Teil leitet er eine Anzahl der einschlägigen Erscheinungen aus den Grundbedingungen des Staates, der Gemeinschaft und der Hoheit ab und im zweiten ordnet er den Stoff nach grammatisch-stilistischen Gesichtspunkten. Beispiele werden reichlich geboten, auch der Kanzleistil Deutschlands ist berücksichtigt, aber die geschichtliche Entwicklung bleibt im ganzen unbeachtet, ebenso die Rechts- und Gesetzessprache. Die Arbeit macht einen vortrefflichen Eindruck und zeigt, daß der Verfasser auf dem in Frage stehenden Gebiete vollkommen bewandert ist. In dem Verzeichnisse des einschlägigen Schrifttums fehlen: K. Grosse, Über den Kanzleistil, Grenzboten 1908, S. 271 ff. und Haß, Über das Sektenwesen und den Kanzleistil im alten Preußen, Forschungen zur brandenburg. u. preuß. Gesch. XXII, 2, S. 201—255. Nicht vermerkt ist, ob sich in der Schweiz auch Gebilde wie Belieferung, Behändigung, Belüftung, regierungsseitig, oberbehördlich, allenfallsig, desfallsig und andere Blüten des deutschen Kanzleistils finden. — Albert Fries[13]), der sich schon mit dem Stile verschiedener Dichter wie Goethe, Kleist, Grillparzer beschäftigt hat, bietet uns in seinem neuesten Schriftchen mannigfache Beobachtungen über den Sprachgebrauch Klopstocks, namentlich über Lieblingsausdrücke, Einfluß des Rhythmus auf den Wortgebrauch, Eigentümlichkeiten der Wortstellung und Wiederholung bestimmter Ausdrücke.

D. Namen.

Eine ansprechende und gründliche Arbeit ist die von Karl Sang[14]) über die appellative Verwendung der Eigennamen bei Luther. Der Aufzählung der belegbaren Beispiele (S. 1 bis 50) folgt deren Erörterung nach Sprachform (S. 51—55) und Inhalt (S. 56—69), wobei immer auf das vorlutherische Schrifttum und die gleichzeitige Literatur Rücksicht genommen wird. Dabei zeigt sich, daß Luther viel häufiger als frühere Schriftsteller von der in Rede stehenden Spracherscheinung Gebrauch gemacht und daß er namentlich Personen und Gegenstände der Bibel (z. B. Adam = sündiger Mensch, Judas = Verräter, himmlisches Jerusalem, Sündenbabel) verwendet hat. — Franz Hammer[15]) bringt eine hübsche, planmäßig geordnete und volkstümlich geschriebene, daher allgemein verständliche Darstellung der Familiennamen der Stadt Schmölln im Altenburger Ostkreise. Die Erklärung ruht auf sicherer Grundlage, die älteren Namensformen werden mit herangezogen. — Ein Aufsatz von Philipp Kraus[16]) über die Bedeutung des Namens Nürnberg ist vor allem deshalb wertvoll, weil darin die zahlreichen bisherigen Erklärungen dieses schwierigen Wortes zusammengestellt sind. Er selbst leitet es ab von hor, sumpfig = ze den horwinen bergen, zu den sumpfigen Bergen, was wenig anspricht. — Die Straßennamen der Stadt Brieg in Schlesien behandelt Max Göbel[17]). Dadurch erhält man Aufschlüsse über ortsgeschichtliche Fragen, wo bestimmte Gewerbe ihren Hauptsitz hatten, welche Persönlichkeiten dort hochgeschätzt worden sind u. a. — Die Schrift von Wilh. Kaspers über die -acum-Ortsnamen des Rheinlands (Halle, Niemeyer) hat dem Berichterstatter nicht vorgelegen.

E. Wörterbücher.

Das vortreffliche neuschwedische Wörterbuch von Olof Östergren[18]), dessen wir schon öfter gedacht haben, ist jetzt bis Heft 18 erschienen und reicht bis zu dem Worte Füsisk. Druck und Ausstattung haben sich nicht verändert, nur der Preis ist etwas erhöht worden.

12) J. Hugentobler, Zur schweizerischen Amtssprache (Abhandlungen, herausg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur in Zürich XII). Zürich, Rascher u. Co. 61 S.

13) Albert Fries, Zu Klopstocks Stil. Berlin, E. Ebering. 22 S.

14) Karl Sang, Die appellative Verwendung von Eigennamen bei Luther (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie II). Gießen, v. Münchowsche Universitätsdruckerei. 69 S. M. 15,—.

15) Franz Hammer, Die Schmöllner Familiennamen. Blätter für Heimatpflege I,4.

16) Philipp Kraus, Die Bedeutung des Namens Nürnberg. Mitteilungen des Ver. für Gesch. der Stadt Nürnberg. 43. Jahresber. S. 8 ff.

17) Max Göbel, Die Brieger Straßennamen. Zeitschr. d. Ver. für die Gesch. Schlesiens. 55. Jahrg. S. 29—45.

18) Olof Östergren, Nuswensk Ordbok, Heft 18. Stockholm, Mahlström u. Widstrand. II, S. 513—608. Kr. 2,—.

F. Sprichwörter und Redensarten.

Das Buch von Heinrich Leineweber[19]) „Die Weisheit auf der Gasse" enthält eine reiche Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten; jene sind nach bestimmten Gesichtspunkten gruppiert, diese nach dem Abc geordnet; von jenen werden 51 ausführlich erklärt, diese werden alle kurz erläutert. Die Deutung ist in den meisten Fällen wohl gelungen, selten wird man zu Widerspruch veranlaßt. Nicht befriedigend finde ich z. B. was über die Redensart „feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln" gesagt ist (vgl. Richter-Weise, Deutsche Redensarten, 4. Aufl., Nr. 224). Manche der Erklärung bedürftige Redensart sucht man vergebens, so zu Paaren treiben, Schwein haben, seine sieben Sachen packen, pleite gehen, das ist der springende Punkt, bei anderen konnten sinnverwandte hinzugefügt werden, wie bei abgefeimt raffiniert, bei Spießbürger sein (das auf ganz ähnliche Anschauungen zurückgehende) Schildbürger sein. Bei den Lehnsprichwörtern hätte auf den Ursprung hingewiesen werden können, z. B. bei Sand in die Augen streuen auf den Kniff der römischen Gladiatoren, den Gegner durch Blenden kampfunfähig zu machen (pulverem ob oculos aspergere bei Gellius V, 21, 4; vgl. frz. jeter de la poudre aux yeux). Doch ist das Buch trotz dieser Mängel entschieden brauchbar und wird seinen Zweck als Hilfsbuch für den deutschen Unterricht vortrefflich erfüllen. — Ein Seitenstück zu den in demselben Verlag erschienenen Geflügelten Worten von Büchmann bildet Heinrich Leßmanns[20]) Buch über den deutschen Volksmund im Lichte der Sage. Es verzeichnet Sprichwörter und Redensarten, Gleichnisse und Bilder, Wörter und Wendungen der Umgangs- und Schriftsprache und sucht sie aus der altgermanischen Götter- und Heldensage und den alten Märchen abzuleiten, z. B. keinen guten Faden spinnen, das Lebenslicht ausblasen, die goldene Mittelstraße ziehen. Auch tritt der Verfasser dafür ein, daß in Fällen, wo es leicht möglich ist, Ausdrücke der altklassischen Mythologie durch altgermanische ersetzt werden möchten, z. B. die unerbittliche Parze durch die unerbittliche Norne, Tantalusqualen durch Lokiqualen usw., schwerlich mit Erfolg.

III. Die deutschen Mundarten.

G. F. Meyer[21]) hat sich die Aufgabe gestellt, in seinem Buche über unsere plattdeutsche Muttersprache alles das zu behandeln, was nötig erscheint, den mit der Schriftsprache Vertrauten zu einem liebevollen Verständnis für das Plattdeutsche Augen und Herzen zu öffnen. Deshalb hat er weggelassen, was der Mehrzahl wenig zusagt, so die Lautlehre, die Biegung des Zeitworts u. a., und von der Wortbildungslehre nur das Wesentlichste aufgenommen. Er legt das Holsteiner Platt zugrunde und zieht die früheren Sprachstufen des Alt- und Mittelniederdeutschen nur gelegentlich zu Rate. Dagegen bietet er eine Fülle von Beispielen aus dem neueren Schrifttum und eine Menge von Stoff aus der Stillehre, so behandeln §§ 27 bis 52 Kürze des Ausdrucks, §§ 53—67 Fülle des Ausdrucks, §§ 68—98 Anschaulichkeit des Ausdrucks, §§ 99—121 den zusammengesetzten Satz, §§ 122—127 den plattdeutschen Wortschatz. Nicht überall kann man sich mit der Ansicht des Verfassers einverstanden erklären, so kann § 39 bei der Mehrzahlbildung Mannslüd, Katenlüd = Männer, Kätner von Kürze des Ausdrucks keine Rede sein, ebensowenig § 42 bei der Fügung de Südermur von de Kerk = die Südmauer der Kirche oder § 47 de lür lütt Fru = das Frauchen. — Von dem hübschen Büchlein „Plattdeutsche Mundarten" Hubert Grimmes[22]) ist die zweite Auflage erschienen. Sie ist in der Hauptsache unverändert geblieben, nur der einleitende Abschnitt „Geschichte des Plattdeutschen" hat eine ganz andere Darstellung erhalten, verfaßt von Th. Baader, und im übrigen sind manche Einzelheiten verbessert worden. — Einen Nachtrag zu dem früher veröffentlichten Wörterbuche der Mundart von Neugolm in der Mark Brandenburg bringt Max

19) Heinrich Leineweber, Die Weisheit auf der Gasse, Sprichwörter und Redensarten, ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. 3. verbesserte Auflage, besorgt von Ans. Leineweber. Paderborn, F. Schöning. 256 S. M. 21,—.

20) Heinrich Leßmann, Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage. Berlin u. Leipzig, Haude u. Spener. 423 S. Geh. M. 50,—, geb. M. 70,—.

21) Gustav Friedrich Meyer, Unsere plattdeutsche Muttersprache. Garding i. Holstein, H. Lühr u. Dircks. 172 S. M. 14,—, geb. M. 20,—.

22) Hubert Grimme, Plattdeutsche Mundarten. 2. Auflage. Leipzig, Göschen. 152 S. M. 210.

Siewert[23]), und zwar Ausdrücke mit den Anfangsbuchstaben H bis W. Die Herkunft der Wörter wird nicht angegeben, obwohl sie oft ohne Schwierigkeit gefunden werden konnte, z. B. bei Karéln, große Perlen aus Bernstein oder Glas = Korallen, Seier, Uhr = Seiger, mhd. seigaere, von einem mit sickern und versiegen verwandten Stamme, ursprünglich Sand- oder Wasseruhr, Karm, Jammer von ahd. kara, Klage (vgl. Karwoche, Karfreitag), Plins, Kartoffelpuffer = russ. blince, Fladen. — A. Riese[24]) hat die Absicht, einstweilen auf die Sammlungen aus dem Gebiete der Frankfurter Mundart hinzuweisen, die von den Erben des verstorbenen Jos. Oppel dem Stadtarchiv übergeben worden sind. Er teilt Proben von mundartlichen Erzählungen mit und gibt verschiedene Beiträge zur Sprachkunde, besonders zahlreiche Beispiele über den ellipsischen Gebrauch des zweiten Falls bei Eigennamen, z. B. ins Hensels gehe (= zu Hensels, ins Hensels Haus gehn) und über volkstümliche Vergleiche. — An Stelle der 1913 in 3. Auflage erschienenen deutschen Sprachschule für Berner veröffentlicht O. v. Greyerz[25]) jetzt eine auf breiterer Grundlage ruhende deutsche Sprachschule für Schweizer Mittelschulen. Von dem alten Buche ist dem neuen geblieben das Wesen des Übungsbuches und das zwischen Mundart und Schriftsprache vergleichende Verfahren; dagegen ist das behandelte Gebiet vom Bernischen auf das allgemein Schweizerische erweitert worden. Der Bestimmung für Mittelschulen ist durch wissenschaftliche Einführungen in die einzelnen Gebiete der Sprachlehre Rechnung getragen. In vier Abschnitten werden Lautlehre, Wortlehre (Wortbedeutung und Wortbildung), Formenlehre und Satzlehre vorgeführt. Tausende von Übungsbeispielen dienen zur Erläuterung der aufgestellten Regeln. Das Buch bietet nicht nur dem Schüler, sondern auch dem Mundartforscher reichen Stoff. — Die Stadtmundart von Ludwigshafen a. Rh. behandelt Leo Krell in einem Beihefte der bayrischen Hefte für Volkskunde.

Anhang.

Eduard Hermann, Die Sprachwissenschaft in der Schule. Göttingen 1923, Vandenhoeck u. Ruprecht. 192 S. Es herrscht unter uns Deutschkundern darüber wohl vollkommene Einigkeit, daß im deutschsprachlichen Unterricht aller unserer Schulen überhaupt kein anderes Verfahren als ein ausgesprochen sprachwissenschaftliches möglich und zu dulden sei. Es ist darum klar, daß dieser Unterricht nur von Lehrern erteilt werden kann und darf, die dafür aufs gründlichste ausgebildet sind; das heißt also, daß der künftige Deutschlehrer unserer höheren Schulen auf der Universität eine möglichst gute allgemein sprachwissenschaftliche Schulung erfahren müsse, aber auch der Elementarlehrer ihrer nicht völlig entraten dürfe. Für den Unterricht in den neueren Sprachen ist ähnliche Einsicht schon lange verbreitet, erst in jüngster Zeit haben sich auch innerhalb der klassischen Philologie immer mehr Stimmen erhoben, die sprachwissenschaftliche Belehrung in den griechischen und lateinischen Unterricht zu seiner Belebung und tunlichen Ausschaltung bloßen Auswendiglernens einführen möchten. Der Verfasser des vorliegenden Buches faßt diese Bestrebungen zusammen und begründet sie in allem einzelnen, nicht theoretisch aber, sondern gleich durch Vorlegung einer durchgeführten Didaktik. Er legt ganz kurz für die Elementarschulen, ausführlich für die höheren Schulen, insbesondere das Gymnasium dar, was an sprachwissenschaftlichem Stoff und bei welchen Anlässen er an den Schüler heranzubringen sei, indem der Lehrstoff jeder Klasse auf die möglichen Anregungen hin durchgegangen wird. Alle Seiten der Sprache, Laute, Formen, Wort- und Satzbildung werden berücksichtigt, Rechtschreibung, Aussprache, Mundarten, Standessprachen, Namen sind einbezogen, auch für den Religions- und naturkundlichen Unterricht werden entsprechende Anregungen gegeben.

Der Verfasser brachte die erwünschteste Befähigung für das Buch mit, da er die Unterrichtserfahrung von 19 Lehrerjahren mit der vollkommenen Beherrschung der Sprachwissenschaft vereinigt. Und seine Ausführungen werden um so überzeugender wirken, als ihm jede

23) Max Siewert, Wörterbuch der Neugolmer Mundart (Nachtrag). Jahrbuch des Ver. für niederdeutsche Sprachforschung. XLVIII, S. 13—25.

24) Alexander Riese, Die Oppelschen Forschungen zur Frankfurter Mundart. Archiv für Frankfurter Geschichte u. Kunst XII, S. 235—260. Frankfurt a. M.

25) Otto v. Greyerz, Deutsche Sprachschule für Schweizer Mittelschulen. Bern, A. Francke. 248 S. Fr. 4,80.

Übertreibung fern liegt. Er warnt im Gegenteil nachdrücklich vor allem Zuviel, befürwortet auch keine systematische Darstellung, mahnt und leitet vielmehr nur an, die mannigfachen Gelegenheiten zur Einstreuung sprachwissenschaftlicher Belehrung klug zu benutzen. Ja, er zielt überall auf einen eigentlichen Arbeitsunterricht, in dem die Schüler sprachwissenschaftliche Einsichten mehr selbst sich erringen als vorgetragen erhalten.

Am eingehendsten hat der Verfasser die klassischen Sprachen behandelt; für den Deutschunterricht ergeben sich leicht noch mancherlei Möglichkeiten über das hinaus, was Hermann hier anführen konnte oder mochte. Eben der Deutschkunder aber wird mit seiner Darstellung zufrieden sein. Wird ihr Verfasser doch nicht müde zu betonen, daß alle sprachliche Einsicht von der Muttersprache ausgeht, „alle Schwierigkeiten fremder Sprachen im Deutschen richtig vorbereitet" sein müßten, „die in der Sprachwissenschaft schlummernden Kräfte nur durch die Vermittlung des Deutschen" geweckt werden könnten. Er tritt demgemäß auch für eine Vermehrung der Stundenzahl des Deutschen, für Ausdehnung des Unterrichts im Mittelhochdeutschen ein. Der Deutschlehrer wird aber auch im einzelnen für sein Fach und dessen Verknüpfung mit den übrigen Lehrfächern mancherlei Anregung in dieser vortrefflichen Schrift finden, deren aufmerksames Studium wir nachdrücklich empfehlen. F. P.

Phonetik, neuere Metrik und Rhetorik.

Von Prof. Dr. **Ewald Geißler** in Erlangen.

Eine wertvolle Zusammenfassung ist die „Lautbildungskunde" von Elise Richter.[1] Sie gibt sich als Einführung (und ist auf ihrer breiten Grundlage die gediegenste), bereichert aber auch den Kundigen: nicht durch neue Einzelheiten, aber in vorbildlicher Überschau. Die Hauptergebnisse der Phonetik — ohne dürres Herausziehen, mit reichen Verzweigungen — in hundert Seiten hineinzuballen ist um so bewundernswerter, als nach der naturwissenschaftlichen auch die (von Sachphonetikern noch immer vernachlässigte) psychologisch-geschichtliche Seite herausgearbeitet wird, als Grundlage für die Sprachwissenschaft. Möglich ist diese Leistung nur durch einen außergewöhnlich gewogen-klar-knappen Stil, dessen deutsche Sachausdrücke (als Übergang zuweilen mit dem überlieferten Fremdling in Klammern) auch den Zaghaften überzeugen müssen und später auch jetzt noch Stehengelassenes erobern werden. Ein sorgfältiger Büchernachweis bezeugt den ausgeschöpften Stoff und ermöglicht dem Leser, wohlvorbereitet in die Sonderforschung einzutreten. — Wie der Kampf um die Musterlautung vorwärtsgeht, beweisen die Neuauflagen, die für ihre zwei richtunggebenden Werke notwendig wurden. Theodor Siebs[2]) hat der 13. Auflage seiner „Deutschen Sprache" den glücklichen Namen „Hochsprache" als Nebentitel angefügt und damit dem Einwand standesmäßig begrenzter Gültigkeit den erweiterten Rechtsanspruch an alle Gebildeten entgegengesetzt. Entsprechend wird in dem Abschnitt über die Schule die Einheitlichkeit des Ziels noch eindeutiger gefordert als früher und eine getönte Provinzialsprache zwar in gewissen Grenzen zugelassen, aber nur als einstweilige Mindestforderung. In den Verhandlungen vom Januar 1922, in denen die neue Auflage gleich den früheren von Führern der Bühne und Wissenschaft durchberaten wurde, hat auch das preußische Ministerium den gleichen Standpunkt vertreten und die erfreuliche Mitteilung gemacht, „daß es der Spracherziehung den größten Wert beimesse". Im übrigen ist alles unverändert und wohl nur das Wörterbuch bereichert. — Neben diesem unentbehrlichen Grundbuch behalten die Werke des älteren wissenschaftlichen Vorfechters deutscher Einheitslautung, Wilhelm Viëtors[3]), ihren dauernden Wert. Die dritte Auflage seines Aussprachewörterbuchs (das weit umfangreicher angelegt ist als das Siebssche) selbst zu erleben, war ihm nicht mehr vergönnt

---

1) Elise Richter, außerordentl. Prof. an der Universität Wien, Lautbildungskunde, Einführung in die Phonetik. Leipzig 1922, B. G. Teubner.

2) Theodor Siebs, Deutsche Bühnenaussprache (Hochsprache), bearbeitet auf Veranlassung des Deutschen Bühnenvereins und der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger. Bonn 1922, Albert Ahn. 13. Aufl. (19.—21. Tausend).

3) Wilhelm Viëtor, Deutsches Aussprachewörterbuch. 3. durchgesehene Aufl., besorgt von Dr. Ernst A. Meyer. Leipzig 1921, O. R. Reisland.

Ihre geringfügigen Verbesserungen beziehen sich, wesentlich in Fremdwörtern, auf einzelne Angleichungen an die „Bühnenaussprache" — eine Entwicklung ganz in Viëtors Sinne; denn er fühlte sich nicht als selbständigen Gesetzgeber sondern nur als Feststeller und hat, entsprechend seinen im Laufe der Jahre veränderten Beobachtungen, selbst derartige Berichtigungen vorgenommen, so daß sein lautliches Hochbild bis auf winzige Kleinigkeiten mit Siebs übereinstimmt.

Die hundert Lehrbücher für stimmgesundes Sprechen und Singen werden von Reverey[4]) mit dem Selbstbewußtsein des Bahnbrechers um ein hunderteintes vermehrt. Verdienstlich ist die Mahnung zur deutschen Einheitslautung auch für die Schule. Ob freilich die Unbefangenheit, mit der die Fülle der sich dabei auftuenden Reibungen zu Mundart und Umgangssprache einfach nicht gesehen wird, bei den angeredeten Kreisen nicht eher Widerspruch weckt? Daß so zarte Fragen des Sprachlebens mit der gebietenden Gebärde eines „Reichsgesetzes" abzutun seien, ist sicher am wenigsten die Meinung von Siebs, dem das Büchlein gewidmet ist. — Ein persönliches Gepräge trägt die „Deutsche Sprechkunst" von Gusti Deidl-Hackel[5]) durch ihren warmherzigen Ton, die deutsche Treue unserer böhmischen Brüder und Schwestern zu heimischer Sprache und Dichtung und das Verantwortungsgefühl, das den hohen Wert der Vortragskunst für die Volksbildung liebevoll erkennt. — Zu der Typenlehre von Rutz hat sich der Bericht wiederholt und noch im vergangenen Jahr so ausführlich zustimmend gestellt, daß die neue Auflage des Handbuchs[6]) nur mit Freude anzuzeigen ist. Sie verweist für die gekürzte Theorie auf die bekannten anderen Werke und vermehrt dafür die Beispiele der reichhaltigen und übersichtlichen Tabellen. Ein wirkliches Handbuch, unentbehrlich jedem, der die Wahrheit der Typenlehre erkannt hat!

Zur Metrik im weiteren Sinne liegt ein neues, dickes Buch von Albert Fries[7]) vor. Ein Stellensammler, Versstatistiker, Figurenbeklopfer — man argwöhnt Pedantentum und bestaunt zuerst nur den Fleiß. Doch bald spürt man, was ihn treibt: liebenswürdigstes Entzücken und Feingefühl für jede Künstlerart! Und das in Deutschland so seltene Nachtasten des dichterischen Handwerks: Spracheigenarten, verstanden als Klanglinien und Formgriffe! Das Übersetzen einzelner Verse von einem Stil in den anderen, vom Grillparzerischen ins Kleistische, Goethische, Lessingsche — „Spiele", wenn man will, aber Probespiele, wie tief einer Wesen und Klang eines Dichters ergreift! Und wie geschaffen auch für Übungen, die Stil-Können suchen, nicht nur -Kennen. So hält das Buch mehr, als sein unklarer Titel verspricht, und gern greift man immer wieder in diese unerschöpflichen Zettelkästen, um genießendes Lesen auszukosten und um — aus vielen kleinen Zügen große Linien zusammenzusehen. — Die Formgesetze epischer, dramatischer und lyrischer Dichtung hebt Ernst Hirt[8]) klar gegeneinander aus den drei großen Stellungen des Menschen zur Gottwelt. Besonders „Bericht" und „Darstellung" („Rhapsode" und „Mime" nannten es Goethe-Schiller) treten lebendig heraus, ohne Theoretisieren, wenngleich oft schwer gepanzert im Stil wie in der Fülle breiter Zitate. Das Buch ist im edlen Sinne praktisch, als Klärungshilfe zu künstlerischem Erfassen, anregend zu Selbstbesinnung und bewußter eigener Schau, und einheimsend, was durch Kluge erarbeitet ist. Wir freuen uns, daß dichterkundige Bildung heute in Deutschland so hoch ist, daß solche Bücher geschrieben werden können. Das ist noch nicht allzu viele Jahre.

Unter den neuen Büchern über Redekunst ist das beste mehr als hundert Jahre alt. Es war ein verdienstlicher Gedanke von Arthur Salz, Adam Müllers[9]) schwer zugängliche

4) Heinrich Reverey, Stimmgesundes Sprechen und Singen durch Selbstunterricht. Braunschweig u. Hamburg 1922, Georg Westermann.

5) Prof. Gusti Deidl-Hackel, Deutsche Sprechkunst im Ring der Heimatbildung. Reichenberg 1921, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus.

6) Ottmar Rutz, Sprache, Gesang und Körperhaltung, Handbuch zur Typenlehre Rutz. 2. veränderte Aufl. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

7) Albert Fries, Dr., Intime Betrachtungen zu Grillparzers Stil und Versbau mit Exkursen zu Klopstocks, Goethes und Shakespeares Stil (Germanische Studien, Heft 18). Berlin 1922, Emil Ebering.

8) Ernst Hirt, Das Formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung. Leipzig 1923, B. G. Teubner.

9) Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, mit einem Vorwort herausg. von Arthur Salz. München 1920, Drei-Masken-Verlag.

„Zwölf Reden über die Beredsamkeit" neu herauszugeben. Dieser Kleistens Genius würdige Mitarbeiter des „Phoebus", dessen deutsche Staatsgedanken in ihrer philosophischen Tiefe zu fassen uns besser ansteht als das gedankenlos-überlieferte Sichbekreuzigen vor dem „Reaktionär", zeigt, was mehr ist als Einzelanweisungen: den schöpferischen Quell, aus dem sie fließen müssen. Wie er den geistigen Vorgang des Redens aus dem Zwiegespräch begreift und im Redner drei Personen sieht, zwei streitende und eine jenseits thronende; wie er darum vor die Kunst des Redens die Kunst des Hörens setzt und die Kraft des Redens im überströmenden Augenblick findet; wie er die Mängel deutscher Redekunst herausstellt und doch in heilige Liebe zu deutschem Wesen mündet — das alles ist, ein wenig periodenlang für heutigen Geschmack, aber geistreich und aus religiöser Ursprünglichkeit, noch heute grundlegend, und seither kaum wiederholt, geschweige übertroffen. — Im Gegensatz zu diesen grundsätzlichen Tiefen kommt aus täglicher Wirklichkeit Robert Riemann[10]), fesselnd durch eigene Erfahrung, im Rahmen vorwiegend gemeinverständlicher Vortragstätigkeit mit anschließenden Aussprachen. Wird hier weniger befeuert und unterbaut, so um so natürlicher zum Vernünftigen und Zweckmäßigen geleitet. Auch Rednerpersönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart werden vorgeführt (wobei freilich eine durchschimmernde politische und Weltanschauungsstellung verhindert, einzelne Gestalten, etwa Demosthenes oder Bismarck, auch rednerisch voll zu würdigen). — Die „Theorie" des Jesuiten Schüth[11]), für den Unterricht gedacht, bringt Wertvolles auch dem Erfahrenen, denn sie hat den hellen Blick für das echt Rednerische, den wir aus diesem Kreise gewöhnt sind, nur bedeckt mit schulmäßiger Breite und zuviel Lateinisch-Formelhaftem statt deutscher Unmittelbarkeit; auch sind die stützenden Gewährsbücher leider nicht erste ihrer Art (so die katholischen Ästhetiker und die Vortragswerke von Hermann und Straup). — Einige Regeln zum Atmen, Sprechen und Reden, mit kurzen Übungen und Beispielen, bringt das Heftchen von Gerathewohl.[12]) — Für die Sprachpflege der Schule, die noch immer zu einseitig schriftlich ist und, wo sie mündlich wird, in zu unselbsttätiger Frage- und Antwortmechanik stecken bleibt, zeigt Schmeïngs[13]) vortreffliche Schrift Wege, schon die Heranwachsenden rednerisch auszubilden. Solche Forderung klingt wie billige, verstiegene Theorie; erfreuen sich doch „Schülervorträge" bei alt wie jung oft geringer Beliebtheit. Schmeïng aber erweist, daß ihr kümmerliches Mißlingen nichts bezeugt als schlechte Lehrmethode, und beginnt seine Vorübungen schon auf Unter- und Mittelstufe, indem Leseübungen, freies Erzählen, ja dramatisches Schaffen und Aufführen anknüpfen an die sprudellebendige Ausdruckswelt des Kindes. Wie dann die Oberstufe in kritisch-schöpferischer Mitarbeit der ganzen Klasse die Grundgesetze der Redekunst findet und übt, das ist so erlebnishaft überzeugend, daß wir das Buch in jedes Lehrers Hand wünschen (zumal auch reiche Themenvorschläge jenen psychologischen Takt zeigen, den Schülerreden noch notwendiger brauchen als Schüleraufsätze). Der Kämpfer für die Redekunst der Erwachsenen aber sieht mit Freude, was alles schon in der Schule möglich wäre!

Lektüre.

Von Prof. Dr. **Otto Credner** in Brandenburg a. H.

(Fortsetzung und Schluß von S. 241.)

Von älteren Werken liegen mir einige in neuer Auflage vor. Eine gründliche Erneuerung erfahren hat der zweite Teil von Henses Lesebuch, der die Dichtung der Neuzeit umfaßt.[16]) Vor allem wurde der literarhistorische Text verbessert, indem man zur Erzielung einer größeren Konzentration die Literatur immer im Zusammenhang mit den gesamten

10) Robert Riemann, Rednerschule, die Kunst der politischen und wissenschaftlichen Rede vor der Öffentlichkeit. 2. verb. Aufl. Leipzig 1921, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

11) Ferdinand Heinrich Schüth, S. J., Theorie des mündlichen Vortrages, besonders für Redner und Prediger. Freiburg i. Br. 1915, Herdersche Verlagshandlung.

12) Fritz Gerathewohl, Erziehung zum Redner. Berlin 1922, Zentralverlag G. m. b. H.

13) Karl Schmeïng, Dr., Oberstudiendirektor, Freie Rede, eine praktische Anleitung zur Pflege des mündlichen Ausdrucks und rhetorischer Ausbildung in der Schule. Leipzig 1922, Quelle u. Meyer.

16) Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Joseph Hense. Unter Mitwirkung von Dr. Franz Faßbinder, neu bearb. von Dr. Anton

geistigen Strömungen ihrer Zeit betrachtete. Zu diesem Zwecke ist jeder Periode ein einleitender Paragraph „Geistesströmungen" vorausgeschickt. Innerhalb der einzelnen Abschnitte sind vielfach Umstellungen und Erweiterungen vorgenommen, am stärksten in der nachromantischen Zeit. Während bisher die Zeit von 1840 bis zur Gegenwart in einem großen Kapitel ziemlich summarisch behandelt war, sind jetzt vier Perioden daraus geworden, die wieder eingehend gegliedert und mit guten Einführungen versehen sind: Das junge Deutschland, der Realismus, Naturalismus und Impressionismus, die Gegenwart. So ist die literarische Entwicklung bis zu den allerjüngsten Expressionisten Paul Zech, Theodor Däubler, Franz Werfel usw., und zu den Dramatikern Kaiser, v. Unruh, Hasenclever, Johst usw. anschaulich vorgeführt. An dichterischen Proben freilich beschränken sich die Herausgeber auch weiter wie bisher auf Gedichte. Erzählungen bleiben ganz beiseite, und von den wichtigsten Dramen werden aktenweis gegliederte Inhaltsübersichten dargeboten. Auswahl und Beurteilung sind im allgemeinen zu billigen; in schwierigen Fragen, z. B. gegenüber Andersdenkenden, wie Luther und Lessing, ist weitherzig und ohne konfessionelle Empfindlichkeit verfahren. Natürlich ist der dargebotene Stoff, der im Gegensatz zu früher auf zwei Bände verteilt werden mußte, zu umfangreich für den Unterricht in der Klasse; aber bei den geschickten literarhistorischen Einführungen ist es dem Schüler wohl möglich, sich in häuslicher Lektüre auch allein weiter zu bilden. Für eine neue Auflage möchte ich empfehlen, bei den Dichtern doch öfter noch den Geburtstag mit anzugeben, besonders bei denen des 19. Jahrhunderts, wo sich bisweilen Gelegenheit bietet, auf die hundertjährige Wiederkehr dieses Tages hinzuweisen oder auch einen Lebenden zu beglückwünschen wie jetzt Gerhart Hauptmann. Ebenso wäre ein Namensverzeichnis vonnöten. Das Meyer-Nagelsche Lesebuch, das vor allem für die höheren Schulen Berlins bestimmt ist, sucht sich in seiner Neubearbeitung des zweiten und dritten Teils[17]) den Ansprüchen des fortgeschrittenen Deutschunterrichts anzupassen. Dem entsprechend ist der Heimatgedanke stärker betont und ein besonderer Abschnitt „Zur Deutsch- und Heimatkunde" eingerichtet. Hier ist eine größere Anzahl neuer Stücke eingeschaltet; dafür wurden die Sagen des klassischen Altertums gekürzt. An dem „poetischen Teil" scheint wenig oder gar nichts geändert zu sein, obwohl auch da eine Verjüngung und Auffrischung gut getan hätte. Henschkes Lesebuch für die weibliche Jugend zeigt in der neuen Auflage keine durchgreifenden Änderungen.[18]) Das Bestreben der Herausgeberin ging dahin, in Rücksicht auf die schwierige Zeitlage eine Einschränkung des Umfangs zu erzielen, darum wurden weder neue Abschnitte eingelegt noch die bestehenden erweitert, so verlockend dies auch bei der wachsenden Bedeutung gewesen wäre, die heute die Berufsschule gerade für die weibliche Jugend erlangt hat. Das Buch hat sich in den Berufsschulen Sachsens gut eingebürgert und wird sich, sobald wir erst einmal wieder geordnete Wirtschaftsverhältnisse haben, seinen Platz auch anderwärts erobern. Wie tief die Umarbeitung bei dem Thüringer Fortbildungsschullesebuch „Der Weggefährte" geht[19]), entzieht sich meiner Beurteilung, indessen bestätigt dieses Buch die Beobachtung, daß in den Lesebüchern die ethisch-erziehlichen Bestrebungen die verloren gegangene Stellung mehr und mehr zurückerobern. Der Weggefährte will Freund und Ratgeber des jungen Lesers sein noch über die Schule hinaus, darum ist dem belehrenden Aufsatz weitaus der größte Raum ge-

---

Führer, Dr. August Kahle und Dr. Friedrich Kortz. Freiburg i. Br. 1922, Herder u. Co. Zweiter Teil: Dichtung der Neuzeit. 7. u. 8. verbesserte und erweiterte Aufl. Erste Abteilung S. 1—252, zweite Abteilung S. 253—586.

17) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, insbesondere für Real-, Oberrealschulen und Realgymnasien herausg. von Dr. A. G. Meyer, Dr. L. Nagel und E. Habel. Ausg. C, 5. veränderte Auflage. Leipzig 1922, O. R. Reisland. Unterstufe: Zweiter Teil für die Klasse V. 316 S. Unterstufe: dritter Teil für die Klasse IV. 385 S.

18) Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. Zum Gebrauch an den Bildungsanstalten des beruflichen Schulwesens, Fachschulen und Fortbildungsschulen sowie an Jugendbildungsanstalten verwandter Art. Bearb. von Ulrike Henschke und Margarete Henschke. 6. Aufl. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 447 S.

19) Der Weggefährte. Thüringer Fortbildungsschullesebuch, herausg. von K. Schubert, Conr. Weidhaas und A. Großkopf. 2. umgearb. Aufl. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 373 S.

widmet. Die beiden ersten Teile „Du selbst" und „Dein Beruf" enthalten ausschließlich Prosaaufsätze und Betrachtungen, nur der letzte Teil „Deine Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft" läßt im Schlußabschnitt auch die Dichter des engeren und weiteren Vaterlandes zu Worte kommen. Daß der thüringischen Heimat oft gedacht wird, versteht sich von selbst; die Thüringer Mundart aber finde ich nur mit einem einzigen Gedicht von Sommer (Loblied auf Rudolstadt) vertreten. Eine eigenartige Auslese bietet das literarische Lesebuch von **Neumann-Breidenstein.**[20] Die Aufgabe, die sich die Herausgeber gestellt hatten, in einem Bande eine Übersicht über das Gesamtgebiet der deutschen Literatur vom Hildebrandslied bis zu Walter Flex zu geben, erscheint von vornherein unlösbar, auch wenn man „in erster Linie ästhetische Gesichtspunkte maßgebend" sein läßt. Tatsächlich verfahren die Herausgeber recht willkürlich. Zunächst ist das Drama überhaupt beiseite gelassen. Aus den erzählenden Werken werden nur Kostproben geliefert, z. B. je ein Abenteuer aus Nibelungen und Gudrun, ein paar Seiten aus Freytags „Ahnen", „Alexis' „Hosen des Herrn von Bredow", Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" usw. Nur der Helmbrecht wird in einer ausführlichen Nacherzählung von über 16 Seiten — ästhetischer Werte halber? — vorgelegt. Bei der Neubearbeitung soll eine reiche Auswahl von Proben aus der „Gegenwartsdichtung" eingefügt worden sein. Vermutlich handelt es sich hier um Dichter wie Münchhausen, Salus, Löns, Conrad (irrtümlich durchgehend Konrad geschrieben) u. ä., also um Impressionisten. Der Expressionismus ist auch nicht einmal andeutungsweise vertreten. Von den aufgenommenen Gedichten deckt sich die Mehrzahl mit dem eisernen Bestand unserer Lesebücher. — Wenig verschieden von den bisherigen Lesebüchern, abgesehen von der stärkeren Betonung der sittlichen Werte, sind die jetzt vielfach auftauchenden Hilfsbücher für die sittliche Jugendunterweisung. Offenbar weniger für die Klassenlektüre als für das Nachlesen zu Hause bestimmt, können sie das unterhaltende, das gemüt- und humorvolle Seite unseres Schrifttums viel ausgiebiger pflegen, ohne sich dabei an eine bestimmte Klassen- oder Altersstufe zu binden. Von der Sammlung „**Im Strome des Lebens**", die der Leipziger Lehrerverein herausgibt, enthält der unverändert wieder abgedruckte dritte Band[21] zumeist kürzere Prosaerzählungen, die die Jugend durch Bilder vaterländischen Lebens erwärmen sollen. Die Verfasser haben meist einen Ruf als kindertümliche Erzähler, wie Heinrich Scharrelmann, Gustav Falke, E. Gaethgens u. ä. Dazwischen stehen einige Gedichte von Reinick, Liliencron, Blüthgen, Salus u. a. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung würdig, so daß sich der starke Band auch als Geschenk eignet; besondere Freude werden den jungen Lesern die sieben schönen Tafelbilder nach Zeichnungen Ludwig Richters bereiten. In anspruchsloserem Kleid bietet sich **Kluges** Sammlung „Ins Herz hinein"[22] dar. Auf verhältnismäßig engem Raum ist eine große Anzahl Gedichte und Sprüche abgedruckt. Unter den Sprüchen überwiegt die Prosa; ob das bei einem solchen Erziehungsbuch praktisch richtig ist, läßt sich bezweifeln, ich würde Reimsprüche vorgezogen haben, zumal wir einen großen Reichtum davon besitzen. Ich vermisse da manches schön geprägte, leicht faßliche Wort, besonders von Logau, aber auch von Modernen, wie Liliencron, Schaukal u. ä. Der Stoff ist im allgemeinen sorgfältig geordnet, die Überschriften durchweg in imperativischer Form, wie „Bleib deiner Heimat treu!" oder „Stähle deinen Körper!" sind zweckmäßig, nur halte ich 21 Gruppen für zu reichlich; weniger, etwa entsprechend den zehn Geboten, wäre mehr gewesen und würde sich besser dem kindlichen Gedächtnis einprägen.

Einiger besonderer Sammlungen ist noch zu gedenken. Als Jugendlesebuch bezeichnet der bekannte Schweizer Dichter **Ernst Zahn** seine kleine Sammlung, die er aus seinen Schriften

---

20) Lesebuch zur Einführung in die deutsche Dichtung. Bearbeitet von S. Neumann und H. Breidenstein. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1922, Moritz Diesterweg. 392 S.

21) Im Strome des Lebens. Dritte Reihe. 2. Aufl. Altes und Neues zur Belebung der Jugendunterweisung dargeboten vom Leipziger Lehrerverein. Leipzig 1921, Dürrsche Buchhandlung. 284 S.

22) Ins Herz hinein. Eine Sammlung von Sprüchen und Liedern zur sittlichen Unterweisung in der Schule für die Hand der Kinder zusammengestellt. Von **Richard Alschner** u. v. a. Herausg. von **Walther Kluge**. 2. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, 1921, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 144 S.

zusammengestellt hat.[23]) Der Stoff ist durchaus kindertümlich: Kinderschicksale werden erzählt, oder der Dichter plaudert über seine eigene Kindheit und tischt allerlei Jugenderinnerungen auf. Etwas höhere Anforderungen stellen nur einige Gedichte am Schluß, aber Zahn hat auch dabei auf die verschiedenen Altersstufen Bedacht genommen und Ernstes und Heiteres, Episches und Betrachtendes klug gemischt. Als Unterton des Ganzen spürt man immer wieder die starke Heimatliebe des Dichters, so daß dem jungen Leser Verständnis für die Eigenart des Alpenlandes, für seine einzige Schönheit, aber auch für seine schroffe Rauheit aufgehen muß. Das mit herben, aber anschaulichen Schwarzweißdrucken gezierte Büchlein ist ebenso für die Bibliothek wie für den Weihnachtstisch zu empfehlen. Für die eigenartige Sammlung „Im Märchenland“ zeichnet kein Verfasser.[24]) Es sind vier dramatisierte Märchen: Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Schneewittchen, Der Wolf und die sieben Geißlein. Während die eingelegten Kinderliedchen mit Noten mehr auf eine Aufführung hinweisen, unterstützen die Abbildungen die Lektüre. Bei Aufführungen ist offenbar nur an ein ganz einfaches Theater im Kinderzimmer, ohne Kulissen, gedacht, denn der Schauplatz wechselt sehr häufig, fast auf jeder Seite. Die hier im Vorjahre ausführlich gewürdigten Hoferbücher haben einen Zuwachs von vier Heften erfahren, die den früheren in keiner Weise nachstehen.[25]) Drei davon behandeln je ein besonderes Lebens- und Sachgebiet: den Wald, den Reiseverkehr und die Weberei. Bei den beiden ersten Bändchen strömte der Stoff überreich zu, so daß sich hier Meisterschaft in der Beschränkung zeigen mußte. Daher geht es nicht an, mit den Herausgebern wegen eines vermißten Stückes, etwa Hauptmanns „Nachtzug“ oder Harts „Auf der Fahrt nach Berlin“, zu rechten. Die Feststellung, daß die abgedruckten Stücke vollwertig und wohlgeordnet sind, ist Lob genug. Während bei diesen beiden Bänden das Dichterische vorherrscht, trägt der der Weberei gewidmete Band ausgesprochen lehrhaften Charakter, sowohl in den Lesestücken wie in den Bildern. Selbst Hauptmanns bekanntes Drama sucht man vergeblich; in einer kurzen Notiz wird nur gelegentlich darauf verwiesen. Die Hoferbücher wollen in ihrer Gesamtheit ja bekanntlich ein Kulturlesebuch vorstellen, und ohne Zweifel sind kulturbetrachtende Bändchen, wie die drei besprochenen, zur Erreichung dieses Zieles, zu einer Einführung des Schülers in die Kulturzusammenhänge vortrefflich geeignet. Mehr als Beihefte gedacht sind diejenigen Bändchen, die sich mit einem einzelnen Dichter oder einer Dichtung beschäftigen. Zu diesen gehört das vierte Bändchen mit dem freilich nicht ganz genauen Titel „Parzival“. Nur zwei Drittel davon sind der Dichtung Wolframs gewidmet. In guter moderner Sprache, zumeist paarweis gereimten Versen, die merkwürdigerweise als achtzeilige Strophen abgesetzt sind, wird die Lebensgeschichte Parzivals unter Ausschaltung alles Episodischen mitgeteilt. Das letzte Drittel bringt noch gleichsam als Anhang drei Szenen aus Wagners Musikdrama Parsifal. Es liegt nahe, daß derartige, schon durch ihr gefälliges Gewand anziehende Hefte auf die herkömmlichen Schulausgaben wieder anspornend einwirken. Die Jägersche Sammlung, die bisher neben den älteren Unternehmungen wenig hervortrat, verrät in den eingesandten vier Heften[26]) das unverkennbare Bestreben, sich durch zuverlässige, übersichtliche und geschmackvolle

---

23) Jugendtag. Ein Lesebuch von Ernst Zahn. Mit 8 Bildern von Karl Sigrist. Stuttgart u. Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt. 156 S.

24) Im Märchenland. Volksmärchen für Schule und Haus. Mit 9 Abbildungen. Königsberg, J. H. Bons Verlag. 80 S.

25) Hoferbücher. Verlag Gebr. Hofer, Saarbrücken, Völklingen u. Leipzig. Heft 15: Parzival von Wolfram von Eschenbach. Auswahl von Walther Stein. 77 S. Heft 16: Der Wald. Von Dr. O. Rabes. 86 S. Heft 17: An Spinnrad und Webstuhl. Auswahl von Emma Resch. 110 S. Heft 18: Von der Postkutsche zum Dampfroß. Von Dr. Carl d'Ester. 103 S.

26) Jägersche Sammlung deutscher Schulausgaben für höhere Lehranstalten. Herausg. von Dr. Theodor Friedrich. Leipzig u. Berlin, Jägersche Verlagsbuchhandlung. Bd. 15: Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel von J. W. v. Goethe. Mit Einleitung usw. herausg. von Dr. Theodor Friedrich. 97 S. Bd. 22/23: Die Meistersinger von Nürnberg von Richard Wagner. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Ernst Meinck. 123 S. Bd. 29: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie von G. E. Lessing. Mit Einleitung usw. herausg. von Dr. Robert Riemann. 92 S. Bd. 34: Dantes göttliche Komödie. In Auswahl mit Einleitung usw. herausg. von Dr. Max Buchheim. 121 S.

Ausgaben einen Platz an der Sonne zu sichern. Das Verfahren in den vier Bänden ist trotz des verschiedenartigen Inhalts ziemlich übereinstimmend. Die vorausgeschickte Einführung entwickelt zunächst in übersichtlicher Gliederung mit einem Kennwort über jedem Abschnitt die stofflichen und poetischen Voraussetzungen und bespricht dann das dargebotene Werk selbst. Die Darstellung ist klar und gehaltvoll, trotzdem bleibt es bedenklich, ob nicht diese Art Einleitung, bei den Meistersingern allein 43 Seiten, der Darbietung und Besprechung des Werkes zu sehr vorgreift und sich besser auf die Voraussetzungen beschränkt hätte. Ein Anhang enthält außer den üblichen Anmerkungen zumeist noch einige literarische Quellenstücke, bei Laokoon z. B. Schillers Nachdichtung von Virgils Aeneis II, 199—227, sowie die einschlägigen Abschnitte aus Winckelmanns Werk und Goethes gleichnamiger Abhandlung. Anderwärts sind Zeugnisse des Dichters über die Entstehung seines Werkes, Urteile von Zeitgenossen u. dgl. abgedruckt. Dies schon von anderen Schulausgaben gepflegte Verfahren kann, im Geiste der Arbeitsschule benutzt, dem Unterricht sicher manche Anregung bringen. Als eine gute Neuerung begrüße ich das alphabetische erklärende Register der Eigennamen, das z. B. der göttlichen Komödie und dem Laokoon angehängt ist; wünschenswert wäre, daß dabei immer die Stelle im Werke selbst genau verzeichnet würde, an welcher der Name vorkommt. Die Ausgabe der göttlichen Komödie möchte ich besonderer Beachtung empfehlen als sehr geeignet zur ersten Bekanntschaft mit diesem großen Werke. Der Herausgeber hat versucht, mit starken Kürzungen, die ganze Wanderung durch die Hölle, über den Läuterungsberg bis zum Himmel vorzuführen, das Weggelassene wird durch kurze Prosaübergänge ersetzt. Über die Herkunft der Doreschen Bilder und über die große und liebevolle Arbeit, die seit langem deutscherseits auf Dantes Werk verwandt worden ist, sucht man leider vergeblich einen erklärenden Hinweis. Nur ganz beiläufig findet sich die Bemerkung, daß dem Text die reimlose Übersetzung von Witte zugrunde gelegt ist. Eine derartige Vernachlässigung der kulturwichtigen Bücherkunde halte ich für einen erziehlichen Fehler. Unsere Jugend hat sich leider viel zu sehr gewöhnt, wie alle geistige Bildung, so auch den Inhalt eines Buches als etwas schlechthin Gegebenes und Selbstverständliches hinzunehmen. Sie müßte grundsätzlich mehr dazu erzogen werden, auch hier nach der Urheberschaft zu fragen, um einen Einblick in die mannigfache Bedingtheit geistiger Arbeit zu gewinnen.

Die Vorklassiker. Anakreon und Hain. Klopstock und Lessing. Wieland und Herder. Sturm und Drang.

Von Rektor **Theodor Matthias** in Plauen i. V.

Klopstock, der einst die Edelsten seiner Zeit aus der Dürre und nachrechenbaren Lehr- und Regelhaftigkeit des Aufkläricht s in die freien Höhen von Gefühl und Phantasie hinaufriß, wird mit Recht auch unserer, der materialistischen Zergliederung müden Zeit wieder als Führer zur ersehnten Zusammenfassung, als Wegbereiter zu neuer einheitlicher Lebensführung empfohlen, praktisch durch die aus dem Innersten kommende schlichte Vortragsweise, wie sie Friedrich Erhard als reisender Rhapsode dem Messias angedeihen läßt, theoretisch durch Felix Zimmermann[1]), der in einem hinreißend geschriebenen Hefte von gleich gewinnendem Gehalt und Sprachgewande die Möglichkeit erweist, „Neues Leben aus Klopstock" zu gewinnen. Nach dem Nachweise der Hemmnisse und Widerlegung der Vorurteile, die zum schnellen Vergessen des Messias-Sängers geführt, würdigt Zimmermann wesentlich nur den Messias, wie er denn die Schrift auch dessen Rhapsoden widmet, in seiner ganzen einzigartigen Größe, die sich in keins der herkömmlichen Einzelfächer der Poetik pressen läßt und bei nicht zu leugnenden Mängeln im einzelnen doch in eine Reihe gehört mit den großen Barockkunstwerken Bachs und Händels.

Mit einer neuen erläuterten Gesamtausgabe Lessings hat der Berichterstatter[2]) das-

---

1) Felix Zimmermann, Neues Leben aus Klopstock. Dresden 1923, Sibyllen-Verlag. 58 S. Grundpreis geh. M. 1,20, geb. M. 2,50.

2) Gotth. Ephraim Lessing, Werke in acht Teilen. Unter Mitwirkung von G. Kettner (für E. Galotti), Rich. M. Meyer (für Nathan d. W.) und Arnold Zehme

selbe Ziel erstrebt, das er einst an seiner Herder-Ausgabe anerkannt sah: durch treffende Auswahl doch ein Gesamtbild von dessen literarischem Wirken zu geben. Die ersten drei Teile in den ersten zwei Bänden enthalten die Dichtungen, die kleineren, wie Fabeln und Sinngedichte, mit den theoretischen Schriften darüber, und werden unter dem Titel „Lessings Dichtungen“ auch gesondert abgegeben. Sachgemäß schließt sich im vierten Teil die Dramaturgie an, im fünften folgt der Laokoon, im sechsten die für Lessings Verhältnis zu Wieland und Klopstock wie durch ihre dramatischen Fragmente bedeutsamen „Briefe aus dem zweiten Teile der Schriften“ und die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“. Der siebente Teil umfaßt Lessings Auslassungen über Horaz und seine Verderber und Verlästerer, das so wirksam gewordene Schriftchen „Wie die Alten den Tod gebildet“, die wichtigsten der gegen das literarische Cliquenwesen gerichteten „Briefe antiquarischen Inhalts“ und 86 seiner für den Menschen und Kritiker gleich bedeutsamen persönlichen Briefe, endlich der achte seine theologischen Schriften. Dem ersten Bande geht ein Überblick über Lessings Leben und Schaffen, den einzelnen Werken eine literargeschichtliche Würdigung voraus, die auch nicht aufgenommene verwandte Werke miteinbezieht, und jedem Teile folgen eingehende, namentlich auch allem Fremdsprachigen geltende Erläuterungen. Die Ausgabe umfaßt nicht weniger als 3310 Seiten, und Druck, Papier und Einband sind von anderer Seite gleichermaßen gerühmt worden.

Für den Sturm und Drang legt Clara Stockmeyer[3]) eine eindringende literarhistorische Studie vor, die sie freilich mindestens ebenso gut hätte als kulturhistorisch bezeichnen können. Denn wohl streift sie einleitend die französischen und englischen Anregungen und mit Seitenblicken von einem der behandelten Dichter zum anderen deren wechselseitige Beeinflussung und nicht minder die Zeitumstände, die alle die Originalgenies dazu führten, die Bühne zur klagenden Laienkanzel zu machen. Ebenso ist es ernstlichst auf den Nachweis abgesehen, wie mit dem Sturm und Drang im allgemeinen auch seine einzelnen Stimmführer Lenz und Wagner, Klinger und Maler Müller, dieser freilich wesentlich in Idyllen, Leisewitz und Schiller, auch der für sie vorbildliche Lessing, zeitweilige Weggenossen wie Goethe und Nebenläufer wie Gemmingen und Großmann dazu kamen, gerade das von ihnen aufgegriffene Problem eben in der von ihnen beliebten Weise zu behandeln. Aber die sorgfältigen und reichlichen Inhaltsangaben, die auch die vergessensten Dramen dieser Dichter und Schriftsteller wieder lebendig machen, zielen doch wesentlich auf die Vergegenwärtigung ihres stofflichen Gehaltes ab und sind durchaus nach den drei Lebenskreisen geordnet, innerhalb deren sich die soziale Kritik ihrer Verfasser bewegte: Familie, Stände und Staat. Aber diese Kritik bleibt weit zurück hinter der heutigen Gesellschaftskritik. Mögen die Schäden und Leiden, die sich etwa aus der Allmacht des Hausvaters in der Familie oder der Vernachlässigung der Mädchenbildung, aus Dünkel und Gewissenlosigkeit der oberen Schichten überhaupt und der Gewalthaber im besonderen, d. h. wesentlich nicht der Fürsten, sondern ihrer Vertreter und Vertrauten, und aus der Mißachtung der Untertanen oder der Mietlingsstellung der Soldateska und ihres Bummler- oder Unternehmertums ergeben, noch so beweglich geschildert und grollend empfunden werden: dieser Groll bleibt immer auf das Leiden des einzelnen innerhalb seines Kreises, meist des Verfassers selbst beschränkt und ficht an sich die alte ständische Gliederung oder staatliche Ordnung nicht an. Kurz, so manches noch uns beschäftigende Problem auch blitzartig aufzuckt, keines wird bis zur grundsätzlichen Verurteilung des Alten durchgedacht, oft geht dieses vielmehr siegreich aus dem Konflikt hervor, und Forderungen für die Allgemeinheit im heutigen Sinne, Forderungen nach Umsturz des Überlebten werden nicht erhoben, und nach kaum zwei Jahrzehnten (1770—90) ist das Wetterleuchten auf der Bühne vorüber. Vom literarhistorischen Standpunkt ist es zu bedauern, daß ein Stellenweiser fehlt, an dessen Hand sich von den unter den verschiedensten Sachgruppen angezogenen Schriften und Schriftstellern jederzeit leichter ein Gesamtbild gewinnen ließe.

(für Minna v. B.). Herausg. von Theodor Matthias. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. — Ders., Lessings Dichtungen in drei Teilen. Ebenda. Je mit einem Bildnis Lessings.

3) Soziale Probleme im Drama des Sturmes und Dranges. Eine literarhistorische Studie von Cl. Stockmeyer. Frankfurt a. M. 1922, Diesterweg (Deutsche Forschungen, herausg. von Fr. Panzer u. J. Petersen, H. 5). V + 244 S.

Allgemeines zur Unterrichtslehre.

Von **Walther Hofstaetter.**

Papiernot. Telegrammstil. Aufzeigen der Absichten. Kein Urteil.

Spann, Gesellschaftslehre.[1]) Suchen den inneren Sinn zu erfassen, nicht das Formale, nicht nur die Erscheinungen. Individualismus, Universalismus, Abgeschiedenheitslehre; letztere besonders wichtig. Geistige Gemeinschaften. Stellung der Gesellschaft zu Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie. Sittlichkeit und Recht. Staat — Volkstum — alles klar, logisch aufgebaut, fesselnd. — Litt[2]) analysiert die Begriffe Erkenntnis und Leben. Das Zusammenstreben von Wissenschaft und Leben. Strukturlehre und Wertlehre und ihr Zusammenwirken im Dienste des Lebens. Dies Zusammenwirken besonders stark auf dem Gebiete der Pädagogik. — Müller-Freienfels.[3]) Auf Grund welcher seelischen Faktoren bildet sich der Mensch seinen Stil, sein religiöses und philosophisches Weltbild? Hauptteile: Grundlegung, psychologische Typen des Gefühls- und des geistigen Lebens. Analysen einzelner Persönlichkeiten und ihrer Weltanschauung (u. a. Luther, Goethe, Wagner, Dürer, Kant). — Eucken.[4]) Mensch und Welt. Überzeugung: Aufstieg des Lebens. Überwindung des Zwiespaltes zwischen Mensch und Welt durch die weltgeschichtliche Arbeit. Überwindung des modernen Lebens durch ein aufsteigendes. Wegweisend. — Spranger.[5]) Gesammelte Aufsätze. Geschichtliche, u. a. Hauptströmungen der Pädagogik vom Altertum bis zur Gegenwart, Luther, Comenius, Hölderlin und das deutsche Nationalbewußtsein. Sachliches, u. a. Problem des Aufstiegs, Erziehung der Frau zur Erzieherin, Eros. Klar — eindringlich. — Behrend.[6]) Aufsätze und Vorträge, vielerlei, zum Teil Zeitbedingtes. Wichtig Methodisches: über Individualpädagogik und Sozialpädagogik. Grundschule, Planwirtschaft, Oberschule, freiere Gestaltung der Oberklassen. Staatsbürgerlicher Unterricht, Philosophie. — Gaudig.[7]) Zusammenfassung seiner Ideen. Ausgleich zwischen Eigen- und Gemeinschaftsleben im persönlichen Wirken. Gipfelnd in reizvollsten Aphorismen zu dem Lebensbegriff der Zukunft. — Sawicki.[8]) Systematisch vom Standpunkt der Ethik aus. Die Persönlichkeit als Lebenszweck, aber im Dienst höherer Zwecke. — Strohmeyer.[9]) Allgemein gehalten. Die Erziehung im Haus und in der Schule. Die wichtigsten Grundwahrheiten. Klar und eindringlich. — Peters.[10]) Von der Lernschule über die Erlebnisschule zur Arbeitsschule. Besondere Betonung der deutschen Oberschule als ausgesprochener Arbeitsschule. Einzelfragen der Oberschule. — Moog.[11]) Pädagogik als philosophische Wissenschaft. Psychologie und Pädagogik, Bildung, Erziehung, Unterricht. Hauptrichtungen der gegenwärtigen Pädagogik, Probleme der Schulreform. Überwindung der Gegensätze durch pädagogisch-philosophische Vertiefung. — Kerschensteiner.[12]) 5. Aufl. eines Buches, das heute wichtiger ist als je. Überall unmittelbare Stellungnahme zu den dringendsten Fragen der Zeit. — Bondy.[13]) Die neue Schule muß Typenschule sein. Der Typus führt zu einem neuen Willen zur Form, zu einer neuen metaphysischen und moralischen, sozialen und politischen Einordnung. Die neue Schule muß geistiger und lokaler Mittelpunkt sein. Ein Buch, das zu tiefster Auseinandersetzung zwingt.— Lay.[14]) Eine Grundlegung. Ziel — Überwindung des Materialismus, Intellektualismus und Individualismus auf philosophischer Grundlage nach natur- und kulturphilosophischen Leitpunkten. Eine Erziehung auf lebensgemeindlichen Stufen (Familie, Art, Stamm, Volkstum, Menschentum). Endergebnis: System der lebensgemeindlichen Volkserziehung. — Engelbrecht.[15]) Grundlage für allen Aufbau. Erkenntnis der Zersetzung, Besinnung auf wahre Weltanschauung und Kunst. Aufhöhung durch Aufrichtigkeit, Liebe, Wahrheit und Fähigkeit des Zusammenschauens. — Geschichtliches. Willmann.[16]) Pythagoras in seiner Zeit und seiner erziehungsgeschichtlichen Bedeutung. Das Bleibende an ihm. — Ziegler.[17]) 5. Aufl. fortgeführt unmittelbar bis zur Gegenwart. Maßvolle Stellung zu den Fragen der Zeit. In früheren Teilen leise Richtigstellung von Einseitigkeiten Zieglers. — Gaudig.[18]) Unmittelbar aus seiner Schule erwachsen. Die neue Schule eine große Lebensgemeinschaft. Nicht nur Unterricht, sondern Erziehung. Und zwar eine deutsche Erziehung. Die Schule als wertvoller Teil des deutschen Lebens. Ein großer Theoretiker,

---

1) Spann, Othmar, Gesellschaftslehre. 2. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer. — 2) Litt, Theodor, Erkenntnis und Leben (Gliederung, Methoden und Beruf der Wissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner. — 3) Müller-Freienfels, Richard, Persönlichkeit u. Weltanschauung. Ebenda. Grz. M. 6,—, geb. M. 11,—. — 4) Eucken, Rudolf, Mensch und Welt. 3. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer. — 5) Spranger, Eduard, Kultur und Erziehung. 2. Aufl. ebenda. — 6) Behrend, Felix, Bildung und Kulturgemeinschaft. Ebenda. — 7) Gaudig, Hugo, Die Idee der Persönlichkeit und ihre Bedeutung für die Pädagogik. Ebenda. — 8) Sawicki, Franz, Das Ideal der Persönlichkeit. Paderborn, Schöningh. — 9) Strohmeyer, Hans, Vom Geist und Wesen der Erziehungskunst. Berlin, Otto Salle. — 10) Peters, Ulrich, Die soziologische Bedingtheit der Schule. Frankfurt, Diesterweg. — 11) Moog, Grundfragen der Pädagogik der Gegenwart. Osterwieck, Zickfeldt. — 12) Kerschensteiner, Georg, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. 5. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Grz. M. 2,40. — 13) Bondy, Max, Das neue Weltbild in der Erziehung. Jena, Diederichs. — 14) Lay, W. A., Volkerziehung. Dresden, Ehlermann. — 15) Engelbrecht, Kurt, Kinokultur, kritische Gänge durch die Gegenwart. Leipzig, Wilhelm Hartung.

16) Willmann, Otto, Pythagoreische Erziehungsweisheit. — 17) Ziegler, Theobald, Geschichte der Pädagogik. 5. Aufl. von A. Nebe. München, Beck. — 18) Gaudig, Schule und Schulleben. Leipzig, Quelle u. Meyer.

der aber seine Gedanken praktisch zu gestalten wußte. — Kerschensteiner.[19]) Neue Auflage der deutschen Schulerziehung in Krieg und Frieden. Am wichtigsten der stark erweiterte erste Abschnitt über die Probleme des nationalen einheitlichen Schulsystems. Starkes Bekenntnis zur Differenzierung des Schulwesens, zu einer elastischen Einheitsschule, in dem sich alle zusammenfinden als dem heiligsten Dienst am Vaterlande. — Lehmann.[20]) Klare Übersicht über die wichtigsten Streitpunkte, Eintreten für maßvollen Fortschritt. — Oestreich.[21]) Zusammenfassende Grundlegung des bekannten Systems der entschiedenen Schulreformer. Lebensschule, Produktionsschule, elastische Schule. Unendlich anregend. — Einzelbausteine dazu in einer Sammelschrift, die sämtliche Zweige des Unterrichts behandelt.[22]) Auch für Deutsch Kern- und Wahlunterricht. Kein Literaturunterricht, nur die unmittelbar verständlichen Unterbauten der Poesie. Wenn aber unmittelbar verständlich, warum überhaupt noch Unterricht? — Kern u. Kurse.[23]) Der Gedanke, der sich jetzt allgemein durchsetzt: möglichste Einheitlichkeit in den Unter-, möglichste Freiheit in den Oberklassen. Noch einmal eingehend begründet und an Beispielen geklärt. Bemerkenswert: freiheitlichere Gestaltung schon in den Mittelklassen, die über das bisher Geübte weit hinausgeht. — Richert.[24]) Wesentliche Zusammenfassung alles dessen, was für die deutsche Ober- und Aufbauschule in Frage kommt. Auseinandersetzung mit allen Angriffen, Bedenken und Einwänden. Betonung der Kulturbedeutung dieser Schulen. Der Verfasser hat an der Ausgestaltung dieser Schulen in Preußen entscheidend mitgearbeitet. — Riegel.[25]) Beachtenswert, da es unseres Wissens der erste Fall ist, daß man auch in Bayern der Frage der deutschen Oberschule nähertritt. In den Einzelheiten stark durch die Mädchenschule beeinflußt. — Gaudig.[26]) Der Leipziger Führer ist tot. Wer von seinen Ideen einen Begriff bekommen will, muß die oben angeführten Bücher lesen. Wer aber von der Besonderheit dieser Persönlichkeit, von ihrem besonderen Reiz, von dem Sprühen des Geistes etwas verspüren will, der greife zu diesem Buch. Wir aber, die ihn kennen, werden es gern immer einmal ergreifen, und bei den kleinen feinen Lebensausschnitten seiner mit Dank und Wehmut gedenken. — Kutzner.[27]) Streng wissenschaftliche Erörterung des Problems der Willensfreiheit. Gleich bedeutsam für Erziehung wie Rechtsprechung, besonders für uns, wenn wir gezwungen sind, durch Strafe zu erziehen. — Lobsien.[28]) Geschickte Zusammenfassung der Ergebnisse der experimentellen Psychologie. Ihre nächsten Folgen für Erziehung und Unterricht. — Marx[29]) sucht den Eltern ihre Aufgabe dadurch zu erleichtern, daß er Verständnis für die einzelnen Forderungen der Schule erweckt. — Brather.[30]) Eine Zielweisung zur geistigen, künstlerischen und sittlichen Bereicherung auf Wanderfahrten, geradezu „Schülerwanderungen im Dienste der Deutschkunde". Besonders erfreulich, daß es ganz aus dem Leben erwachsen ist. — Fußhöller[31]) sucht engste Verbindung herzustellen zwischen Wandervogel und Schule, die Selbstbetätigung der Jugend für die Schule auszunützen. Besonderer Weg: Einführung der Dramatik als eines neuen Wahlfaches und Errichtung von Bühnenspielgemeinschaften. Auch für die, die nicht in allem folgen können, wegweisend. — Weltpfadfinderbewegung, Ringpfadfinder, Waldverwandtschaft, Neupfadfinder: Zeichen des leidenschaftlichen Suchens in einem Teile unserer aufstrebenden Jugend. Viel fremdes Vorbild, aber doch ein Durchdringen mit eigener Art. Hier gilt es gerade für uns einzusetzen, um das Grundständige zu stärken.[32-34])

Anhang.

Religiöse Erziehung. Baumgarten.[35]) Grundlegende Erörterung des ganzen Problems, und der Gründe des Mißerfolges. Eintreten für die Simultanschule als die Schule der Zukunft. — Hupfeld.[36]) Einordnung des Christentums in das moderne Leben. Besonders Stellung zu Volkstum und Staat. — Frick.[37]) Überblick über die gesamte religiöse Bewegung. Für uns besonders wichtig: neue Empfindung und das Unerbittliche. (Dichtung, Jugend, neue Romantik und Expressionismus.) — Baumgarten.[38]) Als Einblick in die seelische Stellung eines großen Deutschen auch deutschkundlich wichtig.

---

19) Kerschensteiner, Das einheitliche deutsche Schulsystem. Leipzig, B. G. Teubner. — 20) Lehmann, Rudolf, Die pädagogische Bewegung der Gegenwart. München, Rösl u. Cie. — 21) Östreich, Paul, Die Schule zur Volkskultur. Ebenda. — 22) Ders., Bausteine zur neuen Schule. Ebenda. — 23) Bader, Wolf, u. Schwarz, Sebald, Kern und Kurse. Leipzig, Quelle u. Meyer. — 24) Richert, Hans, Die Ober- und Aufbauschule. Ebenda. — 25) Riegel, Jul., Zur Frage der deutschen Oberschule. Nürnberg, Korn. — 26) Gaudig, Hugo, Was mir der Tag brachte. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. Grz. M. 2,40. — 27) Kutzner, Oskar, Freiheit, Verantwortlichkeit und Strafe. Langensalza, Beyer u. Söhne. — 28) Lobsien, Marx, Schülerkunde auf Grund von Versuchen. Leipzig, B. G. Teubner. Grz. M. 3,—. — 29) Marx, Ludwig, Wie helfe ich meinem Kinde bei den Hausaufgaben? M.-Gladbach, Volksverein.

30) Brather, Fritz, Schülerwanderungen. Leipzig, Quelle u. Meyer. — 31) Fußhöller, Leo, Wandervogel, Werktat, Dramatik. Hartenstein, Greifen-Verlag. — 32) Habbel, Franz Ludwig, Die Weltpfadfinderbewegung. Berlin, Weißer Ritter. — 33) Kibbo Kift, Die Waldverwandtschaft. Ebenda. — 34) Hargrawe, John, Das Wigwambuch. Ebenda.

35) Baumgarten, Otto, Die religiöse Erziehung im neuen Deutschland. Tübingen, Mohr. — 36) Hupfeld, Renatus, Grundfragen christlicher Lebensgestaltung. W. u. B. 179. Leipzig, Quelle u. Meyer. — 37) Frick, Heinrich, Religiöse Stimmungen der Gegenwart. W. u. B. 187. Ebenda. — 38) Baumgarten, Otto, Bismarcks Religion. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

Zum Deutschunterricht im allgemeinen.

v. Walther.[1]) Versuch, all die Bücher zusammenzustellen, die die deutsche Kultur erfassen lassen. Dazu Nachbargebiete unserer Kultur, überall nur das Notwendige und Wesentliche. Das heute Lebendige und morgen Wirksame. Wertvoller Wegweiser für die Jugend. — Grube.[2]) 17. Aufl. Völlig umgestaltet durch Aufsätze, die der jetzigen Lage gerecht werden. Also eine Sammlung aus Werken unserer Führer der Erdkunde. — Hofstaetter-Hofmann.[3]) Ein Auszug aus meiner Deutschkunde für die Hand des Schülers. Anregung zur Eigenarbeit durch Hinweise auf unser bestes erzählendes und dramatisches Schrifttum, um die knappe Darstellung zu beleben und zu vertiefen. — Hofstaetter.[4]) 4. Aufl. des Buches, Umgestaltung des Aufsatzes über Staatsentwicklung, Erweiterung der Aufsätze über Rechtsentwicklung, Ausbreitung des Deutschtums und die geistige Entwicklung. — Wels.[5]) Umfassende Darstellung des Werdens, der Blüte, der Kämpfe und der Reifezeit der Germanen. Kennzeichnung, wie die verschiedenen Zeiten das Bild der Germanen malten. Klare Darstellung, treffliche Abbildungen. — Schulz.[6]) Eine der wichtigen Arbeiten, die rein wissenschaftlich helfen, ein wahres Bild unserer Vorzeit zu gewinnen. Wertvolle Abbildungen. — Klemm.[7]) 4. Aufl. des tüchtigen Buches, das über die Kreise der Volksschule hinaus starke Verbreitung verdiente. Eine deutsche Sachkunde für die Zwecke der Schule mit unendlich vielen sorgsamen zusammengetragenen Beispielen. Ergänzt nunmehr durch eine Geschichte[8]) des Getreides, des Pfluges, der Mühlen und des Brotes. So umfaßt es alle die äußeren Formen des deutschen Lebens. Aufschlußreiche Abbildungen. — Seiler.[9]) Abschlußbände der Seilerschen Arbeiten über das Lehnwort und das Sprichwort: Das Lehnsprichwort, nach Gedankengruppen geschichtlich abgeleitet und Register über die deutschen Lehnsprichwörter, mittellateinische und griechische Sprichwörter. Ehre dem Verlag, daß er diesen Abschluß ermöglicht hat. — Bergmann.[10]) Besonderheit des neuen Wörterbuchs: Berücksichtigung der Mundarten und Fremdwörter. Betonung der Etymologie, Zusammenstellung kulturgeschichtlich wichtiger Wörter, dabei auch fremdsprachliche Wörter deutschen Ursprungs. Das Buch zwingt zur kulturgeschichtlichen Auswertung des Sprachschatzes. — Müller.[11]) Geradezu die Ergänzung zum vorigen, Wegweiser, wie im einzelnen überall Sprachkunde getrieben und ins Leben der Sprache eingeführt werden kann. — Biese.[12]) 2. Aufl. an einzelnen Stellen umgearbeitet und ergänzt und wesentlich eingestellt als Bericht über eigene Erfahrungen. — Rauh.[13]) Das Buch bedarf keiner Empfehlung mehr. Und daß gerade Martin Havenstein sich der neuen Auflage angenommen hat, sagt genug. — Ackerknecht.[14]) Für allgemeine Kreise gedacht, aus der Volkshochschule erwachsen, durch die ausgezeichneten Programme und die grundsätzlichen Ausführungen dazu auch für die Schule sehr wertvoll. — Riemann.[15]) Knapper Überblick über das dichterische Schaffen, wertvolle Anregung zur Vertiefung des Gelesenen. — Pache.[16]) Ausgezeichneter Überblick über die jüngste Dichtung, gleich brauchbar für Lehrer wie Schüler. — Peters.[17]) Sehr gute Quellensammlung, 24 der wertvollsten Lieder. Die Unterrichtsbeispiele dazu[18]) führen meines Erachtens mehr von dem eigentlichen Lied weg. Sie ziehen viel zu viel Abliegendes heran. — Janiczek.[19]) Eingehende Erörterungen, wie sich die Liebe für das Singen der Volkslieder wieder erwecken läßt. — Dillmann u. Wehrhan.[20]) Reime, Reigen und Rätsel für die singende, spielende Jugend, um sie wieder für tätige Ausnützung alten Gutes zu gewinnen. Ein Notenheft gibt die erwünschte Ergänzung. — Hayduk.[21]) Wiedererweckung alter Spiele und Bräuche, die hier zu einem entzückenden Ganzen zusammengefaßt sind. — Leitzmann.[22]) Neue Auflage der äußerst brauchbaren Quellensamm-

1) v. Walther, Hanns, Die Bücherei eines Deutschen. Berlin, Der weiße Ritter. — 2) Grube, August Wilhelm, Charakterbilder deutschen Landes und Lebens. Herausg. von Georg Dreßler. 17. Aufl. Leipzig, Brandstetter. Grz. M. 14,—. — 3) Hofstaetter-Hofmann, Kleine Deutschkunde. Grundzüge deutscher Lebensgestaltung. Leipzig, B. G. Teubner. Grz. M. 1,—. — 4) Hofstaetter, Deutschkunde. 4. Aufl. Ebenda. Grz. M. 6,—. — 5) Wels, K. H., Die germanische Vorzeit. Ein Buch von heimischer Art und ihrer Entwicklung. Leipzig, Quelle u. Meyer. — 6) Schulz, Walther, Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit. 2. Aufl. Mannus-Bibliothek 11. Leipzig, Kabitzsch. Grz. M. 5,—. — 7) Klemm, Gustav, Kulturkunde auf heimatlicher Grundlage. Tat und Ziel der Einheitsschule. 4. verm. Aufl. Dresden-N., Heinrich. Grz. M. 5,—. — 8) Ders., Kulturkunde II. Vom Hunger zum Brot. Ebenda. Grz. M. 2,50. — 9) Seiler, Friedrich, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Bd. VI u. VII. Das deutsche Lehnsprichwort 2. u. 3. Teil. Halle, Waisenhaus. M. 3,60 u. M. 1,—. — 10) Bergmann, Karl, Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Brandstetter. Grz. M. 10,—. — 11) Müller, Lotte, Deutsche Sprachkunde in der Arbeitsschule. Leipzig, Klinkhardt. Grz. M. 2,40. — 12) Biese, Alfred, Wie unterrichtet man Deutsch? 2. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer. — 13) Rauh, Sigismund, Deutsche Dichtung. Ein Weg, sie unseren Kindern lieb zu machen. 3. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Grz. M. 1,50. — 14) Ackerknecht, Erwin, Vorlesestunden. Berlin, Weidmann. Grz. M. 1,—. — 15) Riemann, Robert, Deutsche Poetik. Leipzig, Jäger. — 16) Pache, Alexander, Die deutsche Dichtung im 20. Jahrhundert. Ebenda. — 17) Peters, Ulrich, Das Volkslied im bürgerlichen Mittelalter. Schülerhefte 2, 1. Frankfurt a. M., Diesterweg. — 18) Ders., gleicher Titel. Unterrichtsbeispiele 2, 1. Ebenda. — 19) Janiczek, Julius, Im Zeichen des Volksliedes. Reichenberg, Franz Kraus. — 20) Dillmann u. Wehrhan, Vierzehn Engel fahren. Frankfurt a. M., Englert u. Schlosser. Dazu Notenheft. Grz. M. 0,50. — 21) Hayduk, Alfons, Das Maisingerspiel. Schweidnitz, L. Heege. — 22) Leitzmann, Albert, Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen. 2. Aufl. Bonn, A. Marcus u. E. Weber.

lung. — Lüers.[23]) Eine streng wissenschaftliche Ausgabe der Lieder, die in der Wertschätzung ja immer zunehmen. — Münchhausen.[24]) Auf einzelne dieser Einführungen in die Ballade habe ich bereits hingewiesen, als sie im literarischen Echo erschienen. Nun bringt dieser Band 11 Aufsätze über die bedeutendsten Balladen, Einfühlungen von einer Kraft, daß ich diesen Band in der Hand jedes Deutschlehrers wissen möchte. — Friese.[25]) Eine sehr gute Zusammenstellung alter und neuer Balladen für die Hand der Jugend. Man wird kaum etwas vermissen. Die Anordnung nach inneren Kreisen ist erfreulich. — Vesper[26]) ordnet nach Dichtern und diese geschichtlich. So kommt die große Linie der Entwicklung klar heraus. Neben Bekanntem steht viel Seltenes; dazu überraschend, wieviel aus Dichtungen Unbekannter beigebracht werden konnte. Ein Buch, das jedem Kenner dauernd Freude machen wird. Dasselbe gilt von der Sammlung geistlicher Dichtung.[27]) Auch hier viel Seltenes. — Schnitzler.[28]) Eine knappe, aber lichtvolle Erörterung der alten, aber immer dringenden Aufgabe. — Drach.[29]) Sprecherziehung nicht Aufgabe des Sprechkünstlers, sondern des Lehrers. Voraussetzung Kenntnis der Stimm- und Sprachbildung sowie der Sprachpsychologie. Erziehung zum freien Sprechen, zur Frage, zur Benutzung der Gebärde, zum Lesen, zum Vortrag von Dichtwerken, zum freien Vortrag und zur Redeübung. Ich gestehe, daß ich diesem Buch unendlich viel verdanke und es immer wieder gern zu Rate ziehe. Es weist uns Deutschlehrern schwere Aufgaben zu, zeigt aber auch die Wege zu ihrer Lösung.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für deutsche Philologie. 49. Bd., Heft 3 u. 4. H. de Boor beginnt eine Erörterung über die nordische Hildebrandsage. — M. Oessenich untersucht die Quellen der Elisabethlegende im gereimten Passional. — C. Consentius setzt die Mitteilungen aus Boies Nachlaß fort und teilt Briefe Klopstocks mit. — M. Daberkow bringt das adhramire der Lex Salica mit framea zusammen. — H. Naumann weist eine neue Beziehung der Nachtwachen des Bonaventura zu Brentano nach. — Chr. Rogge deutet Goethes Gedicht „Sprache". — Eingehender Bericht über die Vorträge auf der Jenaer Philologenversammlung und Besprechungen.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 47. Bd., Heft 2 u. 3. A. Wallner gibt textkritische Bemerkungen und Erläuterungen zum Reinhart Fuchs und zum Eingang des Willehalm. — H. Schneider sucht künstlerische Grundsätze in der Anordnung der Liederhandschrift *BC. — J. Loewenthal bespricht germanische Kultaltertümer und altgermanische Völkernamen. — L. Schücking verteidigt seine bekannte Datierung des Beowulf. — H. Kowalski-Fahrun setzt den ahd. Isidor gegen Ehrismann vor Alkuin. — A. Lasch belegt die Verwendung des Konjunktivs als Futurum im älteren Niederdeutschen. — W. Ziesemer belegt morgenländische Bestandteile in der Amtssprache des Deutschen Ordens. — F. R. Schröder behandelt die Etymologie von „Süden" und die Runeninschrift auf dem Marmorlöwen im Pyräus. — S. Singer gibt Bemerkungen zu Athis und Prophilias, J. L. Campion zu Ulrichs Tristan. — W. E. Collinson gibt Nachträge zu Holthausens nordfriesischen Studien. — V. Moser legt Studien vor zur Geschichte des Frühneuhochdeutschen, insbesondere des Drucker- und Bibeldeutschen. — R. Loewe behandelt gotische Namen in hagiographischen Texten, M. H. Jellinek die christliche Terminologie des Gotischen („Heide" wird wieder als Übersetzung von paganus in Anspruch genommen). — Grienberger setzt seine ahd. Texterklärungen fort. — J. Schnetz behandelt noch einmal ausführlich den Namen Germanen. In keltischer Lautgestalt überliefert könne er nach seinem Ursprung auch germanisch sein; er gehört etymologisch mit „Grimm" zusammen, bedeutet also etwa „die Grimmigen" oder „die Kriegerischen". — E. Kiefer möchte die große Heidelberger Liederhandschrift gegen Vogt eben auf Grund ihres Schreibgebrauchs in Konstanz entstanden sein lassen. — Derselbe erklärt den Umlaut in mhd. maentag aus einem *mantig. — R. Blümel gibt Nachträge zu früheren Aufsätzen über Vokalzusammensetzung und Reim. — R. Huß knüpft den Streit der Königinnen in der Nibelungensage an eine Stelle in Prokops Gotenkrieg.

Zeitschrift für deutsche Mundarten. Jahrg. 1922, Heft 3/4. K. Böttcher setzt seine Studien über das Vordringen der hd. Sprache in den Urkunden des nd. Gebietes vom 13. bis 16. Jahrhundert fort. — H. Gieseler erklärt das ē in den mnd. Vergangenheitsformen wi nēmen, gēven als ingväonisches Überlebsel. — W. Mitzka schildert die Mundart auf der kurischen Nehrung, J. Gréb die (südbayrische) von Deutsch-Pilsen in Oberungarn, K. Simon die von Langenselbold bei Hanau, F. Tita die hinterpommersche von Bublitz. — O. Weise sammelt die obd. Bestandteile der thüringischen Mundarten. — W. Stammler schildert das interessante „Halbdeutsch" der Esthen und gibt eine Bibliographie und Proben. — Besprechungen.

Jahrg. 1923, Heft 1/2. K. Jakob legt die Zeitwortbildung in der Verbaszer Mundart dar. — P. Pfeifer behandelt die Umlauts-

23) Lüers, Friedrich, Die deutschen Lieder der Carmina Burana. Ebenda. — 24) Münchhausen, Börries Frhr. v., Meisterballaden. Ein Führer zur Freude. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — 25) Friese, Hans, Von Sturm und Taten. Der Jugend Balladenbuch. Stuttgart, Thienemann. Grz. M. 6.50. — 26) Vesper, Will, Aus tausend Jahren. Deutsche Balladen. Leipzig, H. Haessel. — 27) Ders., Der deutsche Psalter. Ebenda. — 28) Schnitzler, Der Deutschunterricht als philosophische Propädeutik. Heidelberg, Ehrig. — 29) Drach, Erich, Sprecherziehung. Diesterwegs Deutschkunde. Frankfurt a. M.

der Tiroler Mundart des Reggelbergs. — W. Mitzka beschreibt die Mundart der Kolonie Hirschhof in Livland. — E. Müller zeichnet das Gebiet von „Matte" = Wiese. — H. Deiter und O. Philipp veröffentlichen ältere Mundartgedichte. — H. Teuchert bespricht Boßdorfs nd. Nachdichtung von Bürgers Lenore. — Th. Frings erläutert flämisch martiko „Affe" (= Martinchen). — S. Birnbaum schildert den jiddischen Vokalismus. — Besprechungen.

Germanisch-Romanische Monatsschrift. 10. Jahrg., Heft 6—12. F. v. d. Leyen beleuchtet die Rolle des Märchens in der Spielmannsdichtung. — R. Petsch gibt neue Beiträge zur Erklärung des Urfaust. — O. Walzel schildert Albrecht Schaeffers bisheriges Werk. — L. Spitzer leitet das „Assentieren" des österreichischen Militärdeutsch aus italienisch assentarsi „sich einreihen", eigentlich „sich setzen" (sedentare) ab. — G. Fittbogen will in C. F. Meyers Gedicht „Die Gaukler" Einfluß eines Gedichtes von Karl Candidus erkennen. — G. Schoppe gibt eine umfassende Geschichte des Wortes Philister. — H. Hecht unterrichtet zusammenfassend über Macphersons Ossiandichtung und die Anregungen, aus denen sie erwuchs. — F. Harder gibt zahlreiche Belege für ungenügendes Kopfrechnen der Dichter, indem genannte Ziffern zu den gemachten Angaben nicht stimmen. — A. Pick handelt über Änderungen des Sprachcharakters als Begleiterscheinung aphasischer Störungen. — R. Blümel tritt für vorsichtigen Gebrauch der Bezeichnungen „Regel" und „Ausnahme" ein. — E. Aulhorn weist psychoanalytische Anschauungen in modernen Dichtungen nach. — S. Exner legt Geschichte und Einrichtung des Phonogrammarchivs der Wiener Akademie dar, das eben einen Katalog seiner ersten 2000 Platten veröffentlicht hat. — F. Seiler handelt vom Sprichwort bei Goethe. — M. Günther weist eine neue Quelle nach für die Robinsonade im 6. Buche des Simplizissimus. — L. Mühlhausen sucht durch neue Beobachtungen zu erweisen, daß das Mabinogi von Peredur Chrestiens Conte del Graal benützt hat. — F. R. Schröder gibt Beiträge zur Erklärung des Ackermann aus Böhmen. — V. Schirmunski deutet den Kümmermann in Arnims „Halle und Jerusalem" auf Tieck.

11. Jahrg., Heft 1—4. R. Petsch bespricht Storm Jamesons Kritik des europäischen Dramas der Gegenwart. — H. Hellmann sucht Spiegelungen von Goethes Persönlichkeit in Klingers Werken. — F. Seiler stellt sprichwörtliche Lebensbeobachtungen und Lebensregeln nach inhaltlichen Gruppen zusammen. — H. Meyer-Benfey bespricht Hebbels „Agnes Bernauer". — E. Rose gibt Beiträge zur Geschichte der politischen Komödie in Deutschland.

Philological Quarterly. A Journal Devoted to Scholarly Investigation in the Classical and Modern Languages and Literatures. Diese neue, im Verlage der Universität Jowa von Hardin Craig, den für den germanistischen Teil Ch. B. Wilson unterstützt, herausgegebene Zeitschrift enthält in den ersten 5 Heften, die uns vorliegen, aus dem Bereiche der Deutschkunde folgende Aufsätze: Cutting beleuchtet die Einseitigkeit, mit der Treitschkes Deutsche Geschichte Turner und Burschenschaft dargestellt hat. — Ibershoff schildert Bodmers literarische Abhängigkeit von Milton. — Larsen bespricht Wittichs Rolle in der Dietrichsage. — Briggs bespricht Glovers Einfluß auf Klopstock. — Ullmann erörtert die von Tacitus behauptete Vorliebe der Germanen für bestimmte römische Münzarten. — McCartney stellt Zahlen von volkskundlicher Bedeutung aus Plinius Naturgeschichte zusammen.

Revue germanique. 13. Jahrg., Nr. 4. J. A. Bertrand beschließt seine Studie über A. W. Schlegels Beziehungen zu Frankreich. — A. Favre bespricht moderne deutsche Lyrik. — 14. Jahrg., Nr. 1. A. Ehrhard behandelt die Beziehungen Bettinens zum Fürsten von Pückler-Muskau. — A. Fournier bespricht den deutschen Roman der Gegenwart. — Besprechungen.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 30 bis 32. Jahrg., Heft 2 u. 3. Th. Zachariae bespricht Markolfs Nachtwache mit Salomo. — P. Sartori gibt einen Bericht aus der Sammlung, die anläßlich der Beschlagnahme unserer Glocken für Kriegszwecke seit 1917 veranstaltet wurde, um den volkskundlichen Stoff zu gewinnen, der an die Glocken sich knüpft. — Mitteilungen verschiedener Verfasser über ein französisches Kinderlied im deutschen Volksmund, jüdische Schwänke, die Verwunderungsrätsel, Verwendung der Schafgarbe zur Erzeugung von Nasenbluten und einem Liebesorakel, zur Geschichte des Wortes „Volkskunde", zum Erbleinschmiederlied, Kartenlegen, Fortleben alter Legenden, aus H. Kestners Volksliedersammlung, zur Sage von der erweckten Scheintoten, über ostpreußische Adventspiele, zum Werwolfaberglauben, über Fadenabhebefiguren, das Sprichwort „den Hund vor dem Löwen schlagen", Lares grundules, Tod und Grab, die Satorformel, österliche Besprengung mit Wasser, den Mittelpunkt der Erde, Freimaureraberglauben. — Literaturberichte von Bolte, Boehm u. a. — Nachrufe.

Archiv für Kulturgeschichte. 15. Bd. H. Schönebaum zieht Richtlinien für die Bearbeitung einer Weltgeschichte. — W. Baumgartner entwickelt die Auffassungen des 19. Jahrhunderts vom israelitischen Prophetismus. — K. Dietrich schildert den Einfluß, den die geistlichen Herrschaften auf die deutsche Volks- und Kulturentwicklung genommen haben. — F. X. Thalhofer macht Mitteilungen aus den Reisebriefen eines Freisinger Kanonikus von 1789—92, Bruders des romantischen Philosophen Baader. — C. Gebauer handelt über die bürgerliche Sittenreform des 18. Jahrhunderts. — O. Clemen veröffentlicht Briefe eines Mitauer Gymnasiallehrers von 1791—95. — W. Müller berichtet vom Hubertusschlüssel, mit dem die Tollwut ausgebrannt wurde. — R. Falk handelt über italienisch-deutsche Kulturbeziehungen in der Zeit von 900—1056. — A. Hessel schildert den Werdegang der Renaissance in Italien. — A. v. Fumetti sucht die deutsche Rechtsentwicklung als organischen Vorgang trotz Rezeption des römischen Rechts zu erweisen. — Literaturberichte von H. Mölefindt über Vorgeschichte und H. Schönebaum über Geschichte der Bildung und des Bildungswesens.

F. P.

Neue Jahrbücher. (B. G. Teubner.) 51. Bd. 1. Heft. Otto Pniower: „Der Prolog im Himmel in Goethes Faust" gibt eine Erklärung aus der Entstehungsgeschichte heraus.

Das humanistische Gymnasium. (Winter.) 1923, Heft I/II. Borst, Theodor Storms Verhältnis zur Antike.

Das Inselschiff. (Inselverlag.) Sommer 1923: u. a. Felix Braun, Der österreichische Schriftsteller. Proben von R. M. Rilke, Jean Paul, Salis-Seewis, Ricarda Huch, Estimu; Holzschnitte von Altdorfer und aus dem Volksbuch: Die schöne Melusine und ein Faksimile zu „Annette".

Die schöne Literatur. (E. Avenarius.) 24. Jg. Nr. 12: H. W. Fischer: Hans Brandenburg. Nr. 13: Rudolf Paulsen, Neue Lyrik. Nr. 14: Albrecht Schaeffer, Die Lyrik der Irene Forbes-Mosse. Nr. 15: Rudolf Paulsen, Otto zur Lindes Weg und Werk. Nr. 16: Will Scheller, Paul Scheerbart. In allen Heften neue Bücher, Bühnen. Jahresernte Bogen 6: W. G. Hartmann, Die Tiere der Insel. Bogen 7: Josef Winkler, Irrgarten Gottes. Rudolf G. Binding, Stolz und Trauer. Hans W. Fischer, Schwert. Bogen 8: Wilhelm v. Scholz, Das Inwendige. R. M. Rilke, Sonette an Orpheus.

Deutsche Bildung. (Diesterweg.) IV, 2: Franz Schultz. Einiges über Deutschkunde. IV, 3: Alfred Hettner, Die Bedeutung der Geographie für die Deutschkunde.

Monatsschrift für höhere Schulen. (Weidmann.) XXII, 7/8: Moestue, Die Reform der Germanistik und der Neuphilologie durch Konzentrations-Studiengänge.

Deutsches Philologenblatt. (Quelle u. Meyer.) 31, 18: A. Peters, Die grundständige deutsche Oberschule. Ein Versuch am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

Monatshefte für deutsche Erziehung. (Wien.) 1, 4—6: Erwin Mehl, Die Leibesübungen bei den alten Germanen. Heft 6: Fritz Karpf, Zum neuen Deutschunterricht in der Mittelschule (eine kritische Würdigung besonders im Blick auf Deutschösterreich).

Grenz- und Auslandsdeutschtum.

Schleswig-holsteinische Blätter. (Rendsburger Volkshochschulgemeinschaft.) Heft 5—7: Edert, Das Problem der deutschen Schule in seiner besonderen Bedeutung für die Nordmark. — Mähl, Heimatgeschichte für die höheren Schulen der Provinz. — Ehlers, Geschichtslehrplan. — Alnor, Literatur zur schleswig-holsteinischen Geschichte.

Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen. Heft 1. (Posen, Historische Gesellschaft.) U. a.: Wotschke, Vom geistigen Leben einer Posener Kleinstadt im 17. u. 18. Jahrh. — Kothe, Goldschmied Andreas Heidücker in Breslau. — Eichler, Andrespol (Ansiedlungsgeschichte.) — Kargel, Deutsche Reigenspiele. Festbräuche und Kinderreime aus Kongreßpolen. — Heft 2 (Sonderheft): Das Posener Land (Warthe- und Netzegau). Teil I: Lage, Aufbau und Entstehung von Hermann Schütze.

Anschließend sei aufmerksam gemacht auf den schönen Druck: Nicolaus Coppernicus aus Thorn: Über die Umdrehungen der Himmelskörper. Aus seinen Schriften und Briefen. Posener Drucke hg. von Hermann Rauschning I. Posen. Verlag der Deutschen Bücherei.

Schule der Deutschen Kolonie zu Mexiko. Bericht über das 29. Schuljahr. Der Bericht zeugt von dem regen Leben in dieser Schule, die Deutschen wie Einheimischen dient. Hervorragend ist die Heranziehung der Jugend besonders zu Theateraufführungen. Außer bestem Gut der Heimat dient dazu jetzt ein deutsch-mexikanisches Festspiel von Ernst Feise, das die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Mexiko geschickt vorführt. W. H.

Bücherschau.

Von **Walther Hofstaetter.**

Ausgaben und Sammlungen.

Goethes Werke. Hg. v. Müller-Freienfels. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. Bd. 3 u. 4: Gedichte. Bd. 13: West-östlicher Divan. Glänzender Abschluß der 30bänd. Ausg., die für das Verständnis Goethes als deutschen Dichters in weiten Kreisen Großes wirken wird.

Grillparzer. Ausgew. Werke in 2 Bänden. Hg. v. Albert Zipper. Leipzig, Reclam. Neuauflage der empfehlenswerten Ausg., kurze Einführung, alles, was für das Verständnis des Dichters wichtig ist, alle Dramen u. a.

Lessing. Poetische und dramatische Werke. Hg. v. Rob. Riemann. Ebenda. Neudruck der verdienstlichen Ausg., Einführung verbindet geschickt Leben und kritische Würdigung der Werke.

Jaegersche Sammlung deutscher Schulausgaben. Leipzig, Jaeger. 37: Richard Wagners Briefe, hg. v. Meinck. Grz. —,40. 38: Keller, Grüner Heinrich, Auswahl v. Gumlich. Grz. —,60. 39: Altgermanische Dichtung (Auswahl aus Edda, Prosastücke a. d. Sagas), hg. v. Meyn. Grz. —,40. Besonders zu begrüßen der letzte Band, der eine Lücke ausfüllt. Gegen eine Auswahl aus einem Roman mit verbindendem Text habe ich Bedenken.

Novellenbücherei für das deutsche Haus. Leipzig, Quelle u. Meyer. Storm, Der Schimmelreiter. Keller, Der Landvogt von Greifensee. Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. Erlesenes Gut in entzückender Ausstattung, kurzes Nachwort, Leben und Würdigung, von R. Steinert.

Velhagen u. Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bd. 190: A. Stifter, Auswahl aus seinen Schriften. Hg. v. J. Wychgram. Kurze Einführung, Heidedorf, Granit, Bergkristall, Brigitta, Über das Freiheitsproblem.

Hebbel, Steigendes Leben. Gedichte. — Heine, Es fällt ein Stern herunter. Beide Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder. Grz. —,45, kart. —,75. Heines reinste Lyrik und Hebbels schönste,

tiefste Gedichte ausgelesen, in guter Ausstattung.

Reclams Universalbibliothek. Neuerscheinungen. 2254—56: Heine, Letzte Gedichte u. Nachlese. 6391/2: Albert Geiger, Jutta, eine Familiengeschichte. 6393: Th. Körner, Cleant und Cephise. 6394/5: Stoy, Hauspädagogik. 6396: Heinrich von Stein, Geschichtliche Szenen. 6397/8: Brehm, Katzenartige Raubtiere. 6399: Abraham a Sancta Clara, Wunderlicher Traum von einem großen Narrennest. 6400: Kurt Martens, Abenteuer der Seele, Novelletten. 6401: Pauline Wörner, Judenkirschen (eine Geschichte vom Kaiserstuhl). 6402/3: Brehm, Halbaffen. 6404: Ertl, Sternschnuppen, Novelle. 6405/7: Gustav Schwab, Die Sagen Trojas (4. u. 5. Buch). 6408: Lessing, Der Schatz. 6409/10: Oskar Wilde, Das Granatapfelhaus (vier Märchen). Wieder lauter Wertvolles.

Dasselbe gebunden: Geiger, Jutta; Martens, Abenteuer der Seele; Lenau, Faust. Als Geschenke zu empfehlen.

Reclams Reihenbändchen. Grz. —,10. 1. Hebel, 13 Erzählungen. 2. Arnim, Der tolle Invalide. 3. Bürger, Münchhausen. 4. Volkmann-Leander, Märchen. 5. Andersen, Märchen. 6. Schiller, Lied von der Glocke und andere Gedichte. 7. Schiller, Balladen. 8. Storm, Gedichte. 9. Mörike, Gedichte. 10. Ewald, Märchen. 11. Tietsch, Wiesenmärchen. 12. Bräker, Unter den Fahnen des Großen Friedrich. Diese hübschen kleinen Auswahlbände sind letzte Rettung für den Unterricht.

Der Schatzgräber. Dürerbund: München, Callwey. 107: Gottfried Keller, Gretchen und die Meerkatze, Der gefräßige Hans. 108: Brehm, Die Affen. 109: Basile-Brüder Grimm, Die fünf Tage (Märchen). 110: Brehm, Löwen, Tiger und Leoparden. 111: Maeterlinck, Leben der Bienen. 112: Heer, Fahrend Volk. 113: Dörfler, Das Glück im Winkel. 114: Adolf Bartels, Feste. — Wir begrüßen, daß die verdienstliche Sammlung so erfreulich fortgesetzt wird.

Der deutsche Spielmann. Hg. v. Ernst Weber. München, Callwey. 3. Aufl. Grz. 1,—. Bd. 7: Schalk (Buchschmuck Julius Diez). Bd. 9: Arbeiter (G. O. Erler). Bd. 16: Gute alte Zeit. — Mit dem Hinweis auf diese Sammlung holen wir ein altes Versäumnis nach. Wo noch Schülerbüchereien ohne diese ausgezeichnete Auswahl sind, sollten sie diese Lücke bald füllen. Besondere Aufmerksamkeit verdient Bd. 9.

Sammlung Göschen. Berlin, de Gruyter. Grz. 1,—. Nr. 727: Hans Naumann, Althochdeutsche Grammatik. 2. verb. Aufl. Besonderheit: Die Herleitung der ahd. Dialekte vom Westgermanischen, systematische Darlegung der Auslautgesetze, höhere Flexionslehre.

Wissenschaft u. Bildung. Leipzig, Quelle u. Meyer. 188: K. Hassert, Das Wirtschaftsleben Deutschlands und seine geographischen Grundlagen. — Besonders wichtig Beziehungen zwischen Boden, Klima und Wirtschaft. 186: v. d. Pfordten, Robert Franz. — Für uns sehr wichtig wegen der vollständigen Übersicht über alle Lieder und der Hinweise auf Kompositionen gleicher Texte durch andere.

Dürerbundflugschriften. 189: L. Eger, Der Kampf um das neue Kino. 190: Ginzberger, Naturschutz, eine Forderung der Kultur. 191: Erdmann, Die Technik des Debattierens. 192: E. K. Fischer Die neue Kunst und die Kirche. Schon die Titel beweisen die Bedeutung.

Kunst und Kultur.

Wolf, Gustav: Das norddeutsche Dorf. München, Piper. Neben Rebensburgs Buch über das süddeutsche Dorf tritt nun diese Darstellung, die für die Deutschkunde von außerordentlicher Bedeutung ist. Ausgehend von den Grundformen ländlichen Hausbaues schildert Wolf alle verschiedenen Bauernhausformen, sodann spricht er von Innenräumen und ihrem Schmuck. Dann folgen Einzel- und gesellige Siedlung, Dorfkirchen und dörfliches Gesamtbild. Das alles wird so lebenswarm geschildert, daß es Verstand und Gemüt befriedigt. Dazu treten 141 prachtvolle Abbildungen. So wird das Buch in weiten Kreisen Verständnis und Liebe erwecken für Formen deutschen Lebens, auf die wir besonderen Wert legen müssen.

Much, Hans: Niederdeutsches gotisches Kunsthandwerk. Mit 100 Abb. Braunschweig, Westermann. Was hier an ausgeprägt deutscher Kunst dargeboten wird, überwältigt durch seinen Reichtum. Mit Liebe führt Much zu den Werken hin, den Schöpfungen in Holz, Eisen, Keramik, Metallguß, Gewebekunst, Edelschmiedkunst, Glas. Überall wird die gotische Kunst in den großen Zusammenhang der Entwicklung gestellt, überall die Werkgesinnung hervorgehoben. Ein Buch, das in die Tiefe führt.

Schmarsow, August: Die Kompositionsgesetze in der Kunst des Mittelalters. Bonn-Leipzig, Kurt Schroeder. Die beiden Schlußbände behandeln Malerei und Plastik, leiten sie aus den elementaren physiologischen Funktionen des mittelalterlichen Menschen ab. Wie sich die Baukunst auf der Grundlage der Muskel- und Tastempfindungen erwachsen zeigte, so ist auch für die Malerei und Plastik das mimische Gebaren Grundlage; dazu tritt hier nun entscheidend die Dichtung, indem sie Darstellungsinhalte liefert. Diese werden aber in räumliche Anschauung übersetzt nach inneren Gesetzmäßigkeiten, deren Aufzeigung das besondere Verdienst Schmarsows ist. Eingehende Einzelbesprechungen von kristallklarer Darstellung zeigen auch dem Kunsterzieher ganz neue Wege zur Erfassung mittelalterlicher Kunst.

H. Buschmann, Löbau.

Tietze, Hans: Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abb. Leipzig, Inselverlag. Von den Malern der Generation nach Dürer ein besonders persönlicher, in vielem moderner, kein Handwerksmeister, ein Mann, der für sich und Liebhaber arbeitet. Nicht ein ganz Großer, aber ein Besonderer: Vater der reinen Landschaft, in seinem Ringen um den unendlichen Raum ein ganz nordischer Künstler. So tritt er hier vor uns. Das Buch weitet unseren Blick für die nachdürersche Kunst, die voll Wertes war, ehe sie sich in Manier verlor. Ausstattung glänzend.

Potpeschnigg-Holtei, Luise: Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst. Wien, Österreichischer Schulbücherverlag. Das Vorwort zur 2. Aufl. kann mit Recht hinweisen auf das immer zunehmende Bedürfnis nach Kunstbetrachtung. Noch gibt es hierfür nicht allzu viel Vorbilder und Erfahrung. Um

so wertvoller diese Handreichung, die die handwerklichen und geistigen Werte gleichermaßen berücksichtigt und klarstellt.

Grünewaldmappe. Hg. vom Kunstwart. Einleitung von P. Schubring. Grz. 3,—. Verwunderlich, daß der Kunstwart erst jetzt diesem Großen eine Mappe gewidmet hat, aber erfreulich, daß es nun geschehen ist. Grünewald Schülern nahezubringen war bis vor kurzem fast unmöglich, diese Mappe ist ein wertvolles Hilfsmittel durch die großen, eindrucksvollen Abbildungen und die sehr gute Einführung.

Das Freiburger Münster. Führer von Kempf und Schuster. Freiburg, Herder. 2. bis 4. Aufl. Grz. 3,—. Bei der Bedeutung des Bauwerkes hat dieser Führer mit seinen ausgezeichneten Abbildungen Wert für alle Freunde deutscher Kunst, besonders der gotischen Steinplastik.

Moser, H. J.: Musikalisches Wörterbuch. Leipzig, B. G. Teubner. (Kleine Sachwörterbücher Nr. 12, geb. M. 2,50.) Aus der Hand des klugen Schilderers der deutschen Musikentwicklung ein feines Nachschlagewerk, das jedem Freund der Musik ein wertvoller Helfer werden wird und geeignet ist, die musikalische Bildung allenthalben zu vertiefen.

Sage und Geschichte.

Herwig, Franz: Deutsche Heldenlegende. 1. Heft: Der Führer. 2. Heft: Der Namenlose. 3. Heft: Widukind. 4. Heft: König Otto und sein Sohn. Freiburg, Herder. Grz. je 0,70. Die ersten von 14 Erzählungen, in denen der unseren Lesern längst bekannte Dichter die große Vergangenheit unseres Volkes erstehen lassen will: Die Wanderzüge der Germanen, das Eindringen des Christentums bis zu Otto dem Großen. Eindringlich erzählt, wie noch manche Alten erzählen, in Ausspinnen und Zusammenfassen — so wollen diese Bücher in der Jugend neue Kraft zeugen.

Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Bd. 3: Auszüge aus Ammianus Marcellinus. 2. Aufl., übersetzt von Wilhelm Reeb. Bd. 95: Das Register Innocenz III. über die Reichsfrage. 1198—1209. Übersetzt in Auswahl und erläutert von Georgine Tangl. Leipzig, Dyk. (Bd. 3: 5,—, geb. 6,50. Bd. 95: 8,—, geb. 10,—.) Die Reebsche Ausgabe sucht dem Text möglichst nahezukommen und ist reichlich mit Anmerkungen versehen. Der neue Band behandelt einen besonders wichtigen Abschnitt der deutschen Geschichte und führt tief hinein in die Zeit Walthers v. d. Vogelweide. Beide Bände sind wertvolles Gut für jeden Deutschkundler.

Collischonn, G. A. O.: Geschichte und Volksaufgabe. (Ziele und Wege der Deutschkunde 6.) Frankfurt a. M., Diesterweg. Eine klug abwägende Arbeit, die besonders der deutschen Geschichte gilt: ihre Betrachtung soll die Einheit des deutschen Volkstums aufbauen: politische, kulturelle Einheit und Reinhaltung des Volkstums von Überfremdung.

Brinkmann, Carl: Die bewegenden Kräfte in der deutschen Volksgeschichte. Leipzig, B. G. Teubner. Die antiken und die germanischen Grundlagen — Königtum und Stämme. Lehnsstaat und Geldwirtschaft. Ständestaat und Reformationsgedanke. Absolutismus und Kapitalismus. Revolutionen und Weltzusammenhänge. Ein wertvolles Buch, anregend durch seine großen Zusammenstellungen.

Wolf, Heinrich: Angewandte Kulturgeschichte in Mythus, Sage, Dichtung. Leipzig, Weicher. Grz. 4,—. Ein Buch, das niemand ohne Bereicherung benutzen wird, ein ganz persönliches Buch, mit Kanten und Ecken, aber darum bricht sich das Licht immer neu und überraschend. Viel feine Beobachtungen neben manchem, das fremd anmutet. Ein Buch, das ich in meiner Bücherei nicht missen möchte.

Verschiedenes.

Heimatbücher. Leipzig, Brandstetter. Grz. 7,50. Großböhmerland von E. Hadina u. W. Müller-Rüdersdorf. Nun ist auch dieser Teil deutschen Landes, der uns in seinem harten Kampf um die Wahrung deutscher Art besonders lieb ist, in der ausgezeichneten Sammlung vertreten. Ein überwältigendes Bild deutscher Kultur tritt hier vor uns und eine Natur von besonderer Schönheit. Die Auswahl ist ausgezeichnet.

Flemes, Bernhard: Strom und Hügel. Ein Buch vom Weserbergland. Goslar, F. A. Lattmann. Grz. 2,—. Ein sehr schönes Heimatbuch, knappe Skizzen voll Liebe und voll Kraft, das Wesentliche zeigend, aber auch dem Stillen gerecht. Geschmückt mit entzückenden Zeichnungen von Karl Reinicke-Altenau.

Ut olle Tiden. Plattdeutsche Geschichtsquellen. Hg. v. Walter Schmidt. Wolgast, Paul Christiansen. Klassenlesestoff für Pommern, Reuter und Brinkmann für den deutschen und Geschichtsunterricht bereitgestellt; sehr verdienstlich.

Breitenberg, Weckrufe an das deutsche Volk. Berlin, Dob-Verlag. Unbekannteres Gut von Moscherosch und Logau bis Holtei; sehr zeitgemäß.

Geestländer Tänze. Gesammelt von Anna Helms u. Julius Blasche. Leipzig, B. G. Teubner. Grz. —,40. Eine entzückende Erweiterung der Teubnerschen Sammlungen von Volkstänzen. Kraftvoll.

Wild, Erich: Klingender Feierabend. Zum Liederklang den Lautenschlag, wie ich ihn leicht erlernen mag. Leipzig, B. G. Teubner. Kart. Grz. 1,20. Einführung ins Lautenspiel mit 25 der gesungensten Volkslieder.

Um Bach und Beethoven. Novellen von Söhle, Gerster, Stern, Richard Wagner u. Wilhelm Schäfer. Stuttgart, Strecker u. Schröder. Grz. 1,50. Wie die Novellen über unsere Dichter, so ist auch diese Sammlung lebhaft zu begrüßen. Läßt sie uns doch mit unseren Großen mitleben, lehrt geschichtlich fühlen, was ebenso wichtig ist wie geschichtlich denken.

Ostertag, Otto, Meine grüne Insel. Gedichte. Heilbronn-Salzer. Starke Stimmungen, scheu verhaltenes Erleben, reine Formschönheit, kraftvolle Töne der Vaterlandsliebe.

Sprechzimmer.

„Zum Pakt in Goethes Faust."

Im 3. Heft dieser Zeitschrift beschäftigt sich ein Aufsatz mit dem „Pakt in Goethes Faust". Was er zur Deutung der Stelle beiträgt, erfüllt nicht seinen Zweck, ist im Gegenteil eher dazu angetan, Unklarheiten zu schaffen oder den Sinn der Verse zu verdunkeln.

Aus dem Zusammenhang betrachtet, enthält die Stelle überhaupt keine Schwierigkeit. Faust hatte vorher gesagt:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden" usw.

Faust will also hier auf Erden in den Vollbesitz aller Genüsse und alles Glückes kommen und hier zufrieden werden, wenn das überhaupt möglich ist. „Gut", sagt Mephisto, „In diesem Sinne kannst du's wagen ... Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn." Faust, in der tiefen Überzeugung, daß Mephisto das hohe Streben des Menschen gar nicht begreife, geht äußerlich im Ernst, aber im Innern ihn ironisierend auf Mephistos Vorschlag ein und verlangt von ihm nun tatsächlich Dinge, die noch kein Mensch gesehen hat, die es eben in der natürlichen Welt nicht gibt. Denn jede Speise sättigt, kein Gold zerrinnt wie Quecksilber, bei jedem Spiel gewinnt man, ist es der eine nicht, ist's der andere; kein Mädchen gibt es, das an der Brust des Geliebten treulos dem Nachbar zuwinkt, keine Ehre verschwindet leuchtend wie ein Meteor, sondern immer im Dunst der Unmoral und Sittenlosigkeit, keine Frucht fault, ehe man sie bricht, und es gibt keinen Baum, der sich täglich neu begrünt.

Faust also, der die Welt und ihre Herrlichkeiten zur Genüge kennt, verlangt von Mephisto gemäß seinem Versprechen etwas, was noch nie ein Mensch gesehen hat, eine Umkehrung der Natur und ihrer Gesetze. Damit stimmt sehr wohl zusammen, was Mephisto antwortet:

„Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht,
Mit solchen Schätzen kann ich dienen."

Seine späteren Zauberkünste (vgl.: „Du sollst in diesen Tagen mit Freuden meine Künste sehn") bestätigen sein Versprechen zur Genüge. „Aber", so fährt er fort, „guter Freund, die Zeit kommt auch heran, wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen." Der Sinn ist der: Jetzt magst du ja das Unmögliche verlangen, aufgeregt und unruhig wie du bist. Aber der Mensch kommt nachgerade auch in die Zeit, wo er am ruhigen Genuß dieser Welt Behagen findet und nicht himmelanstürmend das Unmögliche und Übernatürliche begehrt. Der folgende Vertrag schließt sich dann ganz logisch und in strengem Zusammenhang den vorhergehenden Gedanken an.

Züllichau. Dr. Hamann.

Ein holländisches Preisausschreiben für handelssprachliche Forschung.

Der Verein für sprachkundlichen Handelsunterricht in Rotterdam (Vereeniging voor taalkundig handelsonderwijs) ruft auf zur Sammlung und sprachgeschichtlich-psychologischen Verarbeitung des Wortschatzes des deutschen Handels. Anforderungen: 1. Sammlung des Wortschatzes eines oder mehrerer Handelszweige unter Veranschaulichung des Gebrauchs durch Belege; 2. sprachgeschichtlich-psychologische Behandlung; 3. Zitate aus älteren Sprachstufen oder aus fremden Sprachen müssen in Anmerkungen in die neuhochdeutsche Sprache übersetzt werden; 4. Arbeiten, in deutscher Sprache gut lesbar, in lateinischer Schrift, einseitig, bis 1. Oktober 1924 an Dr. E. E. J. Messing, Rotterdam, Schiedamscheweg 202b, mit Kennwort. Verfassernamen mit Kennwort in besonderem Umschlag. Preise: 125 u. 75 holl. Gulden. Näheres durch Dr. Messing.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03973 3640

